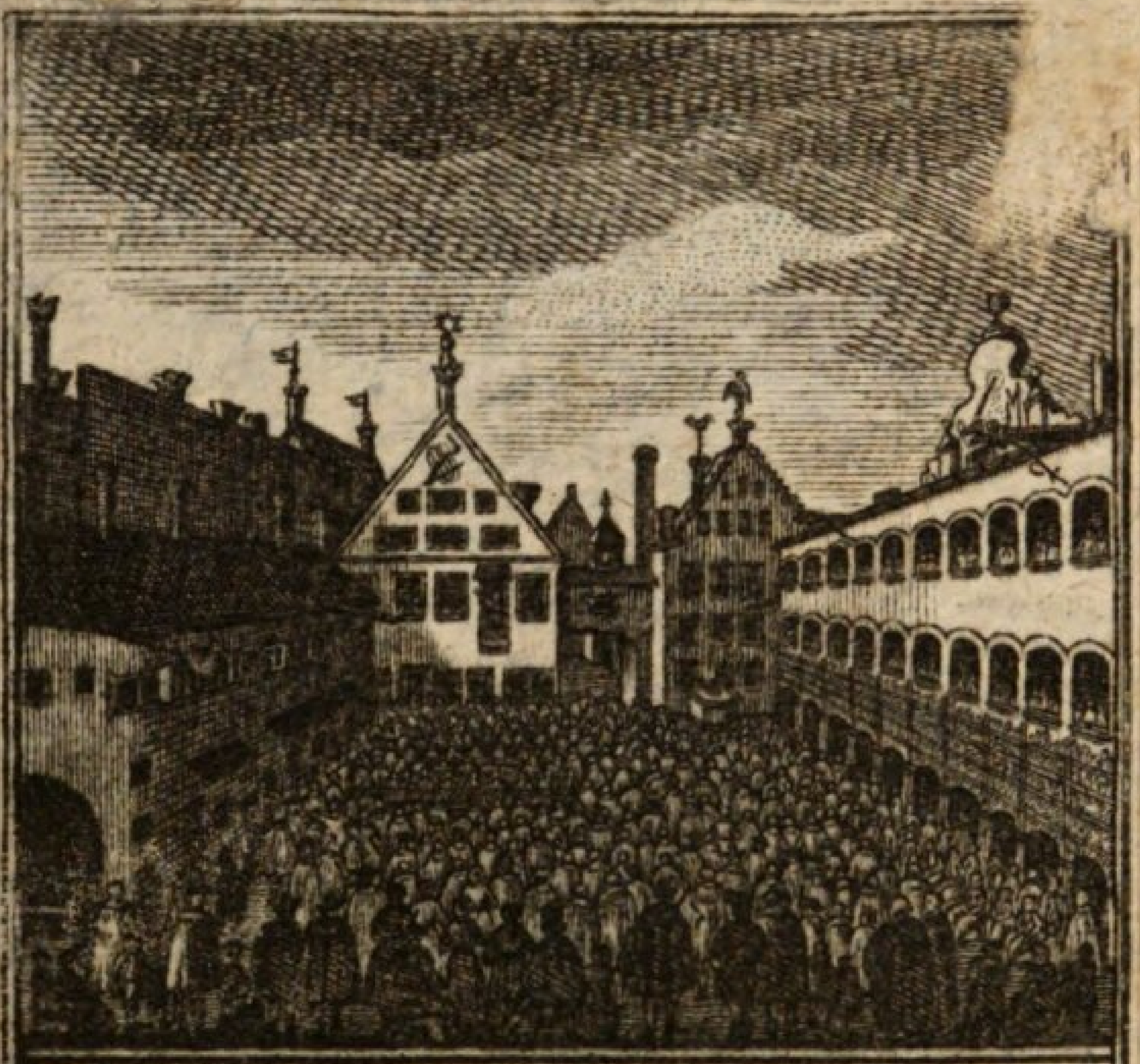
Nat
60
(1



Ex Bibliotheca
Collegii Evangelici,
Aug. Vindel.

L. M. Steinberger

Wagner sc. Lips.

Reinhardsbrunn.

Gemeinnützige
Naturgeſchichte
Deutſchlands
nach allen drey Reichen

Ein
Handbuch
zur deutlichern und vollſtändigern
Selbſtbelehrung
beſonders
für Forſtmänner, Jugendlehrer und Oekonomen

von
J. M. Bechſtein

EIGENTHUM DES COLLEGIUMS IN AUGSBURG ST. ANNA

Erſter Band
welcher die nöthigen Vorkenntniſſe und die Geſchichte der Säugthiere enthält

Mit Kupfern

Leipzig 1789
bey Siegfried Lebrecht Cruſius

Dem

Durchlauchtigſten Fürſten und Herrn

Herrn

Ernſt dem Zweyten,

regierenden Herzog zu Sachſen-Gotha und Altenburg

meinem gnädigſten Landesvater.

Durchlauchtigſter Herzog,

Gnädigſter Herr!

Unter Ew. Durchlaucht landesväter-
lichem Schutze bearbeitete ich bisher das-
jenige wiſſenſchaftliche Feld, von welchem
ich

ich jetzt die Erſtlinge einzuſammeln wage. Dieſe Erſtlinge Ew. Durchlaucht als ein Dankopfer zu weihen, gebeut mir nicht nur die Pflicht eines Herzens, welches das Glück zu ſchätzen weiß, un-

ter

ter einem ſolchen Fürſten zu leben, ſondern auch die Wiſſenſchaften ſelbſt, welche, wie alle Wiſſenſchaften und Künſte, Ew. Durchlaucht hohen Huld und Beförderung ſich zu erfreuen hat.

Mit

Mit ſolchen Geſinnungen leget ehr=
furchtsvoll dieſes Opfer nieder

Ew. Durchlaucht

unterthänigſter
Johann Matthäus Bechſtein.

Vorrede.

Bekanntſchafft mit den Produkten unſerer Erde überhaupt iſt jeder Menſchenklaſſe nützlich; ganz vorzüglich aber die Kenntniß der vaterländiſchen. Oft, laut und nachdrücklich ſagten dieß die aufgeklärteſten Männer, und ihr Zuruf wurde auch in unſern Zeiten ſo allgemein anerkannt, daß man es für überflüßig halten könnte, dieſe Behauptung hier nochmals auseinander geſetzt zu leſen. Allein die Wichtigkeit der Sache entſchuldigt, glaube ich, jede Wiederholung. Mit den Worten meines würdigen Freundes, Herrn Profeſſor Salzmanns, der ſie ſchon ſo oft in ſeinen Schriften auf das einleuchtendſte dargeſtellt und eingeſchärft hat, leg ich ſie daher meinen Leſern nochmals ans Herz *).

„Ein

*) Noch etwas über die Erziehung von C. G. Salzmann. S. 24. Ein mehreres hierüber findet man noch in Stuvens vortreflichen Abhandlung über

„Ein Hauptmangel in unſerer Erziehungskunſt, dem noch abgeholfen werden muß, iſt dieſer, daß man die Jugend zu wenig mit der Natur bekannt macht. Ein Hauptmangel iſt es. Denn die Natur iſt, nach einem bekannten Gleichniß, Gottes Buch, das die Macht, Weisheit und Güte ſeines Verfaſſers erzählt. Jede natürliche Wirkung iſt eine Hieroglyphe, unter der die vortreflichſten Wahrheiten verborgen liegen, die ſich vorzüglich auf den Menſchen beziehen. Eine jede von ihnen, einzeln betrachtet, iſt eine Redensart, die aus dem Zuſammenhange herausgeriſſen und unverſtändlich iſt, die aber immer deutlicher wird, je aufmerkſamer ich auf den Zuſammenhang bin. Eine Menge von Inſekten halte ich für unnütz, ſie ſind mir eine unverſtändliche Stelle in Gottes Buche, ſo lange ich ſie außer dem Zuſammenhange betrachte. Betrachte ich ſie aber im Zuſammenhange mit Melonen und Gurken, ſehe ich, wie ſie im Staube der männlichen Blumen ſich pudern, von dieſen auf die weiblichen überfliegen, und ſie auf dieſe Art befruchten, ſo kann ich nicht anders, als mit dankbarer Empfindung, zu dem Allweiſen empor ſehen, die dunkle Stelle wird mir deutlich.

Je mehr Einſichten ich daher im Zuſammenhange der Dinge, die um mich ſind, bekomme, deſto bekannter wer-

über die Nothwendigkeit Kindern frühzeitig zu anſchauender und lebendiger Kenntniß zu verhelfen. Braunſchweig, 1788.

werde ich mit dem Allvater, deſto herzlicher wird meine Ehrfurcht, meine Liebe, mein Vertrauen zu ihm. Das Erforſchen der Hieroglyphen Gottes, das beſtändige Beſtreben, den Zuſammenhang ſeiner Werke, ihre Urſachen und Abſichten, zu erforſchen, iſt auch der ſicherſte Weg, den Grad von Glückſeligkeit zu erlangen, deſſen unſere Natur fähig iſt. Auf dieſem Wege entſteht das Wahrheitsgefühl, der edelſte Sinn, den Gott der menſchlichen Natur ertheilt hat, durch den ſie hoch über die Thiere des Feldes erhoben wird. Ein jedes riecht und ſchmeckt, und ſieht und hört, und alle empfinden, manche übertreffen uns ſogar in Anſehung einiger dieſer Fähigkeiten. Wo iſt aber das Thier, das ſolche herrliche Anlagen bekommen hätte, Gefühl für Wahrheit zu erlangen, als der Menſch? Die Schwalbe hat Gefühl für den Werth des Schlammes und vieler Inſekten; hat ſie aber auch Gefühl für den Werth der Blumen? Nur der Menſch, den Gott nach ſeinem Bilde ſchuf, kann für alle Wahrheiten Gefühl bekommen.

Was iſt, fragt man, Wahrheit? Sie iſt nichts anders, als Uebereinſtimmung unſerer Vorſtellung mit den Sachen. Wenn einer die Neſſel als ein höchſt ſchädliches Unkraut betrachtet, das Gott zur Strafe der Menſchen erſchaffen habe, ein anderer aber ſie als eine höchſt nützliche Pflanze anſieht, auf weſſen Seite iſt wohl die Wahrheit? Sinn für Wahrheit aber, oder Wahrheits-

gefühl, iſt nichts anders als das Vermögen, ſich die Sachen ſo vorzuſtellen, wie ſie ſind.

Dieſen edlen Sinn erlangt man, wie geſagt, am ſicherſten, durch Betrachtung der Natur, oder welches einerley iſt, der Werke Gottes. Denn wo in der ganzen Welt iſt denn ein ſicherer Weg, zur richtigen Vorſtellung der Sachen zu gelangen, als die Betrachtung derſelben? Um es recht fühlbar zu machen, ſo betrachte man einen recht rohen Bauer, der für nichts, als für ſein Vieh, ſeinen Pflug, Wagen und Acker Theilnehmung hat, und einen Mann, der es zu ſeinem vorzüglichſten Geſchäffte macht, die Werke Gottes zu betrachten. Jener ſchreyt, der liebe Gott iſt böſe, ſo oft es einen Donnerſchlag thut, er zweifelt an Gottes Vorſehung, wenn der Regen und Sonnenſchein nicht immer ſo eintreffen, wie er es wünſcht, er betrachtet jedes Feld als ein verfluchtes Land, das keinen Roggen und Waizen trägt, verwünſcht die Mäuſe als Ungeziefer, und die edle Quecke als Unkraut. Dieſer hingegen findet allenthalben Stoff zu frommen Empfindungen, guten Entſchlieſſungen und nützlichen Handlungen. Jeder Donnerſchlag fordert ihn zur Dankbarkeit gegen den Donnerer auf; jede außerordentliche Witterung reitzt ſeine Wißbegierde, und nähret ſie. Er beſäet die Felder, die unfähig ſind, Roggen und Weizen zu tragen, mit Fichten, Kiefern, oder Esperſet, oder bepflanzt ſie mit Erlen, und freut ſich gar

herz-

herzlich darüber, daß der gute Gott ſo mancherley Erdarten zur Hervorbringung von ſo mancherley Gewächſen bereitet hat; die Vermehrung der Mäuſe und anderes, ganz fälſchlich ſogenannten, Ungeziefers (In des weiſen Gottes Welt giebt es kein Ungeziefer. Behaupten, daß Gott Ungeziefer, oder ſchädliche und unnütze Geſchöpfe gemacht habe, iſt eben ſo viel, als verſichern, daß der Verfaſſer des ſchönen Buchs der Natur ſich in dieſer, oder jener Stelle, geirrt habe.) reitzt ihn ihre Natur zu erforſchen, und auf Mittel zu denken, ihre Anzahl zu vermindern. Und die Quecke ſammelt er ſich ein, um daraus ein Geneſungsmittel zu bereiten.

Durch dieſen Wahrheitsſinn empfangen wir innigere, reinere und dauerhaftere Freuden, als durch irgend einen andern. Millionen Vergnügungen, die dem lebenslang unbekannt bleiben, dem dieſer Sinn mangelt, ſtrömen uns aus allen Weltgegenden entgegen. Das Entwickeln des Schmetterlings aus ſeiner Raupe und Nymphe, die Frühlingsblumen und die Herbſtfrüchte, alles führt Vergnügen bey ſich, das der, der dieſen Wahrheitsſinn hat, empfindet, unterdeſſen, daß der andere, dem dieſer Sinn mangelt, dabey ſteht, wie der Blinde bey einem Gemählde.

An der Natur können auch alle Kräfte, die uns Gott gab, am ſicherſten und nützlichſten geübt werden.

Willſt du dein Geſicht üben, ſo betrachte recht aufmerkſam, bald den Bau der Blume, oder eines Inſekts, bald eine geräumige Landſchafft! Soll dein Ohr vollkommner werden, ſo merke auf den Geſang den Vögel, und lerne ſie an ihren Tönen von einander unterſcheiden! Willſt du dem Geruche mehr Vollkommenheit geben, ſo verſchließe die Augen und verſuche, ob du nicht verſchiedene eingeſammelte Kräuter durch den Geruch von einander unterſcheiden kannſt! Strebeſt du nach körperlicher Stärke, ſo bearbeite den Garten; wünſcheſt du aber lieber geſchickte Finger, ſo zeichne die Blumen, die in demſelben wachſen! Willſt du deine Einbildungskraft ſtärken, ſo faſſe eine ſchöne Gegend in die Augen, beobachte genau die Mannichfaltigkeiten derſelben, und die Ordnung, in der ſie mit einander verbunden ſind! Dann wende dich um, und gieb dir Mühe, dieß Bild in deiner Seele wieder darzuſtellen. Willſt du Ordnung in deinen Gedanken lernen, ſo beſchreibe alles, was du in einer gewiſſen Gegend bemerkt haſt! Fühlſt du Neigung zum Redner, Dichter oder Mahler, ſo beobachte erſt, laß deine Beobachtung dich begeiſtern, dann ſtelle vor, was du beobachtet haſt, und du wirſt Beyfall finden! Willſt du Scharſſinn lernen, ſo übe dich die Merkmale aufzuſuchen, durch welche die Gattungen der Dinge von einander unterſchieden ſind! Verlangſt du Uebung in der Abſtraction, ſo unterſuche erſt die Aehnlichkeit zwiſchen dem Roßkäfer und dem Maykäfer, dann zwiſchen dem Käfer und Kreb-

ſe,

ſe, weiter zwiſchen dem Inſekte und dem Fiſche, dann zwiſchen dem Thiere und der Pflanze, dem Metalle u. dgl. Willſt du die wahre Philoſophie des Lebens erlernen, ſo ſpüre den Urſachen nach, aus welchen die Wirkungen der Natur entſpringen!

Die Natur iſt auch das allgemeine Behältniß von Mitteln gegen das menſchliche Elend und zur Vermehrung menſchlicher Glückſeligkeit. Je tiefer wir in daſſelbe eindringen, deſto mehr muß ſich die Summe der Leiden vermindern, und die Summe der Freuden vergrößern. Es iſt gewiß kein Uebel denkbar, gegen welches der gute Gott nicht ein Gegenmittel in die Natur gelegt hätte, und kein Ziel kann ſich ein geſunder Menſchenverſtand als erreichbar denken, zu deſſen Erreichung nicht die Hülfsmittel in Gottes großem Magazine zu finden wären. Und der ſicherſte Weg, dieß alles zu finden, kann dieſer wohl ein anderer ſeyn, als das Suchen?

Wie ſaumſelig iſt man aber zeither geweſen, die Menſchen mit der Natur bekannt zu machen! Wer daran zweifelt, der ſtelle nur mit dem erſten, dem beſten, ſeiner Nebenmenſchen eine kleine Unterredung über die Dinge an, die zunächſt um ihn ſind. Er wird viele Gelehrte finden, die den Waizen von dem Roggen nicht zu unterſcheiden wiſſen, und die im ganzen Ernſte behaupten, daß die Fröſche, mit welchen, nach warmen Som-

merregen, oft unſere Felder bedeckt ſind, mit dem Regen herabgefallen wären; Künſtler und Handwerker, die Meilen weit durch die blumenreichſten Gegenden wandeln können, ohne darinne etwas merkwürdiges zu finden. Selbſt der Landmann, der beſtändig im Schooße der Natur lebt und webt, kennt oft von den Dingen, die um ihn ſind, weiter nichts, als was ihm Geld einbringt.

Beweiſes genug, wie mangelhaft noch unſere Schulen und Erziehungsanſtalten in Anſehung dieſes Punktes ſind. Freylich immer eine mehr, die andere weniger mangelhaft.“ —

Dank ſey es der Vorſehung, daß es auch in dieſem Stücke ſchon beſſer geworden iſt! Für alle Menſchen, von den höchſten bis zu den niedrigſten Ständen, wird jetzt die Naturkenntniß faſt allgemein als eine nützliche und nothwendige Kenntniß anerkannt; nur in der Auswahl und der gehörigen Scheidung findet oft noch Zweckloſigkeit und Mangelhaftigkeit ſtatt. Doch hört man auch ſchon jetzt in manchen Schulen unſers Vaterlands eher vom Fuchs, als vom Parder, eher von der Gans, als vom Straus, eher von der Viper, als der Brillenſchlange, eher vom Regenwurm, als der Seemaus, eher von der Tanne, als von der Ceder, eher vom Töpferthon, als von der japaniſchen Porcellanerde ſprechen. Man findet es allgemach ſeltſam, ſeine Blicke nach den Schätzen und

Schön-

Schönheiten der Natur in den entfernteſten Ländern hinzuwenden, und das zu überſehen, was dieſelbe ſo nahe um uns hingelegt hat, was ſo nahe mit uns verbunden iſt, und oft unmittelbar auf uns wirkt. So unnöthig einem deutſchen Frauenzimmer zu ihrem Schmucke die Perlen zu ſeyn ſcheinen, deren Aufſuchung ſo vielen Menſchen das Leben koſtet: ſo überflüßig iſt demſelben auch dann noch ihre Naturgeſchichte, wenn es noch nicht die Entſtehung der Wolle, des Flachſes, welche Produkte es täglich bearbeitet, näher kennen gelernt hat. So wahr und natürlich es iſt, daß derjenige, der ſich einer großen Menſchenkenntniß rühmt, ſich ſelbſt erſt genau kennen muß: eben ſo wahr und natürlich iſt es, daß derjenige, der die Natur kennen lernen will und ſoll, zuerſt eine genaue Kenntniß von dem haben muß, was aus dem Reiche der Natur zunächſt in ſeine Sinne fällt.

Zu dieſem Behufe habe ich es in vorliegendem Verſuche gewagt, die Bewohner unſers Vaterlandes mit den Gegenſtänden und Schönheiten, welche die Natur in demſelben verbreitet hat, näher bekannt zu machen. Plan und Zweck des Ganzen wird, deucht mir, jedem ſo gleich aus der Bearbeitung dieſes erſten Bandes einleuchten.

Die Ueberſicht der Landcharte von Deutſchland, die Aufzählung aller Berge, Seen und Flüſſe, der feurigen und wäſſerigen Lufterſcheinungen, die Anzeigen und Liſten von Witterungs- und Jahrszeitenbeobachtungen u. ſ. w.

wird man alſo hier vergeblich ſuchen; ſtatt deſſen aber eine, ſo viel als möglich, vollſtändige und practiſche Naturgeſchichte von und für Deutſchland finden. Da ich meine Beobachtungen in Thüringen geſammelt habe, und die Geſchichte der Natur dieſes Theils von Deutſch- land, der durch ſeine abwechſelnde Lage und Boden ſo reich an mancherley Naturalien iſt, aus beſonderer Nei- gung und Beruf ſchon von Jugend auf aus der Quelle ſelbſt ſchöpfen konnte, ſo wollte ich vorhero bloß die Na- turgeſchichte dieſer Gegend bearbeiten; entſchloß mich aber der Gemeinnützigkeit halber die Bearbeitung auf ganz Deutſchland auszudehnen. Daraus läßt ſich die doppelte Aufzählung der Produkte Deutſchlands und Thü- ringens erklären, woraus am Ende des Werks, nicht nur eine Fauna, Flora, und Mineralogia Germanica; ſondern auch Thuringica entſtehen wird.

Ich beſtimme mein Werk jedem Liebhaber der Na- tur, vorzüglich aber dem Forſtmann, Jugendlehrer und Oekonomen; denn ich glaubte, für dieſe drey Stände ließen ſich die Materialien auf eine ſolche ſchickliche Art mit einander verbinden, daß für das Fach eines jeden einzeln, ohne beſondern Nachtheil der übrigen, hinläng- lich geſorgt würde. In wie weit mir dieß gelungen oder nicht gelungen ſey, davon werden mich Kenner belehren.

Der Forſtmann, von dem man eigentlich von je- her mit Recht eine vorzügliche und genaue Kenntniß in

die-

dieſer Wiſſenſchafft hätte fordern ſollen, wird hier die nöthige Anleitung, und zwar in ſeiner Sprache, in welcher er alles ſo gern ausgedrückt wiſſen will, finden, wird hier die Hauptgegenſtände ſeines Fachs ſyſtematiſch kennen lernen, und nach den detaillirten Beſchreibungen in den Stand geſetzt werden, künftig ſeine Beobachtungen und Entdeckungen ſelbſt zu ordnen. Möchte es doch eher dahin gekommen ſeyn, daß man dieſen Theil der Naturwiſſenſchafft zu einem Gegenſtande ſeines Berufs, ohne welche er doch weder ein wahrer Jäger noch Förſter ſeyn kann, gemacht hätte; wir würden dann ſchon längſt in derſelben die wichtigſten Fortſchritte gemacht haben, da er, durch Zeit und Gelegenheit ſo ſehr begünſtigt, faſt nur allein im Stande iſt, die wichtigſten Kapitel in derſelben zu vervollſtändigen und zu berichtigen! Zur Einſicht in den Zuſammenhang aller Dinge, zur Ueberſicht des Plans der Schöpfung auf unſerer Erde und der Naturkette unſers Planeten iſt das Capitel Nahrung das allervorzüglichſte, da ſie das eigentliche Bindeglied in der ganzen Kette zu ſeyn ſcheint. Wer kann aber wohl die hierhergehörigen Data beſſer und vollſtändiger liefern, als der Forſtmann, der zu allen Zeiten, um in ſeiner Sprache zu reden, die Thiere ſich äſen ſehen, ſie zu allen Jahrszeiten in dieſen Geſchäfften beobachten, ihre Mägen und Kröpfe unterſuchen kann, der faſt der beſtändige Zuſchauer aller Vegetation u. d. g. iſt?

Der

Der Jugendlehrer wird hier ein Magazin finden, aus welchem er ſeinen Kindern alles das, was zunächſt um ſie iſt, vorlegen kann, Materialien, die er nur nach Zeit und Zweck zu ordnen nöthig hat. In Abſicht der Zeit können ihm die Kalender, die jeder Claſſe beygefügt werden ſollen, die nöthige Anleitung geben *). Seinen beſondern Zweck aber muß er ſelbſt zu beurtheilen im Stande ſeyn, ſo, daß er dieſem gemäß nicht nur ſeine Schüler mit alle dem bekannt macht, was ihrer Faſſungskraft, und ihrem Kinderſinn nach der Verſchiedenheit der Jahre am angemeſſenſten iſt, ſondern auch vorzüglich auf ihre verſchiedene Beſtimmung Rückſicht nimmt, dem künftigen Landmann, was für ihm gehört, dem Bürger, was ihm nützen kann, und ſo auch dem Studirendem mehr das, was ihm am angemeſſenſten iſt, vorträgt u. ſ. w. Hierbey dürfen ihm die Rubriken Jagd u. d. gl., die nur eigentlich für den Forſtmann zugehören ſcheinen, nicht überflüßig ſeyn, da es keinen ſchicklichern Ort giebt, wo dieſe Kenntniſſe, die in wenigen Technologien vorkommen, den Kindern mitgetheilt werden können; beſonders da ihm bald die Erfahrung ſagen wird, daß dieſe Kenntniſſe und insbeſondere die Jägerſprache der Aufmerkſamkeit der Kinder einen vorzüglichen Reitz geben, und

*) Auch die gemeinnützigen Spatziergänge, können ihm in dieſer Hinſicht vorzüglich nützlich werden.

und ihnen das Studium der Natur ſehr angenehm und intereſſant machen.

Meiner Einſicht nach darf ſich auch die genauere Bekanntſchaft mit der Naturgeſchichte auf gelehrten Schulen nicht über die Gränzen der vaterländiſchen erſtrecken; das was zur Verſtändlichkeit der ausländiſchen Produkte in der Geographie nöthig wäre, würde, wie billig, in dieſer Wiſſenſchaft beyläufig berührt, und die eigentliche ausländiſche Naturgeſchichte gehörte dann für den Liebhaber auf Univerſitäten, wo auch gewöhnlich Cabinette zu intuitiver Kenntniß angelegt ſind, die den Schulen faſt immer mangeln. Es iſt eine ſolche Scheidung, die man, wie hier, alſo auch in der Mathematik noch immer vermißt, um ſo nothwendiger, je mannichfaltiger jetzt die Kenntniſſe und Geſchicklichkeiten werden, die man von einem Gelehrten verlangt. Und auch zu dieſem Behufe wird man in der allgemeinen Ueberſicht der Claſſen, Ordnungen und Gattungen für diejenigen, die dieſes Buch als Handbuch in dieſer Rückſicht brauchen wollen, Anleitung finden.

Der Oekonome endlich wird nicht nur von dem, was ihm nützt, ſondern auch von dem, was ihm ſchadet, und womit er dieſen Schaden abwenden kann, hinlängliche Kenntniſſe erhalten; er wird von manchem Aberglauben und Vorurtheile befreyt, und durch eine allgemei-

ner-

nere, größere und genauere Einſicht in die Dinge, die in ſeinem Wirkungskreiſe liegen, in den Stand geſetzt werden, mit mehr Leichtigkeit, Gründlichkeit und Gewißheit die beſondern Zwecke ſeines Berufs zu erfüllen.

Jedoch nicht bloß für die genannten drey Stände, die ich bey meiner Arbeit immer beſonders im Auge hatte, ſondern auch für den Kenner der Natur ſelbſt, für den gelehrten Naturforſcher, ſchmeichele ich mir, ohne die Beſcheidenheit zu beleidigen, nicht umſonſt gearbeitet zu haben. Ich geſtehe es zwar gerne, daß ich die Werke eines Blumenbachs, Gatterers, Götzens, Leskens, Schrebers u. a. m. auch bey dieſem erſten Theile benutzt habe, und daß in dieſen Büchern, beſonders in den Beſchreibungen der Säugethiere des letztern, ſo weit ſie vorgerückt ſind, faſt alles erſchöpft iſt, was zu einer vollſtändigen Geſchichte dieſer Claſſe gehört. Allein da ich, ſo viel als möglich, nichts niederſchrieb, was ich nicht ſelbſt geſehen und beobachtet hatte, ſo hoffe ich, daß eine ſolche Beſtätigung jedem Naturforſcher angenehm ſeyn werde. Sind wohl irgend einer Wiſſenſchafft dergleichen Beſtätigungen nöthiger, als der Naturgeſchichte? Da ich von Jugend auf der Natur in ihren Schlupfwinkeln nachſpürte, und mir die darzu gehörigen Fertigkeiten und Geſchicklichkeiten, z. B. die Jägerkenntniſſe erwarb, ſo hatte ich oft Gelegenheit ſchon geſagte Sachen beſtätigt, oder widerlegt zu finden; daher in meinem Buche mancher Zu-

ſatz, manche Erläuterung, manche Verbeſſerung und Berichtung, die man nirgends antreffen wird.

Eben ſo habe ich auch, ſo viel als möglich, mich bemüht, paſſende Trivialnamen für die Arten zu wählen, die ich durch die ganze vaterländiſche Naturgeſchichte fortzuſetzen gedenke, wodurch man, wenn ſie Beyfall und allgemeine Aufnahme fänden, in den Stand geſetzt würde, ſich auch in der deutſchen Sprache jedem, gelehrten und ungelehrten, Naturkenner verſtändlich zu machen.

Im zweyten Bande, welcher die Geſchichte der Vögel und Amphibien Deutſchlands enthalten wird, hoffe ich, beſonders was die Ornithologie betrifft, mehr neues ſagen zu können, da in dieſem Theile der Naturgeſchichte weniger vorgearbeitet iſt, als in den übrigen. Beſonders werde ich die Verwirrung und Unbeſtimmtheit in den Beſchreibungen der Singvögel zu verbeſſern und zu heben mich bemühen, mit Abbildungen zu erläutern ſuchen, und auch manche neue Entdeckungen beyfügen können.

In allen übrigen Theilen der Naturgeſchichte werde ich mich auch in den Beſchreibungen kürzer faſſen können, wenn durch dieſen erſten meine ungeübten Leſer erſt geübt genug ſind, auch eine mehr gedrungene Sprache in dieſer Wiſſenſchafft zu faſſen.

Nur

Nur von den ſeltenſten, intereſſanteſten und merkwürdigſten Naturalien werde ich allzeit Abbildungen liefern.

Gott gebe, daß auch dieſe Arbeit etwas zu ſeiner Verherrlichung und zur Vervollkommnung, Freude und Glückſeligkeit der Menſchen beytragen möge!

Der Verfaſſer.

Einleitung.

Erſter Abſchnitt.

Von der Naturgeſchichte überhaupt und der Eintheilung ihrer Gegenſtände in die drey Naturreiche.

Das erſte Kapitel.

Begriff der Naturgeſchichte.

Wenn wir die auf und unter der Erde befindlichen Dinge betrachten, ſo ſehen wir ſie alle entweder in derjenigen Geſtalt, welche ihnen die bildende Natur ſelbſt gegeben, oder in derjenigen, in welche ſie die Kunſt der Menſchen, der Thiere, oder ſo zu ſagen ein bloßer wunderbarer Zufall verwandelt hat. Aus dieſem Unterſchiede nimmt man die gewöhnliche Eintheilung aller Körper unſers Erdbodens her. Man theilt ſie nämlich ein in natürliche Körper (Naturalien) und künſtliche, durch Kunſt verfertigte (Artefacten). Nur mit den erſtern beſchäftigt ſich die Naturgeſchichte.

Unter Naturalien verſteht man alle Körper unſers Erdbodens, welche der Menſch noch nicht durch ſeinen Kunſtfleiß verändert hat, um entweder ſeiner Nothdurft abzuhelfen oder ſeine Bequemlichkeit zu befördern. Doch erfor-

dern ſie oft einige Bearbeitung des Menſchen, ehe ſie als Naturalien beobachtet oder in dem Naturalienkabinet aufbewahret werden. Eine Sammlung von verſchiedenen Marmorſtücken gehört mir daher noch immer zu den Naturalien, ob ſie gleich durch den Steinbrecher mühſam aus den tiefſten Erdgrüften hat ausgegraben, und durch den Steinſchneider künſtlich geſchnitten, geſchliffen und polirt werden müſſen, ehe ihre ſchönen Zeichnungen deutlich beobachtet werden konnten, und ehe ſie in das Kabinet aufgenommen wurde. Aber einen Tiſch, deſſen Platte aus eben einer ſolchen Sammlung von Marmorſtückchen zuſammen geſetzt wäre, würde ich ſeines Zwecks halber zu den Artefacten rechnen müſſen. Eben ſo werden die ſchön gezeichneten Seeſchnecken und Muſcheln, welche durch Menſchenhände von ihrer äußern unanſehnlichen Rinde gereiniget, und polirt ſind, und deren Schönheit erſt dadurch aus ihrem innern ſchönen Bau herausgezogen worden iſt, zu den Naturalien gerechnet, und nur dann erſt werden ſie wirkliche Artefacten, wenn ſie der Künſtler, z. B. mit einem Deckel verſieht, und in Schnupftabacksdoſen verwandelt.

Wenn alſo nur diejenigen Körper, die der Menſch zu einem beſondern ökonomiſchen Nutzen verwendet, von den Naturalien ausgeſchloſſen ſind, ſo machen diejenigen, welche der **bloße Zufall** geformt oder umgeändert, und diejenigen, welche die Kunſt der Thiere zur Befriedigung einiger ihrer Bedürfniſſe durch ihre Triebe umgebildet hat, noch mit Recht Anſpruch auf den Namen der Naturalien. Jedermann rechnet daher in der Naturgeſchichte einen Fiſch, den man in der Tiefe eines Bergwerks auf einem Schiefer abgedruckt findet, eine Muſchel, deren Schaalen ſich in

einem Kalkſtein abgebildet haben, einen Stein, welcher aus lauter Erbſen zuſammengeſetzt zu ſeyn ſcheinet, und der ſich durch die abgeſetzten Erd- und Metalltheilchen in heiſſen Bädern häufig auf dieſe Art formt *), eben ſo wie ein Vogelneſt, welches aus verſchiedenen Materialien durch ſeinen befiederten Baumeiſter ſo künſtlich zuſammengeſetzt worden iſt, noch zu den Naturalien. Jene größern Körper aber, die **entweder** gar nicht unmittelbar mit der Erde verbunden ſind, z. B. Himmelskörper, Fixſterne, Planeten — **oder** doch, vermöge ihrer Größe und des weiten Raums, den ſie zuſammenhängend einnehmen, wie z. B. die Erdkugel ſelbſt, der Aether, die Luft, das Feuer, das Waſſer — mehr als Sammelplätze und Behälter der Naturalien angeſehen werden können, ſetzt man nicht mit denſelben in eine Klaſſe, ſondern betrachtet ſie, wie billig, beſonders.

Kenntniß der Naturalien iſt des Naturforſchers Abſicht, und der Naturgeſchichte Zweck. Die **Naturgeſchichte** iſt alſo nichts anders, als **eine Wiſſenſchaft, welche uns die Naturalien in einer gewiſſen beſtimmten Ordnung kennen lehrt.** Sie lehrt uns die Naturalien **kennen**, daß heißt, ſie unterrichtet uns von ihrem Unterſchiede und ihrer Verbindung untereinander, von ihren Eigenſchaften, von ihrer Entſtehung, Fortdauer und von ihrem Nutzen. Und dies thut ſie in einer **gewiſſen beſtimmten Ordnung**, weil ohne dieſelbe keine deutliche Ueberſicht des Ganzen ſtatt haben kann, ſondern vielmehr Verwirrung und öfters unnütze Wiederholungen unvermeidlich ſeyn würden.

*) In Carlsbad findet man die letztern Naturſpiele häufig.

Das zweyte Kapitel.

Von dem Unterſchiede zwiſchen den organiſirten und unorganiſirten Körpern, und der hieraus ſich ergebenden Abſonderung der geſammten Naturalien in drey Reiche.

Beym erſten Anblicke der auf und unter der Oberfläche der Erde befindlichen Körper bemerken wir unter denſelben einen ſo gleich in die Augen fallenden Unterſchied, auf welchem die Haupteintheilung des ganzen Naturreichs beruht. **Entſtehung, Structur,** und **Wachsthum** der natürlichen Körper weichen auffallend von einander ab. Vorzüglich werden in dieſer dreyfachen Hinſicht zwey Hauptunterſchiede bemerklich.

Viele Körper in der Natur erhalten 1) ihr Daſeyn von ſolchen, die nicht nur mit ihnen gleicher Art ſind, ſondern ebenfalls wieder von, ihnen ähnlichen, erzeugt wurden. Dieſe Art der Erzeugung bleibt und war bey ihnen immer dieſelbe vom Daſeyn aller Dinge an, bis jetzt. Eben dieſe Körper beſtehen 2) aus vielen Organen oder röhrenförmigen Gefäßen, welche ſo eingerichtet ſind, daß ſie von außen flüßige Theile aufnehmen können. 3) Dieſe Flüßigkeiten bewegen ſich in den Kanälen dieſer feſten Körper regelmäßig, nach beſtimmten Geſetzen, bleiben zum Theil, und ſind dann die wahren Nahrungs- und Erhaltungsmittel dieſer Körper, indem ſie ſich ihnen auf eine unmerkliche Weiſe beymiſchen, ſie dadurch ausdehnen, vergrößern, ihr Wachsthum und ihre Vervollkommung befördern. Zum Theil trennen ſich auch dieſe Flüßigkeiten nach einiger Zeit wieder eben ſo unmerklich von dieſen Körpern,

vermittelſt unzähliger feiner Oeffnungen auf der Oberfläche derſelben. Diejenigen Körper, welche dieſe Eigenſchaften haben, machen die **erſte Hauptart** der Naturalien aus. Man nennt ſie **organiſirte Körper.**

Zur **zweyten Hauptart** gehören alle übrigen Naturalien, **unorganiſirte Körper,** auch **Mineralien** genannt. Sie erhalten und erzeugen ſich **nicht,** wie die **organiſirten** Körper; deshalb iſt auch ihr Bau ganz ein andrer. Ein Mineral erzeugt nie ſeines gleichen wieder, oder ward auf die Weiſe erzeugt; ſondern es erhält dadurch nach und nach ſein Daſeyn, daß ſich verſchiedene Theile einer Art von außen nach und nach einander beymiſchen, häufen und verbinden. So entſteht — und ſo wächſt das Mineral auch; doch ebenfalls nach beſtimmten Geſetzen, die nur weniger äußerlich in die Augen fallen, und daher ſchwerer zu beſtimmen ſind, wie die Bewegungsgeſetze in den **organiſirten** Körpern, welche letztere man auch noch **lebendige,** die **unorganiſirten** hingegen, **lebloſe, todte** nennt. Denn in jenen bemerkt man wirkende Kräfte, die ſich, auch ſich ſelbſt überlaſſen, bewegen; in dieſen nicht.

Wie dieſer Hauptunterſchied, welchen **Organiſation** und Mangel derſelben unter den Naturalien überhaupt macht, auf den erſten Blick bemerklich wird; ſo zeigt ſich eben ſobald unter den **organiſirten** Körpern ſelbſt wieder eine große Verſchiedenheit.

a) In Abſicht auf den **Aufenthalt.**

Dieſer iſt bey den organiſirten Körpern **entweder** beſtimmt und bleibt immer derſelbe, wenn ihn nicht eine an-

dere Kraft verändert (Gewächſe, Pflanzen); oder unbeſtimmt, indem ihn der Körper nach eigner Willkühr öfters verändert (Thiere.

b) In Abſicht auf Ernährung.

Dieſelben **organiſirten Körper**, deren Aufenthalt auf einem gewiſſen Platze für immer beſchränkt bleibt (Pflanzen), ernähren ſich auf eine ganz andre Weiſe, als diejenigen, deren Aufenthalt, nach ihrer eignen Willkühr, einer beſtändigen Veränderung unterworfen iſt (Thiere). Die Nahrung jener beſteht blos aus flüßigen Theilen, und bleibt immer dieſelbe, und um dieſe Theile einzuſaugen, haben ſie viele Werkzeuge, welches vorzüglich ihre Wurzeln ſind, vermittelſt deren ſie zugleich an den Ort ihres Aufenthalts gebunden werden.

Diejenigen **organiſirten Körper** hingegen, welche willkührlich ſich von einem Orte zum andern bewegen können (Thiere), nähren ſich nicht nur neben der flüßigen von **feſteren Theilen**; ſondern auch faſt immer von ſehr vielerley Arten dieſer Körper. Die Mannichfaltigkeit ihrer Nahrungsgegenſtände iſt ſo groß, als die Willkühr ihrer Bewegungen. Sie ernähren ſich ſogar größtentheils von jenen organiſirten Körpern, die ihnen nicht entrinnen können (Pflanzen).

Die Pflanzen mußten viele Werkzeuge haben, um bey ihrer Unbeweglichkeit, vermittelſt derſelben alle Nahrungstheile zu gleicher Zeit, in ihrem ganzen Kreiſe umher an ſich ziehen zu können. Dieß war auch deshalb nöthig, weil ein einziges Werkzeug, deſſen Oeffnung und Röhre doch wegen der Feinheit des Nahrungskörpers auch äußerſt

fein

fein und zart ſeyn mußte, bey weitem nicht hingereicht haben würde, das ganze Gewächs zu ernähren. Hingegen wurde den Thieren, die nur eine einzige Oeffnung haben, um die Nahrungstheile einzunehmen, der Mangel mehrerer Werkzeuge durch Freyheit ihren Aufenthalt nach Bedürfniß zu ändern, und durch eine verhältnißmäßig weit größere Oeffnung erſetzt, mittelſt deren ſie zu gleicher Zeit eben ſo viel Nahrung zu ſich nehmen können, als die Pflanzen durch alle ihre Wurzeln.

Außer dieſen beyden Hauptverſchiedenheiten, welche ſchon ſehr deutlich die Gränzen zwiſchen dem Pflanzen- und Thierreiche finden laſſen, haben die Thiere noch einige eigenthümliche Eigenſchaften voraus, die weiter unten, wenn von den Thieren und ihrem Charakter beſonders die Rede iſt, angezeigt werden ſollen.

Die hier angegebenen Abweichungen in den Organen der natürlichen Körper reichen ſchon hin, ſie in die gewöhnlichen drey Hauptreiche zu vertheilen.

I. Das Thierreich. Regnum animale.

In daſſelbe gehören die Thiere, oder diejenigen organiſirten Körper, welche ihren Aufenthalt nach Willkühr und Bedürfniß ändern, ſich durch ein Werkzeug (den Mund), und von vielen ungleichartigen Dingen, ernähren. Die Wiſſenſchaft von der Kenntniß dieſes Naturreichs heißt: Zoologie. Zoologia.

II. Das Pflanzenreich. Regnum vegitabile.

In daſſelbe gehören gleichfalls organiſirte Körper, die aber für immer an ihren erſten Aufenthalt gebunden ſind,

ihn wenigſtens nicht aus eigner Willkühr verändern können, noch dieſer Veränderung bedürfen, die ſich immer von denſelben gleichartigen Theilen und vermittelſt ſehr vieler Werkzeuge (Wurzeln) nähren, die **Pflanzen** oder **Vegetabilien**. **Botanik** (Botanica) iſt die Wiſſenſchaft von der Kenntniß derſelben.

III. Das Mineralreich. Regnum minerale.

Wir lernen es durch die **Mineralogie** (Mineralogia) kennen. Es umfaßt alle **unorganiſirte** Körper, deren Beſtimmungen oben ſchon hinlänglich angegeben ſind, — die **Mineralien** oder **Foſſilien**. In dieſes Reich könnte man unſere Erde ſelbſt rechnen. Sie iſt die Werkſtätte, in welcher ſich die verſchiedenen Mineralien bilden; aus ihrem Schooße entſpringen die Pflanzen, und von ihren Händen empfangen die Thiere Ernährung. Allen Naturalien leiht ſie eine Zeitlang Theilchen, unter mancherley Geſtalten auf der Oberfläche der Erde zu wirken, fordert ſie aber auch bald wieder zurück.

Zwey:

Zweyter Abſchnitt.

Nähere Betrachtung der organiſirten Körper überhaupt.

Das erſte Kapitel.

Von den verſchiedenen Revolutionen der organiſirten Körper und ihren Beſtimmungen im allgemeinen.

Während der Dauer eines jeden organiſirten Körpers, ſey ſie lang oder kurz, ſind zwey Hauptzeitpunkte bemerkbar. Sein Entſtehen oder der Anfang des Lebens — die Vollendung oder ſein Tod. Die tauſendjährige Eiche und der zweytägige Schimmel *), der Menſch, welcher hundert Jahr alt wird, und das Uferaas **), daß keinen Tag überlebet, alle organiſirten Körper haben dieſe Gränzen ihrer Wirkſamkeit gemein; ſie entſtehen und — ſterben.

Alle die regelmäßigen, periodiſchen ſichtbaren Veränderungen, die ſich mit einem jeden organiſirten Körper von ſeinem Beginnen an, bis zu deſſen Aufhören durch deſſen eigne Kraft zutragen, nennen wir das Leben deſſelben.

Alle organiſirten Körper ſind mit jedem Augenblicke beſtändigen Veränderungen unterworfen, wenn wir ſie gleich nicht immer wahrnehmen. Wenn der Baum in voller Blüte da ſtehet; das ſehen wir. Aber die Millionen Verände-

*) Embolus carneus. Halleri.
**) Ephemera vulgata. Linn.

änderungen, die er den ganzen Winter und Frühling durch, an Tauſenden ſeiner Theile erfahren mußte, bis er in voller Blüte da ſtehen konnte — dieſe bemerkten wir nicht.

Die nothwendigen Folgen dieſer beſtändigen Veränderungen, welche, ſo wie alle, alſo auch die organiſirten Körper, erfahren, ſind anfänglich — Abnutzung und zuletzt Zerſtörung. Dieſe erfolgt in der That auch bey allen organiſirten Körpern.

Das zweyte Kapitel.

Von der Ernährung, dem Wachsthum, und der Fortpflanzung der organiſirten Körper.

Dieſe letzte Revolution, die Zerſtörung würde aber weit früher erfolgen, wenn die **Nahrung** nicht den beſtändigen Abgang der Theile, der durch die Ausdünſtung, und durch andere dazu beſtimmte Kanäle geſchieht, erſetzte, und ſo das Leben des Körpers verlängerte.

Vermittelſt ihrer **Organe** oder röhrenförmigen Gefäße faſſen dieſe Körper fremde Theile von außen auf, verwandeln ſie in ſich zu ſolchen, aus denen ſie ſelbſt beſtehen, und miſchen ſie dann denſelben bey. Dieſe ganze Operation, vermittelſt welcher dieſe Körper den Abgang ihrer eignen Theile durch fremde wieder erſetzen, heißt die **Ernährung**. Ohne dieſelbe hörte das Leben ſehr bald auf.

Iſt ſie aber reichlich, das heißt: führt ſie dem Körper eine größere Menge neuer Theile zu, als er verlohren hatte, ſo ereignen ſich zwey merkwürdige Erſcheinungen. Die

erſte:

erſte: Der Körper erſetzt nicht nur die abgegangenen Theile vollkommen wieder, ſondern eignet ſich noch mehrere zu, als er verlohren hatte, vermehrt alſo dadurch ſeine Maſſe, und den Umfang ſeines Raums — das heißt mit einem Worte: Er wächſt.

Dieſe Erſcheinung nimmt man bey dem organiſirten Körper vom erſten Augenblick ihres Daſeyns an wahr, und beobachtet ſie bis zu einem gewiſſen Zeitpunkte, da ſie zwar nicht gänzlich aufhört, aber doch weit weniger bemerkbar wird. Der Menſch z. B. wächſt etwa bis in ſein vier und zwanzigſtes Jahr in die Höhe. Nach dieſer Zeit bemerkt man keine weitere Zunahme deſſelben. Demohnerachtet dauert das Wachsthum in die Breite und Dicke faſt immer fort, der Menſch wird immer vollkommener am Körper.

Da auch um dieſe Zeit die organiſirten Körper noch weit mehr Theile durch die **Nahrung** mit ſich vereinigen, als ſie verlieren, und zu ihrer größern Vervollkommung brauchen; ſo erfolgt die **zweyte** Erſcheinung — die **Fortpflanzung ihrer ſelbſt.** Das Hauptmittel derſelben ſind die noch überflüßigen Theile, wenn für **Nahrung** und **Wachsthum** des Körpers hinlänglich geſorgt iſt. Dieſe werden auf eine ſo wunderbare Weiſe wieder verwandelt, daß ſie dadurch die Fähigkeit erhalten, unter gewiſſen Umſtänden wieder ein eben ſo ausgebildeter organiſirter Körper zu werden, als der iſt, von dem ſie anfänglich nur einen kleinen, unanſehnlichen Theil ausmachen.

Man ſieht hieraus, daß zum **Leben** des organiſirten Körpers das unumgängliche Erforderniß **Nahrung** ſey;

von welcher Wachsthum die nächſte, Fortpflanzung des Geſchlechts wenigſtens die gewöhnliche Folge iſt.

Das dritte Kapitel.

Von dem Tode der organiſirten Körper.

Alle organiſirten Körper beſtehen aus feſten und flüßigen Theilen. Die einfachſten feſten Theile heißen Fasern (Fibern); mehrere ſolcher Faſern formen ein zelliges Gewebe, und aus dieſem entſtehen und beſtehen dann zuſammengeſetzte Faſern, Häute, (Membranen), hohle Röhren oder Gefäße (Vaſen) und andere wiederum aus dieſen verſchiedenen Theilen zuſammengeſetzte Theile.

In dieſem zelligen Gewebe, und in dieſen Gefäßen nun werden jene flüßigen Theile nach gewiſſen von der Natur beſtimmten Geſetzen ſo lange bewegt, bis der Tod des organiſirten Körpers erfolgt. Die Bewegung ſelbſt iſt nach der Verſchiedenheit des Baues der verſchiedenen organiſchen Körper und ihrer Gefäße verſchieden.

Die organiſirten Körper haben nicht nur Gefäße und Werkzeuge, fremde und ihnen zuträgliche Nahrungtheile einzunehmen; ſie haben auch andere, vermittelſt deren ſie ſich von den ſchädlichen und völlig überflüßigen Theilen losmachen können. Endlich ſind ſie noch mit gewiſſen Oeffnungen verſehen, durch welche die Luft in ſie dringen kann, welche einen ſehr wichtigen Beytrag zu ihrer Fortdauer leiſtet.

Da bey fortdauernder Ernährung und Wachsthum der organiſirten Körper die Faſern immer dich-

dichter und härter, und die Zwiſchenräume ſo ausgefüllt und enge werden, daß ſich keine neuen nährenden Theile darzwiſchen anhängen können, und alſo mit der Zeit der Körper zu wachſen aufhört; ſo werden auch nach und nach die **Bereitungsgefäße** ſelbſt dichte und hart, ſo daß die Säfte nicht mehr gehörig ausgearbeitet werden, und zir: kuliren können; die Bewegung derſelben wird alſo immer langſamer, ſtockt endlich gar, und hört, ſo wie die davon abhängende **Ernährung**, auf. Hier beſchließt dann der organiſirte Körper ſein **Leben** oder **er ſtirbt.**

Dritter Abſchnitt.

Nähere Betrachtung der Thiere überhaupt.

Das erſte Kapitel.

Angabe der zwey Hauptunterſcheidungsmerkmale der Thiere von den Pflanzen.

Was bisher von den **organiſirten Körpern** geſagt wurde, war den Pflanzen und Thieren gemein. Da aber die letztern viele merkwürdige Eigenheiten noch beſonders haben; ſo verdienen ſie eine eigne Betrachtung. Das Allerbewundernswürdigſte iſt ihre mannichfaltige Verſchiedenheit, welche es auch faſt unmöglich macht; etwas näheres von ihnen zu ſagen, welches allen insgeſammt zukäme. Doch laſſen ſich zwey Hauptmerkmale angeben, wodurch ſich alle Thiere weſentlich von den Pflanzen unterſcheiden. Dieſe ſind:

1) **Willkührliche Bewegung.**

2) **Empfindung.**

Die erſte Eigenſchaft beruht auf dem beſondern Bau der Gliedmaßen, und die zwote auf den hiezu beſonders eingerichteten **Sinneswerkzeugen.**

Das zweyte Kapitel.

Von der willkührlichen Bewegung der Thiere.

Der Gliederbau der Thiere, welcher ſie zur willkührlichen Bewegung geſchickt macht, unterſcheidet ſich auf-

fallend vom Bau der Pflanzen. Dieſe machen zwar keine einförmige, gleichgeſtaltete Maſſe aus; aber ihre Theile haben doch nur immer eine **ſteife, zähe** Verbindung, und ſind daher auch in Abſicht ihrer Lage wenigerer Veränderungen fähig. Welche **gegliederte** Zuſammenſetzung hingegen im thieriſchen Körper! Kleine Maſſen, in leichter und doch genauer Verbindung, ſo feſt und doch ſo künſtlich an einander gekettet, daß der ganze Körper überhaupt, im Zuſammenhang, wie jeder einzelne Theil für ſich, auf unzählige Weiſe, ſeine Lage ändern kann.

Die Grundmaſſe des thieriſchen Körpers iſt der **Rumpf.** Er iſt an ſich, oder nach dem äußern Anſehen, am wenigſten viel eigener Bewegung fähig, ob gleich in ihm die größten Wunder der Bewegung verborgen ſind. Mit demſelben ſind die **äußern Gliedmaßen** und der **Kopf** auf eine ſolche Weiſe verbunden, daß ſie mit dem Rumpfe im genaueſten Zuſammenhange ſtehen, und doch viel Beweglichkeit für ſich haben. **Kopf** und **Rumpf** treffen wir bey allen Thieren an; aber in Abſicht der äußern Gliedmaßen zeigt ſich eine große Abweichung. Einige Thiere haben bloß Arme und Beine, andere noch einen Schwanz, noch andere haben dieſen allein, einige haben Floſſen, wieder andere Flügel, noch andere Fühlfäden. So verſchieden alle dieſe Gliedmaßen ſind; ſo kommen ſie doch darinn überein, daß ihnen, durch die leichte Art ihrer Verbindung mit dem Rumpfe, ein hoher Grad der Bewegungsfähigkeit eigen iſt. Faſt durchgängig ſind dieſe äußeren Gliedmaßen wieder in mehrere kleine Theile gegliedert, welche die Menge und Leichtigkeit der Bewegungen ungemein befördern. Und eben ſo ſind faſt durchgängig

dieſe äußeren Gliedmaßen die Werkzeuge, durch welche der ganze Körper des Thieres in Bewegung geſetzt wird.

Das beſonders Merkwürdige dieſer Bewegung iſt noch ihre **Willkühr.** Weil die Thiere nicht durch fremde Kraft, wie z. B. die Pflanzen durch die Gewalt des Windes, **bewegt werden,** ſondern durch ihre **eigne** Kraft und aus **eignem Antrieb ſich ſelbſt bewegen:** ſo ſchreibt man ihnen mit Recht eine **willkührliche,** oder von niemand, als ihnen ſelbſt, abhängige Bewegung zu.

Das dritte Kapitel.

Von der Empfindung der Thiere und von den Nerven, als den Empfindungswerkzeugen.

Die Pflanzen haben keine **Empfindungsfähigkeit;** denn ſie ſind nicht vermögend ſich irgend etwas **vorzuſtellen,** weder ſich ſelbſt, noch etwas außer ſich. Eben ſo wenig haben ſie ein **Gefühl, das ſie einen Unterſchied zwiſchen angenehmen und widrigen Eindrücken machen lehrte.** In beyden beſtehet das Weſentliche der Empfindungsfähigkeit, welche allen Thieren verliehen worden iſt. Nur da hier die Mannigfaltigkeit ſo groß iſt; ſo ſind auch eben ſo große Grade in den Abſtufungen dieſer Empfindungsfähigkeit. Doch fehlt ſie keinem Thiere gänzlich. Der Wurm hat vielleicht gar keine Vorſtellungen; ſeine Empfindung beſchränkt ſich vielleicht bloß auf das Gefühl einiger weniger angenehmen und unangenehmen Eindrücke. Wie vielerley angenehmer und unangenehmer Empfindungen iſt dagegen nicht der Hund z. B. fähig! Wie vielerley Beweiſe giebt er aber nicht auch außerdem von mancher-

ley Vorſtellungen, die er hat! Je mehr Empfindungswerkzeuge ein Thier hat, deſto vollkommner und mannichfaltiger ſind ſeine Empfindungen, und umgekehrt.

Dieſe Werkzeuge nennen wir **Nerven**. Es ſind dieß markige Fäden, welche ſich vom Gehirn aus nach allen Theilen des Körpers hin verbreiten. Ihre Enden dringen faſt überall bis auf die Oberfläche des Körpers. Es mag daher der Körper an irgend einem Orte, wo man will, berührt werden, ſo trifft die Berührung ein unter der Haut liegendes Nervenende. Eine jede Berührung bringt den Nerven, den ſie trifft, in eine gewiſſe Erſchütterung. Wie eigentlich dieſe Erſchütterung vor ſich gehe, iſt eben ſo zweifelhaft, als die Beſchaffenheit der Nerven ſelbſt. Sie ſind im Körper entdeckt, und nach ihrem Zuſammenhange und Gange bemerkt worden, das iſt gewiß; aber ungewiß iſt man, ob die Nerven, wie ſonſt behauptet wurde, aus bloſen Fäden, oder wie neuerlich gemuthmaßet iſt, aus den feinſten Haarröhrchen beſtehen, in welchen ſich eine Flüßigkeit, der **Nervenſaft** oder die Lebensgeiſter genannt, in den kleinſten Tröpfchen äußerſt ſchnell fort bewegt. Iſt das erſtere; ſo wird die Erſchütterung auf eine ähnliche Weiſe vor ſich gehen, als bey einer geſpannten Darmſaite, wenn ſie nach geſchehener Berührung einen Ton von ſich giebt. Iſt das letztere; ſo wird die Berührung das erſte Saftkügelchen in Bewegung ſetzen, dieſes wird das zweyte fortſtoßen u. ſ. f. bis der ganze Nervenſaft in Bewegung geſetzt iſt.

Darüber iſt man wieder nach allen Erfahrungen einig, daß die erregte Erſchütterung durch den ganzen Nerven fortgehe, und im Gehirne, dem Sammelplatz aller Nerven,

 auf-

aufhöre; worauf das Thier ſich allemal eine Vorſtellung, nicht nur vom Eindrucke ſelbſt, ſondern auch von der Art des Eindrucks, ob es z. B. angenehmer oder unangenehmer war, machen kann.

Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß eben dieſe **Nerven** vielleicht auch die **erſten Werkzeuge** der thieriſchen willkührlichen Bewegung ausmachen. Denn da die äußeren Gliedmaßen, als die **zweyten** Werkzeuge nicht beſtändig, und auch nicht immer in Bewegung ſind, ſo muß doch etwas vorhanden ſeyn, was erſt auf dieſe oder jene Gliedmaßen wirkt, damit ſich dieſe und keine andere — und damit ſie ſich auch gerade jetzt, nicht früher und nicht ſpäter, bewege; und dieß ſind wahrſcheinlich ebenfalls die **Nerven.** Da ſie ſich nach allen Seiten verbreiten, und der Erſchütterung fähig ſind, ſo erſchüttert wohl die Thierſeele den Nerven im Gehirn, und dieſe Erſchütterung pflanzt ſich bis zu dem Gliede fort, welches in Bewegung geſetzt werden ſoll. Einen Unterſchied ſiehet man hier leicht. **Bey der Empfindung** wirkt nämlich ein Gegenſtand von außen auf die Nerven, die ſich an der Oberfläche des Körpers befinden, erſchüttert dieſe fortlaufend bis zum Gehirne, und bringt die gehörige Vorſtellung in demſelben, dem Sitz der Seele, hervor; **bey der willkührlichen Bewegung** aber geſchieht die Berührung im Gehirne und die Erſchütterung von innen nach außen, um dieſe Erſcheinung zu bewirken.

Das vierte Kapitel.

Kurze Ueberſicht des geſammten Thierreichs.

Die bisher angegebenen Vorzüge ſind allen Thieren mehr oder weniger eigen. Da aber die Menge derſelben ſo

groß

groß und ihr Bau ſelbſt ſo äußerſt verſchieden iſt; ſo würde man nie weder das geſammte Thierreich überſehen, noch von einzelnen Thieren deutliche Begriffe bekommen können, wenn man die Thiere etwa nur ſo, wie ſie uns in der Natur aufſtoßen, betrachten, und ſich nun mit dieſer Erkenntniß begnügen wollte *). Die große Menge der Thiere bringt es an ſich ſchon mit ſich, daß ſich viele im Aeußern ähnlich werden, die man doch bey genauer Unterſuchung ganz von einander verſchieden findet. Eben dieſe große Menge von Gegenſtänden würde das Gedächtniß überladen, und beſtändige Verwechſelungen der Begriffe verurſachen, wenn uns nicht die eben ſo auffallende Verſchiedenheit der Thiere ein gutes Hülfsmittel an die Hand gäbe, beydes ſo viel als möglich, zu vermeiden.

Wir ſammeln daher in Gedanken alle uns bekannten Thiere, die zerſtreut auf dem ganzen Erdboden leben, vor unſerm Blicke, bemerken die auffallendſten Hauptverſchiedenheiten, und machen nach dieſen gewiſſe Hauptabtheilungen oder Claſſen. So würden wir z. B. im Augenblicke bemerken, daß ſich die Vögel durch ihr Gefieder und zwey Füße ſehr auffallend von allen andern Thieren unterſcheiden, und aus dieſen daher eine eigne Klaſſe machen.

Alles kommt aber bey ſolchen Ab- oder Eintheilungen darauf an, welche **Kennzeichen** (Charaktere) der Aehnlich-

*) Hier oder noch früher entwickelt man gewöhnlich die Begriffe von der Stufenleiter in der Natur und vom natürlichen Syſtem; allein nach meinem Plan und meiner Einſicht kann dieß wichtige Kapitel nur erſt am Ende der N. G. an ſeinem rechten Orte ſtehen. Die Gründe: Warum? laſſen ſich bey wenigem Nachdenken leicht entdecken.

lichkeit und welche Kennzeichen oder Merkmale der Verſchiedenheit man feſtſetzt. Sind dieſe Kennzeichen zweydeutig gewählt, ſo wird auch die Eintheilung mangelhaft werden.

Ariſtoteles *) machte, ſo viel wir wiſſen, die erſte Eintheilung unter den Thieren. Er beſtimmte nämlich zwey **Hauptabtheilungen**, unter deren erſte er alle **lebendiggebährende** und unter deren zweyte er alle **eyerlegende** Thiere brachte.

Dieſe Eintheilung mit ihren verſchiedenen Unterabtheilungen war nun immer das mangelhafte Lehrgebäude, an welchen die folgenden Naturforſcher nur änderten und beſſerten, das aber demohngeachtet immer unbequem und unvollkommen blieb, weil die Kennzeichen zu unbeſtimmt und ſchwankend waren. Der große Naturforſcher **von Linne'** **) war zuerſt ſo glücklich, natürlichere und beſtimm-

*) Ein berühmter griechiſcher Weltweiſer, der ohngefähr 400 Jahr vor Chriſti Geburt lebte.

**) Er lebte in dieſem Jahrhunderte, war Ritter des Nordſternordens, Leibarzt des Königs von Schweden, Profeſſor der Medicin, Stifter und erſter Präſident der Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu Stockholm. Er hat ſich durch ſeine Bemühungen, die er auf die Naturgeſchichte gewendet hat, einen unſterblichen Ruhm erworben, und ſeit er einen beſſern und gebahntern Weg, zur Kenntniß der Geſchöpfe unſers Erdballs zu gelangen, gezeigt, ſind ihn viele nach ihm glücklich gegangen, und die N. G. iſt nicht nur dadurch an mehrerer Vollkommenheit und Vollſtändigkeit gewachſen, ſondern hat auch eine große Anzahl Verehrer bekommen, iſt faſt ein allgemein beliebtes Studium geworden. Er iſt derjenige Schriftſteller in der N. G., nach deſſen Syſtem man ſich jedem Naturforſcher verſtändlich machen kann.

ſtimmtere Kennzeichen zu finden, und auf dieſe ein ganz neues Syſtem zu bauen, welches die meiſten Naturforſcher wegen ſeiner Gründlichkeit und Vollkommenheit angenommen haben. Er behauptet mit Recht, daß dieſe **Kennzeichen** allemal ſo gewählt werden müßten, daß man die natürlichen Körper mit Leichtigkeit und **Gewißheit** von einander unterſcheiden könne. Eben um nun **gewiſſe** Kennzeichen, beſonders bey einer Hauptabtheilung, bey der Claſſification des geſammten Thierreichs zu haben, konnte man nicht aufs Aeußerliche, nicht auf den Augenſchein gehen, wo ſo vieles veränderlich und betrüglich iſt; ſondern man mußte dieſelben von **weſentlichen**, von Haupteigenſchaften der Thiere hernehmen, d. h. von ſolchen, die unzertrennlich von der Natur des Thieres, unwandelbar, unveränderlich ſind, demſelben unter allen Umſtänden zukommen, und ſich hauptſächlich auf innern Bau und innere Bildung gründen.

Nachdem **Linne'** dieß alles erwogen, ſetzte er ſechs Thierclaſſen feſt, deren Eintheilungskennzeichen er aus innern Eigenſchaften der Thiere, aus der Beſchaffenheit des Herzens und des Blutes hernahm. Sie entſtanden auf folgende Art. Die Thiere haben nämlich

Erſtens: Ein Herz mit zwey Kammern und zwey Vorkammern (Ohren) und ein warmes rothes Blut und bringen

entweder **lebendige Jungen zur Welt**, und ſäugen ſie mit Milch einige Zeit an ihren Brüſten,

Erſte Claſſe: Säugethiere (Mammalia).

oder **legen Eyer**, und haben Federn,

Zweyte Claſſe: Vögel (Aves).

Zweytens: Ein Herz mit einer Kammer und einer Vorkammer, und ein kaltes rothes Blut, und holen Athem,

entweder durch Lungen,

Dritte Claſſe: Amphibien (Amphibia.)

oder durch Kiefern und nicht durch Lungen,

Vierte Claſſe: Fiſche (Pisces).

Drittens: Ein Herz mit einer Kammer ohne Vorkammer, und ein kaltes weiſſes Blut, und haben entweder Fühlhörner (antennae) und verwandeln ſich,

Fünfte Claſſe: Inſekten (Inſecta).

oder (meiſt) Fühlfaden (tentacula) und leiden keine Verwandelung.

Sechste Claſſe: Würmer (Vermes).

Der Ritter Linne' beſchreibt 6137 Arten derſelben, nämlich 230 Arten Säugethiere, 946 Arten Vögel, 292 Arten Amphibien, 404 Arten Fiſche, 3060 Arten Inſekten, und 1205 Arten Würmer; aber durch das ausgebreitete Studium der Naturgeſchichte, und die Entdeckungen, die man nach ihm gemacht hat, beläuft ſich die Anzahl der bekannten Thierarten gewiß ſchon auf 12000, und man nimmt daher ſo gar nicht unwahrſcheinlich 25000 Thierarten an. Denn wie viele Gegenden der Erde ſind noch gänzlich in dieſer Abſicht ununterſucht? Wie viele Entdeckungen werden noch durch die immer mehr und mehr verbeſſerten Vergrößerungsgläſer gemacht werden? Ja wie groß müßte die Anzahl der Thiere werden, wenn wir die Tiefen des Weltmeeres durchſuchen könnten?

Vier-

Vierter Abſchnitt.

Von den Säugethieren.

I. Allgemeine Beſchreibung ihres äußern und innern Baues.

Das erſte Kapitel.

Von den äußern Theilen.

Da ſich die ganze Abſonderung dieſer Thierclaſſe von den andern auf ihren Bau gründet, ſo iſt es jetzt Zeit dieſen kennen zu lernen. Der thieriſche Körper beſteht aus flüſſigen und feſten Theilen. Die feſten Theile ſind theils weich, theils hart. Wenn man daher weder auf die flüßigen Theile, noch auf den innern Körperbau Rückſicht nimmt, ſo ſcheint der thieriſche Körper, auch dieſer Claſſe, aus zwey Hauptmaſſen zu beſtehen: **Fleiſch** und **Knochen**. Wir finden das Fleiſch nie bloß, ſondern allemal mit einer **Haut** überzogen. Dieſe Haut hat zu mancherley Verrichtungen und Beſtimmungen verſchiedene Oeffnungen von großer und kleiner Art, als den Mund, die Naſenlöcher, die Schweißlöcher ꝛc. und iſt nach der verſchiednen Lebensart der Thiere, bald mehr oder weniger hart und dicht. Bey den meiſten Säugethieren iſt ſie mit Haaren, bey andern mit Stacheln, bey noch einigen mit Schuppen beſetzt. Sie beſtehet aus drey Lagen übereinander, die man wieder, als ſo viele beſondere Häute anſehen kann. Die äußerſte iſt die **Oberhaut**, welche aus lauter kleinen, ungleichen, durchſichtigen

Schuppen mit Furchen und Einſchnitten, zwiſchen denen die Gefäße des Schweißes und der Ausdünſtung liegen, zuſammengeſetzt zu ſeyn ſcheint. Sie hat keine Empfindung und beſchützt die Wärzchen des Gefühls. Unter derſelben liegt die **Netzhaut**, welche aus ſehnigten Faſern zuſammen geflochten iſt, und ſehr viele nervigte Warzen, kleine Blutgefäße, Drüſen und Schweißlöcher enthält. Die dritte iſt die **Fetthaut**, welche aus unzähligen Bläschen, und Zellen, die mit Fett angefüllt ſind, zuſammengeſetzt iſt.

Das **Fleiſch** beſtehet aus unzähligen Gefäßen, Faſern und Nerven. Von den Nerven iſt oben ſchon geredet worden. Der Gefäße, als Behälter der flüßigen Theile, wird bey dieſen weiter unten Erwähnung geſchehen. Hier alſo nur von den **Fleiſchfaſern**.

Wenn man den von der Haut entledigten thieriſchen Körper betrachtet, ſo ſieht man, daß dieſe Faſern gar nicht in einer Richtung immer fortlaufen, ſondern dieſelbe beſtändig ändern; doch nicht einzeln, ſondern in Vereinigung mit mehrern Faſern. Man bemerkt daher auch im Fleiſche Abtheilungen. Eine jede ſolche Abtheilung, die immer aus einem Bündel Fleiſchfaſern beſteht, heißt ein **Muskel** (Mäuschen). Dieſe Muskeln machen unzählige, beugſame Faſern aus, ſind mit einigen Häutchen umgeben, mit Adern und Nerven durchflochten, an den Knochen, oder andern Theilen des Körpers vermittelſt verſchiedener Flechſen befeſtiget und mit einander verbunden. Man unterſcheidet an ihnen den **Kopf**, das obere ſtumpfe Ende, ferner den **Bauch**, den dicken mittlern Theil und zuletzt den **Schwanz** oder die Sehne, nämlich das untere ſpizzige Ende, welches in einem Knochen oder andern feſten

Theil eingeſenkt iſt. Sie beſitzen die beſondere Eigenſchaft durch jeden fremden Reitz ſich zuſammenzuziehen, welches man ihre **Reitzbarkeit** nennt, und dadurch wird die Bewegung des Körpers und jedes einzelnen Gliedes bewerkſtelliget. Durch dieſe Einrichtung ſind die Muskeln im Stande die Knochen unter einander zu verbinden und zu bewegen, welche ihnen hingegen wieder zur Stütze dienen. Der **Kopf** aller derjenigen, welche zur Bewegung der Knochen dienen, iſt an dem einen, und ihr **Schwanz** am andern Knochen befeſtigt. Kopf und Schwanz beſtehen aus zähen Flechſen; der Bauch aber iſt fleiſchigt. Sobald ein Glied bewegt werden ſoll, ſchwillt der Bauch des Muskels auf; dadurch wird er kürzer und zieht die Flechſe des Schwanzes ſammt dem daran hängenden Knochen oder Gelenke, nach demjenigen Knochen zu, der an dem Kopfe des Muskels befeſtigt iſt. Wieder eine Anſtalt die Beweglichkeit der Gliedmaßen zu befördern, der die Pflanzen gänzlich entbehren.

Die **Knochen ſelbſt** ſind harte, unbiegſame, mehrentheils mit Mark erfüllte Theile, welche die weichern Theile des Körpers unterſtützen, dieſem ſeine Grundgeſtalt geben, und durch Gelenke zur Beförderung der Bewegung mit einander verbunden ſind.

Die ganze Zuſammenſtellung derſelben, ihre gegliederte Verbindung, ihre Bekleidung mit Fleiſch, welches mit einer Haut überzogen iſt; dieß alles bildet die äußere Geſtalt der Thiere.

Wir bemerken an den Säugethieren **Kopf**, **Rumpf**, und **Gliedmaßen**.

Am **Kopfe** unterſcheidet man die **Hirnſchale** und das **Geſicht**. Die **Hirnſchale** iſt der oberſte Theil des

Kopfs

Kopfs und beſteht aus denjenigen Knochen, welche die Höhle bilden, worinnen ſich das Gehirn befindet. Der vordere Theil derſelben heißt der **Vorderkopf**, der zuweilen mit hornartigen Auswüchſen, die man **Hörner** nennt, verſehen iſt, und der hintere, der vom Scheitel bis an den Nacken geht, der **Hinterkopf**. Im **Geſichte** zeigt ſich zuerſt oben die **Stirn**, unter welcher die **Augen** ſtehen. In der Mitte des Geſichts läuft die **Naſe** hin, an deren Seiten die **Backen** und weiter hinten die **Ohren** ſtehen. Der **Mund** wird durch zwey Knochen, die man die **obere** und **untere Kinnlade** (Kiefer) oder die Kinnbackenknochen nennt, gebildet. Dieſe enthalten die Zähne der Thiere, und formen unten bey manchen ein merkliches, bey andern ein unmerkliches **Kinn**. Derjenige Theil, wodurch Kopf und Rumpf zuſammen hängen iſt oft dünner, und heißt der **Hals**. Sein vorderer Theil wird die **Kehle** und ſein hinterer der **Nacken** genennt. Der Rumpf wird in den **Oberleib** und in den **Unterleib** eingetheilt. Der Vordertheil des Oberleibes heißt die **Bruſt**, der Hintertheil der **Rücken**, was zwiſchen beyden liegt, ſind die **Seiten**. Am **Unterleibe** hingegen wird der vordere Theil der **Bauch**, der hintere Theil die **Lenden**, das **Kreuz**, und weiter unten das Geſäß genennt. Dieſe verſchiedenen Theile werden vorzüglich durch die Knochen des **Rückgrats**, des **Bruſtbeins** und der **Ribben** gebildet. Das **Rückgrat** beſteht aus einer gewiſſen Anzahl von Wirbeln, von denen einige den Hals, die meiſten den Rücken befeſtigen, und oft einige außerhalb des Rumpfes noch die Grundlage des **Schwanzes** werden. Das **Bruſtbein** läuft von der Kehle an in der Mitte der Bruſt der Länge nach herab, und vereiniget vermittelſt eines Knorpels den größten Theil der

Ribben mit ſich. Dieſe ſind an dem Rückgrate befeſtiget, wölben ſich nach der Bruſt zu, und bilden daſelbſt eine Höhle, in welcher verſchiedene Theile der edlern Eingeweide eingeſchloſſen liegen. Am Hintertheile des Unterleibes liegen noch die **Zeugungswerkzeuge**, und an der Bruſt oder dem Bauch oder an beyden zugleich, die dem weiblichen Geſchlechte beſonders zur erſten Ernährung der Jungen ſo nöthige Milchgefäße, die **Brüſte** und **Zitzen**.

Die äußern **Gliedmaßen**, die beſonders den Thieren zur Bewegung dienen, ſind mehrentheils **vier Füße**, oder **zwey Arme** und **zwey Beine**. Die **Vorderfüße** ſind meiſt durch das **Schulterblatt** mit den Körper verbunden, und beſtehen aus dem **Hinterarm** (Oberarm), der aus einem cylindriſchen Knochen, dem **Vorderarm**, welcher aus zween länglichten Knochen, und der **Hand** oder dem **Fuß** im engen Verſtande, der wieder aus mehrern Knochen und Gelenke zuſammengeſetzt iſt. Zu den **Hinterfüßen** gehören an jeder Seite das **Hüftbein**, das aus einem einzigen Knochen, der **Schenkel**, welcher aus zwey langen Knochen, und der eigentliche **Fuß**, der aus verſchiedenen Gelenken und Knochen beſteht. Bey den meiſten Thieren dieſer Claſſe bemerkt man äußerlich die Fingergelenke und Knochen der Vorder- und Hinterfüße; bey andern aber ſind ſie mit einer Haut umzogen, die ſie bald mehr bald weniger einer Fiſchfloſſe ähnlich macht.

Dieſer ganze äußere Körperbau der Säugethiere erhält durch ſeine Symmetrie Schönheit und Anmuth für das Auge. Die Symmetrie beſteht nämlich darinn, daß ein ungleiches und unähnliches Mittelding durch gleiche und ähnliche Theile eingefaßt wird. So ſtehen z. B. an jeder

Seite

Seite der ungleichen Naſe ein Auge, ein Ohr, eine Warze; und es würde häßlich ausſehen, wenn an der einen Seite nur ein Auge, ein Ohr, und an der andern von beyden keins wäre. Doch iſt dieſe ſymmetriſche Stellung nicht bloß der Schönheit halber da, ſondern hat auch, wie ſich leicht einſehen läßt, ihren anderweitigen ſehr großen Nutzen.

Das zweyte Kapitel.

Von den innern Theilen *).

Die Natur mußte den Thieren, die ſich willkührlich bewegen konnten, eine andre Art der Ernährung anweiſen, als den Pflanzen, die nur vermittelſt der Wurzeln an einem gewiſſen Orte, befeſtigt zu ſeyn brauchten, wo ſie ihre Nahrung durch die Säugekraft dieſer Theile zu ſich nehmen, verdauen, dadurch wachſen und ſich erhalten konnten. Alle drey Naturreiche wurden daher aufgeboten, den Thieren ihre Schätze zu ihrer Nahrung aufzuthun. Der Mund der meiſten Säugethiere ward mit **Zähnen** verſehen, welche die verſchiedenen Nahrungsmittel ſo verkleinern und zubereiten ſollten, daß ſie, in einen Saft verwandelt, den Körper ernähren und erhalten konnten. Die **Zunge, Lippen** und **Wangen** mußten durch Hülfe einer Feuchtigkeit, welche aus verſchiedenen Drüſen quillt, und die Eigenſchaft einer Seife beſitzt, die verſchiedenen Speiſen, die oft ſchwer zu vereinigen ſeyn würden, aufs beſte mit einander vermiſchen

*) Nach Unzer im Arzt, der gerade für dieſen Zweck ſchon eine ſo treffliche Beſchreibung geliefert hat, daß ich nichts beſſer zu machen wüßte.

ſchen und in einen Brey verwandeln. In dieſem Zuſtan-de gleiten ſie alsdenn ſehr gut von der Zunge hinab bis zur Oeffnung des **Schlundes**. Hier ereignete ſich aber eine Schwierigkeit, welcher abgeholfen werden mußte. Die Thiere hatten zu ihrer Erhaltung Luft nöthig, und dieſe ſollte durch die Kanäle des Mundes und der Naſe geſchöpft wer-den. Die Luft mußte zu dieſer Abſicht in ein großes Ein-geweide dringen, das die ganze Bruſt ausfüllt, und in deſ-ſen Mitte das Herz, als in einem weichen Bette ſchlagen konnte. Dieſes Eingeweide, welches die **Lunge** genannt wird, iſt einem großen Beutel ähnlich, an deſſen obern Ende eine ſtarke Röhre befeſtiget iſt, durch welche die Luft in unzähliche Zellen und Gänge, woraus das innere Gewebe dieſes Eingeweides beſteht, hineindringen kann. Der Kopf dieſer **Luftröhre** öffnete ſich oben im Halſe; und nun kam es bloß drauf an, zu verhindern, daß die Speiſen, welche in den Schlund gepreßt werden ſollten, nicht in die Oeff-nung der **Luftröhre** fielen. Dieſe mußte daher eine harte, mit knorplichten Reifen verſehene, Röhre ſeyn, damit der Aus- und Eingang der Luft immer frey bliebe. Der **Schlund** hingegen, durch welchen die Speiſen in den Ma-gen gepreßt werden ſollten, mußte aus weichen Fleiſchfa-ſern beſtehen, die ſich, wenn ſie ein Bißen ausdehnte, wieder zuſammenziehen, und ihn immer weiter hinunter treiben konnten. Solchergeſtalt war es nicht möglich, den Schlund unter die Luftröhre zu ſetzen, weil ihn dieſe, ver-möge ihrer Härte, zuſammengedrückt haben würde. Er läuft alſo unmittelbar hinter der Luftröhre, die den vor-dern Theil im Halſe einnimmt, und ſich bey vielen Thie-ren auswendig an demſelben ſehr deutlich fühlen läßt, her-ab. Er kann alſo die Speiſen auf keine andre Weiſe em-

pfan

pfangen, als daß ſie über die Oeffnung der Luftröhre hinwegſchlüpfen. Damit nun nichts von denſelben da hineinfallen möchte, ſo wurde die Oeffnung der Luftröhre mit einem Deckel verſehen, welchen die Speiſen, wenn ſie zum Schlunde gehen, ſo genau verſchließen, daß nicht das geringſte in die Lunge fallen kann, und welcher ſogleich wieder aufſpringt, und die Luftröhre öffnet, ſo bald der Schlund die Nahrungsmittel empfangen hat.

Der Schlund geht hinter der Lunge und Bruſt am Rücken hinab, durchbohrt gewiſſermaßen das **Quer**, oder **Zwerchfell**, eine Haut, welche die ganze Höhle des Körpers inwendig in zwey Theile theilet, darin das oberſte Behältniß die Lunge mit dem Herzen, das unterſte aber viele andere Eingeweide in ſich faßt, und eröffnet ſich endlich in dem **Magen**. Dieſe Verdauungsmaſchine liegt dicht unter dem Zwerchfelle in der linken Seite des Bauches, und erſtreckt ſich nach der rechten Seite hin, wo ſie zum Theil von der **Leber** bedeckt wird. In der Leber, einem ſehr großen Eingeweide des Unterleibes, das mit einem ſehnigten Bande an das Zwerchfell befeſtigt iſt, wird die **Galle** ausgearbeitet, und durch gewiſſe Röhren in den erſten Darme, der an den Magen ſtößt, geleitet. Sobald die Speiſen in den Magen gekommen ſind, werden ſie mit neuen Säften, welche aus mancherley zarten Röhrchen herausdringen, vermiſcht und durch die ſtäte Reibung, Zuſammenziehung und Ausdehnung des Magens ſowohl, als durch die Gewalt der Wärme und das Schlagen der Adern in einen Brey verwandelt, welcher der Natur des thieriſchen Körpers nun ſchon angemeſſener worden iſt, da er ſich ſchon mit verſchiedenen ſeiner eignen Säfte vermiſcht hat.

An der andern Seite des Magens hängt eine lange Reihe wunderbar durch einander geſchlungener Därme, die einen großen Theil des Unterleibes ausfüllen, und ſich zuletzt in dem Hintern öffnen und endigen. Sie ſind von außen und innen mit Drüſchen beſetzt, die einen ſeifenartigen Saft enthalten, der in ihnen ausfließt, alle Theile des Speiſeſaftes aufs genaueſte mit einander vereinigt, und ſo vermiſcht, daß daraus ſolche Säfte entſtehen können, wie ſie durch unſere Adern ſtrömen. Das ſanfte Zuſammenziehen der Därme treibt dieſen Nahrungsbrey immer weiter fort, und er würde durch den natürlichen Weg wieder weggehen, wenn nicht neue Maſchinen da wären, die ihn an einen beſſern Ort leiteten.

Auf der auswendigen Fläche der Gedärme iſt eine Haut befeſtiget, ſo wie ohngefähr die Leinewand an einem Fahnenſtocke angeheftet iſt. Sie heißt das Gekröſe und iſt voll zarter Röhrchen, die ſich in der inwendigen Höhle der Gedärme öffnen. Dieſe kleinen Röhren haben die Eigenſchaft, daß ſie den feinſten Saft aus dem Breye der Speiſen, wenn er in den Gedärmen vor ihnen vorbey geht, in ſich ſaugen und weiter fortführen. Der gröbere Theil des Breyes aber bleibt in den Gedärmen zurück und wird immer weiter bis zu ihrer Oeffnung fortgetrieben, und als eine überflüßige Maſſe aus dem Körper weggeſchafft.

Der Saft, den die kleinen Gefäße in der Haut des Gekröſes aus den Speiſen an ſich gezogen haben, und der wegen ſeiner weißen Farbe der **Milchſaft** genannt wird, verſammlet ſich endlich beym Rücken in ein gemeinſchaftliches Behältniß, das **Milchbehältniß**, in welchem ſich alle die beſondern kleinen Milchgefäße ergießen. Aus dieſem

ſem Behältniſſe ſteigt eine Röhre im Rücken in die Höhe, und öffnet ſich auf ihrer andern Seite in eine Blutader. Der Gang, der zu dieſem Behältniſſe führet, iſt inwendig mit verſchiedenen kleinen Fallthüren verſehen, welche ſich zwar öffnen, wenn der Milchſaft von unten gegen ſie andringt, ſich aber feſt verſchließen, wenn er hernach wieder zurückgehen wollte. Wo ſich der Milchgang in die Blutader öffnet, iſt eine andere kleine Fallthür angebracht, die der ankommende Milchſaft aufſtoſſen, und ſich Eingang verſchaffen kann, die aber das Blut, wenn es vor ihr vorbeyfließt, zudrücket, und ſich alſo den Weg ſelbſt verſchlieſſen muß, in den Milchgang hineinzudringen.

Jetzt iſt nun der Nahrungsſaft im Blute. Das Blut aber ſelbſt hält im Körper der Säugethiere einen ſtäten Kreislauf, der folgendermaßen ſeinen Anfang nimmt.

Das **Herz**, welches in der Lunge eingehüllt liegt, iſt eine fleiſchige Maſchine, die zwey Höhlen bildet, welche durch eine Zwiſchenwand von einander abgeſondert werden. Es iſt in einer ſtäten Bewegung, welche in einem wechſelsweiſen Zuſammenziehen und Ausdehnen beſteht. Aus der linken Kammer des Herzens geht ein allgemeiner Stamm von einer Ader heraus, welche die **große Pulsader** genannt wird. Dieſe Ader zertheilt ſich bald in viele andere, welche theils in die Höhe theils in die Tiefe ſteigen, und ſich mit ihren unzähligen Zweigen, die immer kleiner und enger werden, je weiter ſie ſich vom Herzen entfernen, in alle Theile des Leibes verbreiten. In die Adern ſpritzet die linke Herzkammer das Blut durch ihren Druck mit einer ſolchen Gewalt, daß es bis in die zärteſten Röhrchen der letzten Nebenzweige hineindringt. Man muß ſich

vor

vorſtellen, daß in dieſen Adern das Blut von dem weitern Ende derſelben ſtets gegen die engern getrieben wird, welches nicht geſchehen kann, ohne bey jedem Stoße des Herzens die Häute dieſer Adern auseinander zu dehnen und aufzuheben. Dieſe Bewegung heißt der **Pulsſchlag**, der alſo bloß eine Wirkung des Herzſchlages iſt, und geſchwinder oder langſamer erfolgt, je nachdem ſich das Herz geſchwinder oder langſamer zuſammenzieht. Man nennt deswegen alle die Adern, in welchen ſich das Blut vom Herzen hinweg, das iſt vom weitern Ende gegen das engere, bewegt, **Pulsadern**.

Dieſen Weg vom Herzen bis zu den äußerſten Theilen des Körpers macht das Pulsaderblut nicht umſonſt. Es ſind nämlich allenthalben auf dieſem Wege Maſchinen aufgeſtellt, deren jede dem Blute etwas abnimmt, um es im Körper zu gewiſſen Abſichten auszuſpenden. Einige von dieſen Maſchinen ſind aus ſo kleinen Röhrchen zuſammengeſetzt, daß ſie die gröbſten Theile des Blutes, welche eine rothe Farbe haben, nicht in ſich hineinlaſſen, dagegen aber eine andere feinere Feuchtigkeit aus dem Blute an ſich ziehen. Einige ziehen nur die wäſſerichten, andere nur die öhlichten, und noch andere nur die ſalzigten Theile heraus, und dieß thun ſie alle nur an ſolchen Orten, wo dieſe Säfte, die ſie aus dem Blute ausgeſogen haben, zu gewiſſen andern Zwecken verbraucht werden können. Kömmt z. B. das Pulsaderblut in die Gegend des Mundes, wo die Speicheldrüſen liegen, ſo ziehen dieſe diejenige Materie aus demſelben, die wir bey dem Menſchen Speichel nennen, welche dann durch kleine Abführungsgefäße in den Mund fließt, und die Speiſen verdaulich macht. Kömmt

es zum Schlunde und zu den Gedärmen, ſo wird aus 1000 Drüschen ein ſchlüpfriger Saft aus demſelben gezogen, um dieſe Gänge geſchmeidig zu erhalten. Kömmt es zur Leber, ſo ſondert dieſe die Galle aus dem Geblüte heraus, um ſie der Gallenblaſe und dann den Speiſen mitzutheilen.

Im Oberrücken ſind wiederum ein Paar Maſchinen, die **Nieren**, befeſtigt, die das Salzwaſſer aus dem Blute in ſich ziehen, es in eine Blaſe leiten, und aus dieſer wieder durch einen andern Weg, als eine unnütze Feuchtigkeit, aus dem Körper herausſchaffen. In andern Theilen, durch welche ſich die Pulsadern verbreiten, wird Milch, Fett, die zur Zeugung nöthige Saamenfeuchtigkeit oder ſonſt eine andere Feuchtigkeit abgeſondert, und dieß iſt überhaupt das Geheimniß, wodurch die Natur aus unſerm Blute alle die Säfte abſondert, die ihr entweder zu beſondern Abſichten nöthig ſind, oder die als unnütz aus dem Körper weggeſchaft werden müſſen.

Außer dieſen beſondern Eingeweiden und Maſchinen, welche von dem Blute, das ihnen die Adern zuführen, ihren Theil nehmen, giebt es eine große Menge anderer Arten, welche durch ihre kleinen Oeffnungen den rothen Theil des Blutes nicht hindurch laſſen, ſondern nur eine gallerichte und klebrichte Feuchtigkeit in ſich ſaugen. Dieſe kleinen Waſſergefäße führen den nahrhafteſten Theil des Blutes zu allen Enden und Punkten des Körpers hin, und laſſen ihn zum Theil daſelbſt zurück. Hier ſetzt er ſich an, vergrößert den Körper, dehnt ihn nach allen Seiten aus und ernährt ihn, bis durch viele neue Zuſätze die Theile ſo ſtark und hart werden, daß ſie nicht mehr nachgeben, da dann das Wachsthum des Körpers aufhört. Und wenn

dieß endlich ſo weit geht, daß nach und nach die kleinſten Gefäße, durch den immer zuſtrömenden Nahrungsſaft gar erfüllt werden und verwachſen, ſo erfolgt der natürliche Tod der Thiere vor Alter, welchen aber ſehr wenige erreichen.

Wenn das Blut endlich, nach ſo vielen Nachſtellungen, in die äußerſten Enden der Pulsadern gekommen iſt, ſo paſſen auch hier noch einige kleine überall unter der Haut liegende Drüſen auf, um die allerfeinſte Schärfe aus demſelben in ſich zu ziehen, und ſie in Geſtalt eines dünnen Dampfes, welcher die **Ausdünſtung** heißt, auszuhauchen. Iſt dieſe Ausdünſtung ſo ſtark, daß ſie auf der Haut in Tropfen zuſammenfließt, ſo wird ſie der **Schweiß** genannt.

Der übrige Theil des Bluts, der dieſen Nachſtellungen glücklich entgangen iſt, fließt in den kleinſten Enden der Pulsadern ſo zart fort, daß man die rothen Blutkügelchen durch ein gutes Vergrößerungsglas ganz deutlich hinter einander durchrollen ſehen kann *). Dieſe kleinſten Kanäle fangen aber alsdann bald an, ſich wieder zu erweitern. Es werden größere Gefäße daraus, die ſich in noch größere zertheilen, und worinn das Blut von allen Seiten eben ſo wieder zum Herzen ſteigt, als es durch die Pulsadern davon ausgegangen war. Weil ſich in dieſen Adern das Blut vom engern Ende gegen das weitere bewegt, ſo kann der Stoß des Herzens nicht in ſie wirken; daher haben ſie keinen Puls, und heißen zum Unterſchiede **Blutadern**.

*) Wer die Wunder Gottes in der Feinheit der Adern und dem Kreislaufe des Blutes ſehen will, der bringe die Schwimmhaut eines Froſches unter ein gutes Vergrößerungsglas.

Dieſe Blutadern führen nun das Geblüt ſowohl aus den obern als untern Theilen des Körpers wieder nach dem Herzen zuſammen, wo ſie einen gemeinſchaftlichen kurzen Kanal formiren, welcher das Blut wieder in die rechte Herzkammer ausſchüttet. Aus dieſer geht es nicht ſo gleich wieder in die linke hinüber, ſondern es wird durch das Zuſammenziehen des Herzens aus der rechten Kammer in eine Pulsader getrieben, welche ſich in der ganzen Lunge in unendlich kleine Zweige ausbreitet, ſo daß daſelbſt alles Blut, was im ganzen Körper umgelaufen, und durch das Reiben und Erſchüttern erhitzt worden iſt, ehe es zu einem neuen Umlauf gelangen kann, durch die friſche Luft, welche die Säugethiere in die Lunge ziehen, abgekühlet, und durch die Macht dieſer Abkühlung wieder zuſammengezogen wird, nachdem es ſich durch die Erhitzung bey ſeinem Umlaufe ſehr ausgedehnt hatte. Hier iſt zugleich der Ort, wo der Milchſaft aus den Speiſen, der ſich in den Blutadern, wie oben bemerkt wurde, ergießt, wahrſcheinlicherweiſe in rothes Blut verwandelt wird. Dieſer nunmehr zu Blut gewordene Nahrungsſaft ſtrömt mit dem übrigen Blute aus der Lunge wieder zurück zum Herzen, und ergießt ſich in die linke Kammer deſſelben, aus welcher er wieder zu allen Theilen des Körpers getrieben wird.

Hieraus ſieht man, warum die Thiere täglich durch Speiſe und Getränke neues Blut verfertigen müſſen, da jeder Umlauf, der doch geſchwind vollzogen iſt, das Blut ſo ſehr abnutzt und ausmergelt, wie oben gezeigt worden iſt. Man muß aber auch die erſtaunliche Zertheilung der Blutgefäße bewundern, da kein Theil des thieriſchen Körpers, den nur eine Nadelſpitze berühren kann, ohne ein Blutgefäß iſt, das ſich von der kleinſten Wunde ergießt.

II. Beſondere Beſchreibung der Körpertheile der Säugethiere, in ſo fern deren Vorerkanntniß beſonders zum Verſtändniß der nachherigen Beſchreibungen der Thierarten hier nöthig iſt.

A. Aeußrer Bau.

Das dritte Kapitel.

Von den Brüſten der Säugethiere, als dem Hauptcharakter der ganzen Claſſe.

Es iſt ſchon oben der **Brüſte** (Eiter, Zitzen) als Theile des Körpers derjenigen Thiere erwähnt worden, die lebendige Jungen gebähren. Dieſe Thiere unterſcheiden ſich dadurch von allen andern, und die ganze Claſſe hat, da die Mütter die Jungen an dieſen Theilen ſäugen, daher den Namen **Säugethiere** bekommen. Dieſe Brüſte nun ſind am weiblichen Körper diejenigen Theile, in welchen die Milch aus dem Blute abgeſondert, und aus welchen von den neugebohrnen Säugethieren eine Zeitlang die Nahrung gezogen wird. Sie ſind der Anzahl und Lage nach bey den mancherley Säugethieren verſchieden. Gemeiniglich iſt ihre Anzahl noch einmal ſo groß, als die Anzahl der Jungen, die ſie gebähren. Sie liegen paarweiſe **entweder** an der Bruſt **oder** am Bauche, **oder** zwiſchen den Hinterfüßen. Wir bemerken auch dergleichen Brüſte gewöhnlich beym männlichen Geſchlechte dieſer Thiere, wiſſen aber nicht, wozu ſie ihnen eigentlich dienen. Sie ſind auch bey dieſem allezeit kleiner. Bey einigen Thieren z. B. beym Hunde ſind ſie beym Männchen in geringerer Anzahl als beym Weibchen; bey andern ſitzen ſie nicht an der nämlichen Stelle, wie beym

Hengſte, und endlich fehlen ſie noch andern, als den Hamſter- und Haſelmausmännchen, gänzlich.

Das vierte Kapitel.

Von der Bedeckung der meiſten Säugethiere.

Der Körper der meiſten Säugethiere iſt außer der Haut, die von verſchiedener Dicke iſt, entweder ganz oder zum Theil mit Haaren bedeckt. Es ſind dieß wahre Gewächſe, welche inwendig hohl ſind, mit ihren Zwiebelwurzeln in der Zellhaut ſtecken und aus dem Fette derſelben ihre Nahrung ziehen. Durch ein Vergrößerungsglas kann man leicht, wenn ein Haar durchſchnitten wird, den durchgehends hohlen Kanal beobachten. Dem Körper dienen ſie theils gegen die Ungemächlichkeiten der Witterung, theils zum unmerklichen Ausdünſten vieler unnützen Säfte. Sie ſind in Anſehung ihrer Stärke, Länge, Dichtigkeit und Farbe ſehr verſchieden. Bey einigen Thieren ſind ſie weich, und gekräuſelt, und man nennt ſie **Wolle**; bey andern ſind ſie hart und ſteif, und dieß ſind **Borſten**, wie beym Schweine.

An einigen Thieren verlängern ſie ſich an gewiſſen Stellen, und haben oft eigne Namen. Die längeren Haare auf dem Kopfe heißen **Haupthaare**, und die am Kinn ſtehen, der **Bart**, wie bey den Ziegen. Die ſteifen langen Haare um die Lippen bilden oft einen ſogenannten **Knebelbart** (Schnurrbart), wie an dem Wieſel und Haſen, oder ſtehen an mehrern Orten im Geſichte auf beſondern Wärzchen zerſtreut, wie beym Hund, Fuchs und den

Mäu-

Mäuſen. Befinden ſich längere Haare am Hinterhals und auf dem Rücken, wie am Pferde, ſo wird dieß eine Mähne genennt. Oft begegnen ſich auf dem Rücken oder an den Füßen die Haare in ihrer Richtung mit den Spitzen und ſcheinen das Fell zu zertheilen, die dadurch entſtehenden erhabenen Streifen pflegt man alsdann mit dem Namen der Näthe zu belegen. Wir ſehen ſie deutlich an den Hunden und Pferden.

In Anſehung der Dichtigkeit findet ebenfalls ein groſſer Unterſchied ſtatt, welcher ſeinen Grund in dem Klima, den Jahreszeiten, der Nahrung und dem Alter hat. Manche Thiere in warmen Gegenden haben daher nur ein dünnbehaartes Fell, als der Elephant, dahingegen der nordiſche Bär mit einem ſehr dichten Pelz bekleidet iſt. Die Füchſe haben im Sommer einen ſchlechten, im Winter aber und bey guter Aeſung einen beſſern Balg. Den alten Thieren vertrocknen die Haare und fallen aus, ohne daß neue wieder wachſen.

Auch die Farbe der Haare iſt mancherley. Jede Thierart hat ihre eigne. Nur die Lebensart der Hausthiere, welche von der Lebensart der wilden Thiere ſo verſchieden iſt, macht, daß ſie in ihren Arten ſo vielfarbig ſind, da hingegen die wilden, die den Einſchränkungen und Willkühr der Menſchen nicht ſo unterworfen, wie jene, gar ſelten die Zeichnung ihrer Art verändern. Die Abwechſelung der kalten und warmen Jahrzeiten allein verurſacht eine kleine Abwechſelung in der Farbe ihrer Bekleidung. Der Winterpelz, den alle behaarte Säugethiere (den Fiſchotter allein in gewiſſem Verſtande ausgenommen, der ganz unmerklich ſich abhaaret) im Herbſte anlegen, iſt z. B. beym

Hirſch mehr grau, da hingegen ſein Sommerkleid, wenn er jenen im Frühjahr nach und nach wieder ablegt, mehr rothbraun iſt.

Diejenigen Thiere, welche, ſtatt die dunklere Farbe ihrer Art zu erhalten, mit ganz weißen Haaren und rothen Augen gebohren werden, nennt man wie die Albinos (weiße Mohren) Kackerlacken, z. B. die weißen Mäuſe; ſie ſind Geſchöpfe von ſchwächlicher Natur und meiſt von ſchwächlichen Eltern gebohren.

Ferner giebt es Thiere, deren Körper entweder mit gar keinen Haaren, oder nur an manchen Theilen damit beſetzt iſt. Die bloß in Waſſerlebenden dieſer Claſſe, als die Wallfiſche, ſind ganz glatt. Die Schuppenthiere (Manis) haben anſtatt der Haare Schuppen, welche, wie die Tannzapfenſchuppen, auf ihren Rücken liegen, beweglich ſind, und nur zwiſchen ſich einzelne Härchen haben. Die Gürtelthiere (Daſypus) haben ein hornartiges Schild über den ganzen Leib, welches nur durch einige hornartige bewegliche Gürtel getrennt iſt, und die Bruſt und der Bauch allein haben dünne Borſten. Der Igel iſt nur am Unterleibe mit Haaren bedeckt, der Oberleib hingegen iſt mit harten ſpitzigen Stacheln beſetzt. Andere Thiere haben einzelne unbehaarte Stellen am Körper, die durch Schwielen beſchützt ſind, ſo z. B. das Pferd an den Füßen.

An manchen Thieren haben die Haare noch die beſondere Eigenſchaft, z. B. an der Katze, dem Haſen, Marder, Pferde, daß ſie elektriſch ſind; ſie geben nämlich, wenn ſie ſcharf geſtrichen werden, ein Kniſtern, im Dunkeln Funken von ſich, und richten ſich, wenn man mit der bloßen

Hand

Hand in einer kleinen Entfernung drüber hinfährt, nach derſelben in die Höhe.

Auch der **Schwanz** der meiſten Säugethiere, welcher eine Fortſetzung des Rückgrats iſt, und nur ſehr wenigen fehlt, iſt mit **Haaren** beſetzt, welche bald lang ſind und einen **Schweif** bilden, wie beym Pferde, bald kurz ſind und dicht anliegen, wie bey dem Fiſchotter, oder ſich in einen längern Büſchel endigen, wie bey der Kuh, dem Wieſel, der Haſelmaus oder in längern Schichten nach beyden Seiten ſtehen, wie beym Eichhorn. Doch iſt er auch bey einigen nur **halbbehart** und **ſchuppigt**, wie bey der Waſſerratte, oder beynahe ganz **blos**, wie bey der Hausratte. Seine Bildung iſt ebenfalls verſchieden. Bey einigen Thieren iſt er **abgekürzt**, wie beym Hirſch und Haſen, bey andern **lang**. Bey manchen ſteht er ſeiner Richtung noch **gerade**, wie beym Fuchs, bey andern **krumm**, und iſt entweder aufwärts gebogen wie beym Schweine, oder unterwärts, wie beym Wolf, oder zurückgeſchlagen, wie beym Eichhorn und der Ziege.

Er dient den Säugethieren **theils** zur Bedeckung des Afters und der Zeugungswerkzeuge, **theils** zur Verjagung quälender Inſekten, der Fliegen und Bremſen, wie den Kühen und Pferden, **theils** zur geſchwindern und geſchicktern Bewegung von einem Orte zum andern, wie dem Eichhorn in ſeinen Springen auf den Bäumen, **theils** zum Schutz gegen unangenehme Witterung. So decket ebenfalls der Schwanz das Eichhorn gegen Sonnenſtich und Regen, wenn er auf dem Rücken liegt.

Das fünfte Kapitel.

Von den Augen, Ohren, der Naſe, Zunge und dem Munde.

Die gläſern ſcheinende Kugel, die wir das **Auge** nennen, iſt mehrentheils von mancherley Farbe, und die Oeffnung des farbigen Zirkels, des **Sterns**, bey den meiſten Säugethieren rund, jedoch bey denen, die vornämlich des Nachts ihr Geſicht brauchen, lang, und zwar auf dieſe Art, daß ſich bey einigen, als bey den Katzen, dieſe Oeffnung der Länge nach, bey andern aber, als den Kühen, der Breite nach erweitert. Den Raubthieren, welche ihre meiſten Geſchäfte in der Nacht treiben, war dieſer Bau der Augen nothwendig, weil ſich die länglichte Oeffnung eines Auges mehr erweitern kann, als die runde, dadurch mehrere Lichtſtrahlen im Dunkeln aufgefangen, und in das Auge gebracht werden können. Am Tage zieht ſich eine ſolche länglichte Oeffnung ſehr zuſammen, und läßt nur einen kleinen Ritzen, weil ohne dieſes Vermögen des Zuſammenziehens durch die häufig einbrechenden Lichtſtrahlen die ſehr empfindliche Nervenhaut leicht beſchädigt und dadurch das Auge verdunkelt werden könnte. Die fleiſchfreſſenden Thiere haben ein vorzügliches ſcharfes Geſicht.

Die Anzahl der Augen iſt allzeit doppelt. Von auſſen ſind ſie mit beweglichen **Augenliedern** beſchützt. Dieſe dienen beſonders dazu, daß dieß nützliche und äußerſt zärtliche Glied des Nachts genau verſchloſſen werden kann, worzu auch die am äußerſten Rande ſtehende **Wimpern**, die beym Verſchließen der Augen in einander greiffen, helfen. Der Menſch, der Elephant haben ſolche Wimpern an beyden

den Augenliedern, die meiſten übrigen Thiere aber nur am obern Augenliede. Unter den Augen liegt oft auch noch eine beſondere haarige Beſchützung, die **Augenbraunen**. Sehr wenige Thiere dieſer Claſſe z. B. der Dachs, das Pferd, haben die **innere Augendecke** (Nickhaut), durch welche ihr Auge noch eines beſondern Schutzes genießet.

Außer den Säugethieren, welche im Waſſer leben, als dem Wallfiſch, Seehund u. a. m. ſind faſt alle mit merklichen äußern **Ohren** verſehen, welche durch ihre Zuſammenſetzung aus Knorpeln und Muskeln bald mehr oder weniger bewegt, und bey vielen nach verſchiedenen Richtungen ſcharf ausgeſpannt werden können. Dieß letztere ſehen wir beſonders an den Waldthieren, welche die Ohren ſchnell nach der Gegend hin ſpitzen, wo der leiſeſte ungewöhnliche Schall hörbar wird. Die äußern Ohren dienen vorzüglich darzu, daß die Thiere auch einen ſchwachen Schall noch bemerken können, weil ſie viele ſchallenden Strahlen, die ohne dieſelben nicht in die inneren Theile des Ohrs kommen würden, auffangen und dergeſtalt zurückwerfen, daß ſie in den Gehörgang kommen müſſen. Den meiſten unſrer zahmen Thiere, die ein **aufgerichtetes** Ohr nicht ſo nöthig haben, wie die wilden, iſt daſſelbe ſchlaff und **hängend** gebaut.

Die Ohren ſind ſowohl in Abſicht der Größe, die wenn man ſie beſchreiben will, mit der Größe des Kopfs verglichen werden, als auch in Abſicht der Geſtalt ſehr verſchieden. Der Igel hat ein **zugerundetes**, die Feldmaus ein **eyrundes**, der Fuchs ein **ſpitziges**, und der Luchs ein **zugeſpitztes** Ohr. Der Fledermaus, deren innerer vorderer Ohrknorpel ſehr verlängert iſt, aufrecht ſteht, und gleichſam noch ein eignes inneres Ohr zu bilden ſcheint, ſchreibt man

ein doppeltes Ohr auf jeder Seite zu. Es iſt dieß aber nichts anders, als eine Ohrdecke, womit die Fledermäuſe bey ihrem Schlaf, wenn ſie den äußern größern Ohrlöffel in Falten legen, die Oeffnung des Ohrs verſchließen, damit vornämlich bey ihrem Winterſchlafe Inſekten und andere Unreinigkeiten, welche dieſes Sinnwerkzeug zerſtöhren könnten, abgehalten werden.

Die wehrloſeſten Thiere z. B. die Mäuſe hat der Schöpfer als eine Entſchädigung für die Entbehrung ſtarker körperlicher Waffen, womit ſie ſich gegen ihre Feinde vertheidigen könnten, mit einem ſehr feinem Gehör begabt, wodurch ſie ſich retten können.

Auch die **Naſe** der Säugethiere hat eine ſehr verſchiedene Bildung. Sie iſt bald mehr, bald weniger platt gedruckt; bald **oberwärts**, bald **unterwärts** gebogen, und entweder kürzer oder länger als die drunter liegenden Lippen; bald **ſpitzig**, bald **ſtumpf**. Bey einigen verlängert ſie ſich auch wohl tn einen beweglichen **Rüßel**, wie beym Schwein und Elephanten, und einige Fledermäuſe haben noch verſchieden geſtaltene häutige Anſätze an derſelben, z. B. die Hufeiſennaſe. Die Naſenlöcher ſind allzeit doppelt, und bald **rund**, bald **länglicht**, und bey dem Igel gar mit einem drüſenartigen Kamm beſetzt. Viele Raubthiere ſind mit einem ſehr ſcharfen Geruch begabt.

Was die **Zunge** anbetrift, welcher wir des Zuſammenhangs halber hier erwähnen müſſen, ob ſie gleich eigentlich mehr zu den innern Theilen gehört, ſo iſt ſie bey den meiſten Thieren dieſer Claſſe **breit**, und nur bey einigen fremden Thieren z. B. den Ameiſenfreſſer (Myrmecophaga)

ſchmal

ſchmal und lang, weil er dieſelbe in die Ameiſenhaufen ſteckt, von den Bewohnern derſelben vollkriechen läßt, zurückzieht, und die Ameiſen, als ſeine Nahrung verſchluckt. Die Oberfläche der Zunge iſt bey manchen mit harten Wärzchen beſetzt und daher **rauh**, wie bey den meiſten Pflanzenfreſſern, bey andern als den katzenartigen Thieren wird ſie dadurch gar **ſtachlicht**. Bey den meiſten Thieren iſt ſie **ganz** und ungetheilt, doch findet man an dem Seehunde auch eine **geſpaltene** Zunge. Außer daß ſie das Werkzeug des Geſchmacks iſt, brauchen ſie auch die Säugethiere zu andern Verrichtungen z. B. zum Verſchlingen der Speiſen, zur Bildung der Stimme, ihren Körper damit zu reinigen und glatt zu erhalten, ihre Jungen nach der Geburt ab- und ihre Wunden auszulecken und dadurch heilbar zu machen, und bey einigen zur Erlangung der Speiſen. Da die pflanzenfreſſenden Thiere aus ſo viel hundert Kräutern gerade die ihnen zuträglichſten zu ihrer Nahrung ausſuchen, ſo ſcheinen ſie einen weit feinern Geſchmack zu haben, als die fleiſchfreſſenden, die nicht mit ſo viel Wahl ihren fleiſchigten Raub aufſuchen.

Der **Mund** der Säugethiere hat zwar im Ganzen durch ſeine zwey horizontalliegenden Kinnladen einerley Hauptanlage, aber ſeine Geſtalt leidet bey den verſchiedenen Gattungen gar merkliche Abweichungen. Aeußerlich ſind die beyden Kinnladen mit ihren Zähnen von den **Lippen** bedeckt, durch deren Muskeln die untere bewegt, und dadurch der Mund geöffnet und geſchloſſen werden kann. Bey einigen Thieren iſt die obere Lippe **geſpalten**, wie bey allen nagenden, den Haſen, Mäuſen ꝛc., bey den übrigen aber iſt ſie nur **eingedrückt** oder mit einer Vertiefung verſehen, wie bey der Ziege; und bey dem Bullenbeißer hängt ſie **ſchlaff** herunter.

In dem Munde haben einige auf beyden Seiten eine beſondere Höhlung, die man eine Backentaſche nennt, worin ſie einen Vorrath von Speiſen einſammlen und eine Zeitlang aufbewahren können; z. B. dienet der Hamſter.

Das ſechste Kapitel.

Von den Hörnern, welche vorzüglich die Vertheidigungsmittel einiger Säugethiere ſind.

Die Natur hat einigen Thieren **Hörner** mitgetheilt, welche ſie, ſo wie andere die Zähne und Krallen, als Waffen vorzüglich zu ihrer Vertheidigung brauchen. Unter den europäiſchen Thieren ſind gewöhnlich die Ochſen, Schafböcke, Ziegen und die Thiere, welche zur Hirſchgattung gehören, damit verſehen. Es ſind dieſe Theile der Thiere Gewächſe, deren Wurzeln in der Hirnſchale und ihrer Bedeckung liegen, und welche nach einer kürzern oder längern Zeit nach ihrer Geburt hervorbrechen und nach einer gewiſſen Größe als ein Zeichen der Mannbarkeit angeſehen werden können. Bey einigen Gattungen z. B. der Hirſchgattung ſind die Weibchen gewöhnlich ungehörnt, bey andern aber, wie bey der Ziegengattung haben ſie kleinere Hörner. Sie ſind in Anſehung ihrer Anzahl und ihres Baues ſehr verſchieden. So giebt es, was die Anzahl betrifft, z. B. Schafböcke die vier Hörner haben. Dem Bau nach ſind ſie bey dem Ochſen und der Ziege **hohl**, und ſitzen, wie eine Scheide über einer knorplichten Fortſetzung des Stirnbeins, hingegen ſind ſie bey dem Hirſch und Reh **dichte** und gleichſam holzig. Wiederum ſind jene einfach und bleiben beſtändig ſtehen, und dieſe in Nebenäſte getheilt und werden

jährlich abgeworfen. Ferner haben die Ochſen runde glatte und die Ziegen ſcharf gerändete gereifte Hörner, die Hirſche geradeſtehende Geweihe und der Ochs mondförmig gebogene Hörner.

Noch andere Vertheidigungsmittel, die wir im Vorbeygehen mit berühren wollen, enthalten die Beutel, welche manche Thiere am After haben, in welchem ſich eine übelriechende Feuchtigkeit ſammlet, die ihre Feinde von ihnen abhält. So verabſcheuen die mehreſten Katzen und Hunde den üblen Geruch der Feuchtigkeit, die ſich in dem Biſambeutel der Wieſel befindet. Und ein vorzügliches Rettungsmittel ſcheint auch noch in der Fähigkeit zu liegen, daß faſt alle Säugethiere durch Schwimmen, wenigſtens ihren mehreſten Feinden entgehen können.

Das ſiebente Kapitel.

Von den Bewegungswerkzeugen.

Die gewöhnlichſten Werkzeuge der Bewegung ſind bey den Landthieren **vier Füße** (Beine). Die vordern hängen durch das Schlüſſelbein und **Schulterblatt** mit dem Körper zuſammen, und beſtehen aus dem **Hinterarm**, dem **Vorderarm** und dem eigentlichen **Vorderfuß** (palma), welcher wiederum aus mehrern Knochen und Gelenken zuſammengeſetzt iſt; die hintern aber ſchließen mit dem **Hüftbein** an dem Körper an, uud man bemerkt an ihnen den **Schenkel** und den eigentlichen **Hinterfuß** (planta). Gewöhnlich ſind die vordern Füße etwas niedriger, als die hintern, ſonderlich bey denen, die geſchwind laufen und ſpringen, z. B. den Haſen.

Die eigentlichen Füße oder die untern Theile des Beines ſind mehrentheils mit Fingern oder **Zehen** beſetzt, deren Anzahl, Verbindung und Bildung verſchieden iſt. Das Wieſel z. B. hat fünf Zehen an den Vorderfüßen und fünf an den Hinterfüßen; der Hamſter hat vier Zehen vorne und fünf hinten; der Haſe fünf Zehen vorne und vier hinten; ja es giebt eine Art Ameiſenfreſſer die drey Zehen an den Vorderfüßen und wieder eine andere, die deren nur zwey hat. Gemeiniglich ſind ſie frey oder **geſpalten**, und nur bey wenigen ſind ſie mit einer Haut verbunden und dienen dann entweder zum Schwimmen, wie die **Schwimmfüße** der Fiſchotter, oder zum Fliegen, wie bey den Fledermäuſen, wo die vier vordern langen Zehen mit einer Flughaut umgeben und mit dem Hinterfuß verbunden ſind.

Einige Thiere, welche die Erde durchgraben, haben große Vorderfüße und Finger, wie der Maulwurf. Die Affenfüße, an welchen ein weit abſtehender innerer Finger, ein **Daumen** ſich befindet, nennt man **Hände**. An ihren Fingern ſind auch die Nägel **breit**, da ſie hingegen bey andern Thieren **ſpitzige Krallen** bilden, die von den katzenartigen Thieren zurückgezogen und zum Fang des Raubes gebraucht werden können. Andere Thiere, ohne Finger, haben entweder **geſpaltene Klauen** oder Hufe, die hornartig ſind, wie die Ziegen oder einen ganzen, **ungeſpaltenen Huf**, wie die Pferde.

Bey den Thieren die Klauen haben, liegen an der hintern Seite des Beines etwas erhaben, mehrentheils die **falſchen Hufe**, wie z. B. bey dem Hirſch, welche beſonders dem Rothwild beym Herabſpringen von ſteilen Bergen zum Aufhalten gute Dienſte thun.

Die mehreſten Thiere dieſer Claſſe, die Affen ausgenommen, gehen immer auf vier Füßen und zwar auf den Spitzen derſelben; wenige, wie z. B. die Haſen und Mäuſe gehen auf der ganzen Fußſohle bis zur Ferſe.

Endlich ſo giebt es noch Thiere in dieſer Claſſe, welche gar keine wahren Füße haben. Es ſind dieß Seethiere. Die Seehunde z. B. haben Schwimmfüße, wovon die vordern unterwärts gekehrt ſind, und die hintern am Ende des Körpers gerade aus ſtehen, an welchen man aber noch die Finger und Krallen deutlich bemerkt, die ſie auch haben mußten, wenn ſie auf dem Eiſe, auf welches ſie oft aus ihrem Elemente klettern, fortkommen ſollten.

Bey dem Wallfiſche ſind die Füße faſt mehr Floßfedern, und man bemerkt äußerlich gar keine Spur von Zehen, doch unterſcheiden ſich die hintern, welche in einen Schwanz verwachſen ſind, dadurch von der Fiſchſchwanzfloſſe, daß ſie horizontal und nicht wie dieſe perpendikular liegen.

B. Innerer Bau.

a) Feſte Theile.

Das achte Kapitel.

Beſondere Einrichtung der Sinneswerkzeuge.

Die Nerven ſind, wie wir wiſſen, diejenigen Theile des thieriſchen Körpers, wodurch die Empfindungen in der Seele bewirkt werden. So verſchieden aber nun die Eigenſchaften der Körper ſind, ſo verſchiedene Empfindungen können ſie auch in den Nerven und in der Seele der Thiere erwecken,

wecken, weil nicht jeder Nerve eine jede Eigenſchaft des auf ihm wirkenden Körpers zu empfinden empfänglich iſt, ſondern der eine dieſe, der andere jene. Wir finden daher an dem thieriſchen Körper an verſchiedenen Orten eine Vereinigung, Verwebung und Verbindung verſchiedener Nerven zu beſondern Maſchinen, wodurch die Empfindungen gewiſſer Eigenſchaften der Körper hervorgebracht werden. Wir nennen ſie **Werkzeuge der Sinnen** und zählen ihrer bey den Säugethiereu fünfe, als des Geſichts, Gehörs, Geruchs, Geſchmacks und Gefühls. Wir wollen ſie hier etwas genauer betrachten.

Das Werkzeug des **Geſichts** iſt das **Auge**. Es iſt ein kugelförmiger Körper, der aus verſchiedenen Häutchen beſteht, die mit feſten und flüßigen Theilen erfüllt ſind. Die **harte Haut** umgiebt die ganze Kugel, und ihr vorderer erhabener durchſichtiger Theil heißt die **Hornhaut**. Nach dieſer folgt die **ſchwarze Haut**, welche, wo ſie vorne an die Hornhaut gränzt, die **farbige** Haut oder Traubenhaut bildet, und der ſogenannte **Augenſtern** iſt, In ihrer Mitte iſt eine Oeffnung, die **Pupille**, in welche die Lichtſtrahlen einfallen, und welche ſich erweitert und verengert, je nachdem wenig oder viel Lichtſtrahlen vorhanden ſind. Hinter der ſchwarzen Haut liegt endlich die **Netzhaut**, (Nerven- oder, Markhaut) Retine, welche aus den feinſten Nervenfäden und Blutgefäßen zuſammengewebt und der empfindlichſte Theil am ganzen Körper iſt. Er hat ſeinen Urſprung aus dem **Sehnerven**, deſſen innere Beſtandtheile, Beſtandtheile des Gehirns ſind. Zwiſchen dieſen dreyerley Häuten nun befinden ſich auch dreyerley ſogenannte **Feuchtigkeiten**. Den innerſten und größten Theil des Auges

nimmt

nimmt die gläſerne **Feuchtigkeit** ein, die hell, durchſichtig und in viele kleine Zellen zertheilt iſt. Mit dieſer iſt nach vorne zu in einer eignen Vertiefung die **Kryſtallinſe**, (die kryſtallene Feuchtigkeit, der Augenkryſtall) verbunden. Sie hat die Geſtalt einer gläſernen Linſe und iſt an den Seiten an gewiſſen Faſern befeſtigt und bewegbar. Den Raum zwiſchen dieſer und der Hornhaut füllet die **wäſſerichte Feuchtigkeit**, ein wahrer, flüßiger, wäſſerichter Saft aus, der vielleicht nur dazu da iſt, das Zuſammenwachſen, Austrocknen und Verſchrumpfen der Häute zuverhindern.

Das Thier ſieht nun auf folgende Weiſe. Die Lichtſtrahlen, die von einem Körper ausgehen oder zurückprallen, dringen durch die durchſichtige Hornhaut und durch die in dem Sterne befindliche Oeffnung in das Auge ein, werden in den Feuchtigkeiten des Auges, ſonderlich aber in der Kryſtallinſe gebrochen, und bilden den Gegenſtand, von dem ſie ausgegangen ſind, auf der Netzhaut auf eben die Art ab, nämlich umgekehrt, wie es in einer verfinſterten Kammer (Camera obſcura) geſchieht. Von der Netzhaut bekommt die Seele die deutliche Empfindung und Vorſtellung des Gegenſtandes in dem Gehirne vermittelſt des Geſichtsnervens auf eine uns noch unerklärbare Art, und zwar nach ſeiner natürlichen Geſtalt und Lage mitgetheilt.

Dieſes Werkzeug nun thut gewöhnlich am Tage ſeine gehörige Wirkung; doch giebt es auch Thiere z. B. die Katzen, welche des Nachts deutlich ſehen können, und dieß rührt von der Empfindlichkeit ihrer Augennerven her, die auch die wenigen Lichtſtrahlen, die des Nachts noch in der Luft ſind, auffangen, und durch ſie in Bewegung geſetzt werden können.

Die Bewegung des Auges durch die Muskeln und die willkührliche Ausdehnung und Zuſammenziehung des Augenſterns bey vielen Thieren, wodurch die Augenöffnung groß oder klein wird, machen, daß ſie die Gegenſtände nach gewiſſen Entfernungen allezeit deutlich ſehen können.

Das Werkzeug des **Gehörs** iſt das Ohr, welches meiſtentheils aus elaſtiſchen Knorpeln oder harten Knochen beſteht, um welche der Gehörnerve ſich innwendig verbreitet. Nicht bey allen Thieren findet man den äußern Knorpelichten Theil, das ſogenannte äußere Ohr, das wie ein Trichter da ſteht, um den Schall aufzufangen, zu mäßigen und in den **Gehörgang** zu leiten. Dieſer Gang iſt eine krumme, knorpelichte oder knöcherne Röhre, an deren Ende das **Trommelfell** ſich befindet, welches aus einer Haut beſteht, die über die **Pauke**, oder Trommelhöhle ausgeſpannt iſt. In dieſer Höhle liegen die vier Gehörknochen, wovon der erſte der **Hammer** iſt, welcher mit ſeinem Stiele an dem Trommelfelle anhängt, und mit ſeinem Kopfe den zweyten Gehörknochen, den Ambos berührt, an deſſen längern Schenkel der dritte, das **rundliche Knöchelchen** den vierten, den **Stegreif** (Steigbügel) mit dem Ambos vereiniget. Ihrer Aehnlichkeit halber haben dieſe Gehörknochen ſolche Namen. Aus der Trommelhöhlung geht die **Euſtachianiſche Röhre** in den Mund; die Luft dringt durch dieſelbe von innen herein, und hält mit der äußern, die durch den Gehörgang kömmt, das Gleichgewicht. Aus der nämlichen Höhle geht auch das **eyrunde Fenſter**, ein Loch, welches der Stegreif mit ſeiner Grundfläche füllt, und welches ſich in das Innerſte des Ohrs, in den **Labyrinth** (Irrgang) öffnet. Dieſer beſteht aus dem **Vorhofe**, einer run-

runden mit Waſſer erfüllten Höhle, aus den drey **halbzirkelförmigen Kanälen**, welche ſich in den Vorſaal öffnen, und aus der **Schnecke**, welche vorwärts liegt, und aus einem hohlen ſchneckenförmig gewundenen Gange beſteht, der durch eine halbknöcherne, halbnervigte Haut in zwey Kanäle getheilt wird, wovon ſich der vordere in den Vorhof, der hintere aber durch das **runde Fenſter**, in die Trommelhöhlung öffnet. Der **Gehörnerve** endlich breitet ſich durch alle Theile des Labyrinths aus.

Die Empfindung des Gehörs wird auf folgende Weiſe in die Seele gebracht. Die äußere durch einen Schall gleichſam wellenförmig bewegte Luft dringt durch die verſtärkenden Biegungen des elaſtiſchen Gehörganges auf das ausgeſpannte Trommelfell, und ſetzt dieſes und die damit verbundenen Gehörknochen in eine zitternde Bewegung, die ſich durch den Labyrinth den ausgeſpannten Nervenfäden mittheilt, und den Schall in das Gehirn fortpflanzt, wo ſich die Seele deſſelben bewußt wird, und nach der Verſchiedenheit, der in den Gehörnerven gemachten Eindrücke, auch, auf eine uns unbegreifliche Weiſe, verſchiedene Vorſtellungen von dem Schalle erhält, durch welche dieſe Eindrücke verurſacht worden ſind.

Die **Naſe** iſt das Werkzeug des **Geruchs**. Sie beſteht aus verſchiedenen Knorpeln und Knochen, die mit einer zarten Nervenhaut überſpannt ſind. Hieran ſtoßen die von den Körpern ausdünſtenden flüchtigen ſalzigten und öhlichten Theilchen, wenn ſie durch das Einathmen in die Naſe gezogen werden, ſetzen dieſelbe in Bewegung, und erregen dadurch in der Seele die Empfindung des Geruchs. Dieſe Nervenhaut wird beſtändig durch einen Schleim feucht er-

halten, damit ſowohl die riechenden Theilchen ſich deſto leichter anhängen können, als auch die zarten Nerven geſchützt ſind. Die Naſenlöcher dienen auch noch zum Athemholen, zur Stimme und zur Ausführung des überflüßigen Schleims.

Das Werkzeug des **Geſchmacks** iſt vornämlich die **Zunge**, welche ein fleiſchigter mit vielen Nerven verſehener Theil iſt. Die Schmeckkraft liegt vorzüglich auf ihrer Oberfläche und an den Seitenwänden. Die Nerven endigen ſich nämlich in Wärzchen, welches eigentlich die empfindenden Theile der Zunge ſind und **Geſchmackskörner** heißen. Zwiſchen dieſen öffnen ſich feine Gefäße, die einen Saft abſondern, der die Zunge anfeuchtet, und die Salze auflöſet. Wenn dieſe aufgelöſten Salze die Geſchmackskörner berühren, ſo entſteht daraus der verſchiedene Geſchmack, des bittern, ſüßen, ſauern, herben, geſalzenen, gewürzhaften und ſo ferner.

Das Werkzeug des **Gefühls** endlich beſteht aus den äußerſten Enden der Nerven, welche ſich in feinen Wärzchen ſammlen, und in der ganzen Haut vertheilt liegen. Sie werden von einem **netzförmigen Schleim** und der empfindlichen Oberhaut des Körpers beſchützt. Dieſe Nervenwärzchen ſind an manchen Theilen z. B. an den Spitzen der Finger größer, daher iſt auch das Gefühl an ſolchen Orten um ſo viel feiner, als an andern Theilen des Körpers. Hierdurch empfinden alſo die Thiere allerley beſondere Eigenſchaften der Körper, z. B. ob ſie hart oder weich, rauh oder glatt, feucht oder trocken, warm oder kalt u. ſ. w. ſind.

Dieß

Dieß ſind die Werkzeuge der fünf Sinne, deren einige bey den verſchiedenen Thierarten ihrer Beſtimmung nach die Schärfe der menſchlichen, das Gefühl ausgenommen, weit übertreffen nnd untrüglicher ſind, deren Bau, wie wir ſchon bey jedem einzeln Sinn kürzlich bemerkt haben, auch ſehr verſchieden iſt.

Das neunte Kapitel.

Vom Schlafen und Wachen.

So lange die Thiere in ihrem natürlichen Zuſtande durch ihre Sinne die Eindrücke der äußern Gegenſtände mit Bewußtſeyn und eigner Thätigkeit erhalten, empfinden, und ihren Körper willkührlich bewegen können, ſo **wachen ſie**; ſind ſie aber in einem Zuſtande, daß ſie dieſer Fähigkeiten zu ſehen, zu hören, zu riechen, zu ſchmecken, zu empfinden, ſich zu bewegen, beraubt ſind, ſo **ſchlafen ſie**. In dieſem letztern Zuſtande hören aber demohngeachtet, die unwillkührlichen Bewegungen in dem Körper, als die Bewegung des Herzens, der Luftwerkzeuge, der Kreislauf des Bluts, die Abſcheidung der Säfte u. ſ. w. nicht auf. Ja, es geſchieht zuweilen, daß die innern Eindrücke in der Seele durch die **Einbildungskraft** und das **Gedächtniß** wirken, und allerhand entweder ſchon gehabte oder neu zuſammengeſetzte Vorſtellungen in derſelben abbilden, wodurch mancherley Empfindungen und nicht ſelten freywillige Bewegungen des Körpers im Schlafe hervorgebracht werden, und dieß ſind denn **Träume**. Man hat auch an vielen Säugethieren durch äußere Zeichen, z. B. an Hunden, welche im Schlafe gebellt, und ſonſt allerhand Poſituren gemacht haben, bemerkt, daß ſie träumen.

Was aber nun den Schlaf ſelbſt anbelangt, ſo entſteht er durch den anhaltenden Gebrauch der Nerven, entweder durch die daraus entſpringende Stockung, Ermattung oder Verhinderung des Nervenſafts, oder durch die Schlaffheit der Nerven. Er iſt den Thieren zur Sammlung neuer Kräfte durchaus nothwendig; ob er gleich ſowohl in Anſehung der Zeit, als der Dauer, und Stellung des Körpers bey den verſchiedenen Thieren ſehr verſchieden iſt. In Anſehung der Zeit — die grasfreſſenden Thiere ſchlafen mehrentheils des Nachts, die fleiſchfreſſenden hingegen verrichten ihre Geſchäfte des Nachts, und ruhen am Tage aus; deswegen lauert man dem Fuchs des Abends auf, und ſieht die Fledermäuſe zu dieſer Zeit herumfliegen. In Anſehung der Dauer — der Dachs bedarf z. B. eines ſehr langen und das Pferd eines kurzen Schlafes. In Anſehung der Stellung — ſo legen ſich die meiſten Säugethiere nieder, wenn ſie ſchlafen wollen, das Pferd aber ruht auch ſtehend.

Außer dieſem Schlafe der Erholung haben auch noch viele Thiere die wunderbare Einrichtung vom Schöpfer erhalten, daß ſie die kälteſten Monate des Jahrs, wo es ihnen an den nöthigen Nahrungmitteln fehlen würde, in einem tiefen **Winterſchlaf** zubringen. Verſchiedene Säugethiere haben dieſe Einrichtung, und ſuchen, wenn die Zeit heran naht, bequeme Orte, wo ſie den Winter ſicher in dieſer Erſtarrung oder Betäubung zu bringen können. Der Hamſter verbirgt ſich daher tief unter der Erde in ſeiner zubereiteten Winterwohnung und verſtopft die Aus- und Eingänge zu derſelben. Nicht alle Winterſchläfer aber ſchlafen bis der warme Frühling wieder heran nahet, ſondern einige von ihnen z. B. die Fledermaus, der Dachs, erwachen ſo-

gleich

gleich, wenn im Winter einige warme Tage eintreten, und erſtarren bey einfallender Kälte wiederum. Auch bey der Betäubung der Winterſchläfer findet noch ein langſamer Kreislauf, ſo wie eine, obgleich kaum merkliche, Wärme des Blutes ſtatt.

Das zehnte Kapitel.

Beſondere Einrichtung der Knochen.

Daß die Knochen der Thiere diejenigen unempfindlichen, bald mehr bald weniger weißen, härteſten, feſteſten und dichteſten Theile ſind, die dem Körper die Bildung, Haltung und Feſtigkeit geben, iſt ſchon oben bey der allgemeinen Beſchreibung des äußern Baues der Säugethiere kürzlich bemerkt worden. Wir begnügen uns hier zu unſerer Abſicht mit folgenden wenigen allgemeinen Bemerkungen. Denn die nähere Betrachtung von ihren Eigenſchaften, ihrer Ausbildung, ihren Theilen, ihrer Größe, Anzahl ihren Namen, ihrer Lage, Verbindung und ihrem Nutzen iſt ein Theil der Zergliederungskunſt, der unter dem Namen **Oſteologie** (Knochenlehre) bekannt iſt.

Alle **Knochen** ſind aus mehrern dünnen, ſchichtenweiſe übereinander liegenden Blättchen zuſammengeſetzt, deren Grundſtoff, kalkartige, ſalzige und öhlichte Theile ſind. Bey ihrem Urſprunge ſind ſie weich, und ehe ſie diejenige Feſtigkeit erhalten, die ſie von den weichen Theilen unterſcheidet, müſſen ſie alle Stuffen des Wachsthums und der Verdichtung durchlaufen.

Bey

Bey Embryonen kann man ihren weichen Zuſtand deutlich ſehen. Ihre, den Streifen im Eyweiß ähnlichen Faſern, die im Anfang durchgehends beweglich ſind, hängen ihrer Natur nach genauer zuſammen, als die Theilchen der andern Faſern, woraus andere Theile des Körpers gebildet werden, verurſachen Stockung der erdigten und ſchleimigten Theile aus dem Blute, und Vereinigung, Verhärtung und Feſtigkeit mit ihren Theilen. Daraus entſtehen dann Knorpel, ſo wie wir ſie an den Enden verſchiedener Knochen finden, die ſich nach und nach in wahre Knochen verwandeln. Denn alle Knochen ſind vorhero Knorpel geweſen, und vieles, was bey jungen Säugethieren anfangs bloß Knorpel iſt, wird mit zunehmenden Jahren zu Knochen.

Wenn man die Knochen in Abſicht ihres **innern** Baus (Struktur) betrachtet, ſo unterſcheidet man dreyerley Theile (Subſtanzen) oder dreyerley verſchiedene Gewebe der knochigten Faſern. Man bemerkt nämlich:

1) einen **dichten feſten Theil**, der gleichſam den Körper des Knochens ausmacht, ſeine Geſtalt von außen bildet, ſeine Stärke und Feſtigkeit ausmacht und am weißeſten von Farbe iſt.

2) Der **ſchwammigte Theil** befindet ſich in dünnen langen Knochen, die Höhlen haben, an beyden Enden, oder in den platten Knochen, die keine Höhlen haben, in der Mitte durchgehends. Er giebt ihnen Leichtigkeit, und entſteht aus den Zwiſchenräumen, welche die Faſern an den beyden Enden der ausgehöhlten Knochen, in einem größern Umfange, als der übrige Körper des Knochens iſt, und in den platten ungehöhlten Knochen, in ihrer Mitte, unter

ſich

ſich zurück laſſen. Dieſe Zwiſchenräume ſind eben ſo viele beſondere kleine Fächer, die eine Gemeinſchaft unter einander haben, und die ſo wohl die Blutgefäße, als auch den fetten Saft, welcher unter den Namen des **markigen Saftes** bekannt iſt, empfangen und letztern darinen abſetzen.

3) Den **netzförmige Theil** trifft man nur allein in den Höhlen der langen Knochen an. Verſchiedene Faſern ſondern ſich darinnen deutlich von einander ab, und indem ſie ſich ohne Ordnung weiter ausbreiten, ſo machen ſie eine Art von dünnem Netze. Es iſt dieſes Gewebe darzu beſtimmt, daß es die Vertheilung der Blutgefäße, welche das Mark hinzuführen, unterſtützen, und das Mark ſelbſt enthalten ſoll.

Was die **äußere Bildung** der Knochen anlangt, ſo iſt ihr Umfang von dicker, mittlerer und kleinerer Art, und ihre Geſtalt nach der verſchiedenen Richtung ihrer Faſern verſchieden. Man bemerkt an dem Ende derſelben gewöhnlich Vorſprünge oder Verlängerungen, die man mit den Namen der **Erhöhungen** belegt. Diejenigen, welche mit den Knochen einen und eben denſelben Körper ausmachen, und entſtehen, wenn die Knochenlamellen von der gewöhnlichen Ordnung abweichen, werden der **Fortſatz** (Apophyſe) des Knochens genennt, und der Knochen bildet allemal an ſolchen Orten einen mehr oder minder ſchwammigten Auswuchs. Diejenigen aber von ſolchen Hervorragungen, die nur ſchlechweg an den Knochen anliegen, nicht durch die Knochenfibern der großen gebildet, ſondern nur angeſchloſſen und mit denſelben vereinte Knöchelchen ſind, heißen der **Anhang**, Anſatz (Epiphyſe) des Knochens. Sie verwachſen mit der Zeit vollkommen mit dem großen Knochen, und dienen darzu,

die Knochenhöhle und Ränder zu bilden. Dieſe Fortſätze und Anſätze verſchaffen vorzüglich vermöge der ſchicklichern Figur, die ſie bilden, eine leichtere und ungehinderte Bewegung und Einfügung der Muskeln und Bänder.

Was nun die Figur der ganzen Knochen anlangt, ſo bilden ſie, wenn ſie in Bündel und auf Art der Cylinder zuſammengeſtellet ſind, **cylindriſche Knochen**, ſo wie die Faſern, welche nur breitgedruckte doppelte Blätter darſtellen, **platte Knochen**, als die Hirnſchädelknochen, das Schulterblatt; und ſo verhält es ſich auch mit den andern knochigten Faſern.

Die verſchiedene Vereinigung, **Verbindung** und Zuſammenſetzung der Knochen erhält überhaupt den Namen von **Gelenken**, die vorzüglich zur Bewegung und Veränderung der Lage des Körpers und deſſen Theile beſtimmt ſind. Alle die zur Verbindung unter ſich beſtimmte Knochen und diejenigen, welche eine öftere Bewegung aushalten ſollten, ſind mit einem feſtanhangenden **Knorpel** bewaffnet worden, welcher die leichtere Beweglichkeit der Knochen befördert, und den Druck des einen Knochens auf den andern mäßigt. Dieſe Knorpel, welche biegſam und elaſtiſch ſind, werden durch einen ſchleimigten Saft, der ſie ohne Unterlaß befeuchtet, immer geſchmeidig und ſchlüpfrig erhalten. Dieſer Saft, welcher **Gelenkſchmiere** oder **Gliedwaſſer** heißt, und aus den Drüschen eines Häutchens, mit welchem die Knorpel überzogen ſind, quillet, erleichtert die Bewegung, vermindert und verhindert das Reiben bey der häufigen Bewegung der Gelenke, und die Vertrocknis und Abnutzung der Knorpel.

Bey allen Gelenken bemerkt man **breite Bänder** (Ligamenten, Sehnen) oder beſſer Membranen, welche ſich an den beyden, das Gelenk ausmachenden, Knochen feſt anlegen und daſſelbe umhüllen. Sie dienen darzu, daß ſie die Gelenkſchmiere, wie in eine Büchſe einſchlieſſen, und das Verſchütten oder den Verluſt dieſer koſtbaren Feuchtigkeit verhüten. Außer dieſen umhüllenden oder Kapſelligamenten trifft man auch oft noch außerhalb denſelben liegende Seitenligamente an, z. B. bey den Wirbelbeinen, Kniegelenken, Kniekehlen u. d. gl.

Die äußere Oberfläche der Knochen iſt mit einer Membrane, die **Beinhaut** genannt, umgeben, die aus verſchiedenen Schichten von Faſern und Gefäßen beſteht, die der knochigten Subſtanz und allen andern zu den Knochen gehörigen Theilen die Nahrung zuführen, und die gefühlloſen Knochen gefühlvoll machen. Eben dieſe Oberfläche wird durch den kleberichten Saft der aus den Drüſen der Beinhaut dringt, ſchlüpfrig erhalten, und von innen thut das Mark dieſen Dienſt.

Das eilfte Kapitel.

Von den Zähnen.

Zu den Knochen gehören auch die **Zähne**. Es ſind diejenigen Werkzeuge, wodurch die Säugethiere, einige wenige, als der Ameiſenfreſſer und Wallfiſch, ausgenommen, ihre Speiſen abrupfen, abbeißen, zerreiſſen, zernagen, oder zermalmen. Der obere äußere Theil dieſer einzelnen Knochen iſt ſehr hart und mit einer glänzenden Materie überzogen

gen, welche man den Schmelz des **Zahns** nennt, der untere aber, oder die **Wurzeln** ſind in beſondern Höhlen befeſtiget, und enthalten Blutgefäße und Nerven. Die äußere harte Materie macht, daß ſie nicht ſo leicht zerbrechen, verfaulen oder abgenutzt werden können, und durch die Wurzeln ziehen ſie ihre Nahrung an ſich.

Ihrer Lage nach theilt man ſie in **Vorderzähne**, welche, wenn ſie breit ſind **Schneidezähne** heißen, in **Eckzähne** (Spitz- Hunde- auch Seitenzähne) und in **Backenzähne** (Stock- oder Mühlzähne) ein. Sie ſind vieler Verrichtungen, ſonderlich aber der Nahrung gemäß an Bildung, Größe und Härte verſchieden; und man nimmt von ihnen beſonders die Gattungskennzeichen bey Beſchreibung der Thiere her.

Nach der verſchiedenen Bildung ſind nun die **Vorderzähne ſpitzig**, wie die obern bey den meiſten Raubthieren, **eingekerbt**, wie die untern beym Fuchs, **ſchaufelförmig**, wie beym Kühen, **keilförmig**, wie die obern beym Eichhorn, **zuſammengedrückt**, wie die untern des Eichhorns, **pfrimenförmig**, wie die untern bey den Mäuſen, **ſtumpf**, wie bey den Pferden.

Die **Eckzähne** ſind gemeiniglich **ſpitzig**, etwas gebogen und länger als die übrigen Zähne. Meiſtentheils liegt nur an jeder Seite der Kinnlade zwiſchen den Vorderzähnen und Backzähnen ein einzelner, doch giebt es auch Thiere z. B. einige Fledermäuſe, welche noch Nebeneckzähne (Seitenzähne) haben.

Die **Backenzähne** ſind vornämlich, der verſchiedenen Nahrung der Thiere nach, verſchieden geſtaltet. Bey den fleiſch-

fleiſchfreſſenden iſt die Krone allezeit zackig und ſcharf, bey den grasfreſſenden aber flach und eingefurcht.

Die Zähne brechen bey den Thieren nach einer kleinern oder längern Zeit nach ihrer Geburt hervor und die vordern werden faſt bey allen in einem gewiſſen Alter mit neuen verwechſelt.

Manchen Thieren dienen ſie noch außerdem als Waffen zur Vertheidigung gegen ihre Feinde.

Das zwölfte Kapitel.

Vom Schlund, Magen, Zwerchfell, der Milz, Leber, den Gedärmen, dem Darmfell, Netz, Gekröſe und Milchſack.

Das vornehmſte Werkzeug des Verſchluckens der Speiſen, die im Munde für den Magen gehörig zubereitet ſind, iſt der **Schlund** oder die **Speiſeröhre**; ein trichterförmiger, oben weiterer und unten ſich verengernder Schlauch, aus Häuten und Muskeln gebildet. Sie geht hinter der Luftröhre längſt der innern linken Seite des Halſes und den Rückenwirbeln hinab bis in den Magen. Iſt ein Biſſen durch die Zunge in den Schlund hinabgeſtoßen, ſo ziehen ſich die Muskeln, deren Faſern die dazu gehörige Verwebung und Bildung haben, über demſelben zuſammen, und preſſen oder ſchrauben ihn gleichſam immer weiter hinunter. Man kann das Hinuntergleiten des Futters, ja ſelbſt des Getränkes in dieſem Kanal bey ſehr vielen Säugethieren von außen an der linken Seite ſehr deutlich beobachten.

Alles, was durch den Schlund herabkömmt, ſammlet ſich in den großen, feſten, häutigen Sack, den wir den Ma-

Magen nennen, der die Nahrungsmittel empfängt, verdauet und weiter an die beſtimmten Orte verſendet. Er iſt immer feucht und warm, welches ſeine Blutgefäße und die benachbarten Eingeweide verurſachen. Seine Bildung iſt verſchieden. Er iſt bey einigen Thieren mehr rund, bey andern mehr lang, und beſteht aus mehrern über einander liegenden Häuten, welche mit unterſchiedlichen Muskelfaſern und Nerven durchflochten ſind, um das zur Verdauung dienliche Ausdehnen und Zuſammenziehen befördern zu können. Bey den fleiſchfreſſenden Thieren gehen die Speiſen aus dem Munde in einen einfachen häutigen Sack, den Magen, und werden hier ſogleich verdauet; bey andern Thierarten aber leiden ſie mehrere Veränderungen. Die meiſten pflanzenfreſſenden Thiere haben daher vier Mägen, erſtlich den **Panzen**, (Wanſt, Wampe,) zweytens die **Haube**, (Mütze, Netz,) drittens den **Pſalter**, (Kalender, das Buch, Mannichfalt, den Faltenmagen,) und viertens den **Rohm**, (die Ruthe.) Dieſe Thiere würgen die Speiſen aus dem Panzen wieder in den Mund zurück, kauen ſie noch einmal, und heißen daher **wiederkäuende Thiere**. Ihre Speiſeröhre öffnet ſich in die Haube, ein Behältniß von vielen viereckigen, mit Wärzchen beſetzten Fächern, und die Nahrungsmittel werden dadurch in dieſelbe, und durch eine Seitenöffnung in den Panzen, das größte mit unzähligen Blättchen beſetzte Behältniß, geführt. Hier erweichen ſie, und gehen durch eine Zuſammenziehung deſſelben wieder in den Mund zurück. Wenn ſie hier feiner gekauet ſind, nehmen ſie den vorigen Weg in die Haube und von da in den Pſalter. Dieſer mit vielen Falten und Warzen verſehene Magen reibt ſie vollends fein und läßt ſie in den Rohm übergehn, wo ihre völlige Verdauung bewirkt wird.

Der Magen der Thiere iſt in einer ſtäten Bewegung, welche theils durch das Athemholen, das Schlagen ſeiner Pulsadern und aus dem wechſelsweiſen Zuſammenziehen und Erweitern ſeiner muskulöſen Haut entſteht, durch welche in Verbindung der gehörigen Wärme, Luft und allerley Flüßigkeiten die Verdauung oder Auflöſung der Speiſen geſchieht. Dieſe Bewegung dauert auch außerdem noch fort, wenn die Speiſen ſchon verdaut ſind. Daraus entſteht denn in demſelben bey fehlenden Nahrungsmitteln die unangenehme Empfindung, die wir den **Hunger** nennen; und fehlt es an der nöthigen Feuchtigkeit, ſo empfindet das Thier den **Durſt.**

Bey den Säugethieren iſt der Oberleib vom Unterleibe innerlich, oder die Bruſt vom Bauch durch das **Zwerchfell** oder Querfell (Diaphragma) geſchieden.

Es liegt daſſelbe über dem Magen, durchſchneidet den Leib, wo die Rippen aufhören, in die Quere, und iſt eine große, theils ſehnige, theils muskulöſe Haut, oder vielmehr ein eigentlicher großer Muskel, welcher viele Blutgefäße, Nerven und verſchiedene Oeffnungen hat, welche die aus dem obern Theil des Körpers herabſteigenden Adern, Nerven und andere Kanäle durchlaſſen. Es geht beym Athemholen auf und nieder, druckt auf den Magen, die Därme, den ganzen Unterleib, befördert ſelbſt das Aus- und Einathmen und die Bewegung verſchiedener Flüßigkeiten im Körper.

Zur linken Seite des Magens liegt die **Milz.** Sie iſt länglicht, ſchmal, wie eine Zunge geſtaltet, und enthält eine Menge zarter Aederchen, mit Mark erfüllter Zellen

und anderer Gefäße. Ihr Nutzen iſt noch nicht hinlänglich bekannt; jedoch wird er dahin beſtimmt, daß ſie das dicke und zähe Blut verdünne, das Gerinnen und Verſtopfen deſſelben verhüte, und eine wäſſerichte laugenhafte Feuchtigkeit zur Bereitung der Galle liefere, oder nach neuern Zergliederern, daß die zur Abſonderung geſchickten Kräfte des Arterienblutes, deſſen größere Menge die Milz aufzunehmen vermag, in dieſem Eingeweide, weil das Blut viel dünne Lymphe verliert, mehr concentrirt werden, und daß die Milzblutader dieſes Blut der Pfortader, der ſonſt alles Arterienblut mangelt, zuführe, und dadurch in ihrem Blute die Abſonderungsfähigkeit, oder die Eigenſchaft, den zur Abſonderung hinreichenden Reitz gegen die Abſonderungsgefäße zu bewirken, eigentlich hervorbringe. Zum eigentlichen Leben ſcheint ſie aber nicht ſo nothwendig, wie ein anderes Eingeweide zu ſeyn, da man nach wiederholten Verſuchen an Thieren, denen ſie ausgeſchnitten worden iſt, gefunden hat, daß ſie, wie zuvor, fortgelebet haben, ob man gleich auch dabey beobachtet hat, daß die Leber, auf welche ſie am unmittelbarſten wirket, dadurch ſehr vergrößert, und nach und nach erhärtet iſt.

Auf der rechten Seite gleich unter dem Zwerchfelle liegt die **Leber** und bedeckt die rechte Seite des Magens. Sie iſt ein ſchwammiger mit vielen Faſern, Adern und Nerven durchwebter Theil, der zwey ungleiche Lappen bildet, und das größte Eingeweide des Unterleibes ausmacht. Sie enthält die Gallenblaſe, und ſondert die Galle von dem Geblüte ab. Nicht alle Säugethiere haben eine Gallenblaſe, wie z. B. das Pferd und der Eſel, aber dafür haben ſie einen weiten Gallengang, der ſich in den Zwölffingerdarm öffnet.

Mit

Mit dem häutigen Magen hängen die Gedärme (Inteſtinen) unmittelbar zuſammen, ſind eine Fortſetzung desſelben, haben mit ihm einerley Bau, und beſtehen aus einem langen, bald engen, bald weiten Kanal mit vielen Wendungen, der bis ans Ende des Körpers fortläuft. Sie ſind bey dem Menſchen und andern großen Thieren, mannichfaltig, und man giebt den einzelnen Stücken derſelben verſchiedene Namen, obgleich ſonſt kein Unterſchied in denſelben iſt, als daß das vordere Stück der Gedärme viel enger und länger iſt, als das hintere. Man theilt ſie daher ein in dicke und dünne Gedärme.

Zu den **dünnen Gedärmen** gehören der **Zwölffingerdarm**, der unmittelbar an den Magen anſchließt, und von ſeiner Länge, weil er bey dem Menſchen zwölf Finger, breit lang iſt, dieſen Namen bekommen hat. Der zweyte dünne Darm iſt der **leere Darm**, welcher ſchmäler, aber viel länger iſt, an den vorigen gränzet, und daher ſeinen Namen führet, weil er den Nahrungsbrey nicht lange bey ſich behält und daher faſt immer leer iſt. Der dritte drauf folgende iſt der **krumme Darm**, der ſehr lang iſt, und daher ſo heißt, weil er vielerley Krümmungen macht.

Hierauf folgen die **dicken Gedärme**. Sie ſind der Reihe nach der **Blinddarm**, welcher deswegen ſo genennt wird, weil er gleichſam nur ein Nebenbeutel iſt, ſich wohl in einer Spitze endiget, die aber keinen Ausgang hat; der **Grimmdarm**, weil in ihm vornämlich die Schmerzen, die man die Kolikſchmerzen oder das Bauchgrimmen nennt, entſtehen. Er ſteigt ein⸗ oder etlichemal an der rechten Seite in die Höhe bis an das Zwerchfell, und an der linken Seite wieder herunter, und endigt ſich in dem **Maſtdarm**, wel-

ches nur eine Fortſetzung des vorigen iſt, und in grader Linie bis zur hintern Oeffnung des Leibes oder dem After läuft. Sein Ende wird von dem großen zuſchließenden Muskel umſchloſſen.

Alle dieſe Gedärme machen nun, wie wir geſehen haben, ein Ganzes aus, und in ihnen werden die Speiſen ganz und völlig verdauet, der Nahrungsſaft von dem Unrath abgeſondert, und beydes ſeiner Beſtimmung nach weiter fortgeleitet. Die Bewegung, wodurch ſie die Speiſen weiter forttreiben, heißt die **wurmförmige Bewegung**, deswegen, weil ſie der Bewegung der Würmer, wenn ſie fortkriechen, gleicht. Sie entſteht durch die in einander laufenden Fleiſchfaſern, womit eine eigne Haut an den Gedärmen verſehen iſt. Damit nun die Speiſen nur immer weiter hinterwärts rücken, ſo ſind hin und wieder in den Gedärmen Klappen oder **Fallthüren** angebracht, die die Rückkehr derſelben nach dem Magen verhindern.

Die ganze Bauchhöhle wird vom **Darmfell**, einer zelligen Membrane umkleidet. Es iſt daſſelbe hinten am Rückgrate angewachſen, breitet ſich in viele Falten aus, und ſchließt an ſeinem Rande den ganzen Darmkanal, wie in einem Saum, ein.

Nimmt man dieſe Membrane weg, ſo erſcheint das **Netz**, ein Sack, der aus zwey Häuten beſteht, und der Sitz des Fettes iſt. Es bedeckt die Gedärme bis an den Nabel, dringt in ihre Krümmungen, beſchützt ſie auf allen Seiten, glättet und befeuchtet ſie. Es ſondert in ſeinen Blutgefäßen ein dünnes feines Oehl ab, und bewahrt es auf.

Zwiſchen

Zwiſchen den Biegungen und Krümmungen der Gedärme liegt das **Gekröſe**, welches die Bauchhöhle gleichſam in zwey Theile in den obern und untern eintheilt. Es nimmt ſeinen Urſprung vom Bauchfell, indem es ſich in der Gegend der Lendenwirbelbeine nach vorne zu mit ſich ſelbſt ſo wieder vereiniget, daß es in ſeiner eignen Höhle mit einer doppelten Fläche fortläuft, in welcher die Gedärme eingeſchloſſen liegen, und beſteht aus einer doppelt gefaltenen, mit Fett, Drüſen, Milchgefäßen, Nerven und ſehr feinen Adern durchwachſenen Haut. Es verbindet die Gedärme mit einander, erhält ſie ſchlüpfrig, und im Schweben, erleichtert dadurch ihre Bewegung, ſchützt ſie vor Verwickelung und führt beſonders aus einer **großen Drüſe** (die eigentliche ſogenannte Gekrösdrüſe, **Pancreas**,) die aus vielen Drüſchen, Röhren und Adern zuſammengeſetzt iſt, aber nicht, bey allen Säugethieren angetroffen wird, einen ſpeichelartigen Saft in den Zwölffingerdarm, und den Milch- und Nahrungsſaft in die Blutadern. Dieſe Gekrösdrüſe iſt mit ihrem dicken Ende an den Zwölffingerdarm, und auf der linken Seite mit Gefäßen und Membranen an die Milz befeſtiget.

Zwiſchen den beyden Häuten des Gekröſes iſt eine Menge dünner weißer Röhren, die den Namen **Milchadern** führen. Dieſe ſaugen aus den Gedärmen einen milchartigen Saft ein und vereinigen ſich in der Gegend der untern Lendenwirbel in einen kleinen Beutel oder häutigen Sack, welcher der **Milchſack**, (Sammelkaſten, Sammelbeutel) genennt wird, ergießen ſich in demſelben, und von da ſteigt der Milchſaft durch den **Milchbruſtgang** am Rückgrat gerade in die Höhe durch das Zwerchfell in die Bruſt, und ſchüttet ſich in der linken Achſelblutader aus.

Das dreyzehnte Kapitel.

Von dem Herzen und den Adern.

(Tab. I. Fig. I.)

Das Herz iſt eine fleiſchige oder aus ſtarken Muskeln beſtehende Maſchine, deren Figur jedermann kennt, und die im Ganzen genommen bey allen Säugethieren gleich iſt, nämlich einem Kegel ähnelt, deſſen Spitze zugerundet, deſſen Grund länglicht rund, und deſſen Seiten glatt ſind, obgleich die Bildung bey den verſchiedenen Säugethieren zuweilen Abweichungen leidet. Es iſt mit einer membranöſen Kapſel umwickelt und begränzt, die man den Herzbeutel nennt. Dieſer iſt das Band, welches das Herz feſt hält, ſeine Bewegung mäßigt, und verhindert, daß keine von den benachbarten Theilen kommende Befeſtigung entſtehe, in die Subſtanz des Herzens eindringe und die Freyheit ſeiner Wirkung ſtöhre.

Der obere breite Theil oder der Kopf des Herzens iſt an dem Mittelfell befeſtiget, welches die beyden Lungen von einander ſcheidet. Die Lage iſt beym Menſchen ſchräge, bey den andern Säugethieren aber faſt ſenkrecht oder in einer von den Rückenwirbelbeinen bis an das Bruſtbein gezogenen und ein wenig ſich ſenkenden Linie. Die Spitze des Herzens aber ſtößt demohnerachtet nicht an das Bruſtbein, ſondern hängt ſchwebend und frey. Der Grund des Herzens liegt alſo oberhalb, die Spitze unterhalb, die beyden Flächen zur Seite, eine auf der rechten, die andern auf der linken, und von den beyden Rändern iſt einer der vordere, der andere der hintere. Es liegt aber auch das Herz nicht

gerade in der Mitte des Oberleibes, ſondern mehr nach der linken Seite zu.

Durch eine von oben nach unten und von der rechten zur linken Seite zu gehende Haut, welche die **Scheidewand des Herzens** heißt, wird das Herz in zwey verſchiedene Behältniſſe oder **Herzkammern** abgetheilt Es ſind dieß zwey große Höhlen, welche in der Dicke dieſer kugelförmigen Maſſe eingeſchloſſen ſind, und eigentlich dieſes edle Eingeweide bilden, und wovon eine die **vordere**, nach der rechten Seite zu (1), die andere die **hintere Herzkammer** nach der linken Seite zu (10) ausmachet. Ueber ihnen, an der nach oben gekehrten Grundfläche des Herzens, liegen zwey **Vorkammern**, die beyden ſogenannten **Herzohren**, die unter ſich keine Gemeinſchaft, jede aber mit ihrer Herzkammer haben, zu welcher der Weg durch Klappen oder Ventile wechſelsweiſe eröffnet und verſchloſſen wird. Das **linke Herzohr** (3), welches auch das Lungenherzohr heißt, ſtößet mit ſeiner Oeffnung auf die hintere Herzkammer, und das **rechte Herzohr** (2) oder das Herzohr der Hohlader auf die vordere Herzkammer.

Mit dem Herzen hängen nun diejenigen röhrigen Gefäße zuſammen, die wir die **Adern** nennen. Sie beſtehen aus etlichen über einander liegenden Häutchen, die aus Zellen, Nerven, Fibern und Drüschen zuſammengeſetzt ſind. Ihrer Beſtimmung nach ſind ſie von zweyerley Art, **Schlagadern** (Pulsadern, Arterien) und **Blutadern** (zurückführende Adern, Venen). Sie vertheilen ſich vom Herzen aus in unzählige Aeſte und Zweige, die immer zärter werden, je weiter ſie vom Herzen entfernt ſind, und ſich zuletzt in einer ſolchen Feinheit verlieren, welche die Feinheit eines Haars

weit übertrifft. Die erſtern bringen das Blut vom Herzen zu allen Theilen des Körpers, haben ihren Anfang eigentlich in den Herzkammern, verengern ſich allmählig, und haben eine ſchlagende Bewegung, indem ſie ſich wechſelsweiſe erweitern und zuſammenziehen. Die letztern, welche im Ganzen weiter ſind, als die erſtern, ſtoßen an die Herzohren, bringen das Blut zum Herzen, erweitern ſich immer mehr nach dem Herzen hin, und haben größtentheils, um das Zurücktreten des Bluts zu verhindern, hin und wieder Klappen. Die beyden Stämme der Pulsadern ſind die **Lungenpulsader** (8), und die **große Pulsader** (7). Jene entſpringt in der rechten Herzkammer, und geht in die Lunge, wo ſie ſich in unzählige Aeſte vertheilt (5). Dieſe geht von der linken Herzkammer nach allen Theilen des Körpers. Eben ſo ſind auch zwey Hauptblutadern vorhanden. Die **große Hohlader** (6) bringt das aus allen Theilen des Körpers geſammelte Blut in das rechte Herzohr, woraus es in die rechte Herzkammer, und weiter durch die Lungenpulsader in die Lunge geführt wird; hier empfängt es die zweyte große Blutader, die **Lungenblutader**, bringt es in das linke Herzohr und von da in die linke Herzkammer. An allen dieſen vier großen Adern ſind beſonders merkwürdige Fallen oder Klappen angebracht, welche beym Ein- und Ausſtrömen des Bluts ſehr wichtige Dienſte thun. Uebrigens bekommen beyde Arten von Adern nach der Zertheilung ihrer Aeſte und nach der Gegend des Körpers, in welcher ſie ſich befinden, noch verſchiedene Namen, z. B. Bruſtſchlagader, Schlafpulsader; Bruſtblut- oder Leberader u. ſ. f. Die nähere Beſchreibung des Umlaufs des Bluts folgt weiter unten.

Das

Das vierzehnte Kapitel.

Von der Lunge und Luftröhre.

Zu beyden Seiten des Herzens liegt in der Bruſt die Lunge. Sie iſt ein lockeres fleiſchiges großes Eingeweide, das außer einigen Nerven eine Menge Blut- und Luftgefäße enthält. Letztere ſind ſehr fein, und entſpringen aus der Luftröhre, über welche die Aeſte der Lungenpulsader und Lungenblutader auf das wunderbarſte gleichſam hergeſpannt ſind. Sie iſt oben mit der Luftröhre und durch das Mittelfell mit dem Bruſtbeine und Rückgrat verbunden. Durch die Mittelhaut wird ſie in zwey Stücke, die man Lappen nennt, alſo in den rechten und linken Lappen, eingetheilt. Wenn das Thier Luft ſchöpft, worzu es durch das ſtockende Blut in den Luftwerkzeugen gereitzt wird, und welches die mit Muskeln verſehene Bruſt befördert, ſo drücket es das Zwerchfell abwärts, dadurch erweitern ſich die Lungen, und die äußere Luft dringt in die vielen kleinen Bläschen der Lunge ein; wenn es aber wieder aushaucht, ſo geht das Zwerchfell wieder in die Höhe, wodurch die Lunge verengert und die Luft wieder herausgepreßt wird.

Die friſche Luft iſt den Thieren ſo nothwendig, daß ſie ohne dieſelbe nicht leben können. Sie ſterben daher in einem völlig luftleeren Raume, und an einem Orte, wo ihnen die friſche Luft abgeſchnitten wird; denn dieſelbe Luft taugt nicht mehrmal zum Athemholen, weil ſie durch den Aufenthalt in der Lunge verdorben wird. Wie die Luft hierbey eigentlich nützt, iſt noch nicht genau bekannt. Daß ſie den Körper wirklich erhält und ernährt, iſt gewiß, ob aber dieß dadurch geſchehe, daß das Thier gewiſſe nahrhafte

Theile einathmet, die in der Luft ſchwimmen, oder die Luft ſelbſt etwas belebendes und nährendes in ſich hat, iſt ungewiß. Daß ſie durch den Ab- und Zufluß den Umlauf des Bluts befördert, iſt gewiß, ob aber, wie man neulich zu behaupten angefangen hat, das Blut ſich der überflüßigen brennbaren Theile, die wirklich im Blute enthalten ſind, in der Lunge entledige, und dadurch das gehörige Verhältniß derſelben gegen die übrigen Beſtandtheile des Bluts bewirke, oder ob es nur darinnen abgekühlt werde, damit es ſich nicht allzuſehr erhitze, iſt noch ungewiß. Auſſer dem Nutzen, den die Lunge in Abſicht auf das Blut leiſtet, dient ſie noch zur Hervorbringung einer Stimme, beym Riechen, zur Bewegung des Unterleibes, des Magens, der Gedärme, zur Scheidung verſchiedener Säfte, Austreibung des Harns und der Exkremente, nach einigen auch zur rothen Farbe, Dichtigkeit und Wärme des Bluts u. ſ. w. Da die Lunge ſehr zart iſt, ſo leidet ſie oft von Verſtopfungen und andern Zufällen.

Die Lunge aber erhält nun, wie ſchon bemerkt worden iſt, die nöthige Luft, durch die **Luftröhre**, (Kehle, Gurgel) einen aus Häuten und ringförmigen Knorpeln zuſammengeſetzten Kanal, der von oben nach unten ſich verengert und zuletzt in unzählige Aeſte vertheilet. Er läuft vor der Speiſeröhre herunter, und iſt deswegen oben mit dem **Kehldeckel**, einem Knorpel, der an der Zungenwurzel angewachſen iſt, und bey den verſchiedenen Säugethieren mancherley Bildung hat, verſehen, damit beym Verſchlucken der Speiſen nichts in die Luftröhre komme. Die Speiſen ſtoßen den Deckel ſelbſt zu.

Die

Die Oeffnung der Luftröhre, die **Stimmritze** iſt nebſt dem **Luftröhrenknopfe**, einer aus verſchiedenen Knorpeln *) zuſammengeſetzten Büchſe, das vornehmſte Werkzeug der **Stimme**. Die größere oder kleinere Oeffnung macht den Ton der Stimme, den Schall, grob oder fein, und er entſteht, wenn die Luft vermittelſt des Ausathmens zwiſchen dieſer verengerten Stimmritze durch, mit einer gewiſſen Geſchwindigkeit, in den Mund geſtoßen wird. An den Seiten der Luftröhre liegt eine große Drüſe, welche ſtarke Blutgefäße hat. Wenn ſich dieſe verſtopft, ſo entſtehen daher die **Kröpfe**.

Das funfzehnte Kapitel.

Von den Drůſen und Nieren.

Aus den Pulsadern werden viele Theilchen durch gewiſſe Maſchinen abgeſondert, die man mit den allgemeinen Namen der **Drůſen** belegt. So giebt es im thieriſchen Körper ſehr zarte Nebengefäße, welche nur die feinſten Feuchtigkeiten aufnehmen, an allen Orten des Körpers, welche dem Ungeſtüm der Luft, dem Reiben ꝛc. ausgeſetzt ſind, liegen, und aus einfachen feinen Röhrchen oder Bläschen beſtehen, wodurch vorzüglich die unmerkliche Ausdünſtung und der Schweiß geſchieht. Dieſe nennt man in uneigentlichem Verſtande Drůſen, und es ſind die ſogenannten **Gruften**.

Die

*) Die unter dem Namen des Adamsapfels bekannte Hervorragung an der vordern Seite des Halſes bey dem Menſchen iſt nichts anders, als der etwas hervorſtehende Theil des größten von dieſen Knorpeln.

Die eigentlichen **Drüſen** ſind eigene lockere Abſonderungsmaſchinen, welche aus einer Membrane und ſehr vielen zarten mit einer Pulsader, Blutader und einem Nerven verflochtenen Gefäße beſtehen, einen kleinen Ableitungskanal oder Abführungsſchlauch haben und rundlich ſind.

Sie ſind von **einfacher** und **zuſammengeſetzter** Art. Dieſe letztern ſind eine Sammlung verſchiedener durch gemeinſchaftliche Gefäße untereinander verbundener drüſigter Körper, welche in eine einzige Membrane eingeſchloſſen ſind, und ſo ein einziges Werkzeug ausmachen.

Die Anzahl der Drüſen in einem thieriſchen Körper erſtreckt ſich auf tauſende; ſie ſind allenthalben verbreitet und ſaugen an jedem Orte denjenigen Saft aus den Schlagadern, welcher gerade da am nützlichſten und nöthigſten iſt. Sie bekommen nach den Theilen des Körpers, neben welchen ſie liegen, und nach ihren Verrichtungen verſchiedene Namen, am Halſe z. B. die Mandeln, am Rücken die Rückendrüſen u. ſ. f. und man rechnet die **Hoden**, die die Saamenfeuchtigkeit beym männlichen Thiere abſondern, auch hierher.

Die Theile, welche ſie abſondern, dienen **erſtlich** zur Nahrung oder zur Erſetzung der verlohrnen Theilchen, und zum Wachsthum, ſo lange der Körper noch zunimmt, indem ſie mit dem ſchon vorhandenen ſich verbinden, nämlich die ähnlichen mit ähnlichen Theilen; **zweytens** werden ſie zu gewiſſen Abſichten gebraucht, als Galle, Thränen, Speichel, Ohrenſchmalz, Gekröſeſaft, Magenſaft, Gelenkſchmiere abzuſcheiden; **drittens** ſondern ſie ſolche Theile

ab,

ab, die als überflüßig aus dem Körper ausgeführt werden ſollen, als Schleim z. B. in der Naſe, Harn.

Im Unterleibe hinten in der Nachbarſchaft der Lendenwirbelbeine zwiſchen den beyden letzten falſchen Rippen, auſſerhalb des Darmfells, liegen die Nieren. Es ſind dieß zwey gewöhnlich länglicht runde, drüſenartige Körper, an denen man bey allen Thieren eine doppelte Subſtanz, eine markige und rindige bemerkt, und die aus kleinen von der Mitte ſtrahlenweiſe auslaufenden Röhrchen und verſchiedenen andern Gefäßchen beſtehen und inwendig ein ziemlich geräumiges Becken enthalten. Auf der rechten Niere liegt die Leber, auf der linken die Milz, und auf beyden die Gedärme. Man findet ſie in allen Thieren, die Blut haben.

Sie dienen darzu, aus dem Blute, daß ihnen durch die Pulsadern zugeführt wird, die überflüßigen ſcharfen Feuchtigkeiten an ſich zu ziehen, als Harn in die Harnblaſe, die eine flaſchenförmige Geſtalt hat, durch zwey enge länglicht runde Oeffnungen zu leiten, und durch eine dritte und größere Oeffnung unten am Blaſenhalſe abzuführen. Um dem Blaſenhalſe ſind zwey beſondere Muskeln angebracht, wovon der eine zur Verſchließung, der andere aber zur Oeffnung der Blaſe dient. In den Nieren werden häufig Steine angetroffen.

Das ſechzehnte Kapitel.

Von den Zeugungstheilen und der Fortpflanzung der Säugethiere u. ſ. w. *)

Daß bey den Säugethieren die **Geſchlechter** getheilt ſind, ſo daß ein Theil blos **männlich** und der andere blos **weiblich** iſt, bedarf keiner Erwähnung **). Jeder von dieſen Theilen iſt nun, und wenn alle übrigen weſentlichen Stücke an beyden übereinſtimmend ſind, in denen zum Geſchäfte der Zeugung nöthigen Theilen verſchieden. In dieſer Abſicht hat das Männchen andere Zeugungsgliedmaßen, als das Weibchen. Zu den äußern Zeugungstheilen des Männchens gehören, wie bekannt die **Ruthe** und die **Hoden**. Die Lage beyder iſt genugſam bekannt. Letztere, deren an der Anzahl zwey ſind und im ſogenannten **Hodenſacke** ſich befinden, beſtehen aus Häuten, verſchiedenen zarten Gefäßen, aus Pulsadern, Blutadern und Nerven, und ſind wahre Drüſen, in welchen die feine Flüßigkeit, die man den **männlichen Saamen** nennt, bereitet und in den **Nebenhoden**, ähnlichen kleineren, und höherliegenden Gefäßen verfeinert wird. Dieſer Saamen ſteigt alsdann durch die

*) Von den zwey Erklärungsarten der Entſtehung organiſirter Körper, der Epigeneſie und Evolution, und von der zufälligen Zeugung, welches alles gewöhnlich weiter oben abgehandelt wird, kann nur mit wahrem Nutzen am Ende der Naturgeſchichte gehandelt werden.

**) Die Zwitter, oder ſolche organiſirte Körper, welche männlichen und weiblichen Geſchlechts zugleich ſind, und welche man unter den Säugethieren finden will, ſind bloße Misgeburten und keine wahren Zwitter.

die zurückführenden Gefäße, welches zwey häutige Kanäle ſind, wovon ſich an jeder Hode einer befindet, bis zur Harnblaſe in die Höhe, und bildet daſelbſt auf jeder Seite eine Blaſe, die die Membranen der Harnblaſe, nur zärter, hat, welche man die zwey Saamenbläschen nennt. Von da kömmt er in die Harn- oder Saamenröhre der muskulöſen Ruthe, und wird ausgeleeret.

Bey den Weibchen führet ein Kanal, den man die Scheide nennet, von dem Eingang bis an die Gebärmutter (Uterus). Die Oeffnung derſelben befindet ſich an einem Halſe, der ſich in einem größern rundlichen Körper von verſchiedener Geſtalt verliert, welcher aus einem Gewebe von Membranen und Gefäßen beſteht, die durch Faſern unterſtützt werden, die faſt die Eigenſchafft der Muskeln haben, markig und mit einer erſtaunenden Schnellkraft begabt ſind, wodurch ſie ſich auszudehnen und zuſammen zu ziehen fähig ſind. An jeder Seite derſelben geht ein kleiner Kanal in die Höhe, der oben an dem breitern Ende die Muttertrompete heißt. An dieſe ſchließt auf jeder Seite der Eyerſtock, in welchem kleine runde, mit einem Safte angefüllte, Bläschen enthalten ſind, welche man mit den Eyern der eyerlegenden Thiere vergleicht.

Was nun das Geſchäffte der Befruchtung der Säugethiere, die Begattung, ſelbſt anlangt, ſo geſchieht ſie durch die Vermiſchung des männlichen Saamens mit den in der Mutter enthaltenen Eyern innerhalb derſelben, nämlich in dem Eyerſtocke. Bey einer fruchtbaren Begattung wird, was wir mit einiger Sicherheit behaupten können, eins oder mehrere ſolcher Bläschen, die den erſten Keim des Thiers enthalten, von dem Eyerſtocke losgeriſſen, und durch

die Muttertrompete in die Gebärmutter getrieben. Hier hängt ſich dieß ſogenannte Ey mit gewiſſen Gefäßen, die aus ſeiner Haut entſpringen, feſt an, und nach einiger Zeit wird die Leibesfrucht in demſelben ſichtbar. Man bemerkt jetzt ebenfalls, daß dieſe Frucht in gewiſſe Häute, in die äußere **ſchwammige Haut**, in die mittlere **Lederhaut**, und die innere **Waſſerhaut** oder Schafhaut eingeſchloſſen iſt, und in dem Waſſer, welches die letzte Haut enthält, ſchwimmt. Sie hängt vermittelſt der **Nabelſchnur**, einem häutigen Gefäße, das aus einem zelligen Gewebe beſteht, welches zu- und abführende Adern ſind, mit dem **Mutterkuchen**, dem ſchwammigen Theile des Eyes, wodurch daſſelbe mit der Gebärmutter verbunden iſt, zuſammen, und hierdurch bekommt ſie die erſte Nahrung aus dem Blute der Mutter. Die **Frucht** (der Embryo) ernährt ſich alſo in Mutterleibe nicht durch den Mund, ſondern durch die Adern der Nabelſchnur, durch welche das Blut aus der Mutter dem Herzen des Embryo unmittelbar zufließt, von da ſich in alle Theile deſſelben vertheilt, und ſeine Bildung bewirkt. Während des Wachsthums der Frucht dehnt ſich dann auch die Gebärmutter aus, und wenn jene ganz ausgewachſen iſt, und keine Nahrung mehr zu ſich nehmen kann, ſo vermögen in dieſer gewiſſe Reitze ſich von hinten zuſammen zu ziehen, die Frucht von ſich zu preſſen, und hiermit endigt ſich die **Schwangerſchafft** des alten Thieres, und das junge wird gebohren.

Bey den meiſten Säugethieren **begatten** ſich Männchen und Weibchen ohne alle Wahl und Unterſchied **untereinander**. ein **Männchen** hält ſich oft zu **mehrern Weibchen**, und ein **Weibchen** läßt oft **mehrere Männchen** zu, und

dem

dem Männchen liegt bey der Zeugung faſt weiter nichts ob, als das Geſchäffte der Begattung. Doch findet man auch ſolche, die paarweiſe ihr Geſchlecht fortpflanzen, als die Fledermäuſe, und das Reh mehrentheils.

Nun findet aber in Anſehung des **Alters**, wenn die Thiere zur Begattung tüchtig ſind, der **Jahrszeit**, die ihnen zu dieſem Geſchäffte beſtimmt iſt, der **einmaligen** oder **öftern Befruchtung** in einem Jahre, der **Anzahl** der erzeugten Jungen, des **Orts**, wo ſie die Jungen ablegen, der **Zeit**, wie lange ſie ſchwanger ſind, der **Liebe** und **Sorgfalt**, die ſie gegen ihre Jungen hegen, bey den verſchiedenen Arten ein großer Unterſchied ſtatt. Es iſt nöthig dieß alles ein wenig zu entwickeln.

Die größern Thiere müſſen eine längere Zeit leben, ehe ſich ihre Zeugungskräfte entwickeln, als die kleinern, und dieſe Zeit ſteht mit dem längern oder kürzern Leben derſelben in gehörigem Verhältniß; daher es kommt, daß ſich jene ſpäter und dieſe früher vermehren, ſo der Hirſch, und die Maus; und in einem gewiſſen Alter verliert ſich dann auch bey allen wiederum der Begattungstrieb und die Zeugungskraft.

Ferner haben faſt alle Thiere, wenigſtens die ungezähmten ihre beſtimmte Zeit der Begattung, und hierzu dringt ſie mehrentheils ein heftiger Reitz im Frühjahr. Doch ſteht auch hier, wie wir es an vielen Säugethieren deutlich bemerken können, die Zeit der Begattung mit der Zeit, wenn die Aeltern zu dieſem Geſchäffte gerade die gehörige körperliche Vollkommenheit haben, mit der Zeit der Niederkunft, der Erhaltung und dem Gedeihen der Jungen

in richtigem Verhältniß, ſo daß wenigſtens das Wild und die Raubthiere dieſen Trieb zur Begattung erſt dann fühlen, wenn ſie am feiſteſten ſind, und die Jungen dann erſt zur Welt kommen, wenn es ihnen an den gehörigen Nahrungsmitteln nicht fehlen kann. Daher tritt der Hirſch nicht im Frühjahr, ſondern zu Ende des Auguſts und Anfang des Septembers auf die Brunft. Dagegen finden wir andere Säugethiere, die allzeit im Frühjahr ſich zu begatten anfangen, und dieß Geſchäffte wohl mehrmal des Jahres fortſetzen, weil ſie theils zu dieſer Zeit ſolche angenehme Speiſen genießen, die ihren Begattungstrieb reitzen, und die ihnen der rauhe Winter verſagte, theils ihre Jungen kürzere Zeit zur Erreichung ihrer gehörigen Vollkommenheit in Mutterleibe brauchen, und auch nach ihrer Geburt immer ihre nöthige Speiſen finden können. Die Mäuſe vervielfältigen ſich daher im Freyen bis in ſpäten October. Der Fortpflanzungstrieb hört endlich bey ſolchen Thieren zu der Zeit im Jahre auf, wenn er nicht mehr mit Nutzen wirken würde.

Wiederum ſo zeugen einige Thiere auf einmal nur ein Junges, andere zwey, und noch andere mehrere, welche weiſe Einrichtung mit dem mehr oder wenigern Gebrauch, der Menge der Nahrungsmittel, welche die Erde für die verſchiedenen Arten hervorbringt, und mit dem Nutzen, den ſie leiſten, in richtigem Verhältniß ſteht. Daher läßt ſich erklären, warum ſich die kleinen Thiere häufiger fortpflanzen, als die größern.

Wir finden weiter eine große Auswahl, welche die Thiere in Rückſicht der Gegend und des Orts machen, wo ſie ihre Jungen zur Welt bringen. Sie ſuchen allzeit

die Gegend auf, wo ſie einen gehörigen Vorrath von Nahrungsmitteln für ſich und ihre Jungen in der Nähe haben, und wählen einen Platz, und bereiten ihn, wie ihn die Natur und die Sicherheit ihrer Jungen erfordert.

Auch in der Zeit der Schwangerſchafft findet eine Verſchiedenheit ſtatt, welche ſich meiſt nach der Größe der Thiere richtet, ſo daß die größern Säugethiere eine längere Zeit ſchwanger ſind, als die kleinern.

Die Liebe und Sorgfalt, welche die mancherley Thierarten gegen ihre Jungen hegen, iſt auch gar ſehr verſchieden, und die Grade derſelben richten ſich mehrentheils nach dem längern und kürzern Umgange mit denſelben. Diejenige Mutter der Säugethiere, die ihre Jungen lange durch die in ihren Brüſten abgeſonderte Milch nähren, und diejenige, die ihnen lange Zeit Nahrung herbey ſchaffen, oder ſie ſelbſt zu ſuchen, ſie lange anweiſen muß, ehe ſie ſich ſelbſt fortzuhelfen im Stande ſind, zeigt auch mehr Liebe für dieſelben, als eine dritte, die dieß nicht nöthig hat, und die Eltern ſolcher Jungen wagen oft ihr Leben bey den Gefahren, die ihren ohnmächtigen Jungen zuſtoßen.

Noch müſſen wir auch in Anſehung des Gebrauchs der Sinne bey den jungen Thieren einen Unterſchied bemerken. Es haben nämlich unter den Säugethieren einige nicht ſo gleich den Gebrauch des Geſichts, wenn ſie auf die Welt treten, z. B. die Raubthiere; ſondern ihre Augen ſind einige Zeit vermittelſt eines Häutchens, das zwiſchen beyden Augenliedern liegt, und ſich nur nach und nach lostrennt und zerreißt, verſchloſſen; vielleicht deswegen, weil die feinen

Geſichtsnerven derjenigen Augen, die die einzelnen Licht-ſtrahlen der Nacht auffangen ſollen, das Tageslicht nicht ſo-gleich aushalten würden, ſondern erſt durch die dünnen Au-genlieder, und alsdenn bey der Trennung des Häutchens, das ſie zuſammenklebte, durch die kleinern Augenritzen das-ſelbe vertragen lernen müſſen; andere hingegen, ſonder-lich diejenigen, welche bald ſich ſelbſt ernähren können, ihre Nahrung immer nahe vor ſich haben, und alſo eine ſolche Schärfe der Augen nicht, wie jene, brauchen, öffnen ſie ſogleich, wenn ſie zur Welt kommen, z. B. die wiederkäuen-den Thiere.

Die Thiere nun, die auf die oben beſchriebene Art er-zeugt worden ſind, ſollten allzeit ihrem Vater und ihrer Mutter vollkommen gleichen. Allein man findet oft in An-ſehung der Größe, der Bildung, der Farbe, der Propor-tion der Theile ꝛc. eine ſo große Verſchiedenheit, die gleich-ſam die Kennzeichen ihrer Art verändert, daß man ſie oft zu einer eignen Art machen möchte. Solche Abweichungen nennt man Spielarten, und ſie ſind Folgen der Ausartung (Degeneration), welche aus verſchiedenen theils bekannten, theils unbekannten Urſachen hergeleitet werden muß. So bewirken z. B. Himmelsſtrich, Lebensart, Nahrungsmittel, Pflegung u. d. gl. eine ſolche Ausartung, die wir immer an unſern Hausthieren wahrnehmen. Nicht allzeit ent-ſtehen alſo, wenn ſich Körper von einerley Art begatten, neue Körper, welche alle Kennzeichen ihrer Art, wiederum aufweiſen könnten.

Die vorzüglichſte und gewöhnlichſte Ausartung er-folgt alsdann, wenn ſich zwey Thiere von verſchiedener Art mit einander begatten, woraus eine Mittelart, Baſtar-

den

den erzeugt werden, welche in ihrem Körperbau eine vermiſchte Aehnlichkeit von Vater und Mutter haben.

Man kann aus ſehr wahrſcheinlichen Gründen behaupten, daß die verſchiedenen **Arten**, welche Baſtarden zeugen ſollen, allzeit zu einer und eben derſelben **Gattung** gehören müſſen, d. h., daß der Körperbau dieſer Thiere in den weſentlichen Eigenſchafften übereinſtimmend ſeyn müſſe, da es ſchon ſchwer hält, dieſe zur willkührlichen Vermiſchung zu bringen *), und daß alſo die Begattung aus verſchiedenen Gattungen, ja Claſſen, wie z. B. eines Kaninchens mit einer Henne u. d. gl. höchſt unwahrſcheinlich iſt.

Nach einer beſondern Einrichtung in der Natur beſitzen die mehrſten Baſtarden wenig oder gar keine Zeugungskraft. Doch weiß man von einigen unter den Säugethieren gewiß, daß ſie ſich fortpflanzen z. B. die Baſtarden von Hunden und Füchſen. Andere hingegen können ſich **entweder** gar nicht fortpflanzen, ob ſie gleich den Reitz zur Begattung ſehr ſtark fühlen, **oder** das männliche Geſchlecht allein iſt unfähig, und das weibliche artet nach einer vorhergegangenen Befruchtung von einem der Theile, aus welchen es ſelbſt entſproſſen war, in ſeine natürliche Art wiederum ein. So entſpringt z. B. von einer Mauleſelin, die von einem Pferde befruchtet wurde, kein Mauleſelfüllen, ſondern wiederum ein Pferdefüllen.

Zuweilen wird die Bildungskraft durch eine zufällige Urſache geſtöhrt, und nimmt bey Entwickelung des neuen

*) Ich habe z. B. mit aller Mühe weder einen wilden noch gezähmten Haſen mit einem grauen zahmen Kaninchen paaren können, ſo ähnlich ſich auch beyde Arten ſind.

Thieres eine ungewöhnliche Richtung; daraus entſtehen die **Mißgeburten** (Monſtröſen). Sie ſind alſo nichts anders als auffallend gebohrne Abweichungen von der natürlichen Geſtalt der Körper, von welchen ſie abſtammen. Sie beſtehen theils aus mehr, theils aus weniger, theils aus anders gebildeten Theilen, als ſie beſtehen ſollten. Man findet daher

1) Mißgeburten, welche entweder überzählige oder widernatürlich große Glieder haben. Hierunter gehören die **Doppelgeburten**, wo alle weſentliche Theile des Körpers doppelt angetroffen werden. So kommen zuweilen zwey völlig mit allen Gliedmaßen verſehene Menſchen, die an einem Theile zuſammengewachſen ſind, zur Welt. Ferner gehören als Beyſpiele hierher, Kühe mit ſechs Beinen, Kinder mit übermäßig großen Köpfen, oder Armen. Es giebt

2) Mißgeburten, wo die einzelnen Glieder verſetzt ſind, oder eine widernatürliche Lage haben. Z. B. wenn die Oeffnung des Mundes da ſteht, wo die Ohren ſind.

3) Mißgeburten, an denen einzelne Glieder widernatürlich gebildet ſind. Hierher gehören auch die blos getrennten Theile, als Haſenſcharten, und die zuſammen gewachſenen Theile, als die Zuſammenhängung aller Zehen an einem Fuße. Exempel der widernatürlichen Bildung einzelner Glieder ſind, Hunde mit einem Elephantenrüßel, Menſchen mit einem Hundekopf, oder mit Händen, wie Gänſefüße.

4) Mißgeburten, an denen einzelne Glieder mangeln. So ſind Menſchen gebohren worden, denen die Finger, die Hände, Füße fehlten.

b) Flüßi-

b) Flüßige Theile.

Das ſiebzehnte Kapitel.

Von den Drüſenſäften, dem Speichel, Magenſaft, Gekrösdrüſenſaft.

Wir haben in dem vorhergehenden an dem Körperbau der Säugethiere die große Verſchiedenheit der feſten Theile bemerkt, die ihnen ihrer Beſtimmung nach nothwendig waren. Jetzt kommen wir auf die große Mannichfaltigkeit der flüßigen Theile, ſo wie wir ſchon eine Flüßigkeit, die wir den männlichen Saamen nennen, des Zuſammenhangs halber im vorigen Kapitel abgehandelt haben. Wir begnügen uns unterdeſſen, von den vielen Arten derſelben nur die hauptſächlichſten anzuführen, die allen Säugethieren gemein ſind.

Die **Drüſenſäfte**, die durch die rundlichen Maſchinen, die wir an allen Theilen des Körpers antreffen, aus den Pulsadern ausgeſogen, und in denſelben zubereitet werden, ſind von ſehr verſchiedener Art, und helfen theils den Körper ernähren, theils ihre nächſten feſten Theile ſchlüpfrig erhalten, theils fließen und dünſten ſie, als überflüßig, weg.

So iſt der **Speichel** ein ſolcher Drüſenſaft von Salzwaſſerart, der aus dem Blute durch die Speicheldrüſen, die theils unter der Zunge, theils in andern Gegenden der obern und untern Kinnlade liegen, vornämlich aus den **Ohrendrüſen**, die um die Ohren herum unter der Haut liegen, abgeſondert wird, und ſich im Munde befindet. Er dient darzu, daß die Speiſen im Munde leichter gekauet, verſchluckt und verdauet werden können. Der Mangel deſ-

ſelben mindert die Eßluſt und hemmt die Verdauung. Man muß aber den Speichel nicht mit dem groben zähen Schleime verwechſeln, der in der Lunge, als eine Unreinigkeit, aus dem Blute abgeſondert, und gemeiniglich durch Huſten und Räuspern ausgeworfen wird, noch mit dem Rotze, der aus der Schleimhaut der Naſe zur Befeuchtung derſelben fließt.

Aus den Drüſen zwiſchen dem zelligen Gewebe und der innerſten zelligen Haut des Magens quillt der **Magenſaft**, ein ſchleimiger, ſeifenartiger, ſäuerlicher Saft, der die innere ſehr empfindliche Oberhaut des Magens anfeuchtet, und als ein vortrefliches Auflöſungsmittel die Verdauung der Speiſen befördert. Nach dem Abgange der Speiſen aus dem Magen wirkt dieſer Saft immer fort auf die Nerven deſſelben, und erweckt unter dem beſtändigen Reiben der Magenfibern die Empfindung des Hungers und Durſtes.

In den erſten Darm, der zunächſt an den Magen ſtößt (Zwölffingerdarm), ergießet ſich der ſpeichelartige **Gekrösdrüſenſaft**, der in der Gekrösdrüſe zubereitet wird, die Miſchung der fetten und wäßrigen Theile in den Speiſen und dadurch die beſſere Verdauung des Nahrungsbreyes befördert.

Das achtzehnte Kapitel.

Von der Galle, dem Milchſaft, und Fließwaſſer.

Ehe noch der im vorhergehenden Kapitel beſchriebene Gekrösdrüſenſaft in den Zwölffingerdarm kömmt, vermiſcht

miſcht ſich mit demſelben die Galle. Sie iſt eine bittere, ſeifenartige Flüßigkeit, die in der Leber aus dem Geblüte ausgezogen, bereitet, in der Gallenblaſe geſammlet, und aus derſelben, ſo wie aus der Leber, in den Gekrösdrüſengang abgeführt und in dem erſten Darm ausgeleeret wird. Sie beſitzt die Kraft, die noch nicht gehörig verdauten Speiſen zu zertheilen, widerſteht vermöge ihrer Bitterkeit aller Säure, hilft die überflüßigen Theile in den Gedärmen durch die natürlichen Wege ausführen, und verwandelt vorzüglich die verdauten Speiſen in Nahrungsſaft, indem ſie wie jede Seife die fetten und wäſſerigen Theile mit einander in genaue Verbindung bringt, und daraus einen Milchſaft bereitet.

Dieſer **Milchſaft**, (Nahrungsmilch, Chylus) hat von ſeiner weißen milchichten Farbe den Namen bekommen. Er ſcheidet ſich beſonders in den untern dünnen Gedärmen von den gröbern Theilen der verdauten Speiſen ab, wird von den Oeffnungen der, in den beyden Häuten des Gekröſes liegenden, Milchgefäße (Milchadern) eingeſaugt, in das Milchbehältniß geleitet, und durch den Milchbruſtgang in die Höhe geführt. Außer dem Milchſafte ſammelt ſich auch eine Menge **Fließwaſſer**, oder eine wäſſerige Feuchtigkeit aus einer großen Anzahl dahin gehender Fließwaſſergänge in dem Milchbehältniß. Dieſes verdünnet den Nahrungsſaft, indem es ſich mit ihm vermiſcht. Dieſer ſo verdünnte Nahrungsſaft enthält nun die eigentliche Nahrung des ganzen Körpers.

Er ergießet ſich in dieſem Zuſtande, indem er in der verengerten Röhre, dem Bruſtgang in die Höhe geſtiegen iſt, in eine nahe am Herzen liegende Blutader und wird auf dieſe Art mit dem Blute vermiſcht.

Das

Das neunzehnte Kapitel.

Vom Blute und von deſſen Umlauf.

(vergl. Tab. I. Fig. I.)

Die koſtbarſte Flüßigkeit in dem thieriſchen Körper iſt das Blut; weil ohne daſſelbe das Thier nicht leben kann. Es iſt warm und beſteht, wie einige behaupten, aus ſehr feinen platten Bläschen, nach andern aber vielmehr aus ſehr feinen kugelrunden dichten Kügelchen *), welche mit einer Flüßigkeit, die man das Salzwaſſer (Serum) nennt, umfloſſen ſind **). Die rothe Farbe ſchreiben einige den im Blute enthaltenen Eiſentheilchen, und andere dem brennbaren Weſen zu. Es entſteht das Blut, wie wir ſchon wiſſen, aus dem Milchſafte, uud verſchafft allen Theilen des Körpers die nöthige Nahrung, und das Wachsthum, indem ſich nämlich in beſondern kleinen Gefäßen aus demſelben gewiſſe Säfte abſcheiden, nnd den **Nahrungsſaft** bereiten, welcher ſich mit den feſten Theilen des Körpers verbindet.

Wenn aber die verſchiedenen Theile des Körpers durch das Blut ernährt werden ſollen, ſo iſt nöthig, daß das Blut

*) Nach genauen Beobachtungen ſollen in unſern Adern 20000 ſolcher Kügelchen erſt die Größe eines einzigen Sandkorns ausmachen.

**) Serum iſt eigentlich der Theil des Blutwaſſers, welcher dem Eyweiß gleich kömmt, und in einer Wärme von 150 Grad Fahrenh. gerinnt; Lymphe iſt aber derjenige Beſtandtheil des Bluts, welcher in ausgelaufenem Blute von ſelbſt gerinnt, und alsdann mit den rothen Blutkügelchen die dichte Maſſe ausmacht.

Blut nach allen Theilen des Körpers herumgeführt wird. Dieſer allgemeine **Umlauf** (Circulation, Kreislauf) **des Bluts** nun, der von dem berühmten engliſchen Ärzte und Naturkundiger Harvey im vorigen Jahrhunderte entdeckt wurde, wird zuerſt und vornämlich durch das Herz bewirkt. Das Herz hat nämlich eine doppelte Bewegung, die beſtändig abwechſelt. Die eine verurſacht das **Zuſammenziehen**, die andere die **Erweiterung** des Herzens. Mit dem Herzen verbinden ſich die vier großen Adern, die große Schlagader, die Lungenblutader, die große Hohlader, und die Lungenſchlagader. Wenn ſich nun das Herz zuſammenzieht, ſo ergießt ſich das Blut aus der linken Herzkammer durch die große Schlagader in die übrigen damit zuſammenhängenden Adern des Körpers; aus der rechten aber durch die Lungenſchlagader in die Lunge. Sobald es ſich aber wieder eröffnet, nimmt es das zuſtrömende Blut wieder ein; und zwar empfängt die linke Herzkammer neues Blut, das aus der Lunge kömmt, durch die Lungenblutader, die rechte aber das Blut, das aus den übrigen Theilen des Körpers durch die zurückführenden Adern zuſammenkömmt, durch die Hohlader. Die Klappen an dieſen vier großen Adern laſſen das Blut ein, verwehren ihm aber den Rücklauf; denn bey der großen Schlagader und der Lungenſchlagader gehen ſie vom Herzen auswärts, und wenn ſich das Herz zuſammenzieht, werden ſie mit Gewalt von dem ausſtrömenden Blute aufgeſtoßen, worauf ſie ſogleich wieder zufallen, damit das Blut nicht wieder zurücktreten könne. Hingegen bey der Lungenblutader und Hohlader öffnen ſich dieſe Fallen nach dem Herzen einwärts. Indem ſich alſo das Herz erweitert, ſtößt das in dieſen Adern ankommende Blut die Fallen mit Gewalt einwärts nach dem Herzen auf, und

dringt hinein; worauf die Klappen ſogleich wieder zufallen, damit nicht bey der neuen Verengerung des Herzens, das Blut durch eben dieſe Adern wiederzurückgetrieben werde, ſondern vielmehr ſeinen Ausgang durch die große Schlagader oder Lungenſchlagader nehme.

Die große Schlagader vertheilt ſich vorzüglich in zwey Aeſte, davon einer aufwärts, der andere niederwärts geht, und aus dieſen entſpringen wieder unzählig viele Nebenäſte, die immer dünner werden, und ſo breiten ſie ſich nach den äußerſten Theilen des Leibes aus, um das Blut dahin zu leiten. Da nun aber alle dieſe Adern, je näher ſie dem Herzen ſind, deſto weiter, je entfernter ſie aber davon ſind, deſto enger werden, ſo iſt klar, daß das Blut, wenn ſich das Herz zuſammenzieht, aus weitern Röhren mit Gewalt in engere hineingepreßt wird; daher es denn auch kommt, daß bey jedem ſolchen Stoße des eindringenden Bluts die Häute dieſer Adern ſich erheben. Dieſe Erhebung nennt man den **Schlag** oder **Puls**, und daher iſt auch der Name **Schlagadern** und **Pulsadern** entſtanden.

An den äußerſten Enden dieſer Pulsadern verbinden ſich mit ihnen, wie wir aus obigen ſchon wiſſen, die Blutadern, welche ebenfalls da, wo ſie am weiteſten vom Herzen entfernt ſind, am engſten ſind, und je näher ſie ihm kommen, immer weiter werden. Sie kommen endlich alle in der großen Hohlader zuſammen; und da in ihnen das Blut, aus dem engern Raume in den weitern läuft, ſo behält es Platz genug vorwärts zu ſtrömen, ohne daß es die Häute der Adern erhebe. Daher haben dieſe Blutadern keinen Schlag, oder welches eben ſo viel iſt, ſie pulſiren nicht.

Der

Der Schlag des Herzens ſelbſt, den wir Menſchen fühlen, wenn wir die Hand auf die linke Bruſt legen, kömmt daher, weil das Herz, indem es ſich zuſammenzieht oder verengert, eben dadurch auch länger wird, und mit ſeiner Spitze an die Bruſt anprallt.

Das Herz kann aber nicht durch ſeine Kraft, d. i. durch die Kraft der Muskelfaſern, woraus es zuſammengeſetzt iſt, und welche durch das Blut, vermittelſt ihrer Reitzbarkeit uud der Mitwirkung der Herzennerven gereitzt werden, ſich zuſammen zu ziehen, das Blut in dem ganzen Körper herumtreiben. Daher ſind die Pulsadern hie und da mit Muskelfäden umwunden, durch deren Kraft ſich dieſe Adern zuſammenziehen und erweitern, ſo daß das Blut von einer Stelle zur andern weiter fortgedrängt wird.

Die feinſten Blutadern ſaugen, wo ſie mit den feinſten Pulsadern zuſammenhängen, das Blut wieder in ſich, und ſo läuft es wieder in den immer weitern Röhren fort; doch mit dem Unterſchiede, daß es in den Blutadern, die über dem Herzen liegen, mehrentheils durch ſeine eigene Schwere niederſteigt, in den Blutadern aber, die unter dem Herzen liegen, ordentlich wie in Pumpen in die Höhe ſteigen muß. In dieſen Blutadern z. B. der Füße und Schenkel ſind nämlich in gewiſſen kleinen Entfernungen häutige Fallen oder Klappen angebracht, die ſich aufwärts öffnen. Durch das Drücken der Muskeln beym Stehen, Gehen, und andern ſolchen Bewegungen, und durch noch andere Urſachen, wird das Blut von einer Klappe zur andern in die Höhe gepreßt. Wenn es bis zu der Klappe aufgeſtiegen, ſtößt es dieſelbe auf, und ſteigt durch die Oeffnung in die Höhe; ſogleich aber fällt dieſe Klappe wieder zu, und ver-

ſperrt

ſperrt dem hinauf geſtiegenen Blute den Weg, daß es nicht wieder zurück ſinken kann. Es giebt auch in verſchiedenen Adern über dem Herzen ſolche Klappen, die ſich unterwärts öffnen; dieſe haben aber, wie man leicht begreift, nicht den Endzweck, den Rücklauf des Bluts zu befördern, ſondern vielmehr es etwas aufzuhalten, damit es nicht zu geſchwind niederſinke, und das Herz durch allzu ſchnellen Zufluß überlade.

Nun können wir den ganzen Weg, den das Blut macht, mit größerer Deutlichkeit überſehen. Hier iſt er.

Wenn ſich das Herz zuſammenzieht, wird das Blut zu gleicher Zeit aus der linken Herzkammer in die große Schlagader, und aus der rechten Herzkammer in die Lungenſchlagader getrieben.

Wenn ſich das Herz erweitert, empfängt die linke Herzkammer neues Blut aus der Lungenblutader; und die rechte Herzkammer aus der Hohlader.

Das Blut, das nun in dieſem Augenblicke aus der rechten Herzkammer in die Lungenſchlagader übergeht, kommt durch deren beyde Hauptäſte, theils nach der rechten, theils nach der linken Lunge, wo es ſich in unzählige Nebenäſte, die immer feiner werden, vertheilt. Aus dieſen feinſten Pulsadern der Lunge ſaugen es die feinſten Blutadern wieder zurück, die ſich endlich zuſammen in der Lungenblutader vereinigen. Dieſe Lungenblutader gießt, bey einer Erweiterung des Herzens, das Blut in die linke Herzkammer. Aus dieſer wird es bey einer neuen Verengerung ſogleich wieder durch die große Schlagader hinausgetrieben, deren fortgeſetzte Aeſte es nach allen obern und untern Gegenden des Kör-

Körpers fortleiten. Wo mit den feinern Aeſten dieſer Pulsadern die kleinen Blutadern zuſammenſtoßen, ſaugen dieſe das Blut wieder in ſich, und leiten es wie kleine Bäche, die ſich nach und nach in größere, dann in kleine Flüße, und hierauf in größere, endlich in die größten Ströme vereinigen, in die immer an Dicke zunehmenden Adern fort, bis endlich alle dieſe Adern in der großen Hohlader zuſammen kommen, welche das empfangene Blut bey einer neuen Erweiterung des Herzens in die rechte Herzkammer ergießt. Aus dieſer ſtrömt es nun wieder in die Lunge, aus der Lunge wieder in die linke Herzkammer, aus dieſer wieder durch die große Schlagader in alle übrigen Pulsadern, aus dieſen durch die Blutadern wieder zurück in die große Hohlader, aus dieſer wieder in die rechte Herzkammer; und ſo geht dieſer Umlauf, ſo lange das Thier lebt, ununterbrochen fort.

Das Herz des Menſchen treibt das Blut in weniger Zeit als der tauſendſte Theil einer Minute beträgt, durch einen Raum von 3 Schuh; oder wenn das Blut, anſtatt einen Kreislauf zu nehmen, gerade fortſtrömte, würde es in weniger als einer Minute einen Raum von 30000 Schuh durchlaufen. Welch eine erſtaunliche Geſchwindigkeit! doch behält es dieſe Geſchwindigkeit nicht während ſeines ganzen Umlaufes, ſondern ſie wird durch deſſen Aufenthalt in den kleinern und kleinſten Blutgefäßen merklich vermindert. Die ganze Zeit, welche das Blut nöthig hat, um von der linken Herzkammer wieder in die rechte zurück zu kehren, beträgt nach der wahrſcheinlichſten Berechnung doch noch nicht volle 3 Minuten.

Aus dieſem Umlaufe nun kann man ſich erklären:

1) Das Wachsthum und die Nahrung des Menſchen.

2) Den Urſprung der Verſetzungskrankheiten durch den Umlauf der Säfte.

3) Die Wirkung der Arzeneymittel in die entfernteſten Theile des Körpers.

In einem erwachſenen geſunden Körper ſind 15 Pfund Blut, davon durch die linke Herzkammer allzeit nur eine Unze auf einmal durchgeht.

Der Weg des Blutes, den es in ſeinem gänzlichen vierz telſtündigen Umlauf gemacht hat, beträgt 149 Schuh oder 74 1/2 Ellen. Soll das Blut nur zwey Fuß weit getrieben werden, ſo muß das Herz eine Kraft und Gewicht von 900 Centn., und alſo in 24 Stunden meht, als 16 Milz lionen Centnerkraft anwenden.

Bey einem geſunden Menſchen ſchlägt ferner der Puls in einer Minute ungefähr 70 mal. Wenn man alſo durch eine leichte Multiplikationsrechnung ausrechnet, wie vielz mal der Puls bey einem achtzigjährigen Greiß geſchlagen hat, ſo erſtaunt man über dieſen unförmlich ſcheinenden Fleiſchklumpen, den wir das Herz nennen, und verſinkt in Betrachtungen der großen Macht, Weisheit und Güte des Schöpfers.

Das zwanzigſte Kapitel.

Vom Fett, Gehirn, Mark, Markſaft.

Unter der Haut und zwiſchen verſchiedenen Theilen des thieriſchen Körpers liegt **das Fett** in einem zelligen Ge=

Gewebe. Es iſt ein öhlichtes, beym Leben der Thiere flüſſiges, und bey der geringſten Kälte gerinnendes Weſen, welches in beſondern Gefäßen des zelligen Gewebes abgeſondert wird. Es füllt gewöhnlich die äußern Theile des thieriſchen Körpers aus, und verſchafft ihm ſeine Biegſamkeit, Geſchmeidigkeit und Schönheit. Es beſchützt verſchiedene zärtern Theile, erwärmt den Körper, und erhält ihn einige Zeit in Krankheiten, und bey Mangel der Nahrung. Hieraus ergiebt ſich, wenn man ein Thier mager nennen kann, wenn nämlich das Blut wenig ſolcher Theile abſetzt, oder wenn durch zu große Hitze und durch zu große Arbeit dieſelben geſchmolzen werden, oder wenn die Abſonderungsgefäße ſchadhaft ſind. Schrumpfen dann bey ſolchen magern Thieren dieſe Abſonderungsdrüſen zuſammen, ſo entſtehen Runzeln. Dieſes Fett iſt ohne Nerven, und die Thiere haben alſo keine Empfindung in demſelben. Daher höret man oft, daß die Mäuſe Löcher in die fetten Seiten lebendiger Schweine gefreſſen haben.

Die feinſten und wichtigſten Theile des Körpers enthält das **Gehirn**, der Sitz aller Empfindung, die Quelle aller Bewegungen. Kein Theil bekömmt ſo viel Blut als das Gehirn, nach welchem verſchiedene Aeſte der Pulsadern laufen; und daraus muß man ſchon auf die Abſonderung eines ſehr nothwendigen und edlen Saftes ſchlieſſen. Das Gehirn liegt bey den Säugethieren, wie bekannt, in dem obern Theile des Kopfs, wird von der Hirnſchale eingeſchloſſen und geſchützt, und iſt eine weiche, röthlichgraue und weißlichte Materie, die mit vielen einander durchkreuzenden kleinen Adern durchwebt, und mit verſchiedenen Häuten umgeben iſt. Das Aeußere des Gehirns iſt ſehr weich,

röthlichgrau und heißt die **Borke**; das Mark iſt mehr inwendig, weiß, und etwas feſter als die Borke.

Es theilt ſich das Gehirn in zwey Hauptheile, welche aber durch feine Faſern und Adern verbunden ſind. Der größere Theil nimmt den vordern Kopf ein, und den hintern das kleine Gehirn oder die ſogenannte **Zirbeldrüſe**, welche ſich in den hohlen Gang der Nacken- und Rückenwirbel fortpflanzt, und alsdenn das Rückenmark, den Stamm des Nervenbaums ausmacht. In dem Marke der Zirbeldrüſe finden die meiſten Naturforſcher den großen Sammelplatz der Nerven und einige den Sitz der Seele. Man hat die Beobachtung gemacht, daß je größer verhältnißmäßig das Gehirn bey den Thieren iſt, deſto größer auch die Fähigkeiten derſelben ſind.

Ob in dem Gehirn aus dem Blute eine zarte, unſern Augen unſichtbare Flüßigkeit abgeſchieden, und den Nerven mitgetheilt werde, und alſo ein wirklicher Nervenſaft exiſtire, iſt, wie oben ſchon erwähnt worden, noch unentſchieden.

Beynahe noch wichtiger als das Gehirn ſcheint in dem Körper der unvernünftigen Thiere das **Rückenmark** zu ſeyn, welches, wie wir eben bemerkt haben, eine Verlängerung des Gehirns iſt. Wenn alle Wunden an demſelben geheilt werden können, im Herzen, Gehirn, in der Lunge, ſo heilt keine Arzeney eine Verletzung des Rückenmarks. Der größte Ochſe ſtürzt augenblicklichſt dahin, wenn man ihm mit einem Meſſer geſchickt zwiſchen zweyen Rückenwirbeln das Rückenmark abſchneiden kann.

Das übrige **Mark**, das ſich in den Knochen und beſonders in den Höhlen der großen Knochen beſtändig in Vorrath befin-

befindet iſt eine weißliche, zuweilen auch röthliche, weiche, öhlichte, bald mehr bald weniger dichte Maſſe, welche mit einer ſehr zarten Haut, die man als eine innere Beinhaut anſehen kann, umhüllet iſt. Der flüßigſte Theil dieſes Oehls dringt, wenn es aus dem Blute abgeſondert iſt, durch die löcherichte Subſtanz der Knochen, ſtärket dieſelben, und giebt ihnen die gehörige Geſchmeidigkeit, damit ſie bey zu ſtarker Anſtrengung durch Laſttragen oder Bewegungen nicht austrocknen oder zerbrechen.

Der **Markſaft** iſt ein ſchmieriger, fetter und flüßiger Saft, welcher ſich in den kleinen zelligen Höhlen der Knochen antreffen läßt.

Das ein und zwanzigſte Kapitel.

Von den Thränen, dem Naſenſchleim, Ohrenſchmalz, Schweiß, Harn.

Die **Thränen** ſind eine wäſſerige Feuchtigkeit, welche aus der **Thränendrüſe**, die über dem äußern Augenwinkel unter dem obern Augenliede liegt, quillt. Vermittelſt verſchiedener ausführenden Gänge, die man inwendig längſt dem obern Augenliede wahrnimmt, ergießt ſich dieſe Drüſe, befeuchtet und reinigt den vordern Theil des Augapfels. Dadurch wird nicht allein die Bewegung des obern Augenliedes und des ganzen Auges erleichtert, ſondern auch die Durchſichtigkeit der leuchtenden Hornhaut unterhalten und jede Unreinigkeit aus dem Auge gewaſchen. Der Ueberfluß von dieſer Feuchtigkeit wird in den **Thränenpunkten**, zwey Oeffnungen an dem Rande der Augenlie-

der aufgenommen; iſt aber der Zufluß zu ſtark, ſo überſtei-get dieſe Feuchtigkeit den Damm der Augenlieder und er-gießet ſich in hellen Tropfen außerhalb des Auges.

Außerdem giebt es auch noch eine fette Materie in der Augenhöhle, die darzu dienet, daß ſich das Auge geſchmei-diger herumbewegen kann und nicht gerieben wird. Wenn ſich dieſe vorne mit den Thränen vermiſcht, ſo entſtehet daraus die gelbe Unreinigkeit, die man **Augenbutter** nennt.

Der **Naſenſchleim**, welcher aus den Schleimdrüſen, die ſich in der lockern und ſchwammigen Naſenhaut befin-den ausſeigert, iſt zur Beförderung des Geruchs nothwen-dig, weil die Nerven dadurch geſchützt werden, und die Naſe von der Luft, die immer aus und eingeht, nicht aus-getrocknet wird. Wenn er in Menge ausſchwitzet oder zähe wird, ſo wird er ausgeſchneutzet.

Hinten am Gehörgange ſitzt das ſogenannte **Ohren-ſchmalz**, ein fettes, brennbares, ſchmutziges Weſen, das aus einer zelligen Haut jener Gegend ausgeſchwitzt wird. Es iſt vermuthlich darzu beſtimmt die Trommelhöhle ohn Unterlaß feucht zu erhalten, und den allzu ſtarken Eindruck der Luft auf die innern Theile des Ohrs zu vermindern.

Der **Schweiß** iſt eine wäſſerige, mehrentheils mit Fett und Salztheilchen vermiſchte Feuchtigkeit, welche in den äußern Theilen des Leibes abgeſchieden, und durch die Schweißlöcher der Haut, entweder auf eine unſichtbare Weiſe ausdünſtet, oder in ſichtbaren Tropfen ausbricht. Durch die Ausdünſtung, worzu auch das Ausathmen gehört, verliert das Thier durchgehends in 24 Stunden über die

Hälfte mehr, als durch die andern Ausleerungskanäle. Die Ausdünſtung ſowohl, als auch zuweilen ein heftiger Schweiß, iſt zur Erhaltung der Geſundheit nöthig, wenn dadurch eine ſchädliche Materie aus dem Körper geſchafft wird. Ein übertriebner Schweiß aber wird ſchädlich, weil er den Körper ſchwächt, indem er ihm zu viel nützliche Säfte entführt.

Der **Harn** (Urin) iſt eine unreine Flüßigkeit, deren Beſtandtheile wäſſerig und mit einem flüchtigen Alkali und brennbaren Weſen vermiſcht ſind. Er wird als überflüßig in den Nieren abgeſondert, in der Blaſe geſammlet, und durch beſondre Gänge aus dem Körper geführt. Der Geruch, die Farbe, der Geſchmack und die Durchſichtigkeit iſt bey den Säugethieren ſehr unbeſtimmt und veränderlich. Es kömmt dabey bloß auf die Speiſen an, die die Thiere genießen. Das Rindvieh z. B. giebt im Winter faſt immer einen trüben Harn von ſich, der viel Erde bey ſich führt, weil es dürres Heu frißt. Im Sommer hingegen iſt er ein klares helles Waſſer, das faſt nichts zurück läßt, weil es da mehr grünes Gras, und friſche Pflanzen genießet, die ſich ſelbſt voll Waſſer geſogen haben. Wenn die Thiere im Frühjahr zum erſtenmal junges Laub freſſen, beſonders die gelben Pfriemen- und Weißdornblüten, junge Schößlinge und und Knospen von Eichen, Buchen ꝛc., ſo bekommen ſie davon einen rothgefärbten Urin, den der Aberglaube für Blut hält.

Das zwey und zwanzigſte Kapitel.

Von dem Aufenthalte und Alter der Säugethiere.

Der Aufenthalt dieſer Thiere überhaupt erſtreckt ſich über die ganze Erde. Einige, die auf dem Trocknen wohnen, leben entweder auf den Bäumen, wie die Eichhörnchen, oder in Gebäuden, wie die Mäuſe, oder machen ſich unterirdiſche Wohnungen, wie der Fuchs und Hamſter; andere leben entweder als Amphibien im Waſſer und auf dem Lande zugleich, wie die Waſſerratten und Robben, oder im Waſſer allein, wie die Wallfiſche. Manche von ihnen leben einzeln oder paarweiſe, andere aber in ganzen Familien, Geſellſchaften, und Republiken.

Verſchiedene, beſonders nagende, Säugethiere ſtellen zu gewiſſen Zeiten Wanderungen aus einer Gegend in die andere an.

Die mehrſten gehen ihren Geſchäfften bey Tage nach; viele Raubthiere aber ſuchen mit Vorſatz ihre Beute des Nachts auf, um ſie deſto leichter und gewiſſer zu erſchleichen, und die übrigen Thiere, als Mäuſe und Haſen, bleiben oft aus Furcht in ihren Lagern am Tage verborgen liegen.

Einige bauen ſich beſonders künſtliche Wohnungen, in welche ſie für den Winter diejenigen Nahrungsmittel einſammlen, die ſie alsdenn entbehren müßten, z. B. der Hamſter, und viele Mäuſearten, und andere werden zu dieſer Zeit ſo lange mit der Schlafſucht befallen, bis ſie ihre ordentlichen Speiſen wieder finden können, wie z. B. die Fledermäuſe.

Was

Was das Alter dieſer Thiere anlangt, ſo iſt es ſehr verſchieden, und ihr natürliches Lebensziel läßt ſich ſchwer beſtimmen, da theils die vielen Veränderungen ihres Zuſtandes ihre Natur ſchwächen, theils ihr Leben durch Gewalt verkürzt wird. Verluſt der Zähne und daraus folgende verminderte Verdauungsfähigkeit, Schlechtheit und Mangel der Nahrungsmittel, ſchädliche Witterung u. d. gl. ſcheinen vornämlich die ungewaltſame Abkürzung des Lebens zu bewirken.

Außerdem aber erlangen einige Säugethiere z. B. der Hirſch ein beträchtliches Alter, andere aber ein geringeres, wie z. B. verſchiedene Mäuſearten.

Das drey und zwanzigſte Kapitel.

Von den verſchiedenen Arten die Säugethiere zu jagen und zu fangen.

Da dieſe Thiere ſonſt alle in ihrer natürlichen Freyheit lebten, und wild waren, ſo mußte der Menſch auf Mittel denken, ſich ihrer zu bemächtigen, theils um die ihm nützlichen zur Befriedigung ſeiner Bedürfniſſe anzuwenden, theils um die ſchädlichen zu verringern, und ihrer allzu groſſen Vermehrung zu ſteuern, und ſo entſtand denn die Jagd. Da nun die mehrſten dieſer Thiere noch frey ſind, ſo iſt auch dieſe Beſchäfftigung der Menſchen noch immer nicht überflüßig geworden.

Unter Jagd überhaupt verſteht man:

Erſtlich: Die Kenntniß und Geſchicklichkeit, das Wild aufzuſuchen, es zu beſchleichen, und mit

Schießgewehr zu erlegen, oder mit Netzen und Fallen zu fangen.

Dieſes iſt ein vorzügliches Geſchäffte des Jägers, der daher beſonders die **Fährten** der Thiere genau kennen, und die **Witterung** für manche derſelben gut zu machen wiſſen muß.

Die **Fährten** ſind diejenige Spur, welche die wilden Thiere im feuchten Boden, Sand und Schnee durch ihre Tritte von ſich zurück laſſen.

Durch die genaue Kenntniß der einzeln Spuren ſo wohl, als vorzüglich der Zuſammenſtellung derſelben im Gehen, Traben und Laufen iſt der Jäger faſt immer im Stande zu beſtimmen, welche Thiere, und wie viel derſelben in ſeinem Reviere ſich befinden, und kann ſich derſelben, wenn es nöthig iſt, bemächtigen.

Unter **Witterung** aber verſteht man, Materialien an einem Orte hinſtreuen, die die Thiere lieben, und ſich daſelbſt verſammlen, oder die ſie verabſcheuen, und ſich von da entfernen.

Das Jagen ſelbſt und die Werkzeuge darzu ſind, wie ſich aus dem Begriff von ſelbſt ergiebt, ſehr verſchieden, und es iſt daſſelbe beynahe ſo mancherley, ſo mancherley die Thiere ſind. Denn einige Thiere werden gepürſchet, andere mit Hunden aufgeſucht, und mit dem Fangeiſen oder Hirſchfänger erſtochen (abgefangen); einige werden mit Hunden gehetzet; andern werden Gruben gegraben; einigen werden Fallen gelegt; andere werden in Netze getrieben; u. ſ. f.

Wir

Wir wollen die vorzüglichſten Arten, wie der Jäger dieſelbe in ſeine Gewalt bekömmt, und die Werkzeuge, deren er ſich dabey bedient, hier kürzlich angeben.

Der **Hirſch** wird auf dem Anſtand gepürſchet, d. h. er wird vom Jäger, der ſich des Abends und Morgens, an demjenigen Orte, wo dieſes Wild ſeiner Nahrung (Aeſung) halber aus dem Holze ins Feld und wieder zurück geht (wo es ſeinen Wechſel hat) verbirgt, mit der Kugelbüchſe (Pürſchbüchſe) erlegt.

In der Brunftzeit kommt der Hirſch auf den **Hirſchruf**, wo man durch ein Horn, das eine ſehr weite Mündung hat, wie ein Hirſch oder Hirſchkuh ſchreyt, in der größten Eile herbeygerennt, und muß ſeinen Irrthum auf eben dieſe Art mit dem Tode bezahlen *).

Die **wilden Schweine** ſucht der Jäger, indem er einen Wald durchſtreifet, mit den Hunden, die Saufinder heißen, auf, läßt ſie von den Hetzhunden packen, und fängt ſie mit dem Hirſchfänger oder Fangeiſen ab.

Die **Wölfe** umkreiſet man mit **Tücherlappen**, welches 1 1/2 Ellen lange, und 3/4 Ellen breite Stücken Leinwand ſind, die an einer Leine 3/4 Ellen weit von einander befeſtiget werden, oder mit **Federlappen**, welche aus Federn aus den Flügeln und Schwänzen der Gänſe, Hüner und großen Raubvögel beſtehen, die mit ihren Kielen an einem Bindfaden, der mit Leinöhl und Schießpulver beſtrichen iſt, zwey Spannen weit von einander angebunden, und

*) Die **Dammhirſchjagd** hat faſt alles mit der Hirſchjagd gemein. Die Jagd der **Steinböcke** und **Gemſen** aber findet man unter ihren Beſchreibungen.

und auf Haspeln gewunden ſind, von denen jede Haspel gewöhnlich 600 Ellen enthält. Wenn die Gegend, wo man dieſe Thiere bemerkt hat, mit dieſem Zeuge umgeben iſt, ſo ſtellt man Schützen an die Oeffnung des eingelappten Kreiſes, läßt die Wölfe hierher treiben, und erlegt ſie durch Schießgewehr. Man fängt ſie auch in großen eiſernen Fallen, **Schwanhälſe**, oder Berliner Eiſen genannt, welche die Geſtalt der kleinen eiſernen Mäuſefallen ohne Teller haben, und in der Mitte mit ihren beyden Biegeln, wenn der Haaken, an den ſie aufgeſtellt werden, berührt wird, zuſammen ſchlagen.

Die **Luchſe** kreiſet man gewöhnlich mit Jagdtüchern und Netzen, ein, wodurch ſie oft genöthiget werden ihre Zuflucht auf die Bäume zu nehmen (zu bäumen), von welchen ſie dann leicht herabgeſchoſſen werden können. Sonſt werden ſie auch in den nämlichen Fallen, wie die Wölfe gefangen, oder man **reitzt ſie**, indem man ſie durch den Ton, den ein Kramtsvogel, wenn er ſich in einer Schlinge gefangen hat, von ſich giebt, herbeylockt, und aus einem Hinterhalte mit der Büchſe tödet.

Die **Rehe** werden, wie die Hirſche, **gepürſchet**, und der Rehbock kann in der Brunftzeit, wenn der Jäger auf einem Stückchen von der äußerſten Rindenſchaale der Birke oder auf einem Apfel- oder Birnblatte, ſo zweyſtimmig, wie das Reh nach dem Männchen, oder zur Setzzeit ängſtlich nach ihren Jungen ſchreyt (ruft), da er ſpornſtreichs nach dem Orte, wo der Schall herkommt, zu läuft, leicht erlegt werden. Man nennt dieß das **Rehblatten**, oder **aufs Blatt ſchieſſen** *).

Die

*) Bärenjagd ſ. Beſchreibung des Thieres.

Die Dächſe werden gewöhnlich in einem Tellereiſen, das dem eiſernen zuſammenſchlagenden Mäuſefallen mit blechernen Tellern gleichet, und welches man bedeckt vor die Hauptröhre legt, gefangen.

Die Füchſe werden aus Hütten, die man im Walde an ſolche Plätze bauet, wo ſie nach dem dahin gelegten Aaſe gehen, geſchoſſen. Man fängt ſie auch in Schwanhälſen, indem ſie mit Reh= oder Haſeneingeweiden (Haſengeſcheide) gekirrt worden ſind, oder in Tellereiſen, welche man in flache Waldbäche legt, und darneben auf eine Gabel obige Kirrung befeſtiget. Man reitzt ſie auch, indem man den ängſtlichen Ton eines gefangenen Haſens nachahmt.

Die Fiſchottern werden in eben ſolchen Tellerfallen gefangen, indem ſie der Jäger ins Waſſer, wo ſie ihren Gang hin nehmen, verbirgt, oder ſie mit Krauſemünze be=ſtrichen (die Witterung gemacht) an denjenigen Ort legt, wo ſie gewöhnlich ans Land ſteigen.

Die wilden Katzen, Marder, Iltiſſe, Wie=ſeln ꝛc. fängt man ebenfals mit Tellereiſen, die nur nach Verhältniß der Thiere größer oder kleiner ſind. Sonſt be=mächtiget man ſich ihrer noch durch die Schlagbäume (Schnellbäume, Schneller.) Man nimmt nämlich 4 Stan=gen eines Arms ſtark, und 4 Fuß lang, bohrt an einem En=de durch alle 4 Stangen ein Loch, wodurch ein Nagel eines Daumens dick kömmt; die 2 mittlern Stangen müſſen ſich am Nagel leicht hin und her bewegen laſſen, und etwas kür=zer am andern Ende ſeyn, wo ſie auch mit einem hölzern Nagel befeſtigt werden. Die beyden Seitenſtangen werden auch mit einem ſolchen Nagel verbunden. Auf jede Stange

wird

wird eine kleine Säule 12 Zoll ſtark angebracht, und oben mit einem Queerholze feſt zuſammen gemacht. In und durch den Schlagbaum geht ein Stock Fingers ſtark, und an einem Ende angebunden; vorne wird eine Kerbe eingeſchnitten, darzu ein Stellholz 6 Zoll lang, und an dieſes eine dünne Leine gemacht, welche an die oberſten Bäume angebunden iſt, womit dieſe aufgezogen und dadurch einer hölzernen Rattenfalle gleich werden. Auf die Mittelbäume legt man einen Stein. Wenn ein Thier an das Stellholz oder die Zunge ſtößt, ſo ſchlagen die Fallbäume herunter, und es wird ſolchergeſtalt gefangen, oder zerquetſchet.

Um aber mehrerer Thiere ſich zu gleicher Zeit zu bemächtigen, ſtellt der Jäger beſonders im Herbſte und Winter eine **Streif- Klopf- Trieb- oder Klapperjagd** an. Dieß geſchieht in Feldern und Wäldern, wenn durch Perſonen (Treiber), die man gern vor den Wind ſtellt, das Wild mit Geſchrey und Lärm vermittelſt einiger Stücken Holz, die ſie gegen einander ſchlagen, den Schützen, die ſich gegen den Wind angeſtellt haben, zugetrieben, und mit Schießgewehr erlegt wird. Es werden auf dieſe Art Hirſche, Rehe, beſonders aber Füchſe und Haſen gejagt. Außer dieſen giebt es auch noch mancherley Netze, worin die Thiere dieſer Claſſe, die ein Gegenſtand der Jagd ſind, gefangen werden.

Für das **Hirſchgeſchlecht** giebt es **Hirſchnetze**, deren Maſchen 8 Zoll breit und lang, und die 24 Maſchen hoch ſind. Sie werden in Gabeln von 4 Ellen Höhe mit einer Einbiegung (Buſen) ſo aufgeſtellt, daß ſie, wenn der Hirſch in dieſelben gejagt wird, von den Gabeln abſpringen, und er ſich in denſelben verwickelt.

Die

Die Saunetze haben 6 Zoll hohe und breite Maſchen, ſind von ſtärkern Leinen, und 8 bis 10 Maſchen höher, als die Hirſchnetze, weil das Schwarzwild mit mehr Gewalt in dieſelben einläuft; da es aber nicht ſo leicht, wie das Rothwild überſpringt, ſo ſind die Gabeln, womit ſie aufgeſtellt werden, auch nur 2 1/2 Ellen hoch, der Buſen aber zur Verwickelung deſto größer.

Die **Wolfsnetze** werden aus federkieldicken Fäden geſtrickt, und die Maſchen müſſen 5 Zoll lang und breit, und das Garn 24 bis 30 ſolcher Maſchen hoch ſeyn, damit ſie beym Aufſtellen auf 3 1/2 Ellen hohe Gabeln einen großen Buſen geben.

Ein **Fiſchotternetz** muß die Breite und Tiefe des Stroms haben, in welchem man jagen will. Die Maſchen müſſen 2 Zoll ins Gevierte enthalten, und das Netz muß oben mit Kork und unten mit Bley verſehen ſeyn. Die obern und untern Seiten des Netzes müſſen ſo lang ſeyn, daß wenn es aufgeſtellt iſt, ein Mann beyde Enden von jenen feſt und unbeweglich halten kann. Durch Leit- oder Spürhunde werden dann die Fährten des Otters geſucht, wo man ihn anzutreffen glaubt, wird das Netz aufgeſtellt, er wird durch Hunde und Lerm in daſſelbe gejagt, und wenn er drinne gefühlt wird, ſo wird es zuſammen geſchlagen. Er geht aber ungern hinein, und wird meiſt auf dieſer Jagd beym Athemſchöpfen außer dem Waſſer erſchoſſen.

Die Maſchen der **Reh- Fuchs- und Haſennetze** ſind 3 Zoll breit und lang, und 18 bis 20 Maſchen hoch. Sie werden auf Gabeln von 3 Ellen Höhe aufgeſtellt.

Die übrigen Arten, wodurch der Jäger ſich der Säugethiere, beſonders der kleinern bemächtigt, ſollen bey der Geſchichte jeder Art hinlänglich angegeben werden.

Zweytens: verſteht man unter Jagd beſonders, eine Art Luſtbarkeit großer Herrn, die gewöhnlich mit gewiſſen Feyerlichkeiten und glänzenden Anſtalten verbunden zu ſeyn pflegt, wo entweder eine Anzahl von Wild auf einen Platz zuſammen getrieben, und dann von den jagenden Perſonen erlegt wird, oder wo man nur ein einzelnes Thier ſo lange verfolgt, bis es liegen bleibt. Darunter gehört denn vorzüglich die Hauptjagd, die Beſtätigungsjagd, und die Parforcejagd.

Bey einer **Hauptjagd**, die fürſtliche Perſonen zuweilen bey einer großen Anzahl Roth- und Schwarzwildpret in einer Gegend anſtellen, wird ein großer Strich Wald mit dem Jagdzeuge umſtellt, in welches das Wild von 3 bis 4 Meilen weit getrieben, und an deſſen Ende auf einem freyen Platze aus einem Jagdſchirme erſchoſſen wird.

Die Erforderniſſe zu einer ſolchen Jagd ſind die **hohen Tücher**, welche aus grober feſter Leinwand beſtehen, 5 Ellen hoch ſind, und von welchen jedes einzelne, das gewöhnl. 200 Ellen lang iſt, eine Linie von 130 Waldſchritten beſtellt. Dieſe Tücher werden, ſo wie alles hierher gehörige Jagdzeug, mit tannenen Gabeln (Forkeln) an ihren Leinen, welche in Ringen laufen, am obern Ende aufgerichtet und am untern mit Pflöcken in der Erde befeſtiget, und man bedient ſich ihrer in engen Kreiſen, wohin das Wild aus den weitern getrieben werden ſoll.

Die

Die **Mitteltücher** (däniſchen Tücher) haben nur 3 1/2 Elle Höhe, aber eben dieſelbe Länge, und werden in weitern Kreiſen gebraucht, weil hier das Wild ſeine Einſchränkung noch nicht gewahr wird, und daher nicht überſpringt. Den weiteſten Umfang der Jagd umſtellt man mit den vorhin beſchriebenen Tücher- und **Federlappen**. Hinter dieſem offenen Zeuge aber muß ein ſtätes Feuer lodern, damit das Wild, das ſeine Gefahr bemerkt, zurück geſcheucht wird, und nicht durchgeht. Wenn das Wild aus den entfernteſten Orten in den umſtellten Platz, der allemal da, wo der neue Zug (Trieb) herkömmt, geöffnet werden muß, getrieben worden iſt, ſo wird dieſer immer mehr und mehr verengert, bis die Thiere endlich in etlichen ſogenannten **Kammern** (Böden) oder eingeſchloſſenen dicht mit Holz bewachſenen Bezirken von 1500 bis 2000 Schritten, je nachdem die Anzahl groß oder klein iſt, zuſammengedrängt worden ſind. Dieſe Kammern müſſen außer den hohen Tüchern inwendig noch mit **Spiegelzeug** (Prellnetzen), oder Netzen von ſtarken Leinen von der Höhe der Tücher, zur Verhinderung des Durchbruchs, umſtellet werden.

An die letzte Kammer ſchließt ſich der **Lauf** (Auslauf), derjenige geräumige freye Platz, auf welchem das blutige Schauſpiel (das Abjagen) gegeben werden ſoll, durch das **Kolltuch** an. Dieſer iſt eben ſo, wie die Kammern, mit hohen Tüchern und Spiegelzeug verwahrt, und hat in ſeiner Mitte den Jagdſchirm, aus welchem **das Wild**, wenn es von den Jägern aus der letzten Kammer mit Jagdgeſchrey und dem Schall der Wald- und Hüfthörner, bey zurückgezogenem Rolltuch, herausgetrieben worden iſt, geſchoſſen wird.

Geſchieht das Abjagen in einer Gegend, wo das Wild durch einen großen Teich oder Fluß geſprengt werden kann, ſo nennt man eine ſolche Jagd eine **Waſſerjagd**.

Eine **Beſtätigungsjagd** wird alsdenn gehalten, wenn der Jäger in einem kleinen Diſtricte einige Stücken Wild durch Hülfe ſeines Leithundes *), welcher die friſche Spur derſelben gewittert, bemerkt hat. Sie hat mit einer Hauptjagd darin einige Aehnlichkeit, daß, wenn der Jäger etlichemal mit dem Leithunde die Gegend umgangen iſt (beſtätigt hat), und mit Gewißheit behaupten kann, daß ſich das Wild in dem umgangenen Bezirke befindet, alsdenn eben jene Tücher aufgeſtellt, und ein Abjagen entweder in einem beſondern Lauf gehalten, oder das Wild innerhalb des Zeuges aufgeſucht und erlegt wird.

Mit dieſer Jagd ſtimmt die **Keſſeljagd** am meiſten überein. Man hält nämlich da eine Keſſeljagd, wo der Jäger den Stand eines oder etlichen Stücke von Wildpret weiß. Ein ſolcher Platz wird mit dem Zeug in der Runde umſtellt, die Schützen ſtellen ſich an, und laſſen ſich das Wild entweder herbey hetzen oder treiben. Eine ſolche Jagd kann in einem Tage bewerkſtelliget werden. Die Herrſchaften beſtellen ſie den Abend vorher, und des andern Morgens muß in dem Reviere eines erfahrnen Jägers auch ſogleich dieſelbe gehalten werden können.

Die **Parforcejagden** (Lauf- oder Rennjagden), bey welchen beſonders einzelne Hirſche durch berittene Jäger und grimmige Hunde ſo lange herum gejagt werden, bis ſie ganz ermattet, faſt tod, zur Erde niederſtürzen, ſcheinen zur

*) ſ. Leithund.

zur Ehre der Menſchheit ihrem Ende nahe zu ſeyn; wenigſtens ſind ſie in Thüringen ſchon ſeit einiger Zeit unerhört.

Endlich **drittens**, verſteht man unter Jagd auch bisweilen die Erlaubniß innerhalb eines gewiſſen Bezirkes gewiſſe Thiere jagen und fangen zu dürfen.

Man theilt in dieſer Rückſicht die Jagd ein, in die **hohe** und **niedere**, und unter den Säugethieren gehören zur **hohen Jagd**, Hirſche, Dammhirſche, Steinböcke, Gemſen, wilde Schweine, Bären *), Luchſe und Biber, und zur **niedern** die übrigen Thiere, als Rehe, Haſen, Wölfe, Füchſe, Dachſe, Fiſchottern, wilde Katzen, Marder, Iltiſſe, Eichhörner, Wieſeln und Hamſter **). Andere geben dieſer Eintheilung eine nähere Beſtimmung, und nehmen eine **hohe**, **mittlere** und **niedere** Jagd an. Zur **hohen** Jagd rechnen ſie den Hirſch, Dammhirſch, Steinbock, die Gems, den Luchs, Biber und Bär, zur **mittlern** das Reh, Schwein, und den Wolf, und zur **niedern** den

*) Die **Bärenjagd** gehört nicht nur zur hohen Jagd, ſondern iſt auch überdieß ein ganz vorzügliches fürſtliches Regalſtück; daher unter Verleihung der hohen Jagd die Bärenjagd niemals mit begriffen iſt.

) Der Landesherr hat mehrentheils ausſchließungsweiſe das Recht der hohen Jagd, wenn nicht ſeine Vaſallen durch das Herkommen im Beſitz deſſelben ſind. Die Gerechtigkeit der niedern Jagd liegt aber immer auf allen Rittergütern. Wenn der Landesherr und Vaſall zugleich in einem und eben demſelben Bezirke die Jagd exerciren, ſo heißt dies die **Mitjagd (das Mitjagen); **Vorjagd** aber, wenn der Landſaſſe nicht eher in dem Reviere jagen darf, als bis es der Landesherr ſchon einmal durchgejagt hat; und **Koppeljagd**, wenn zwey oder mehrere Rittergutsbeſitzer die Jagd gemein haben.

den Haſen, Fuchs, und die übrigen oben aufgezählten Thiere. Bey dieſer doppelten Eintheilung kömmt es auf die beſondere Jagdordnung jedes Landes an. In Thüringen hat man meiſt die erſtere gewählt, und in Churſachſen die letztere.

Das vier und zwanzigſte Kapitel.

Vom Nutzen und Schaden der Säugethiere.

In der Haushaltung der Natur ſind die Säugethiere von der größten Wichtigkeit und verwalten darin ſehr anſehnliche Geſchäffte. Sie ſind unter den Thieren diejenigen, welche dem Menſchen faſt alle unmittelbar **nützlich** ſind. Die andern ſcheinen nicht ſo gerade zu in dieſer Abſicht ihr Daſeyn erhalten zu haben, ſondern ihr Nutzen ſcheint ſich überhaupt mehr auf die Erhaltung der Vollkommenheit des Ganzen, auf die Erhaltung des Gleichgewichts in den Naturreichen zu erſtrecken, welches doch aber allezeit wiederum nützlichen Einfluß auf ihn hat.

Aus dieſer Claſſe ſind die meiſten Hausthiere, welche dem Menſchen **entweder** zu ſeiner Selbſterhaltung ſo ſchlechterdings nothwendig geworden ſind, wie die Kühe, Schafe, Pferde, Ziegen, **oder** die ihm durch ihre Treue, Wachſamkeit, durch ihre Fähigkeiten und erlangte Geſchicklichkeiten, durch ihre Stärke u. d. gl. nützen, als Pferde und Ochſen, Hunde und Katzen.

Der vielfache Nutzen der Säugethiere für den Menſchen beſteht im allgemeinen in folgenden Stücken. Er braucht einige von ihnen zum Ackerbau, zum Fuhrwerk,

zum

zum Laſttragen und Reiten, als die Pferde, Ochſen und Eſel, **andere** zur Jagd, zu Aufſuchung der Trüffeln, zur Bewachung der Häuſer und Heerden, wie die Hunde. **Einige** als die Katzen vertilgen ihm manche ſchädlichen Thiere, z. B. die Mäuſe, **andere** nützen ihm zur Speiſe entweder durch ihr Fleiſch, wie das Rindvieh, das Wild, Schafe, Ziegen, Schweine, Haſen, oder durch ihre Milch, ~~die Kuh,~~ die Ziege, das Schaf; **einige** müſſen ihm durch ihre Bedeckungen, die die Handwerker als Leder, oder Pelzwerk, oder als Garn verarbeiten, Kleidungen, Decken und dergl. verſchaffen, ſo die Schafe, Marder, Wieſeln, Füchſe, Pferde, das Rindvieh und Wildpret. Von **einigen** braucht er das Fett zum Verbrennen, und zum Einſchmieren mancherley Werkzeuge und des Lederwerks, ſo den Talg und Fiſchthran. **Andere** Künſtler und Handwerker haben Borſten, Haare, Geweihe, Hörner, Klauen, Zähne, Knochen, Sehnen, Blaſen, u. d. gl. nöthig, um nützliche Dinge daraus zu verfertigen. Aus den Füßen, Knochen, Knorpeln, Sehnen und andern Abgängen des Felles der Thiere wird der Leim gemacht, den ſo viele Profeßioniſten brauchen. Mancher Thiere Därme geben Saiten. Das Blut von den Schweinen wird zu Würſten und das von Rindern zum Berlinerblau und zur Reinigung des Zuckers gebraucht. Der Miſt giebt den nothwendigen Dünger, der Harn den Phoshorus, und wie viele Theile wurden nicht ſonſt, da es Mode war, in den Beſtandtheilen der Säugethiere die Heilkräfte für alle Krankheiten zu ſuchen und zu finden, in der Arzney gebraucht, wie viele werden noch jetzt darin gebraucht, als Hirſchhorn, Fett, Milch, Biſam, Eingeweide, Fleiſch, Knochen u. ſ. f. und wie viele werden ins künftige wieder darin gebraucht werden?

Auf der andern Seite iſt freylich nicht zu läugnen, daß auch manche Thiere dieſer Claſſe den Menſchen unmittelbar oder mittelbar Schaden zufügen; allein da dieſer Schade mehrentheils nur zufällig oder doch ſehr gering, und mit der nützlichen Einrichtung der Natur dieſer Thiere unzertrennlich verknüpft iſt, ſo kann er faſt gar nicht in Erwägung gezogen werden. So töden z. B. die größern reiſſenden Thiere, Löwen, Tyger, und Bären in der Hungersnoth Menſchen; ſo erwürgen Wieſeln, Marder, Iltiſſe viel nützliches Federvieh; ſo rauben die Fiſchottern Fiſche; ſo ſchaden Hirſche, Rehe, Haſen, Hamſter dem Getreide und den Gewächſen des Feldes; ſo benagen die Erdwölfe (Waſſerratten) und Haſen die Obſtbäume, die Waldbäume und nähren ſich oft zu unſerm Schaden von den Gartenfrüchten; ſo gehen die Wieſeln und Mäuſe in Häuſern den Eßwaaren nach; ſo verderben letztere durch ihr Nagen das Hausgeräthe, Bücher, Zeuge und andere nützliche Dinge; ſo verwüſten die Maulwürfe und Erdwölfe durch ihr Graben Wieſen und Gärten, und ſo töden die wüthenden Hunde durch ihren giftigen Biß zuweilen nützliche Thiere und ſelbſt den Menſchen. Aber beynahe allen dieſen nachtheiligen Folgen kann der Menſch durch Gegenmittel vorbeugen, und alle dieſer Schade wird durch den Nutzen, den dieſe Thiere in der Schöpfung ſtiften, weit überwogen. Bey der beſondern Geſchichte dieſer Thiere wird dies alles näher angegeben werden.

Das

Das fünf und zwanzigſte Kapitel.

Von Aufbewahrung der Säugethiere in Naturalienkabinetten.

Die Bälge der meiſten Säugethiere, die in Kabinetten aufgeſtellt werden ſollen, laſſen ſich gerben und ausſtopfen.

Die ſicherſte Verfahrungsart bey größern iſt folgende: Vor allen Dingen muß man genaue Maaße von den meiſten Theilen des Thieres, in der Stellung, die es haben ſoll, nehmen. Alsdann ſchälet man es, indem ein Aufſchnitt von Anfang des obern Bruſtknochens bis zum Ausgange des blinden Darms gemacht iſt, aus; wobey, wenn das Thier ſehr groß iſt, noch beſondere Einſchnitte über dem untern Theil der Hinterfüße nöthig ſind. Hierauf wird die Fleiſchſeite des Felles mit einem Päleiſen (halbem Monde) ſo gut, als möglich, beſtoßen, und das ganze Fell zuerſt mit ungelöſchtem Kalch, alsdann mit Alaun abgerieben und ſolchergeſtalt gegerbet. Und nun erſt kann das Thier folgendermaßen ausgeſtopft werden:

Ein Stück Holz von der Länge des Rückgrats, woran vier Zainſtäbe, (aus welchen die Nagelſchmiede die Nägel machen,) mit Tuchlappen und Spitzen verſehen, befeſtigt werden, muß dem Thiere die feſte Stellung und Anlage zur Figur geben. Statt dieſer Eiſenſtäbchen kann man ſich auch bey manchen Thieren des bloßen Holzes bedienen. Ein ähnliches Stück Eiſen, welches auf beyden Seiten mit Lappen verſehen ſeyn muß, um es einmal an das Holz unter dem Rücken, und das anderemal an den Schädel, welcher

bis unter das oberſte Wirbelbein im Felle bleibt, befeſtigen zu können, muß dem Halſe die gehörige und feſte Stellung verſchaffen. Der Stand und die Feſtigkeit der Füße, deren zweyte halbe Röhre auch im Felle bleibt, wird ebenfalls durch eiſerne Stäbe erhalten. Hierauf wird das ganze Fell mit gebundenem reinen Heu ausgefüllt und zuletzt die Oeffnung zugenäht.

Kleinere Thiere, als Iltiſſe, Mäuſe u. d. gl. haben weniger Schwierigkeit. Man bedient ſich bey dieſen ſtatt der eiſernen Stäbe nur ſtärkern oder ſchwächern Drathes nach Verhältniß der Größe oder Kleinheit des Thieres, beſtreicht das Fell auf der Fleiſchſeite zu mehrerer Sicherheit gegen den Angriff verderbender Inſekten ſtatt des Alauns mit Arſenik, den man mit Baumöhl aufgelößt hat, und beſtreut dieſen Anſtrich mit klarem ungelöſchten Kalch. Die Flügel der Fledermäuſe überzieht man, um ſie vor den Motten zu bewahren, mit einem klaren Lack.

Es iſt neuerdings eine ſehr einfache und zuverläßige Methode erfunden worden, um die kleinſten Thiere aufzubewahren. Zuerſt wird alles, was in den Eingeweiden der Thiere enthalten ſeyn kann, völlig ausgeleeret, und zwar entweder durch einen allmähligen Druck gegen den After, oder durch eine ſtarke Einſpritzung, welcher alles weicht, was im Wege iſt. Nach dieſer vollendeten Reinigung bindet man den After mit einem Faden feſt zu, und ſpritzet mit einer Spritze Aether durch den Mund in den Körper, und wenn alles damit inwendig angefüllt iſt, ſo hängt man das Thier am Kopfe auf. Hierauf ſticht man ein Auge aus, holt das Gehirn aus dem Kopfe, füllt den leeren Raum gleichfalls mit Aether an, und bewahrt ihn

vor den Auslaufen durch einen Pfropf, den man in die Augenhöhle ſtecket. Am andern oder dritten Tage wiederholt man dieſe Ausſpritzungen in den Körper, und fährt damit ſo lange fort, bis das Thier ganz ausgedorret iſt. So wie nun dieſe Austrocknung nach und nach, indem der Aether bey ſeiner Verdünſtung die im thieriſchen Körper befindliche Feuchtigkeit verflüchtiget, vor ſich geht, ſucht man dem Thiere ſeine ſchickliche Stellung zu geben, und ſo bald es vollkommen ausgetrocknet iſt, kann man es ohne Beſorgniß hinſtellen, wohin man will. Dieſe Methode iſt deswegen ſehr vortheilhaft, weil der Aether wohlfeil iſt, und man z. B. zu einer Maus nicht mehr als 1 Unze braucht. Schade, daß ſie an verwundeten Thieren nicht recht anwendbar iſt, indem man den Aether nicht wohl zuſammenhalten kann.

Diejenigen kleinen Thiere, welche man auf obige Art nicht gut erhalten kann, und die ungebohrnen verwahrt man in gleichweiten Gläſern, die mit Weingeiſt oder reinem Kornbrandewein angefüllt und mit Thierdärmen feſt verſchloſſen ſind.

Skelette von kleinern ganzen Thieren, oder von gröſſern Thierköpfen und Füßen, die man beſonders deswegen aufſtellt um an den Zähnen und Zehen die Kennzeichen der Claſſen, Gattungen und Arten deutlich wahrzunehmen, werden gemacht, indem man das Cadaver, welches vom gröbſten Fleiſch entblößt iſt, in Waſſer, worin ungelöſchter Kalch aufgelößt iſt, legt, und in demſelben ſo lange verweſen läßt, bis das noch übrige Fleiſch mit einem Meſſer leicht abgelößt werden kann. Die Knochen werden alsdann, wenn ſie recht ſchön werden ſollen, vorher mit einer ſcharfen

Potaſchenlauge durchgepeitzet, ehe ſie an der Sonne mit Waſſer gebleicht werden.

Auf die Stellung und Figur der Thiere, die man ausſtopfet, kömmt alles an, und man wählt darzu entweder die natürlichſte oder die auffallendſte. Bey den Raubthieren z. B. iſt es nicht unſchicklich, wenn man ihnen den Rachen aufſperrt, um die Miene der Raubſucht und das ſcharfe Gebiß deutlich bemerken zu können.

Herr Camper, ein berühmter Anatom in Holland hat auch eine ſehr ingeniöſe Methode ausgedacht, die Thiere im Tode nach dem Leben darzuſtellen, ohne ihr Fell durchs Abziehen und Ausſtopfen zu verlängern. Er formt den Rumpf ab, gießt ihn von Gips aus und zieht dann das Fell drüber her.

Das ſechs und zwanzigſte Kapitel.

Von der Eintheilung dieſer Claſſe in ihre Ordnungen und Gattungen, und von einigen vorzüglichen Schriften über die Säugethiere.

Ehe wir zur Eintheilung der Claſſe der Säugethiere ſelbſt ſchreiten, müſſen wir uns erſt noch mit einigen Wörtern bekannt machen, die in der ganzen Naturgeſchichte ſehr oft vorkommen.

Man nennt in der Naturgeſchichte ein jedes Ding, das wir bemerken können, oder einen jeden natürlichen Körper ein einzelnes Ding, (ein Individuum).

Wenn mehrere ſolche einzelne Dinge in ihren weſentlichen Eigenſchafften und Theilen eine große Aehnlichkeit unter

unter einander haben, ſo rechnet man ſie zu einer Art (Species). Dabey giebt es nun zuweilen einzelne Körper, die eine große Veränderung in ihren zufälligen Eigenſchafften erlitten haben, wodurch ſie von den andern Körpern merklich abweichen; dieſe nennt man Spielarten, Abänderungen (Varietäten). So iſt z. B. unter der Art Hirſch, der weiße Hirſch, den man zuweilen antrifft, eine Spielart.

Ferner, wenn mehrere Arten natürlicher Körper in gewiſſen Haupteigenſchafften mit einander überein kommen, ſo machen ſie eine Gattung *) (Genus) aus. Hierbey ſtößt freylich der Naturforſcher zuweilen auf eine einzelne Art, die von allen übrigen ſehr abweicht, er weißt ihr daher allein, als einer einzelnen Gattung ihre bequemſte Stelle an. So macht z. B. der Elephant allein eine eigne Gattung aus.

Mehrere ähnliche Gattungen geben nun weiter eine Ordnung, und zuletzt mehrere ähnliche Ordnungen eine Claſſe.

Wenn es ſich zuweilen trifft, daß die Ordnungen zu weitläuftig werden, ſo zertheilt man ſie, der Bequemlichkeit halber, wiederum in Abſchnitte, Abtheilungen, (Sektionen), und wenn eine Gattung zu zahlreich wird, ſo ſondert man ihre Arten in gewiſſe Familien ab, ſo z. B. bey der großen Mäuſegattung; und wenn man bey manchen Arten noch abſonderungswürdige und bleibende Verſchiedenheiten findet, ſo bemerkt man dieſe durch die Abtheilung in gewiſſe Racen, z. B. bey den Pferden.

Dieſe

*) Nicht: Geſchlecht, weil dadurch blos Männchen und Weibchen von einander unterſchieden werden.

Dieſe gewöhnliche Eintheilung, welche man ſich mit dem bekannten Beyſpiele der Ordnung im Soldatenſtande, wo die Armee die Claſſe, die Brigade die Ordnung, das Regiment die Gattung, die Compagnie die Art und jeder Soldat ein Individuum iſt, deutlich machen kann, heißt ein **Syſtem**, oder eine **Methode**. Die Einrichtung, der Bau eines ſolchen Syſtems hängt von den **Kennzeichen** (Charakteren) ab, die man bey der Beſtimmung der Claſſen, Ordnungen, Gattungen, und Arten zum Grunde gelegt hat. Durch dieſe wird man in den Stand geſetzt, jeden natürlichen Körper von allen andern mit Leichtigkeit und Gewißheit zu unterſcheiden. (ſ. S. 21)

Es giebt aber verſchiedene künſtliche Syſteme, nach welchen die Säugethiere geordnet worden ſind.

In den älteſten Zeiten ſahe man auf die Verſchiedenheit der Füße. Ariſtoteles theilte ſie darnach ſchon 1) in Thiere mit **ungeſpaltenem Hufe**, z. B. das Pferd; 2) mit **geſpaltenen Füßen** oder zwey Hufen z. B. die Ziege, und 3) mit **gefingerten Füßen** ein, worunter alle übrigen auf dem Erdboden lebenden Thiere gerechnet wurden. Und dieſe Eintheilung behielten einige neuere z. B. **Klein** *) bey, beſtimmten und verbeſſerten ſie nur mehr.

Klein, der zu den vierfüßigen Thieren auch die vierfüßigen Amphibien rechnet, macht drey Ordnungen: 1) Thiere mit

*) Er war Sekretair der Stadt Danzig, und ein berühmter Naturforſcher. Sein Syſtem findet man in dem Buche: J. Theod. Kleins natürliche Ordnung und vermehrte Hiſtorie der vierfüßigen Thiere herausgegeben von Gottfr. Reyger. Danzig, 1760.

mit Hufen, 2) haarige Thiere mit Zehen, 3) unbehaarte Thiere mit Zehen, und dieſe zertheilt er wieder in Familien.

Vollkommener machte dieſe Entheilung Hallen *). Er theilte die vierfüßigen Thiere in zwey Abſchnitte, die er Claſſen nennt, und jede derſelben wieder in verſchiedene Gattungen. In der erſten Claſſe begreift die erſte Ordnung die behuften, mit ungeſpaltenen Klauen; die zweyte, die zweyklauigen; die dritte, die dreyklauigen; die vierte, die vierklauigen, z. B. das Nilpferd; die fünfte, die fünfklauigen, den Elephanten, in ſich. Die zweyte Claſſe beſchreibt in der erſten Ordnung die einzehigen, in der zweyten die zweyzehigen u. ſ. w.; in der ſechsten aber die mit Floßfederfüßen verſehene, welche ſich in Waſſer nähren und an trocknen Orten werfen.

Der Ritter v. Linne nahm ſein Syſtem, und, wie es ſcheint, mit glücklicherm Erfolg, aus der verſchiedenen Anzahl, Geſtalt und Lage der Zähne her.

Herr Profeſſor Blumenbach in Göttingen **) ſieht auf alle äußere Merkmale, auf den ganzen Habitus der Thiere zugleich und beſtimmt darnach zwölf Ordnungen: 1) Der Menſch mit zwey Händen. 2) Thiere mit vier Händen. Z. E. Affen. 3) Thiere mit langen haakenförmigen Krallen z. B. der Ameiſenbär. 4) Säugethiere mit ſonderbaren Decken, ſtatt behaarter Haut.

*) ſ. Prof. Hallens Naturgeſchichte der Thiere. Erſter Theil. Berlin, 1751.

**) ſ. Handbuch der Naturgeſchichte von D. J. F. Blumenbach. Göttingen 1782. S. 54.

z. B. der Igel. 5) Säugethiere, deren **Vorderfüße Flügel** bilden; die Fledermäuſe. 6) **Kleinere Säugethiere**, als Haſen, Wieſeln, Mäuſe. 7) **Reißende Thiere**, die Menſchen anfallen; Hunde, Katzen, Bären. 8) **Einhufige Thiere**; das Pferd. 9) **Thiere mit geſpaltenen Klauen**, z. B. der Hirſch. 10) **Ungeheure dünnbehaarte Thiere mit dicken Füßen**, z. B. der Elephant. 11) **Die Amphibien dieſer Claſſe mit kurzen Schwimmfüßen**, z. B. der Fiſchotter. 12) **Wallfiſche**.

In Herrn **Profeſſor Zimmermanns** zu Braunſchweig **geographiſcher Geſchichte des Menſchen und der vierfüßigen Thiere** werden die Quadrupeden in folgende vier Ordnungen gebracht; 1) Thiere mit **Hufen**. 2) Thiere mit **Zehen** oder Fingern. 3) Thiere mit **Flughäuten**, deren Füße mit einer Flughaut verbunden ſind. 4) Thiere mit **Schwimmhäuten**; und dieſe Ordnungen haben dann wieder ihre Unterabtheilungen.

An allen dieſen Eintheilungen, von welchen es noch viel mehrere giebt, finden ſich aber Mängel und Unvollkommenheiten, die vorzüglich darin beſtehen, daß ähnliche Gattungen zertrennt in verſchiedene Ordnungen kommen, und unähnliche wiederum in einer Ordnung mit einander verbunden werden. Da aber dieſe Unvollkommenheiten allen künſtlichen Syſtemen beynahe nothwendig zu ſeyn ſcheinen, und wir das **Syſtem der Natur** vielleicht noch lange oder gar nicht finden werden, ſo wollen wir dem faſt allgemein angenommenen und bekannten, dem Linne'iſchen folgen, und dieſe Claſſe der Thiere darnach ordnen.

Er nimmt ſieben Ordnungen an, und vertheilt alle Säugethiere in denſelben in 40 Gattungen.

Wir wollen erſtlich den allgemeinen Entwurf dieſes Syſtems nach ſeinen Eintheilungsgründen, der Beſchaffenheit der Füße, und vorzüglich der Verſchiedenheit der Vorderzähne darlegen, dann zur beſſern Ueberſicht der ganzen Claſſe auch die Kennzeichen der Gattungen, welche mehrentheils aus der verſchiedenen Bildung der Zähne hergenommen ſind, und die Anzahl der bekannten Arten derſelben angeben.

Die Säugethiere haben alſo:

I. endweder wahre Füße, und alsdann

1) gar keine Vorderzähne: Dieß giebt die

zweyte Ordnung der Säugethiere.

2) Oben keine Vorderzähne:

Fünfte Ordnung.

3) Zwey Vorderzähne oben und unten:

Vierte Ordnung.

4) Vier Vorderzähne oben:

Erſte Ordnung.

5) Sechs ſtumpfe Vorderzähne oben:

Sechste Ordnung.

6) meiſt ſechs ſpitzige Vorderzähne oben:

Dritte Ordnung.

II. oder verwachſene Füße zum Schwimmen, welche den Floßen der Fiſche ähnlich ſind:

Siebente Ordnung.

Die

Die Ordnungen und Gattungen der Säugegethiere mit ihren Kennzeichen ſind alſo folgende:

I. Ordnung.

Die Primaten (menſchenähnliche Thiere.) Primates.

Sie haben vier Vorderzähne in der obern Kinnlade, die parallell neben einander ſtehen, einzelne ſpitzige Eckzähne und ſtumpfe Backenzähne.

Sie leben in der Monogamie, und das Weibchen hat gewöhnlich nur zwey Säugwarzen an der Bruſt.

Die Vorderfüße und bey vielen auch die Hinterfüße ſind Hände, deren Finger geſpalten und meiſt mit breiten Nägeln verſehen ſind.

Die Arme werden durch Schlüſſelbeine von einander gehalten, daher ſie nicht gut darauf gehen können.

Ihre Speiſen ſind Erd- und Baumfrüchte, und deswegen können ſie die Bäume ſehr gut beſteigen; doch genießen auch einige Fleiſch.

Die vier Gattungen, die zu dieſer Ordnung vom Linne' gerechnet werden, ſind:

1. Der Menſch. Homo.

Er hat vier dicht an einander ſtehende Schneidezähne in beyden Kinnladen. Die Eckzähne ſind unmerklich länger und hinter jedem ſtehen fünf Backenzähne, welche oben breit, in der Mitte vertieft, und an den Seiten zugerundet ſind. Alle Zähne ſchließen an einander an.

Es

Es giebt nur eine Art, den vernünftigen Menſchen, welcher durch ſeine Vernunft, übrigen Seelenkräfte, durch die meiſten körperlichen Eigenſchaften, und die eigne Bildung ſeines Körpers nicht nur gar ſehr von allen andern Thieren unterſchieden, ſondern auch weit über ſie erhoben iſt. Er allein genießt des Vorzugs der Sprache, geht aufrecht, übertrifft durch die Geſchicklichkeit ſeiner zweyen Hände alle Thiere, und erreicht wahrſcheinlich auch das höchſte Alter. — Urſprünglich ſind die Menſchen von weißer Farbe; die mehr oder wenigere vollkommene Weiße aber hängt vom Clima und und der Lebensart ab. Je näher die Menſchen dem Aequator kommen, deſto mehr fallen ſie ins braune; doch ſind auch hier die innern Häute und Fußſohlen noch weiß. Selbſt die Schwarzen oder Mohren ſind an der innern Fläche der Hände und Fußſohlen röthlich. Die ſchwarze Farbe hat ihren Sitz in dem netzförmigen Schleime unter der Oberhaut, und die Sonnenhitze verurſacht ſie hauptſächlich. — Die gewöhnliche Größe der Menſchen iſt 5 Fuß, 4 bis 5 Zoll Pariſer Maaß; die kleinſte Nation der **Eskimos** iſt 3 Fuß, oder 3 Fuß bis 9 Zoll, und die größte, die **Patagonen** 5 Fuß 9 Zoll, bis 6 Fuß lang. Im kalten, rauhen Clima wird der Menſch am größten und ſtärkſten, aber der höchſte Grad der Kälte unterdrückt wieder ſein Wachsthum. Man vertheilt, nach den bemerkten Verſchiedenheiten, die Menſchen in verſchiedene Racen, die vorzüglich das Clima bildet, und deren Unterſcheidungsmerkmale man beſonders in der Farbe und den Haaren findet.

So hat der **Europäer** eine weiße Haut und faſt immer ins gelblichte fallende Haare; der **Aſiate** eine braune Haut und ein ſchwarzes Haar; der **Afrikaner** eine ſchwarze

Haut und ein ſchwarzes krauſes Haar, und der Amerikaner eine kupferfarbene Haut und ein grobes, dichtes, ſchwarzes Haar.

Näher und am wahrſcheinlichſten beſtimmt dieſe Menſchenraten Erxleben *) auf folgende Art:

1) Die Bewohner der nordiſchen Länder vom Polarcirkel gegen den Pol, in beyden Welten, oder die Lappen: ſie ſind klein, unterſetzt, haben einen großen Kopf, ein flaches breites Geſicht, eine ſpitzige Unterkinnlade, kleine tiefe Augen, eine ſtumpfe Naſe, aufgeblaſene Lippen, große Ohren, einen großen Mund, gerade, ſchwarze, ſtarke Haare, lange Arme, kleine Hände und Füße.

2) Die Tatarn, die in Aſien leben, und von dem Imaus bis an die Gränzen der Lappen ſich verbreiten, ſind von mittler Größe, olivenbraun, haben eine runzliche Stirn, große Augenbraunen, eine kurze dicke Naſe, ein ſpitziges Kinn und dünnen Bart, große, weit von einander ſtehende Zähne, ſchwarze, dickere Haare, dicke Hüftbeine und kürzere Schenkel.

3) Die übrigen Aſiaten, oder Oſtindianer, jenſeits des Ganges und unter dem Fluß Amur; auch von mittler Größe, doch ſchmutzigbraun und ſteif, mit ſchwärzlichem Haar, platter Naſe und vorwärtsſtehenden Zähnen. Hierher gehören die Mogolen, die Javaner, welche doch faſt kupferroth werden; die Amboiner, die aber ſchon heller ſind; die Bewohner von Madagaſkar, und Siam; ferner die meiſten Einwohner der Südländer. Doch haben die Neuſee- und Neuholländer lange unterwärts

*) Er war Profeſſor in Göttingen.

wärts gebogene Naſen. Ihr Schädel iſt meiſtens ſpitzig gewölbt, ihr Hinterhaupt kurz, und die Kinnladen außerordentlich ſtark.

4) Die **Europäer** ſind fleiſchig, weiß, haben ein mäßig erhabenes Geſicht, lange, meiſt blonde Haare und blaue, auch braune wohlgeöffnete Augen von mittler Größe, eine hervorſtehende Naſe, nebſt dünnern Lippen. Doch darf man hierbey nicht die politiſchen, ſondern vielmehr die phyſiſchen Gränzen von Europa denken.

5) Die **Afrikaner**, beſonders die Einwohner des ſüdlichen Afrika: ſie ſind groß, ſchwarz, mit feiner Haut, ſchwarzem krauſen wollichten Haar, ſchwarzen und grünen Augen, überwärts gebogener Naſe, aufgeworfenen Lippen, aufgedunſtetem Bauch und großen Brüſten.

6) Die **Amerikaner** (mit Ausſchließung der Polarmenſchen) ſind von kupferrother Farbe, mittler Größe, haben ſchwarze, gerade, ſtarke Haare, ein plattes Geſicht, kleine Stirn, ſchwarze Augen, niedergebogene Naſe, und große Naſenlöcher.

Von dieſen Abänderungen muß man gewiſſe durch Krankheiten entſtandene Veränderungen des Menſchen unterſcheiden, wohin die **Dondos**, **Albinos**, oder **Kakerlacken**, und die gefleckten Menſchen gehören. Auch machen die Rieſen von 8 Fuß und drüber, und die Zwerge von 36 Zoll eher Misgeburten als beſondere Abänderungen aus.

Alle dieſe **Abänderungen**, die man durch dieſe angegebenen **Unterſcheidungsmerkmale** als Racen trennt, nähern ſich doch immer ſo ſehr, daß man keine gewiſſe, beſtimmte

Gränzen zwiſchen denſelben feſtſetzen, und daher mit der größten Wahrſcheinlichkeit behaupten kann, daß alle Menſchen von einem Stammvater entſtanden ſind.

2. Der Affe. Simia.

Hier befinden ſich vier dicht an einander ſchließende, gleich lange **Vorderzähne**, längere von den übrigen abſtehende **Eckzähne** und ſtumpfe **Backenzähne** in beyden Kinnladen. Die **Füße** ſind vier Hände mit freyen Fingern. Man beſchreibt jetzt 39 Arten in fünf Familien. Z. B.

Der gemeine Affe, (Simia ſylvanus.L.) der ungeſchwänzt iſt, und welchen gewöhnlich die Bärenführer bey ſich haben. Er wohnt in Aethiopien, Gvinea, Arabien und Indien. Er frißt gern Eyer, auch Inſekten; iſt gelehrig und ſanftmüthig; und das Weibchen, das ſich auch in der Gefangenſchaft vermehrt, trägt 10 Monate.

3. Der Maki (oder Faulthieraffe, wegen ſeines langſamen Ganges). Lemur.

Die Thiere dieſer Gattung haben oben vier, und unten ſechs **Vorderzähne**; auf jeder Seite einen einzelnen dicht anſchließenden **Eckzahn** und viele **Backenzähne**, vier **Hände** mit fünf freyen Fingern, und vier Säugwarzen an der Bruſt. Im Gange und der übrigen Lebensart ſind die hierher gehörigen Thiere den Affen, und am Kopfe den Füchſen ähnlich. Man giebt neun Arten an; als:

Der Mongus. (Lemur Mongoz. L.) Ein Thier, wie eine Katze groß, doch hochbeinig, das ſich leicht zähmen läßt, einen langen Schwanz hat, mehrere Ellen hoch ſpringt, ſich von Früchten und ſüßen Sachen nährt und um Madagaskar herum wohnt.

4. Die

4. Die Fledermans. Vespertilio.

Es ſind 22 Arten bekannt.

II. Ordnung.

Die Thiere ohne Schneidezähne.

Bruta.

Es fehlen dieſen Thieren die Vorderzähne in beyden Kinnladen und die Backenzähne ſind entweder ſtumpf oder mangeln ebenfalls.

Die Füße haben ſtarke, geſpaltene Klauen, bewegen ſich aber träge und ungeſchickt.

Die meiſten ernähren ſich aus dem Gewächsreiche und nur einige von kleinen Thieren.

Sie bewohnen in warmen Gegenden, das Wallroß ausgenommen, das trockne Land.

Nur einige wenige nützen dem Menſchen.

Die ſechs Gattungen ſind:

5. Der Elephant. Elephas.

Die Eckzähne in der obern Kinnlade ſtehen hervor, und ſind in die Höhe gebogen, in der untern mangeln ſie. Die Naſe verlängert ſich in einen biegſamen Rüßel. Dieſe Gattung hat nur eine Art.

Der Elephant. (Elephas maximus. L.) Er iſt nächſt dem Menſchen das merkwürdigſte Geſchöpf. Größe, Stärke, Klugheit, Gelehrigkeit und hohes Alter erheben ihn über alle Thiere. Er wird bis 24 Fuß lang und 15 Fuß hoch; wohnt geſellſchaftlich in den heiſſen Striche von Afrika und Aſien in

großen einſamen Waldungen, die an Sümpfen und Waſſer liegen. Er nährt ſich von jungen Bäumen, Aeſten und Blättern, Reiß, Getraide und Sumpfgras. Dies plumpe Thier geht in einer Stunde 3000 Schritte und braucht ſeinen Rüßel ſo geſchickt, wie ein Menſch die Hand. Seine Zähne, die das Elfenbein geben, nützen auch uns. Die weißen Elephanten werden faſt göttlich verehrt.

6. Das Wallroß. Trichechus.

Es ſtehen einzelne Eckzähne in der obern Kinnlade und vier Backenzähne auf jeder Seite in beyden Kinnladen. Die Hinterfüße ſind in einen Fiſchſchwanz verwachſen. Es ſind vier Arten bekannt.

Das Wallroß (Trichechus Rosmarus. L.) iſt bis 18 Fuß lang. Aus den obern Kinnladen gehen 2 Seitenzähne 20 Zoll lang und 8 Zoll dick. Der Kopf iſt dick, länglichtrund, der Hals kurz, der Körper in der Mitte dick. Es wohnt um den Nordpol, in Heerden, frißt Meergras, Fiſche und Muſcheln, geht auf dem Eis lahm, brüllt wie ein Ochs, und heckt 1 bis 2 Junge. Haut, Thran und Zähne werden benutzt.

7. Das Faulthier. Bradypus.

Einzelne ſtumpfe Eckzähne. Hinter jedem Eckzahn fünf ſtumpfe Backenzähne. Der Körper iſt mit langen Haaren bedeckt. Linne' kennt zwey Arten; z. B.

Der Ai. (Bradypus tridactylus. L.) Ein zottiges Thier mit 3 Zehen an einem Fuß, ſo groß wie ein Fuchs, das ſo langſam geht, daß es in einem Tage kaum eine Viertelmeile zurücklegt; den Baum, auf den es ſeine Nahrung ſucht, verläßt es nicht eher, als bis die Blätter alle abgezehrt ſind. Es kann einen

Monat hungern, ſäuft nie, ſchläft hängend und ruft des Nachts immer ſeinen Namen. Es wohnt in Südamerika.

8. Der Ameiſenfreſſer. Myrmecophaga.

Die Zähne fehlen in beyden Kinnladen, die ſich in einen langen Rüſſel endigen. Die Zunge iſt ſchmal. Der Leib hat eine lang- und weichhaarige Decke. Dieſe Gattung hat 4 bis 5 Arten.

Der große Ameiſenfreſſer. (Myrmecophaga jubata L.) Ein Thier von 4 Fuß Größe mit einem Schwanze, der einem Pferdeſchweif ähnlich iſt, mit welchem es ſich gegen den Regen ſchützet. Die lange Zunge ſteckt es in einen Ameiſenhaufen, läßt ſie voll laufen, und zieht ſie alsdann ein. In Südamerika.

9. Das Schuppenthier. Manis.

Die Zähne fehlen. Die Zunge iſt lang und ſchmal. Der Oberleib iſt mit knochenartigen, beweglichen Schuppen bedeckt. Zwey Arten.

Das langgeſchwänzte Schuppenthier. (Manis macraura L.) Ein Thier mit ſchwarzbraunen Schuppen, die in der Geſtalt und Lage viel ähnliches mit den Tannenzapfenſchuppen haben. Es nährt ſich von Ameiſen. In Oſtindien.

10. Das Gürtelthier. Daſypus.

Die Vorderzähne und Eckzähne mangeln. In beyden Kinnladen ſind viele kurze, cylindriſche Backenzähne. Der Kopf und Körper iſt mit einem hornartigen Schilde, das in der Mitte bewegliche Gürtel hat, von oben bedeckt. Man kennt 8 Arten; z. B.

Das Gürtelthier mit drey Gürteln. (Dasypus tricinctus. L.) Ein fußlanges Thier, das gut graben kann, ſich von Erdfrüchten ernährt, und ſtark nach Biſam riecht. In Braſilien im Waſſer und auf dem Lande.

III. Ordnung.

Die Raubthiere (reiſſenden Thiere).

Ferae.

Sie haben meiſtens ſechs ſpitzige Vorderzähne in beyden Kinnladen, auf jeder Seite derſelben einen langen kegelförmigen, etwas gekrümmten Eckzahn, hinter welchem bey einigen noch kleinere Seitenzähne ſtehen, und Backenzähne, welche faſt alle ſchmal ſind, und eine oder mehrere Spizzen haben.

Die Füße ſind mit ſpitzigen Krallen verſehen. Meiſtens laufen ſie damit geſchwind; einige klettern auch.

Die meiſten halten ſich auf der Erde im Trocknen auf, doch graben ſich auch einige in die Erde, und andere leben abwechſelnd im Waſſer und auf dem Lande.

Sie nähren ſich faſt alle vom Raube anderer Thiere, welche ſie entweder mit ihrem ſcharfen Gebiß oder Krallen fangen; doch genießen auch einige Speiſen aus dem Gewächsreiche.

Die zehn Gattungen ſind:

11. Die Robbe. Phoca.

In der obern Kinnlade ſind ſechs und in der untern vier ſpitzige, ungleich große Vorderzähne. Die einzelnen

Eck-

Eckzähne ſind lang, ſpitzig und gekrümmt, und die Backenzähne ſind dreyzackig. Die äußern Ohren mangeln, und die Zunge iſt geſpalten. Zwölf Arten dieſer Gattung ſind bekannt. Hierher gehört:

Der Seehund (Phoca vitulina. L.) Ein bekanntes Thier, das ein heiſeres Bellen hören läßt, und bis 6 Fuß lang wird. Es wohnt in den nordiſchen Gewäſſern, liegt gern an der Sonne, und verfolgt vorzüglich die Züge der Heeringe. Es begattet ſich im April und bringt 1 bis 2 Junge im Februar. Seine ſtarke Haut dient zu Ueberzügen der Kuffer und Reiſetaſchen.

12. Der Hund. Canis.

Es werden 15 beſtimmte und mit den unbeſtimmtern *) 24 Arten in der Naturgeſchichte angegeben.

13. Die Katze. Felis.

Dieſe Gattung hat 18 bekannte Arten unter ſich.

14. Das Stinkthier. Viverra.

In beyden Kinnladen ſind ſechs Vorderzähne, doch liegt der, zwiſchen dem mittelſten und äußerſten auf jeder Seite der untern Kinnlade, ſich befindende weiter einwärts; längere einzelne Eckzähne, und ſechs ſcharfe und zackige Backenzähne. Die Zunge iſt ſtachlicht, und die Füße haben hervorragende Krallen. Einige neuere zählen 23 Arten zu dieſer Gattung, andere mit den weniger beſtimmten Arten 29.

*) Unbeſtimmt: weil ihre Geſchichte noch nicht ſo genau bekannt iſt, daß man ſie zuverläßig als Arten trennen und angeben könnte.

Das Naſenfrett (Viverra naſua. L.) iſt zwey Fuß lang, hat eine bewegliche in einen Rüßel verlängerte Naſe, gräbt nach Regenwürmern, und läßt ſich leicht zähmen. In Südamerika.

15. Der Marder. Muſtela.

Hierher rechnet man 20 beſtimmte Arten, und mit den unbeſtimmtern 33.

*) Der Otter. Lutra.

Linne' rechnet die Thiere dieſer Gattung zur vorhergehenden. Doch da ſie ſehr auffallende Unterſcheidungsmerkmale haben, ſo machet man billig eine eigne Gattung daraus. Hierher zählt man 6 beſtimmte und 5 unbeſtimmte Arten, die man aber von der Anzahl der Arten der vorhergehenden Gattung beym Zuſammenzählen abziehen muß.

16. Der Bär. Urſus.

Hierunter rechnet Linne' 4 Arten.

17. Das Beutelthier. Didelphys.

Oben ſind 10 und unten 8 Vorderzähne, die alle klein und an der Spitze abgerundet ſind; einzelne Eckzähne, wovon die obern ſtärker und größer ſind, als die untern. Auf jeder Seite ſind meiſt 7 Backenzähne, wovon die vordern dreyeckig und ſpitzig, und die hintern breit und zackig ſind. Die Füße haben fünf Zehen und die hintern ſind Hände, woran der abgeſonderte Daumen ohne Nagel iſt. Die Weibchen haben die Eiter am Bauche gewöhnlich in einem Beutel, der geöffnet und geſchloſſen werden kann. Man zählt 12 Arten.

Der

Der Apoſſum. (Didelphys Opoſſum.) Ein roth≈bräunliches Thier, das über jedem Auge einen weiſ≈ſen runden Fleck hat, unter dem Laube der Bäume verſteckt lebt, und Vögel haſcht. Es hängt ſich mit dem Schwanze an, und ſchleudert ſich von einem Baum zum andern. Die 4 bis 5 Jungen ſteckt es mit den Hinterfüßen in den Beutel. Im heiſſen Amerika.

18. Der Igel. Erinaceus.

Es ſind 5 oder 6 Arten entdeckt.

19. Der Maulwurf. Talpa.

Es werden 6 Arten hierher gerechnet.

20. Die Spitzmaus. Sorex.

Linne' beſchreibt 5; die neuern 16 Arten.

IV. Ordnung.

Die nagenden Thiere. (Nager.) Glires.

Die Thiere dieſer Ordnung haben unten und oben zwey ſcharfe Vorderzähne; die untern ſind allezeit etwas länger, als die obern. Die Eckzähne fehlen ganz und laſſen einen zahnloſen Zwiſchenraum. Die Backenzähne ſind mehren≈theils ſtumpf und von verſchiedener Anzahl.

Die Füße ſind geſpalten, mit Krallen beſetzt und ihr Gang iſt faſt immer ſpringend.

Die Oberlippe iſt bey ihnen geſpalten, und manche ha≈ben zwiſchen den Schultern Schlüſſelbeine.

Ihr Aufenhalt iſt ſehr verſchieden, auf, über, unter der Erde und im Waſſer.

Ihre

Ihre Nahrung beſteht mehrentheils aus Produkten des Gewächsreiches, die ſie zernagen, woher ihr Name kömmt.

Sie lieben die Reinlichkeit.

Die ſechs Gattungen ſind:

21. Das Stachelthier. Hyſtrix.

In jeder Kinnlade ſtehen zwey ſchief abgeſchnittene Vorderzähne und auf jeder Seite vier Backenzähne. Der Leib iſt theils mit harten Haaren, theils mit Stacheln beſetzt. Vier Arten.

Das Stachelſchwein (Hyſtrix criſtata L.) hat auf dem Nacken und Halſe eine grau und weiße Borſtenmähne, und den Rücken bedecken lange, Federkielen ähnliche Stacheln, die es aber nicht nach Belieben wegſchießen kann. Es lebt in gegrabenen Höhlen in der Erde, und geht des Nachts nach Wurzeln und Obſt. In den wärmern Gegenden von Aſien, Afrika und Europa. Fleiſch und Stacheln werden benutzt.

*) Die Szavia. Cavia.

Linne' macht in ſeinem Anhange daraus eine eigene Gattung, und rechnet darunter eine Art. Andere nehmen unter dieſe Gattung 6, und noch andere 10 Arten auf, die er theils unter andere Gattungen vertheilt, theils noch nicht gekannt hat.

22. Der Biber. Caſtor.

Zwey Arten.

23. Die Maus. Mus.

Hierher gehören 54 Arten, die man, um ſie deſto leichter zu unterſcheiden, in 6 Familien eintheilt.

24. Das

24. Das Eichhorn. Sciurus.

Man zählt hierher 23 Arten.

25. Der Haſe. Lepus.

Man hat 12 Arten entdeckt, die zwey Familien 1) geſchwänzte und 2) ungeſchwänzte Haſen ausmachen.

26. Das Nachtthier (die katzenartige Fledermaus). Noctilio.

Die untern zwey Vorderzähne haben Zacken. Die Hände ſind flach und mit einer Fledermaushaut verwachſen. Der Kopf iſt katzenartig, aber die Oberlippe geſpalten. Es iſt nur eine Art bekannt.

Das amerikaniſche Nachtthier (Noctilio americanus. L.) iſt röthlich und lebt in Amerika von Baumfrüchten.

V. Ordnung.

Die wiederkäuenden Thiere.

Pecora.

Dieſe Thiere haben oben keine, unten aber ſechs oder acht, von den breiten, abgeſtumpften Backenzähnen, weit entfernte Vorderzähne. Die Eckzähne fehlen ihnen ebenfalls mehrentheils.

Sie haben geſpaltene Klauen, mit welchen ſie faſt alle ſehr geſchwind laufen können.

Die Eiter liegen zwiſchen den Hinterfüßen.

Größtentheils haben ſie Hörner.

Sie

Sie leben in allen Gegenden der Erde im Trocknen, und ſteigen nie auf Bäume.

Sie ernähren ſich von Gewächſen, die ſie mit ihren Vorderzähnen abrupfen und vermöge des Baues ihrer vier Mägen wiederkauen können.

Der Menſch kann faſt alles von ihnen nützen.

Die ſieben Gattungen ſind:

27. Das Kameel. Camelus.

Die ſechs untere Vorderzähne ſind ſchaufelförmig. Oben befinden ſich zwey und unten drey von einander abſtehende Eckzähne. In der obern Kinnlade ſtehen fünf und in der untern vier Backenzähne auf jeder Seite. Die Oberlippe iſt geſpalten. Die Hörner fehlen. Die Füße ſind vorne nur ein wenig zertheilt. Vier Arten.

Das gemeine Kameel. (Camelus Dromedarius. L.) Dies ſanftmüthige Thier, das im ganzen Orient das nützlichſte Hausthier iſt, hat 6 1/2 Schuh Länge, trägt 1200 und mehr Pfund, kann in einem Tage mehr als 18 Meilen gehen, und das Fleiſch der Jungen, und Milch und Haare werden benutzt. Es nährt ſich von ſtachlichten Gewächſen und kann 15 Tage durſten, weil in den Zellen des zweyten Magens das Waſſer lange vorräthig bleibt.

28. Das Biſamthier. Moſchus.

In der untern Kinnlade ſtehen acht Vorderzähne. Die Männchen haben einzelne hervorſtehende Eckzähne in der obern. Man beſchreibt vier Arten, wovon zweyen die Hörner fehlen.

Das tatariſche Biſamthier (Moſchus moſchiferus. L.) iſt dem Reh ähnlich, und hat in der Nabelgegend

gegend einen Biſamſack. Der gute Biſam wird nur bey dem Männchen gefunden. Es lebt einſam in den erhabenen Theilen von Aſien, in Sibirien und China, und nährt ſich vom Laub der Bäume und von den Moosflechten.

29. Der Hirſch. Cervus.

Zwölf beſtimmte und ſechs unbeſtimmte Arten.

*) Die Antilope. Antilope.

Einige Naturforſcher rechnen zu dieſer neuen Gattung 24 Arten Thiere, welche Linne' theils unter die Ziegen- Hirſch- und Schafgattung gezählt, theils noch nicht gekannt hat. Die hierher gehörigen Thiere haben ſo wohl etwas vom Hirſch, als der Ziege gemein.

30. Die Ziege. Capra.

Zwölf Arten.

31. Das Schaf. Ovis

Drey Arten.

32. Der Ochs. Bos.

Sieben beſtimmte und ſechs unbeſtimmte Arten.

VI. Ordnung.

Die Thiere mit einem Pferdegebiß.

Belluae.

Sie haben in beyden Kinnladen ſchief abgeſtumpfte Vorderzähne und Hufe an den Füßen; daher ſie nie Bäume beſteigen.

Die Eiter liegen zwiſchen den Hinterbeinen oder am Bauche.

Ihre

Ihre Nahrung nehmen ſie vorzüglich aus dem Pflanzenreiche.

Die meiſten ſind als nützliche Thiere faſt über die ganze Erde verbreitet.

Die vier Gattungen ſind:

33. Das Pferd. Equus.

Man kennt vier Arten, und zwey nützliche Baſtardarten von dieſer Gattung.

34. Das Flußpferd. Hippopotamus.

Dieſe Gattung, welche nur aus einer Art, dem ſogenannten Nilpferde beſteht, hat vier Vorderzähne in beyden Kinnladen, wovon die obern paarweiſe von einander entfernt ſtehen, und von den untern die mittlern länger ſind und hervorragen. Die Eckzähne ſind einzeln und die untern ſind größer, rückwärts gekrümmt und ſchief abgeſtumpft. Die Füße haben einen Huf, der gleichſam in vier Klauen gerändelt iſt.

Dies große Thier (Hippopotamus amphibius. L.), das einem Ochſenkopf ähnlichen Kopf hat, wird 17 Fuß lang und 7 Fuß hoch, lebt um die afrikaniſchen Flüße und ſchwimmt und geht unter dem Waſſer. Es geht des Nachts aus dem Waſſer nach Zuckerrohr und Reiß, frißt aber auch Fiſche. Es lebt in Polygamie und das Weibchen wirft ein Junges. Der Speck iſt eßbar.

35. Das Schwein. Sus.

Fünf Arten.

36. Das Nashorn. Rhinoceros.

Hat oben und unten zwey von einander ſtehende Vorderzähne. Auf der Naſe ſteht ein doppeltes, ſelten ein ein-

einfaches, dichtes, kegelförmiges Horn. Man giebt zwey Arten an. Andere rechnen dieſe Gattung zur zweyten Ordnung, weil ſie mit dem Elephanten und Gürtelthier ſehr verwandt iſt; allein da die Aehnlichkeit mit dem Schweine eben ſo groß iſt, ſo bringt ſie Linne' in dieſe Ordnung.

Das Nashorn (Rhinoceros Unicornis. L.) kömmt an Größe dem Elephanten bey, nur iſt es niedriger. Seine Länge iſt bis 12, und ſeine Höhe bis 7 Fuß. Der Kopf ähnelt einem Schweinskopf, der Hals und Leib iſt dick, und der Wanſt hängt herab. Die Vorderbeine ſind gekrümmt und jeder Fuß hat drey Klauen. Die dicke Haut iſt, wie beym Elephanten, ſchwarzgrau und hat einzelne ſteife Haare. Es iſt träge und friedlich, lebt einſam und geſellſchaftlich in den Ländern der alten Welt zwiſchen den Wendecirkeln, nährt ſich von harten ſtrauchartigen Gewächſen und Kräutern, und wälzt ſich gern, wie die Schweine, im Moraſt. Es entflieht einem Pferde, ſo ſchnell iſt ſein Lauf. Das Fleiſch wird gegeſſen und das Horn braucht man zu allerhand Kunſtſachen.

*) Der Tapir. Tapir.

Iſt eine eigene Gattung, welche von den Naturforſchern noch zu dieſer Claſſe gezählt wird, und beſteht nur aus einer einzigen Art. In beyden Kinnladen ſtehen zehn ſtumpfe Vorderzähne. An den Vorderfüßen ſind vier und an den Hinterfüßen drey ſtumpfe Klauen.

Ein Thier (Hippopotamus terreſtris. L.) von der Größe einer Kuh und von Geſtalt, wie ein Schwein, das ſich in Südamerika in den Wäldern und um die Flüße herum aufhält. Es frißt Gras, Zuckerrohr und andere Früchte. Es ſchwimmt gut, und geht auf dem Boden unter dem Waſſer hin. Sein Fleiſch wird gegeſſen.

VII. Ordnung.

Die ſäugenden Seethiere.

Cete. Cetacea.

Sie wurden vor Zeiten unter die Fiſche gezählt; ſie haben aber alle Haupteigenſchaften der Säugethiere. Auf dem Scheitel haben ſie röhrenförmige **Luftlöcher**, ſtatt der zweyen Vorderfüße **Floßfedern** an der Bruſt und einen waagerechten Schwanz, welcher zuſammengewachſen iſt, und die Stelle der Hinterfüße vertritt.

Daß ſie nicht zu den Fiſchen, ſondern zu dieſer Claſſe der Thiere gehören, beweißen die vier Herzkammern, ihr rothes warmes Blut, ihre Lungen, die Art ihrer Begattung, das Gebähren lebendiger Jungen, welche ſie an ihren **Brüſten** ſäugen, ihre Gehörwerkzeuge und ihre beweglichen Augenlieder, ihre wahren Knochen, die ſich auch in den vordern Floſſen und dem Schwanze befinden.

Es fehlt ihnen der beſondere Hals, und einige haben auf dem Rücken ein Stück Fleiſch, das man die Rückenfloſſe nennt.

Sie bewegen ſich ſehr geſchwind im Waſſer.

Ihre **Nahrung** beſteht aus Würmern und kleinen Fiſchen, von welchen ſie ſehr fett werden. In dieſem Fett beſteht auch ihr großer **Nutzen**, den ſie den Menſchen leiſten.

Die **vier** Gattungen ſind:

37. Der Narwall. Monodon.

Hat zwey lange, in dem Oberkiefer ſich befindende und aus dem Munde hervorragende, gerade auslaufende, ſpiral-

förmig gewundene Zähne, und eine Luftröhre zum Athem-
holen im Scheitel. Man kennt nur eine Art:

(Monodon monoceros. L.) die man mehrentheils nur mit einem Zahne antrifft, weil der andere abgebrochen iſt. Er wird 20 bis 60 Schuh lang gefunden. Der Thran iſt nicht ſo übelriechend, als vom Wallfiſch. Das geſchwinde Thier zieht ſchaarenweiſe und iſt gewöhnlich ein Vorbote der gemeinen Wallfiſche. Die Zähne ſind dem Elfenbeine gleich.

38. Der Wallfiſch. Balaena.

Statt der Zähne liegen in der obern Kinnlade hornartige Blätter, und auf dem Kopfe zwey Luftröhren. Es ſind 5 Arten bekannt.

Der gemeine Wallfiſch (Balaena Myſticetus. L.) iſt wahrſcheinlich das größte Thier, denn er wird bis 100 Fuß lang. In der obern Kinnlade liegen 700 hornartige Blätter, wovon das mittelſte 20 Fuß lang iſt, und welche das ſogenannte Fiſchbein ſind. Er wohnt am häufigſten um Grönland und Spitzbergen und nährt ſich von kleinen Seeſchnecken und allerley Seewürmern. Das Weibchen wirft nach 9 bis 10 Monaten 1, ſelten 2 Junge und ſäugt ſie mit ihrer Milch, die der Kuhmilch gleicht, ein Jahr lang.

39. Der Kachelot. Phyſiter.

In der untern Kinnlade ſind viele ſtarke, ſpitzige Zähne und auf der Schnautze oder nahe am Nacken liegt eine Spritzröhre. Vier Arten.

Der Potfiſch (Phyſiter macrocephalus. L.) wird 60 Fuß lang, hat einen dicken Kopf, auf dem Rükken einen Buckel, in den Blutbehältern des Gehirns findet man den Wallrath (Sperma ceti) als ein milchweißes Oehl, und im Unterleibe in beſon-

ſondern Beuteln den wohlriechenden Ambra. Er wohnt im europäiſchen Ocean, und nährt ſich von Fiſchen. Der Speck giebt ſehr guten Thran.

40. Der Delphin. Delphinus.

Es ſind oben und unten in den Kinnladen ſpitzige Zähne, und oben auf dem Kopfe iſt eine Luftröhre. Linne' giebt drey Arten an; andere ſechs.

Das Meerſchwein (der Braunfiſch; Delphinus Phocaena. L.) hat einen kugelförmigen Körper, und ſtumpfen Rüßel, wird 8 Fuß lang, ſpringt bey entſtehendem Sturm oft aus dem Waſſer, und verſammlet ſich haufenweiſe um die Schiffe. Im Europäiſchen Meere lebt er in Menge. Sein Fleiſch iſt eine geſunde Koſt.

Was die Bücher über dieſen Theil der Naturgeſchichte anlangt, ſo bemerken wir derſelben nur zwey, wovon das erſtere wegen ſeiner Vollſtändigkeit und guten Abbildungen dem Liebhaber der Naturgeſchichte hinlänglich Gnüge leiſten wird:

1) J. G. Dan. Schrebers Säugethiere in Abbildungen nach der Natur mit Beſchreibungen. Erlangen, 1774 u. f. gr. 4t. kommt heftweiſe heraus und wird noch fortgeſetzt.

2) Büffons Naturgeſchichte der vierfüßigen Thiere, überſetzt und vermehrt durch Martini und Otto. Berlin, 1773. u. f. 12 Bände gr. 8.

Säuge-

Såugethiere
Deutſchlands.

Die Säugethiere Deutſchlands
in beſonderer Hinſicht auf
Thüringen.

Da ich unter den deutſchen Säugethieren nur diejenigen, welche ſich in den thüringiſchen Gegenden *) befinden, vorzüglich aus eigner Kenntniß und Erfahrung beſchreibe, und die Beſchreibung der übrigen, als einiger Fledermäuſe- und Mäuſearten, des Bibers, des Murmelthiers, des Bären ꝛc. weil ich ihre Geſchichte nicht ganz aus der Natur ſelbſt nehmen konnte, aus fremden Quellen z. B. dem vorhin angegebenen vortrefflichen Werke des Hrn. Profeſſor Schrebers geſchöpft habe, ſo glaube ich, daß es nicht unſchicklich iſt, hier anzugeben, welche **Säugethiere** ich **thüringiſche** nenne, welchen Begriff man alsdann auch auf die Beſtimmung der Säugethiere Deutſchlands wird anwenden können.

Ich nenne nämlich, **erſtens** von denen, die in der Freyheit leben, nicht nur alle diejenigen, welche ſich in Thüringen wirklich fortpflanzen, ſondern auch diejenigen, welche ſich zu gewiſſen Zeiten aus eignem innern oder äußern Antrieb dahin begeben, eine Zeitlang daſelbſt aufhalten und ihre Nahrung finden; **zweytens** von den Hausthieren alle diejenigen, welche hieſige Produkte als Nahrungsmittel zu ſich nehmen, und dabey ſchon in ihrer Nachkommenſchafft fortleben, **thüringiſche Säugethiere**.

*) Mit den Gränzen Deutſchlands und der thüringiſchen Gegend muß man ſich in der Geographie bekannt machen.

Von den wilden Thieren gehören alſo nach dieſer Vorausſetzung der Luchs und Wolf hierher, weil ſie nicht ſelten unſere Gegenden beſuchen, und dieſelben nur wegen der großen Verfolgungen, denen ſie ſo gleich, wenn ſie unſere Gränzen beſchreiten, ausgeſetzt ſind, nicht zum ſtäten Wohnplatz wählen können; unter den zahmen aber z. B. die ſpaniſchen Seidenhunde, und Schafe, die Seidenhaſen, und das Meerſchweinchen, weil ſie ſich nicht nur bey thüringiſcher Nahrung wohl befinden, ſondern auch durch ihre Fortpflanzung das Bürgerrecht im thüringiſchen Thierſtaate erworben haben.

In den Zeiten, da beynahe ganz Thüringen noch ein aneinanderhängender Wald war, und nur einzelne Gegenden durch Menſchenhände bebaut wurden, bewohnten es flüchtige Elenthiere, wilde Auerochſen *), grauſame Bären, blutdürſtige Luchſe und reißende Wölfe **), die aber alle, bey

*) Noch im eilften Jahrhundert gab es in den Rheingegenden Elenthiere und Auerochſen. Da nun Thüringen nicht ſo früh das Glück der Cultur genoß, ſo mögen ſie wohl noch ſpäter daſſelbe bewohnt haben. ſ. ein mehreres in Schlözers Briefwechſel T. I. Heft II. pag. 78 folgende. 1776.

**) Die Bären pflanzten ſich noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts im Thüringerwalde fort, und der letzte von den im Herzogthum Gotha auf dem winterſteiner Forſte erzeugten jungen Bären wurde 1686 auf dem daran gränzenden Ruhler Forſte am Berge, der Reifſteig genant, von einem Büchſenmacher, Namens Hans Löfler erſchoſſen. Noch zu Anfange dieſes Jahrhunderts zogen die Wölfe in den Wintermonaten heerdenweiſe durch den Thüringerwald, pflanzten ſich auch einzeln in den düſtern ſtillen Gegenden deſſelben fort, und die Luchſe waren gar nicht ſelten.

bey der zunehmenden Cultur dieſes fruchtbaren Erdſtrichs dem Pfluge und der gewaffneten Hand des Jägers weichen und andere unbebaute Gegenden zu ihrem Aufenthalte wählen mußten.

Von dieſen kehren jetzt nur zuweilen einige wieder zurück, gleichſam, um zu verſuchen, ob es nicht möglich ſey, von ihrem alten Staate wieder Beſitz zu nehmen.

Schon ſeit einiger Zeit fängt man auch in Thüringen an, auf die Verbeſſerung der ökonomiſchen Säugethiere zu denken, und nicht nur den großen Vortheil, den der Kleebau, und die Stallfütterung an einigen Orten verſchaffen, einzuſehen, ſondern auch die Rindviehzucht mit frieſiſchen Ochſen, und Schweizerkühen, und die Schafzucht mit ſpaniſchen und engliſchen Widdern zu veredlen.

Die Säugethiere Deutſchlands, von welchen diejenigen, die in Thüringen einheimiſch ſind, mit fortlaufenden eingeſchloſſenen Ziffern ausgezeichnet worden, ſind nun nach der Ordnung unſers angenommenen Syſtems folgende:

Erſte Ordnung.

Primaten. *Primates.* *)

Hier werden eine Gattung, und ſechs Arten beſchrieben **).

Die erſte Gattung.

Die Fledermaus. Vespertilio.

Kennzeichen.

Die Zähne ſind faſt alle aufgerichtet, ſpitzig, getrennt, an der Zahl 26 bis 38.

Die Hände ſind länger als der Leib, und der Daumen iſt ſehr kurz.

Die dünne Flughaut, in welche die Arme, Hände, vier Finger und die Füße ohne die Zehen verwebt ſind, unterſcheiden die Thiere dieſer Gattung von allen übrigen Säuge-

thie-

*) Um den Raum zu ſchonen, ſehe man die Kennzeichen der Ordnungen vorne in der Ueberſicht der ganzen Claſſe der Säugethiere. S. 128 u. f.

**) Obgleich der Menſch, welcher in dieſe Ordnung gehört, hier beſchrieben werden ſollte, ſo unterlaſſe ich es doch deswegen, weil man ſeine Geſchichte ſchon in ſehr vielen Büchern aufgezeichnet findet. Unter andern kann man Hrn. Profeſſor Eberts Naturlehre für die Jugend oder Sanders ökonomiſche Naturgeſchichte nachſchlagen. (vergl. oben S. 129 u. f.) Einzelne auszeichnende Eigenſchafften der phyſiſchen und moraliſchen Natur des Deutſchen und Thüringers auszuzeichnen, iſt theils ſehr ſchwer, theils hier überflüßig.

thieren. Sie ſind die einzigen vierfüßigen Thiere, welche fliegen *); denn die ſogenannten fliegenden Eichhörnchen in Rußland, Amerika, und Oſtindien thun vermittelſt ihrer weiten Haut, mit welcher ihr Körper umhangen iſt, nur weite Sprünge.

In ihrer Lebensart nähern ſie ſich den Spitzmäyſen.

Die vier Vorderzähne einiger Arten, die zwey Eiter der Weibchen, welche an der Bruſt ſitzen, die Zeugungswerkzeuge, und der abgeſonderte Daumen geben ihnen den Rang in dieſer erſten Claſſe aufgeführt zu werden.

Sie zeugen mehrentheils zwey Junge, und gehen vorzüglich in der Abenddämmerung, und nur zuweilen in der Morgendämmerung ihrer Nahrung eine kurze Zeit nach.

Sie verſchlafen bey uns drey Viertheile ihres Lebens.

Man theilt ſie in zwey **Familien** ein.

Erſtlich: in **ungeſchwänzte**, welche ausländiſch ſind, und

Zweytens: in **geſchwänzte**, deren Schwanz in eine Flughaut verwebt iſt. Von dieſen finden ſich in Deutſchland 6 und in Thüringen 5 Arten.

(1) 1.

*) Die Fledermäuſe ſind wahre vierfüßige Thiere, und haben mit den Vögeln nichts als den Flug und die ſtarken fleiſchigen Bruſtmuskeln gemein, die ihnen als fliegenden Thieren ſo nöthig ſind.

(1) 1. Die langöhrige Fledermaus.

Veſpertilio auritus. Lin.

Franz. L'Oreillar. Buffon.

Engl. The long-eared Bat. Pennant. *)

Kennzeichen der Art.

Die Ohren und der Schwanz ſind faſt ſo lang als der Leib; die Naſe iſt einfach.

Beſchreibung.

Dieſe Fledermaus, welche in den meiſten Theilen von Europa, in Deutſchland hin und wieder lebt, und in Thüringen nicht ſelten iſt, unterſcheidet ſich von den andern beſonders dadurch, daß ihre Ohren doppelt belappt und weit gröſſer ſind, als der Kopf. Ihre Größe vom Kopf bis zum Schwanz beträgt 2 Zoll 3 Linien und der Schwanz iſt 2 Zoll lang. Die ausgeſpannten Flügel klaftern 11 1/2 Zoll **), wovon die Breite des Körpers 1 1/2 Zoll ausmacht. Der Kopf iſt klein, 9 Linien und die Ohren ſind 1 Zoll 6 Linien lang. Sie hat eine einfache, breite, eingedruckte Naſe; die Schnauze iſt lang und in der Mitte von den weit aufgetriebenen Backen erhaben. Die kleinen Naſenlöcher fangen ſich auf einem erhöheten Rande an der Seite mit einer Ritze an, und endigen ſich in einer horizontalliegenden runden Oeffnung oben auf der Schnauze. Der Mund ſteht weit bis zu den Ohren offen. In der obern Kinnlade ſtehen vorne

*) Buffon ein Franzoſe, und Pennant ein Engländer; beydes berühmte Naturforſcher, die ſehr wichtige Werke in dieſer Wiſſenſchafft geliefert haben.

**) Pariſer Maas: Körper 2 Zoll; Schwanz 1 Zoll 9 Lin.; Breite 10 Z. 3 L.

vorne auf jeder Seite, weit von einander entfernt, zwey Vorderzähne, davon der erſte lang iſt, mit einer kleinen Nebenſpitze und der zweyte kaum größer als die Nebenſpitze des erſtern iſt; darauf folget ein langer eingebogener Eckzahn mit einem ſpitzigen Anſatz, und zuletzt drey Backenzähne, jeder mit drey großen und zwey kleinen Spitzen. In der untern Kinnlade findet man ſechs gereifte, ſtumpfe Vorderzähne, dann zwey Eckzähne auf jeder Seite, der erſte hervorſtehend mit zwey Nebenſpitzen, der zweyte allein, endlich drey Backenzähne mit einer großen und drey kleinen Spitzen. Die Augen ſind mittelmäßig, länglicht, ſchwarz, und liegen zwiſchen zwey dicken Augenliedern. Ueber denſelben liegt eine Erhöhung, wie eine Blaſe, die, ſo wie die Augenlieder, mit ſchwarzen, ſteifen Haaren beſetzt iſt. Die Ohren ſind pergamentartig, durchſichtig, eyrund, tief gewölbt, an der inwendigen Seite mit einem Rande verſehen, der ſich oberhalb auswärts, und nahe am Kopfe wieder ſchneckenförmig einwärts krümmt, und hier an der Stirne eine ſpitzige Vorragung macht. Vor dem Gehörgange, welcher drey horizontale Bedeckungen hat, ſtehet ein 1/2 Zoll langes, perpendikuläres, lanzettenförmiges Blättchen, welches ein eigentlicher Ohrendeckel iſt, und doppelte Ohren zu bilden ſcheint. Sie trägt die Ohren im Fluge und Gehen gerade und vorwärts; ſitzend aber in Falten gelegt, und an der Spitze ſo nach dem Rücken zu gekrümmt, daß ſie die Geſtalt der Widderhörner bekommen; hierbey aber ſind die zwey Ohrendeckel und zwey Vorragungen wie vier Hörner horizontal vorwärts gekehrt. So bald ſie etwas hören will, ſo ſchlägt ſie die großen Ohren vorwärts und die Ohrendeckel zurück. Dieſe Gehörwerkzeuge ſind bey allen Arten, ſo wie die Schnautze, wachend in ſtäter Bewegung. Der Kopf verliert

ſich im Leibe, welcher, außer daß er kürzer, dem Leibe einer Maus nicht unähnlich iſt. Die Bruſt iſt breit und muskulös, und der Unterleib um die Lenden eingezogen. Die Hände laufen außer dem Daumen, der ſenkrecht in die Höhe ſteht, drey Linien lang, nach Verhältniß größer, als bey den übrigen Arten iſt, und einen ſcharfen Nagel hat, in vier lange umwebte Finger, deren mittelſter der längſte iſt, ohne Nägel aus, und die Flughaut hat an der Spitze des zweyten und dritten Fingers eine Kerbe. Die Hinterfüße haben fünf parallelſtehende Zehen, an deren äußerſtem die Flughaut unmittelbar befeſtigt iſt, mit ſcharfen weißen Nägeln. Sie braucht ſie, um ſich an andere Körper einzuhäckeln und dadurch auszuruhen. Auf der Handwurzel der langen Vorderarme, deren Haut ſich in eine doppelte Falte dicht zuſammen legt, und auf den Hinterfüßen, der Bruſt und dem Bauch ſitzet ſie, und rutſchet drauf fort, indem ſie die Hinterfüße widerſtämmt, und die Vorderarme auf einmal vorwärts hebt. Sie kann ſehr geſchwind laufen, und noch geſchwinder klettern. Da ſie auf den Vorderarmen, welche den größten Theil ihrer Flughaut einnehmen, ſitzet, ſo kann ſie von der Erde nicht leicht auffliegen, ſie läuft daher geſchwind nach einer Wand, häckelt ſich mit ihren Hinterfüßen ein, läßt ſich, wenn ſie hoch genug geklettert iſt, loß, die Luft fängt ſich im Fallen unter ihren Flügeln, und ſo flattert ſie denn ſchwankend in der Luft fort. Sie bedient ſich des Schwanzes als Ruder, um ihrem Fluge die nöthige Richtung zu geben. Ihre Flügel beſtehen aus einer doppelten dünnen Pergamenthaut, zwiſchen welcher die Arme, und der gelenkige Schwanz, deſſen Spitze etwas vorragt, mit den gehörigen Muskeln, Sehnen und Adern liegen. Dieſe Flügel ſind fett, bleiben daher immer geſchmeidig, nehmen kein Waſſer

an, ſind zuſammengelegt dem Kopfe gleich, und die einzelnen Stücke derſelben ſind am Rande allzeit ausgeſchweift *).

Die Farbe der Ohren und Flügel iſt hell aſchgrau — der Backen und Schnauze ſchwärzlicht. Die Grundfarbe der Leibhaare iſt ſchwarz, in der Mitte werden ſie gelblicht-weiß, und ſo bleiben ſie auch am ganzen Unterleibe; auf dem Rücken aber endigen ſie ſich in rauchfarbene Spitzen, daher der Oberleib rauchfahl oder ſchwarzgrau ausſieht. Die Ruthe iſt beym Männchen blos und hervorhangend, und das **Weibchen** unterſcheidet ſich noch dadurch von ihm, daß es nicht ſo langgeſtreckt iſt.

Im Affecte geben dieſe Thiere einen hellpfeiffenden Ton von ſich, wie die Spitzmäuſe. Ihr Alter iſt unbekannt.

Aufenthalt. Ihre Wohnung ſchlagen ſie in Städten und Dörfern in den Ritzen und Klüften der alten ſteinernen und hölzernen Gebäude, zwiſchen den Breterverſchlägen, hinter den Fenſterladen, unter den Dächern, in Schwalbenneſtern und am liebſten in den Klüften der Leimenwände auf. Im Freyen aber, als in Gebürgen und Gärten, ſuchen ſie die Felſenritzen und hohlen Bäume auf. Diejenigen, die in Gebäuden wohnen, hängen ſich bey heißen Mittagen im Sommer an die erwärmten Dachziegeln, und erquicken ſich an der Wärme, die ſie ſehr lieben, ſchwärmen auch, wenn die Böden dunkel ſind, herum und ſpielen mit einander; andere aber, die dieß nicht haben können, ruhen zu dieſer

Zeit

*) Dieſe Beſchreibung gilt, im Ganzen genommen, von allen einheimiſchen Arten von Fledermäuſen. Die Abweichungen werden bey jeder Art beſonders angegeben werden.

Zeit in ihren Höhlen ebenfalls eingehäckelt, meiſt paarweiſe aus. Dunkle Klüfte und Höhlen ſind auch die Oerter, worinnen ſie ihren abwechſelnden Winterſchlaf abwarten. Wenn er ſie ergreift, hüllen ſie ſich ganz in ihre Flughaut, wie in einen Mantel ein, ſo daß nur die Spitze der Schnautze zwiſchen einer Ritze, welche die vorne zuſammengelegten Flügel laſſen, durchſieht, und hängen ſich in einer Kluft an den Hinterfüßen feſt ein. (vergl. Tab. II. Fig. 2.) Sie erſtarren bey der erſten ſtarken Kälte, erwachen aber und fliegen herum, ſo bald warme Witterung eintritt, welches oft im Jänner und Februar geſchieht. Sie begeben ſich bey wieder einfallender Kälte abermals zur Ruhe, und nur die anhaltende warme Frühlingswitterung erhält ſie erſt fortdauernd wach. Wenn im Frühjahr ein ſehr warmer Tag einfällt, der ſie aus ihrem Winterſchlafe plötzlich weckt, ſo ſieht man ſie gewöhnlich auch am Tage, wie daumelnd, herum fliegen. Sie ſind gerne luſtig, und geſellſchaftlich (und zwar faſt alle inländiſche Arten unter einander); denn ſie necken ſich nicht nur einander in ihren Höhlen, in welchen oft, wenn ſie Raum haben, etliche hundert beyſammen wohnen, ſondern vergnügen ſich auch im Ausfliegen, indem ſie ſich durch allerhand ſonderbare Schwenkungen und Wendungen einander jagen. Dieſe Art kömmt des Abends ſpäter aus ihrem Aufenthalte hervor, als die übrigen, und wenn man in dunkler Nacht noch Fledermäuſe herum flattern ſieht, ſo ſind ſie gewöhnlich von dieſer Art.

Nahrung. Da dieſe Fledermaus, wie alle inländiſche Arten, leichtſcheu, und darzu beſtimmt iſt, den Ueberfluß der Abendinſekten zu vermindern, ſo geht ſie auch in der Abenddämmerung, und nur im Nothfall in der Morgendäm-

dämmerung ihrer Nahrung nach. Dieſe beſteht aus Käfern, Mücken *), Schaben, Fliegen und beſonders kleinen Nachtſchmetterlingen. Sie findet dieſe immer ſo häufig, daß ſie in einer halben Stunde ſich auf 24 Stunden und länger völlig ſättigen kann. Die Fliegen, die ſich an Gebäuden angeſetzt haben, weiß ſie beſonders ſehr geſchickt wegzufangen, weswegen man ſie des Abends ſo oft an die Wände flattern ſieht.

Ihr Revier, wo ſie jagt, erſtreckt ſich gewöhnlich nicht über etliche hundert Schritte, wo ſie beſtändig hin und her fliegt, und die zu ihrer Nahrung angewieſenen Inſekten wegfängt; welches ſie mit allen einheimiſchen Thieren dieſer Gattung gemein hat.

Sie kann, wie alle Fledermäuſe lange hungern, denn ſie muß nicht nur ihre Nahrung den ganzen Winter hindurch, ſondern auch oft etliche Tage im Frühjahr, wenn kalte, windige, und im Sommer, wenn regenhafte Tage einfallen, entbehren **).

Fortpflanzung. Dieſe Thiere, ſo wie alle Arten der Fledermäuſe, leben in Monogamie. Die Begattung geſchieht zu Ende des Aprils oder Anfang des Mayes, und zwar ſo, daß ſich das Weibchen irgendwo an einer Dach-

ſparre

*) Deshalb ſieht man ſie auch ſehr häufig über den Teichen ſchweben.

**) Wenn man kleine Steinchen des Abends, wenn ſie herumfliegen, in die Luft wirft, ſo fliegen ſie darnach, weil ſie ſie für Inſekten halten, und machen dabey ſehr artige Schwenkungen.

ſparren oder Ziegel mit den Hinterfüßen anhängt, den Schwanz mit ſeiner Flughaut ſehr weit zurückſchlägt, das Männchen ſich etwas drüber an dem nämlichen Orte einhäkelt und ſich mit dem Weibchen, indem dieſes den Hintertheil des Leibes nach ihm zu krümmt, begattet. Beyde fallen denn gewöhnlich mit einander bis beynahe auf die Erde in der Betäubung herab *).

Die befruchtete Mutter trägt vier Wochen **), und legt alsdenn ihre zwey Jungen in eine Ritze, die ſie entweder ſchon zubereitet findet, oder ſich in Gebäuden mit ihrem ſcharfen Gebiß in Leimen oder Kalch naget, bloß hin. Dieſe hängen ſich gleich nach der Geburt mit ihren ſcharfen Daumennägeln an, und werden von der Mutter, wenn ſie in ihrem Bette geſtöhrt wird, fliegend, an ihren Brüſten klebend, von einem Orte zum andern getragen und etliche Wochen geſäuget.

Zur Begattungszeit kämpfen die Männchen ſo ſehr, daß ſie oft in der Hitze aus der Luft herabfallen und die Erde berühren ***).

Feinde. Die Eulen vermindern ihre mäßige Fruchtbarkeit, und die Katzen freſſen ſie auch ſehr gern. Außer-

dem

*) Dieſe Beobachtung kann man in einzeln liegenden großen alten Gebäuden, die hohe Böden mit Klüften haben, in den heißen Mittagsſtunden immer machen.

**) So lange verſtrich bis ich die Jungen bemerkte, ſeit der erſten Begattung, die aber beynahe 8 Tage lang immer wiederholt wurde, unterdeſſen ein immerwährendes Ziſchen der beyden Gatten, die hinter einer Fenſterlade wohnten, Tag und Nacht gehört wurde.

***) Es iſt dies alſo nicht ihre Begattungsart, wie man gewöhnlich glaubt.

dem werden ſie von einer Art Milbe, **Fledermausmilbe** genannt (Acarus Vespertilionis), die ſich in den Flügelfalten aufhält, von **Blaſenwürmern** (Veſicariae) und **Egelwürmern** (Fasciola) geplagt.

Vertilgung. Da dieſe Fledermäuſe in unſern Gegenden, ſo viel man weiß, beynahe ganz unſchädlich ſind, ſo hat man nicht ſo große Urſache auf ihre Verminderung zu denken, wie in wärmern Ländern, wo andere größere Arten dieſer Gattung ſich ſo ſtark fortpflanzen, daß ſie ganze Wolken in der Luft bilden, und auf verſchiedene Art ſo ſchädlich werden, daß man ſie für eine Landplage anſieht. — Auf den Böden, wo man ihre Höhlen weiß, kann man ſie am Tage mit einer Ruthe aus denſelben jagen, und dann, wenn ſie wieder hineinfliegen wollen, mit einem breiten Beſen leicht zu Boden ſchlagen.

Sie fliegen in den kühlen Abenden zu Ende des Auguſts und im September, wenn ſie Mangel an Nahrung leiden, bey offenen Fenſtern auch gern in die Häuſer, wo man ſie alsdenn leicht fangen kann. — Mit der Flinte, die mit klaren Schroten (Dunſt) geladen iſt, kann man ſie aus der Luft ſchießen, und ſie brauchen kaum berührt zu werden, ſo fallen ſie und ſind todt.

Sowohl ein ſehr kalter als zu ſchnell in der Witterung abwechſelnder Winter iſt ihnen tödlich, beſonders wenn ſie ſo unvorſichtig geweſen ſind, ihre nicht gehörig verwahrte Wohnung der rauhen Morgenluft auszuſetzen.

Nutzen. Den größten Nutzen hat die **Eule**, und durch Zufall die **Katze**, denn die **Arzeneyen**, die ſonſt aus einem verbrannten Thiere dieſer Art für das Zipperlein und

aus dem ſcharfen Blute wider Glatzen auf dem Haupte, verfertigt wurden, ſind außer Mode *). Außerdem töden ſie viele Nachtſchmetterlinge, deren Raupen den Gewächſen ſchaden.

Schaden. Sie nagen Löcher in die Wände, aber nur an ſolchen Orten, wo vorher eine Kluft iſt, in welcher ſie ſich verbergen können. — Giftig ſind ſie ganz und gar nicht; ihr Urin und Blut iſt nicht einmal ſo ſcharf, daß er an verwundeten Orten Entzündungen verurſachte, wie man vorgiebt.

Benennungen. Dieſe Art heißt noch: das Langohr, die großöhrige und die gehörnte Fledermaus, wegen ihrer langen Ohren, die ſie wie Bockshörner zurückkrümmen kann, und das Großohr.

(2) 2. Die gemeine Fledermaus.

Vespertilio murinus. Lin.

La Chauve-ſouris. Buff.

The Common Bat. Penn.

Kennzeichen der Art.

Die Ohren ſind faſt ſo lang als der Kopf, und der Schwanz faſt ſo lang als der Leib.

Von dieſer Art finden ſich ſehr große, und kleine Fledermäuſe, die, ob ſie gleich obige Kennzeichen der Art völlig mit einander gemein haben, doch in Anſehung der Größe gar

*) In unſern Zeiten iſt kein Jäger ſo abergläubiſch mehr, daß er das Herz bey Gießung der Flinten- und Büchſenkugeln brauche, um allzeit gewiß damit treffen zu können.

gar ſehr von einander unterſchieden ſind. Ich wäge es noch nicht, ſie weder als Racen, noch als beſondere Arten zu trennen, ob ich gleich faſt gänzlich überzeugt bin, daß ſie nicht ein und eben dieſelbe Art ausmachen. Denn wie bekannt, ſo pflanzen ſich die wilden Thiere und alſo auch die Fledermäuſe nur erſt alsdenn fort, wenn man ſie für ausgewachſen halten kann; allein ich habe hier von der merklich kleinern Art ſowohl als von der größern Junge gefunden. Ferner giebt es auch im Frühjahre, ſo wie zu allen Jahrszeiten, dieſe kleinern Fledermäuſe, daß ſie alſo weder Junge von der größern Art, da zu dieſer Jahrszeit noch keine vorhanden ſind, noch Unausgewachſene, da ſie nur ein halbes Jahr zur Erreichung ihres vollkommnen Wuchſes nöthig haben, ſeyn können. Die übrigen Unterſcheidungsmerkmale, in Anſehung ihres Körperbaues und ihrer Lebensart, werden in folgender getrennten Beſchreibung bemerklich:

A. Das große Mauſeohr, der Nachtſchatten.

Beſchreibung.

Dieß iſt die größte Fledermaus in Thüringen und nicht gar ſelten.

Die Länge ihres Körpers beträgt 3 Z. 8 L., des Schwanzes 2 1/2 Zoll, und die Breite der ausgeſpannten Flügel 1 Schuh 7 Zoll *), wovon der Körper 2 Zoll einnimmt. Der Kopf iſt 1 Z. 3 L.; die Ohren 10 Linien lang.

Der Kopf iſt lang, breit; die Schnauze dick, lang, breit; die Naſe breit mit halbmondförmigen kleinen Naſenlöchern.

*) Par. Maaß: Körper 3 Z. 3 L.; Schwanz 2 Z. 3 L.; Breite 1 Fuß 4 Zoll 11 Linien.

löchern. Zur Seite der Naſenlöcher werden die Backen ſehr dick, wie aufgeblaſen und durch einen Riefen der Länge nach, wie getheilt. Der Mund öffnet ſich weit, bis hinter die Augen. Die Lippen ſind dick — die Mundecken weit, faltig, und ſenken ſich etwas herab, wie beym Bullenbeißer. Bis zur Stirn iſt das Geſicht faſt ganz nackend, und nur auf einigen ſchwarzen Wärzchen an der Ober- und Unterlippe und auf den Backen ſtehen einzelne ſchwarze Barthaare.

Das Gebiß iſt ſehr ſcharf und ſtark. In der obern Kinnlade iſt vorne eine kleine Leere; dann folgen zu beyden Seiten zwey verbundene kleine runde ſtumpfe Vorderzähne, jeder mit einem kleinen Nebenzäckchen — hierauf in einiger Entfernung drey grade Hundezähne, wovon der mitlere ſehr klein, die beyden äußern aber lang und ſtark ſind — zuletzt drey ſpitzige Backenzähne, die in einem ſcharfen Zickzack an einander hängen, und wovon der letztere kleiner und ſtumpfer iſt, als die übrigen. In der untern Kinnlade ſtehen 6 kleine oben eingekerbte Schneidezähne — darauf 3 Eckzähne, wovon der erſtere ſich vorwärts an die Vorderzähne anlegt und ſtumpf iſt, der mitlere, der eine dünne Nebenſpitze von gleicher Höhe zur Seite hat, kleiner, ſpitziger und gerade iſt — zuletzt 3 Backenzähne, die mit den großen Eckzähnen gleiche Höhe und fünf Spitzen haben. Die Zunge iſt groß, glatt und dick. Die Augen ſind groß, ſchwarzblau, liegen in dicken Augenliedern, und in der Mitte zwiſchen Naſen und Ohren. Die Ohren ſind eyrund, oben abgerundet, auswärts gebogen, mit einem ſchmalen, lezettenförmigen Blättchen, den dritten Theil der Ohren lang, verſehen. Bey zuſammengelegten Flügeln, welche nach Verhältniß breiter ſind, als an den übrigen Arten, ſteht die

Hand-

Handwurzel der Schnauze gleich. *) Arme, Beine und Zehen ſind ſehr ſtark, und die Nägel lang, weiß und ſehr ſcharf. Der ſtarke Schwanz iſt an der Wurzel dick behaart.

Was die Farbe betrifft, ſo iſt der Kopf röthlich — die Achſeln ſchwärzlich — der Grund des übrigen Leibes blaulich, oben heller, als unten — die Spitzen der Haare aber oben hell mauſefahl, und unten weiß; daher der Oberleib hell mauſefahl, und der Unterleib weiß ausſieht.

Das Männchen unterſcheidet ſich nicht nur durch ſein großes, hervorhangendes, kahles Zeugungsglied vom Weibchen, ſondern auch durch die Farbe, indem bey jenem das Mauſefahle des Oberleibes etwas ins röthliche ſpielt.

Dieſe Art Fledermäuſe iſt ſehr beißig und zornig. Sie verfolgt nicht nur die kleinen Fledermäuſe, und beißt ſie oft ſo ſehr, daß ſie zur Erde niederfallen, wenn ſie ſich in ihr Revier, das ſie alle Abend durchfliegt, begeben, oder ihr gar einen Käfer, auf welchen ſie Jagd macht, wegzuſchnappen wagen, ſondern wehrt ſich auch grimmig gegen Hunde und Katzen, und zernagt alles, was ihr vorgehalten wird, unter beſtändigen Ziſchen und abgebrochenen dumpfigen Tönen. Wenn ſie herumfliegt, läßt ſie oft einen klatſchenden Ton von ſich hören, wie man ihn mit der Zunge machen kann. — Sie riecht ſo ſtark und angenehm nach Biſam, wie ein Baummarder, welches vermuthlich von ihrer Nahrung herrührt. Sie fliegt ſchwer, aber mit mannichfaltigen Schwenkungen, daß man ihr gern zuſiehet. — Ihr Alter iſt unbekannt.

*) Das Zuſammenlegen der Flügel und andere Kennzeichen und Eigenſchafften ſiehe bey der erſtern Art, weil ſie darinne alle überein ſtimmen.

Aufenthalt. Dieſe Fledermäuſe lieben die Geſellſchaft nicht ſo ſehr, wie die übrigen Arten, und man findet ſie daher immer nur paarweiſe unter den Breterverſchlägen alter einzeln liegender Gebäude, in Gärten in hohlen Birn- und Apfelbäumen, und in Wäldern in hohlen Eichenbäumen. In Gebäuden kann man ihre Wohnung leicht wegen des ſtarken Biſamgeruchs ausſpüren. — Ihr Winterſchlaf iſt unterbrochen.

Nahrung. Sie nähren ſich vorzüglich von Aaskäfern, Roßkäfern und Dämmerungsſchmetterlingen; in May und Junius von Maykäfern; im Julius und Auguſt aber faſt allein von dem großen Biſamvogel *), daher vielleicht auch ihr Biſamgeruch. Verzehren ſie einen Miſtkäfer, wenn ſie über oder neben einem hinfliegen, ſo hört man das Kniſtern vom Zerbeißen der harten Flügeldecken ſehr deutlich.

Fortpflanzung. Sie bringen mehrentheils nur ein Junges zur Welt, das in vier Wochen ſchon die Größe eines alten kleinen **Mauſeohrs** hat.

Feinde. Die **Fledermausmilbe**, und eine Art gelber **Flöhe**, die außer, daß ſie nicht ſpringen können, an Größe und Geſtalt, den gemeinen Flöhen gleich ſind, ſind diejenigen Inſekten, die ſie plagen, und ſich von ihnen ernähren; jene von dem Fett ihrer Flügel, in deren Falten ſie leben, dieſe von ihrem Blute.

Fang. Mit Vogeldunſt kann man ſie leicht, wenn man ſie nöthig hat, aus der Luft ſchießen.

Nutzen.

*) Sphinx Convolvuli, Lin. Weidenſchwärmer, Windig, Liguſter.

Nutzen. Sie verzehren viele ſchädlichen Inſekten.

Schaden. Nach gemachten Verſuchen fliegen ſie nur im höchſten Nothfall, bey kühler Witterung, wenn ihnen ihre eigentliche Nahrung fehlt, nach Fettigkeiten.

Benennungen. In Thüringen heißt dieſe Fledermaus noch: Hexe, Geſpenſt und weiße Fledermaus, weil ihr Balg von weitem faſt ganz weiß ausſieht; und anderwärts: Flederratze.

B. Das kleine Mauſeohr, die (eigentliche) gemeine Fledermaus.

Beſchreibung.

Dieß iſt diejenige Fledermaus, welche einzeln faſt in ganz Europa, und in Thüringen ſehr zahlreich angetroffen wird, und unter allen am geſchickteſten und geſchwindeſten fliegen kann.

Ihr Körper iſt von der Mundſpitze bis zur Schwanzwurzel 2 Zoll, 8 Linien, der Schwanz 1 Zoll 9 Linien lang, und die ausgeſpannten Flügel ſind 1 Fuß 2 Zoll*) breit, wovon der Körper 1 Zoll 4 Linien einnimmt. Der Kopf iſt 6, die Ohren 5 Linien lang. Die Schnauze iſt lang, breit, abgeſtumpft, und die Naſe breit. Der Mund, welcher ſich bis zu den Ohren öffnet, iſt oben vorne leer; dann folgen zu beyden Seiten zwey eingekrümmte lange, ſpitzige, von einander getrennte Vorderzähne; hierauf in einer kleinen Entfernung ein merklich größerer ſpitziger Eckzahn mit

*) Par. Maaß. Körper 2 Zoll 5 Linien; Schwanz 1 Z. 7 L.; Breite 11 1/2 Z.

einer kleinen Nebenſpitze und endlich vier Backenzähne, wovon der erſte zwey, die zwey folgenden vier, und der vierte, etwas abſtehende, nur drey Spitzen hat. Die äußern Spitzen, die im Zickzack an einander hängen, ſind größer, als die innern. In der untern Kinnlade ſtehen vorne 6 kleine breite, gereifte, ſtumpfe Vorderzähne; dann auf jeder Seite ein auswärts gekehrter ſpitziger Eckzahn, nebſt zwey dreyeckigen Seitenzähnen; zuletzt auf jeder Seite drey breite Backenzähne mit fünf ungleichen Spitzen.

Die Augen ſind ſehr klein, ſchwarz, liegen blos und erhaben, nahe an den Ohren. Die Ohren ſind kahl, häutig, eyförmig, nach der Außenſeite bis zur Mundöffnung übergekrümmt, und vor der Gehöröffnung mit einem über 2 Linien langen, ſchmalen, ſpitzigen Blättchen oder Deckel verſehen. Die zuſammengelegten Arme ſtehen dem Kopf gleich. Der Schwanz iſt oberhalb bis in die Mitte mit Haaren beſetzt und ganz in die Flughaut verwebt.

Die Farbe des Thieres überhaupt iſt hellaſchgrau oder mauſefahl. Sie wechſelt aber folgendermaßen am Körper ab. Schnautze, Ohren, Füße und Flughaut ſind ſchwärzlich, und die ſcharfen Nägel der Finger weiß. Die Haare des übrigen Oberleibes ſind im Grunde rauchfarben und an den Spitzen weißgelb, und am ganzen Unterleibe haben ſie obige Grundfarbe und weiße Spitzen.

Beyde Geſchlechter unterſcheiden ſich merklich von einander. Das Männchen iſt etwas länger und ſchlanker als das Weibchen, dahingegen das Weibchen breiter iſt, und immer etwas längere Ohren hat. Weiter iſt das Weibchen allezeit auf dem Rücken dunkler aſchgrau ins ſchwärzliche fallend und das Männchen heller ins bräunliche ſpielend.

Man

Man entdeckt den Aufenthalt dieſer Thiere ſehr leicht, weil ſie unabläßig, wo ſie in Geſellſchafft wohnen, einen ziſchenden Ton von ſich geben. — Im Sommer haben ſie einen widrigen Biſamgeruch. — Ihr Alter iſt unbekannt.

Aufenthalt. Sie wohnen ebenfalls in den Ritzen alter Gebäude, und vorzüglich da, wo zwey Wände, die zuſammenſtoſſen eine Kluft laſſen. Im Walde ſuchen ſie die hohlen Bäume, hohlen Wurzeln, verfallene Bergwerksſtollen, und andere Erdklüfte auf.

Es leben viele Familien zuſammen verträglich an einem Orte, und vertreiben ſich am Tage, wenn ſie nicht ſchlafen, die Zeit, indem ſie mit einander ſpielen, ſich necken, jagen, oder ein ziſchendes Concert halten.

Sie liegen eben ſo wenig, wie die vorige Art den ganzen Winter hindurch, dem Hamſter gleich, in einer ununterbrochenen Betäubung, ſondern erwachen auch in den Wintermonaten, ſobald warme Tage eintreten.

Nahrung. Da der Winterſchlaf dieſer Fledermäuſe noch unterbrochener iſt, als beym Langohr, indem ſie jede gelinde Witterung aufwecket, ſo iſt es nöthig zu dieſer Jahrszeit, wo es gewöhnlich noch ſehr wenige Inſekten giebt, von welchen ſie ſich nähren könnten, an Orten, wo ſie ſich aufhalten, die Speiſekammern zuzuhalten, weil ſie ſehr leicht das fette Fleiſch durch ihren ſcharfen Geruch ausmachen, Löcher in den Speck und Schinken freſſen, und wohl gar ihren Winterſchlaf, wenn ſie die Kälte auf ihrem Raube ergreift, in dieſen fetten Höhlen vollends endigen. Sie lieben alle Fettigkeiten, und beſuchen daher zuweilen ſolche Oerter, wo Talg, Schmeer, Butter, Oel, Käſe u. d. gl.

auf-

aufbewahrt wird. Man hat ſogar Beyſpiele, daß die Mutter Löcher in den Speck gefreſſen, und ihre Jungen darinnen zur Welt gebracht haben. Sie ſind beſonders diejenigen Fledermäuſe, die im May ſo große Niederlagen unter den Maykäfern anrichten, und viele Nachtfalter und Abendſchmetterlinge wegfangen. Sonſt beſteht ihre gewöhnliche Nahrung aus Fliegen, die ſie, wie die vorige Art, an den Wänden der Häuſer wegfangen.

Fortpflanzung. Sie begatten ſich zu Ende des Aprils oder Anfang des Mayes, und das Weibchen legt nach 3 Wochen auf ein unzubereitetes hartes Lager ihre zwey Jungen hin, die ſie 3 Wochen ſäuget, und alsdenn allein ausflattern und ihrer Nahrung nachjagen läßt. Die Jungen haben das erſte Jahr eine dunklere Farbe als die Alten. — Dieſe Art begattet ſich des Jahrs zweymal.

Feinde. Ihre Feinde ſind die **Eulen, Katzen,** und **Wieſeln.** Von der **Fledermausmilbe,** und von einer Art gelber **Flöhe,** werden ſie ſehr geplagt; ja die Menge der letztern Inſekten verurſacht ihnen oft den Tod.

Vertilgung. Dieſe Art iſt eben ſo leicht zu fangen, wie die vorige. Da ſie ſehr gern nach dem Licht fliegt, ſo kann man ſie an ſolchen Orten, wo ſie ſich aufhält, durch die Helligkeit eines Lichts, das man in ein Fenſter ſtellt, in ein geöffnetes Zimmer locken. — Sie läßt ſich auch beym Mondenſchein mit einer mit Dunſt geladenen Flinte leicht aus der Luft ſchieſſen. — Sollte ſich ein ungebetener Gaſt von ihnen in einen Schornſtein oder in eine Speiſekammer wagen, ſo darf man ihm nur an die Fleiſchſtangen ſtatt des Fleiſches mit Mehl bepuderte Kletten hängen. Dieſe ſieht er für

Schmet-

Schmetterlinge an, fliegt lieber nach ihnen, als nach dem Fleiſch und bleibt an den Stacheln derſelben hängen.

Das bekannte giftige Vertilgungsmittel, wo man eine Speckſchwarte mit Arſenik beſtreut, oder mit in Oel aufgelößtem Arſenik beſtreicht, und an ſolche Orte hinhängt, wo man dieſe Fledermaus des Abends am öfterſten herumfliegen ſieht, iſt verwerflich, weil dieſe Thiere mit ihrem giftigen Speichel den Speck in Schornſteinen und Fleiſchkammern, wenn ſie ſich gleich nach der vergifteten Mahlzeit dahin begeben ſollten, ſchädlich machen können.

Nutzen. Man läßt dieſe, ſo wie überhaupt alle Arten von Fledermäuſen in unſerer Gegend, gern leben, wenn man ſie nicht zur Erweiterung ſeiner Kenntniſſe in der Naturgeſchichte nöthig hat; denn ihr Nutzen in der Natur iſt ſehr groß, indem ſie nicht allein einigen Raubthieren und Raubvögeln zur Speiſe dienen, ſondern auch viele ſchädliche Käfer und Nachtſchmetterlinge vertilgen.

Wenn ſie ſich zuweilen im Winter in Kellern ſehen laſſen, ſo kann man nach ſichern Beobachtungen den Schluß machen, daß es kälter werde; denn bey der Abnahme der Wärme der äußern Luft, nimmt die Wärme in den Kellern zu, und macht, daß das kalte Blut dieſer Thiere erwärmt wird, und geſchwinder fließt. Eben ſo ſollen ſie ſchönes Wetter anzeigen, wenn ſie des Abends häufig herum fliegen.

Schaden. Ihr Schaden, den ſie zufälligerweiſe in Schornſteinen und Fleiſchkammern thun, iſt nur zufällig, kann leicht verhindert werden, und kommt gar nicht in Betracht gegen den großen Nutzen, den ſie leiſten.

3. Die

(3.) 3. Die (große) Speckmaus.

Vespertilio noctula.

La Noctule. Buff.

The Great Bat. Penn.

Kennzeichen der Art.

Die Ohren ſind kürzer als der Kopf.

Beſchreibung.

Dieſe große europäiſche Fledermaus iſt in Thüringen eben keine Seltenheit.

Die Länge ihres Körpers beträgt 3 Zoll, des Schwanzes 2 Zoll und die Breite der ausgeſpannten Flügel 1 Schuh 4 Zoll *), wovon der Körper 1 1/2 Zoll einnimmt. Der Kopf iſt 1 Zoll und die Ohren ſind 8 Linien lang.

Der Kopf iſt breit und flach; die Schnauze dicker, kürzer und breiter, und die Stirn weniger erhaben, als an der vorigen Art. Die halbmondförmigen Naſenlöcher liegen auf einer Erhabenheit, und neben denſelben wird die Schnauze ſo dick, daß ſie aufgeblaſen ſcheint. Dieſe iſt auch bis zu den Ohren, das Kinn mit eingeſchloſſen, kahl, mit einzelnen ſchwarzen und braunen Borſtenhaaren beſetzt, von denen einige längere an der Stirne weg auf 10 Wärzchen ſtehen. Die Unterlippe hat in der Mitte eine kleine Furche. Im Oberkiefer liegen in einiger Entfernung vier Vorderzähne, auf jeder Seite ein großer gebogener mit einem ſehr viel kleinern (eigentlich 2 Vorderzähne, jeder mit einer großen und kleinen Nebenſpitze); dann ein großer einwärts gebogener Eckzahn, der inwendig platt iſt; und endlich drey im Zickzack

*) Par. Maas: Körper 2 Z. 8 L.; Schwanz 1 Z. 9 L. Breite 1 Fuß 2 Z. 3 L.

liegende, weniger gezackte Backenzähne. Im Unterkiefer vorne 6 kleine breite hinter einander geſchobene Schneidezähne; dann ein Eckzahn, der kürzer und ſtumpfer, als der obere iſt, und 5 Backenzähne, wovon die zwey vordern einſpitzig, und eigentliche Seitenzähne, die übrigen aber ſcharf gezackt und größer ſind, als die obern. Der Mund öffnet ſich weit, doch aber nicht bis zu den Ohren, wie bey den andern Fledermäuſen. Die Zunge iſt lang, dick und glatt. Die Augen ſind mittelmäßig, ſchwarz, liegen in einer Vertiefung hinter der aufgeblaßenen Oberlippe in dicken Augenliedern, und ſtehen weit von einander. Die Ohren ſind kurz, breit, oben abgerundet, nach außen umgebogen, halbdurchſichtig und mit einem 2 Linien langen Ohrendeckel verſehen, der gewöhnlich oben breit, halbmondförmig abgerundet iſt, zuweilen aber auch etwas ſpitziger zuläuft. *) Am untern Theil des innern Randes, nahe bey dem Auge befindet ſich eine kleine Ausſchweifung, wie ein abgerundetes Läppchen; der äußere Ohrlappe aber hat ſeine gehörige Bildung und läuft bis zum Mundwinkel herab. Der Hals iſt viel deut-

licher

*) Dieß letztere grade wie bey der folgenden Art. Ich fand nämlich in einem Scheitholzhaufen ein Männchen mit abgerundeten, und ein Weibchen mit etwas ſpitzigern Ohrendeckel zuſammenſitzend, und ſchloß daher auf dieſe Abänderung, weil dieſe Art gewöhnlich nur paarweiſe lebt. Dieſes Weibchen, das ich noch ausgeſtopft beſitze, hat faſt ganz die nämlichen Ohren der folgenden Art, und iſt alſo nur von jener durch die hier angegebene Größe verſchieden. Daher die Benennung. Wenn mir die gar zu auffallende Verſchiedenheit der Größe zwiſchen dieſer und der folgenden Art nicht im Wege ſtünde, ſo würde ich dieß Weibchen für eine Baſtardart, die aus der Vermiſchung dieſer beyden Arten entſtanden ſey, halten.

licher zu bemerken, als an den übrigen Arten, und der läng⸗lichte Körper hat mehr die Form einer Maus. Arme, Schwanz und Beine ſind ſtark, und letztere kürzer, als an dem Nachtſchatten, daher auch die Flügel ſchmäler ſind. Die Schwanzſpitze ragt ein klein wenig vor der Flughaut hervor, welche inwendig bis zum Ellenbogengelenke, und am Schwanze inwendig und auswendig bis zum erſten Ge⸗lenke behaart iſt. Bey zuſammengelegten Flügeln ſteht das Handgelenke der Schnauze gleich.

Der Pelz iſt ſchmutzig braun, graubraun oder hell um⸗brafarbig, oben dunkler als unten, ohne eine andere Grund⸗farbe. Schnauze, Kinn, Flughaut, Beine und Füße ſind glänzend ſchwarz — die Ohren etwas heller — die Nä⸗gel weiß.

Das Männchen hat eine ſehr lange faſt kahle Ruthe, und iſt ſchlanker gebaut, als das **Weibchen.**

Sie haben einen unangenehmen ſüßlichen Geruch. — Ihre Stimme iſt ſtarkpfeifend — ihr Alter unbekannt.

Aufenthalt. Die Speckmäuſe ſind nicht ſo geſellig, als die übrigen Fledermäuſe. Sie halten ſich mehrentheils nur Paar und Paar in einer Höhle allein auf, und wählen dazu nicht ſowohl Klüfte in Felſen und Gebäuden, als viel⸗mehr zuſammengelegten Holzhauſen in Wäldern, Höhlen in Feld⸗ und Waldbäumen, und zwar da, wo Teiche in der Nähe ſind. Sie ſcheinen einen feſtern Winterſchlaf zu ha⸗ben, als die vorigen Arten, da man ſie ſelten eher, als in den warmen Frühlingstagen herum flattern ſieht.

Nahrung. Ihre vorzüglichſte Nahrung machen Mük⸗ken, Schnaaken und Dämmerungsſchmetterlinge aus. Man

ſieht

ſieht ſie, um erſtere zu bekommen, beſtändig über den Teichen ſchweben. Nur das Ohngefähr macht ſie in Speiſekammern durch das Benagen fetter Sachen ſchädlich.

Fortpflanzung. Sie pflanzen ſich eben ſo, wie die übrigen Arten, fort. Die Jungen haben im erſten Jahre eine dunklere Farbe, und einen dickern Kopf, als wenn ſie älter werden.

Feinde. Der **Uhu** allein wagt ſich an dieſe beißigen Thiere. Sie ſind überall mit kleinen weißen durchſichtigen **Läuſen**, wie Bücherläuſe groß und geſtaltet, beſäet.

Vertilgung. Man muß ſie mit Vogeldunſt aus der Luft ſchießen. Außerdem bekommt man ſie nur durchs Ohngefähr in ſeine Gewalt, indem man ſie am Tage irgendwo angehängt und ſchlafend findet.

Nutzen. Dieſe Fledermaus iſt ein ſehr nützliches Thier, da ſie ſehr viele Dämmerungsvögel, die als Raupen den Gewächſen ſchädlich ſind, und viele Mücken, die Menſchen und Vieh plagen, vertilget.

Schaden. Sie iſt faſt ganz unſchädlich; denn nur der Zufall macht, daß ſie zuweilen in Feldmühlen an Fettigkeiten ſich vergreift.

Benennungen. Sie heißt noch: große Fledermaus, Fledermaus mit dem Mäuſekopf, die nächtliche Fledermaus.

(4.) 4. Die Zwergfledermaus (die kleine Speckmaus. *)

Vespertilio pipiſtrellus. Erxleben.
La Pipiſtrelle Buff.

Kenn=

*) Auch dieſe Fledermaus hat die Kennzeichen der Art, und faſt den ganzen Körperbau, die Größe und Farbe ausgenommen, mit der (großen) Speckmaus gemein.

Kennzeichen der Art.

Die Ohren ſind ſo lang, als der Kopf; die Farbe iſt dunkel.

Beſchreibung.

Dieſe Fledermaus wird in Frankreich und im Caſaniſchen und ſehr häufig in Thüringen angetroffen. Ihre Länge beträgt beynahe 1 Zoll 10 Linien, des Schwanzes 1 Zoll 7 Linien, und die Breite 9 Zoll *).

Der Kopf iſt klein; die Schnauze kurz, und mit einzelnen längern und kürzern weichen Barthaaren beſetzt. Die längern ſtehen in die Höhe gerichtet über der Naſe an der Stirn hin. Die Naſe iſt breit und die halbmondförmigen Naſenlöcher ſtehen auf erhabenen Rändern. Die Oberlippe iſt an den Seiten bis zu den Augen dick aufgeworfen. Das Gebiß iſt faſt das des Nachtſchattens. In der obern Kinnlade iſt vorne ein leerer Raum, zu deſſen Seiten zwey ſpizzige Vorderzähne, oder vielmehr nur einer mit einer Nebenſpitze ſtehen. Dann folgen auf jeder Seite ein einwärts gebogener großer Eckzahn und drey Backenzähne, wovon jeder auswärts zwey ſcharfe Spitzen, und inwendig tiefer zwey ſtumpfere hat. In der untern Kinnlade ſtehen vorne 6 Schneidezähne, auf jeder Seite ein kurzer auswärts gebogener ſcharfer Eckzahn, und 3 Backenzähne, die fünfſpitzig ſind. Die Zunge iſt rund und dick. Die Augen ſind klein, ſchwarz, liegen in dicken Augenliedern, und unter den dicken Stirnhaaren, wie bey der Spitzmaus, verborgen. Die Ohren ſind faſt ſo lang, als der Kopf, nämlich 4 Linien, oval, auswendig in der Mitte merklich ausgeſchweift, gegen über

auf

*) Par. Maaß: 1 Zoll 8 Linien; Schwanz 1 Zoll 6 Lin. Breite 8 Z. 2 L.

auf der inwendigen Seite in einer abgerundeten Ecke etwas ausgebogen, haben 3 Näthe, und einen ſchmalen, oben abgerundeten, Ohrendeckel, der faſt bis in die Mitte des Ohres, an den Anfang der Ausſchweifung reicht. Beine und Zehen ſind kurz. Die Flughaut läßt die dünne Schwanzſpitze unbedeckt, und iſt am Schwanze bis den Fußzehen gegen über oben und unten mit Haaren bewachſen. Die Ruthe des Männchens iſt haarig.

Die Farbe iſt dunkel. Der Grund ſchwarz. Männchen und **Weibchen** unterſcheiden ſich aber ſehr merklich in dieſer Rückſicht von einander. Das Männchen nämlich iſt auf dem Rücken bräunlich ſchwarz, faſt kaffebraun, und das Weibchen blaulich ſchwarz. Am Unterleibe ſind beyde Geſchlechter etwas bläßer, als auf dem Rücken. Die undurchſichtigen Ohren, Schnauze, Beine und Flughaut ſind ſehr dunkel ſchwarzbraun und glänzend, die zuſammengelegte Flughaut kohlſchwarz. — Sie fliegen ſehr geſchwind und niedrig, und geben einen leiſen heiſern Ton von ſich.

Aufenthalt. Sie halten ſich vorzüglich in Wäldern in hohlen Bäumen, und in Gebäuden, die daſelbſt, und im Felde einzeln liegen, zwiſchen den Bretterverſchlägen paarweiße auf. Ihr Winterſchlaf dauert nicht ſo lange, als bey den andern Arten, und ſie können auch mehr Kälte und Regen vertragen; daher man ſie oft, wenn die andern zu ſchlafen gezwungen ſind, herum flattern ſieht.

Nahrung. Ihre Nahrung beſteht aus kleinen Käfern, die des Abends herum fliegen, und aus Mücken.

Fortpflanzung. Sie pflanzen ſich, wie die andern Arten fort.

Feinde. Die Eulen ſtellen ihnen nach.

Vertilgung. Man erlegt ſie des Abends mit der Vogelflinte und Dunſt.

Nutzen. Sie töden ſchädliche Inſekten, und zeigen im Auguſt und September, wenn ſie des Abends häufig herum ſchwärmen, ſchönes Wetter an.

Schaden. Sie ſind unſchädlich, wenn man das Zernagen alter morſcher Breter in ihrem Aufenthalte ausnimmt.

Benennung. Der Zwerg.

5. Die blaſſe Fledermaus.

Veſpertilio ſerotinus. Buffon.

La Serotine Buff.

(Tab. II. Fig. 1.)

Kennzeichen der Art.

Die kurzen breiten Ohren haben einen kleinen rundlichen Ohrdeckel.

Beſchreibung.

Dieſe Fledermaus, welche in Frankreich zuerſt entdeckt worden iſt, wird hin und wieder in Deutſchland angetroffen.

Ihre Schnautze iſt länglicht, und der Mund enthält 4 Vorderzähne oben, und 6 unten. Die Ohren ſind kurz und breit mit einem kleinen Ausſchnitte auswendig unterhalb der Abrundung. Der Ohrdeckel iſt klein und rundlich. Der Rücken hat eine lichtbräunliche Farbe, und iſt mit rothfahl überlaufen. Der Bauch ſpielt aus dem hellgrauen ins gelbliche. Die Flughaut iſt ſchwärzlich. Die Länge des Kör-

pers

pers iſt faſt 3 Zoll, und der Schwanz halb ſo lang als der Leib.

Aufenthalt, Fortpflanzung, Nahrung u. ſ. f. iſt noch nicht bekannt genug.

Sie heißt auch der Spätling.

(5.) 6. Die Fledermaus mit der Hufeiſennaſe.

Veſpertilio Ferrum equinum. Erxl.

Le Fer à cheval. Buff.

The Horſe - Shoe Bat. Penn.

(Tab. II. Fig. 2.)

Kennzeichen der Art.

Sie hat eine beſonders ſpitzige Naſe, und kurze ſpizzige Ohren.

Ich trenne dieſe Art, ſo wie die gemeine Fledermaus, in zwey verſchiedene Sorten, die ſehr merklich von einander abweichen.

A. Die große Hufeiſennaſe.

Beſchreibung.

Dieſe Fledermaus, welche Frankreich und Deutſchland bewohnt und in Thüringen ſehr gemein iſt, bekommt, wegen ihrer wunderbar gebildeten Naſe, ein gar beſonderes Anſehen.

Die Länge des Körpers iſt 2 Zoll, des Schwanzes 1 Zoll 2 Linien — die Breite der ausgeſpannten Flügel 11 Zoll*), davon der Körper 1 1/4 Zoll beträgt — der Kopf iſt 9 Linien,

 und

*) Par. Maaß: Körper 1 Z. 11 L.; Schwanz 1 Z. 1 L. Breite 9 Z. 10 L.

nnd die Ohren ſind 8 Linien lang. Der Mund hat in der Ober- und Unterlippe eine kleine Kerbe, öffnet ſich ſehr weit, und enthält in der obern Kinnlade vorne einen leeren Raum dann zur Seite einen großen ſpitzigen Eckzahn mit einem kleinern neben ſich, und vier Backenzähne, wovon jeder 3 Spitzen hat, die nach innen zu einen hohlen Schneckengang bilden. In der untern Kinnlade liegen vorne 6 kleine Vorderzähne dicht an einander; zu deren Seite ſtehen 3 Eckzähne, wovon der mittlere kleiner iſt, und dann 3 Backenzähne, jeder mit 4 Spitzen. Die Zunge iſt fleiſchig und rund. Die obere Kinnlade hat äußerlich eine horizontale Lage bis zu den Augen. Die Naſe bildet gleich über dem Munde ein häutiges Hufeiſen, deſſen Oeffnung rückwärts iſt, oder, wenn man lieber will, zwey halbe Monde, die vorne an der Mundſpitze in einer Kerbe zuſammen ſtoßen. In der Oeffnung dieſes Hufeiſens liegen die eyrunden kleinen Naſenlöcher; hinter denſelben eine kleine Muſchel horizontal; hierauf erhebt ſich an des Hufeiſens Ende ein kleiner zuſammengedrückter Sattel oder Hühnerkamm, deſſen hinteres Ende wieder etwas einwärts gebogen herunter geht, zu beyden Seiten eine kleine Höhle bildet, wovon die obern Enden wiederum in einer ſchiefliegenden Stirnbinde zuſammenlaufen; und endlich ſteht über dieſer in der Mitte zwiſchen den Ohren noch eine dreyeckige Pyramide. Die halben Monde, oder die zwey Theile des Hufeiſens ſcheinen in der Mitte durch eine Nath getheilt, die Spitzen derſelben ſenken ſich etwas, und ſchließen an das hintere Ende des Sattels mit einer kleinen Ausbeugung an. Alles dieſes beſteht aus einer hellaſchgrauen, mit ſehr einzelnen, langen, weißen Haaren beſetzten, Haut. Dieſer wunderbare Naſenbau, womit die Natur dieſe Fledermaus ausgezeichnet, hat

hat vermuthlich noch einen ganz eignen Zweck, der aber nicht bekannt iſt. Um den äußern Rand des Hufeiſens herum, ſtehen auf 10 Warzen einzelne lange, weiße Barthaare, und am Rande der untern Lippe auf 4 Wärzchen ebenfalls. Die kleinen ſchwarzen Augen liegen zur Seite der Stirnbinde, und ihre Augenlieder haben dicke weiße Ränder. Wenn das Thier das untere Augenlied in die Höhe zieht, ſo erſcheint ein Ritz mit einer dünnen Haut, durch welche man das Auge erkennen kann *). Am innern Augenwinkel geht eine kleine Höhlung in den Kopf, und am äußern öffnen ſich die Ohren. Dieſe ſind kahl, häutig, weit offen, laufen am Ende ſpitzig aus, und haben unten zur Seite einen Einſchnitt, der den untern Theil gleichſam in einen Ohrdeckel verwandelt, der dieſer Art ſonſt fehlen würde. Die Hinterfüße haben, wie gewöhnlich, fünf Zehen, die gleich lang ſind, einzelne harte Härchen, und ſehr ſcharfe, glänzende, weiße Krallen haben; vermittelſt derſelben können ſie ſich nicht nur an die innern Dachziegeln, ſondern auch an die glätteſte Wand anhängen. Das Achſelgelenke der zuſammengelegten Flügel ragt über dem Kopf hervor. Der Schwanz endigt ſich mit der Haut und iſt ſehr dünn und kahl.

Die Farbe der Füße und Flügel iſt ſchwärzlich, der Naſe und Ohren aber hellaſchgrau, doch an den Spitzen der letztern bräunlich. Im Grunde ſind die Haare am ganzen

*) Vielleicht verdunkelt ſich dieſe Fledermaus, die mehr als die andern Arten am Tage auf den Böden herumfliegt, das Tageslicht dadurch, daß ſie das untere Augenlied in die Höhe hebt, und durch die dünne Haut derſelben ſieht. Wenn das Auge geſchloſſen iſt, ſo glaubt man ſie hätte auf jeder Seite zwey Augen, weil man zwey Ritzen bemerkt.

Leibe weißlich, und endigen ſich am Oberleibe in rothgraue, oder hellbräunliche, am Unterleibe aber in ſchmutzig gelbweiße Spitzen; daher die Rückenfarbe rothgrau oder hellbräunlich, und die Bauchfarbe gelblichweiß iſt. Die hervorhangende Ruthe des Männchens iſt nicht kahl, wie an den übrigen Arten, und das Geburtsglied des Weibchens iſt wegen ſeiner dreyeckigen Geſtalt merkwürdig. Das **Weibchen** hat dem Anſchein nach vier Zitzen, zwey an der Bruſt, und zwey vor dem Geburtsgliede am Bauche *).

Wegen ihrer langen Flügel kann dieſe Fledermaus ſehr ſchnell fliegen, und leichter als die übrigen vom Boden ſich in die Höhe ſchwingen, indem ſie ihre lange Finger von ſich ſtreckt, dadurch die Flughaut ausſpannt, ſich auf die Füße richtet, und auf dieſe Art ſich in die Luft ſchwinget. — Sie giebt bey ihren Spielen, und wenn ſie in Noth iſt, einen hellziſchenden Laut von ſich. — Wie alt ſie wird, weiß man nicht.

Aufenthalt. Sie liebt die Geſellſchaft der langöhrigen Fledermaus und des kleinen Mauſeohrs, und wird noch häufiger, wie jene zwey Arten, bey uns und in dieſer Geſellſchaft angetroffen, aber in Thüringen ſelten im Walde und Gärten, denn ſie ſchlägt ihre Wohnung lieber in Gebäuden hinter Bretterverſchlägen und zwiſchen den Klüften der Leimenwände auf.

Ihr Winterſchlaf iſt ſehr unterbrochen, und man ſieht ſie dahero im Winter bey gelinder Witterung herum flat=

*) Dieſe zwey untern habe ich allzeit ſo welk und kahl gefunden, als wenn die Jungen an denſelben, wie an den obern, geſogen hätten.

flattern, und ſich luſtig machen, wenn die andern gleich noch völlig todt ſind. Im Frühjahr iſt ſie zuerſt wach, und ſcheut die Kälte nicht ſo ſehr, wie die andern Arten.

Nahrung. Da ihr Gebiß ſich von den andern Arten unterſcheidet, ihr Winterſchlaf nicht ſo feſt, und ihr Geruch auch ſehr fein zu ſeyn ſcheinet, ſo mögen ihnen wohl auch außer der gewöhnlichen Fledermäuſekoſt, noch andere Nahrungsmittel von der weiſen Natur angewieſen ſeyn, die aber noch nicht völlig bekannt ſind. So viel iſt gewiß, daß ſie Spinnen aufſuchen, ſtets über den Teichen ſchweben, wie die Schwalben, mit den Kopf ins Waſſer tauchen und die Larven der Mücken und des Uferaaſes wegfangen, *) niemals aber in Feuermauern am Speck angetroffen werden.

Fortpflanzung. Die Begattung geſchieht auf eben die Art, und zu eben der Zeit, wie bey den übrigen Fledermäuſen. Die Mutter gebiert nach 3 wochenlanger Schwangerſchaft gewöhnlich zwey Jungen, die ſie in einer Ritzen, beſonders in einer Leimenwand hinlegt. Dieſe können ſich gleich nach der Geburt anhängen, weswegen auch die Vertiefung, wo ſie liegen, oft ſehr flach iſt.

Feinde. Den **Eulen**, **Wieſeln** und **Katzen** dienen ſie zur Speiſe; und letztern ſind ſie eine beſondere Delikateſſe. Große und kleine **Holzböcke** plagen ſie gar ſehr, und halten an ihnen Winterſchlaf.

Vertilgung. Man fängt ſie, wie die langöhrige Fledermaus, und zwar noch leichter. Man darf nur auf

*) Vielleicht iſt zu dieſem Eintauchen des Kopfs ihnen ihr wunderbarer Naſenbau nothwendig.

einem Boden, auf welchem Fledermäuſe verſpürt werden, in warmen Tagen an den niedrigen Dachziegeln ſuchen, wo beſonders die Männchen faſt den ganzen Tag hängen und ſchlafen; bey einer geringen Berührung mit einem Beſen fallen ſie zur Erde und ſind tod. Sie laſſen ſich auch ſchießen.

Nutzen. Sie vertilgen manche ſchädliche Inſekten.

Schaden. Sie nagen Löcher in die alten Leimenwände; allein deswegen iſt ihre Vertilgung nicht nothwendig.

Benennungen. Ihre Namen ſind: Hufeiſennaſe, Wundernaſe, Maske.

B. Die kleine Hufeiſennaſe.

Beſchreibung.

Die Länge des Körpers beträgt 1 Z. 8 L.; des Schwanzes 1 Z.; die ausgeſpannten Flügel klaftern 9 Zoll *).

Die Grundfarbe der Haare iſt weißlich, und Ohren, Kopf und Rücken ſehen hellaſchgrau, der Bauch aber ſchmuzzig weiß aus.

Dem **Weibchen** fehlen über dem Geburtsglied allzeit die zwey Säugewarzen, die man an der vorigen Sorte bemerkt.

Uebrigens kömmt dieſe Art, die horizontalere Lage der hintern häutigen Theile der Naſe etwa ausgenommen, in allen Stücken mit der vorigen überein. Sie liebt eben den Auf-

*) Par. Maaß: Körper 1 Zoll 7 Linien; Schwanz 11 Linien; Breite 8 Zoll 1 Linie.

Aufenthalt, wird häufig in jener Geſellſchaft angetroffen, pflanzt ſich eben ſo fort, doch allezeit mit ihres Gleichen, und nicht mit der größern Art gepaart.

Ich habe beyde Sorten viele Jahre her in Menge beobachtet, zu allen Jahrszeiten in der Größe und Farbe, und als Männchen und Weibchen verſchieden gefunden. Man könnte ſie alſo wohl ohne zu irren, als **Arten**, ſo wie das große und kleine Wieſel, trennen, da weder das Alter, noch der Unterſchied der beyden Geſchlechter dieſe Verſchiedenheit verurſachen kann, und zum Kennzeichen der Art bey erſterer die **rothgraue** und bey dieſer die **hellaſchgraue** Rückenfarbe machen.

Zweyte Ordnung.

Thiere ohne Schneidezähne. *Bruta.*

Die Thiere dieſer ganzen Ordnung werden nicht in Deutſchland augetroffen, weil ſie theils wärmere Gegenden beſuchen, theils, wie das Wallroß, im Meere ſich aufhalten.

Dritte

Dritte Ordnung.

Raubthiere. *Ferae.*

Die Vorderfüße der Thiere dieſer Ordnung ſind mehrentheils größer, als die Hinterfüße, und bilden daher eine größere Vorder- als Hinterfährte.

Es fallen ihnen, ſo wie den wiederkäuenden Thieren, die Vorderzähne in ihrer Jugend aus, erſt die obern und dann die untern.

Hierher gehören 8 Gattungen und 23 Arten.

Die zweyte Gattung.

Der Hund. Canis.

Kennzeichen.

In der obern und untern Kinnlade ſtehen 6 ungleich lange Vorderzähne, wovon einige tief gefurcht ſind.

Die Eckzähne ſtehen einzeln, ſind lang, ſpitzig und gekrümmt.

Die Backenzähne ſind zackig, und 6 bis 7 auf jeder Seite.

An den geſpaltenen Füßen ſind vorne 5, und hinten 4 mit unbeweglichen Nägeln verſehene Zehen.

Die Fährten dieſer Thiere ſind einander ſehr ähnlich; ſie laufen geſchwind, beſteigen aber die Bäume nicht.

Ihre Nahrung beſteht vorzüglich in Fleiſch, daher ſie auch heißhungrig und reiſſend ſind. Das Weibchen hat mehrentheils 10 Säugwarzen, 4 an der Bruſt und 6 am Bauche; die an der Bruſt fehlen dem Männchen. Dieſes hat eine höckerigte Ruthe, wodurch bey der Vermiſchung ein Zuſammenhängen verurſacht wird.

Im

Im dritten und vierten Monate fangen ſie an die Vorderzähne, die ſie mit auf die Welt gebracht haben, zu verliehren.

Von dieſer Thiergattung kennen wir in Deutſchland und Thüringen 3 Arten.

(6) 1. Der (eigentliche) Hund.

Canis Familiaris. Lin.

Le Chien. Buff.

The Dog. Penn.

Kennzeichen der Art.

Den krummen in die Höhe und mehrentheils nach der linken Seite zu gebogenen Schwanz nimmt man als das Hauptunterſcheidungsmerkmahl des Hundes an.

Beſchreibung.

Der Hund iſt ſeit langen Zeiten auf der ganzen Erde, wie der Menſch, ausgebreitet, und es iſt daher ſchwer zu beſtimmen, welches ſein eigentliches Vaterland iſt, wo er ſonſt allein als wildes Thier gewohnt, und dann von da ſich allenthalben fortgepflanzt hat. Man nimmt dafür Oſtindien an, weil er daſelbſt in den älteſten Zeiten bekannt, und von da nach Afrika und Europa verhandelt wurde. Noch ſchwerer aber iſt zu beſtimmen, ob er nur einen Stammvater hat, wofür man den Schäferhund hält, und ob dann die Abänderungen bloß den verſchiedenen Himmelsſtrichen und Nahrungsmitteln zuzuſchreiben ſind, oder ob nicht vielmehr wegen der großen Verſchiedenheiten und Abweichungen in der körperlichen Bildung mehrere Arten unter den Hunden angenommen werden müſſen, durch deren Vermiſchung alsdenn die verſchiedenen Racen leichter erklärt werden können. Neuere behaup-

behaupten ſehr wahrſcheinlich, daß die Hunde keine eigentliche urſprüngliche Thierart ausmächten, ſondern daß der Wolf, Schakal *) und Fuchs ihre Stammväter, und durch dieſe verſchiedene Vermiſchung, durch Nahrung und Klima die mannichfaltigen Hunderacen entſtanden wären.

Die äußere Geſtalt dieſes Thieres iſt folgende.

Der Kopf ſteht horizontal, iſt immer länglicht, hat einen flachen vorwärts abhängigen Scheitel, an deſſen Hintertheile meiſt eine ſcharfe Erhöhung der Länge nach fühlbar iſt. Die Schnauze, von den Augen angerechnet, macht ohngefähr die Hälfte des Kopfes aus. Die Unterlippe wird an dem nackten und gezähnelten Seitenrande von der obern bedeckt. Die Naſe ragt über der untern Kinnlade hervor, iſt chagrinartig und immer feucht. Die Naſenlöcher ſind halbmondförmig und auswärts umgebogen. An den Seiten des Mundes befinden ſich fünf oder ſechs Reihen borſtenartiger Haare. In beyden Kinnladen ſtehen ſechs Vorderzähne parallel und ſenkrecht, wovon einige an einer oder beyden Seiten eingekerbt ſind, die äußerſten in der obern Kinnlade nicht genau an die innern ſchließen, und die äuſſerſten in der untern Zäckchen zur Seite haben. Die gekrümmten längern Hundezähne ſtehen einzeln. In der obern Kinnlade ſind auf jeder Seite ſechs und in der untern meiſt ſieben Backenzähne, wovon die vordern ſchmal und einſpitzig und die hintern breit und vielſpitzig ſind. Ueberhaupt hat der Hund gewöhnlich 42 Zähne. Die Zunge iſt lang, etwas flach und glatt. Die Augen ſtehen ein wenig ſchief, und

am

*) Canis aureus, auch Goldwolf. Er iſt wie ein Spitz geſtaltet, und hat die Größe zwiſchen dem Wolf und Fuchs. Er wird in Aſien häufig angetroffen.

am innern Augenwinkel bemerkt man eine kleine Nickhaut. Die Ohren ſind zugeſpitzt, bald hängend, bald aufgerichtet, der obere Rand der Gehöröffnung iſt umgebogen, der hintere Rand zweyfach und der vordere dreyfach. Im Geſichte ſind ſieben mit harten Haaren beſetzte Warzen. Der Hals iſt rund, beynahe ſo lang als der Kopf, der Leib faſt rund, und, ſo weit als die Bruſt geht, ſtark und hinten dünner. Das Weibchen hat an jeder Seite 5, ſelten nur 4 Brüſte, nämlich an jeder Seite der Bruſt zwey und des Bauchs drey. Die hintern Beine ſind etwas höher, als die vordern. Vollkommene Zehen haben ſie eigentlich nur vier, der fünfte iſt ein unvollkommener Daumen an dem Hintertheile der Füße. Die Ferſe ſieht man höher an den Beinen, als eine kahle Zehe ohne Klaue. Den Schwanz (Ruthe) tragen alle Hunde mehr oder weniger in die Höhe, und mehr oder weniger krumm gebogen. Ihr ganzer Körper iſt dicht mit Haaren beſetzt, wovon die auf den Rücken härter, als die übrigen ſind.

Die Farbe iſt, wie bey allen zahmen Thieren, ſehr verſchieden, und in den Haaren der Haut laſſen ſich 15 Näthe deutlich unterſcheiden, eine auf jeder Seite hinter dem kleinern Augenwinkel, eine auf jeder Seite in einem halben Cirkel um das Ohr herum, eine auf jeder Seite von dem Ohr an mit verſchiedenen Biegungen an dem Halſe herunter bis zu dem obern Ende des Bruſtbeins, wo ſie von beyden Seiten in einem Winkel zuſammenſtößt, eine, die von dem obern Ende des Bruſtbeins über daſſelbe herunter bis zu der unterſten Spitze läuft, eine auf jeder Seite des Bauchs zwiſchen dem Nabel und den Weichen, eine überzwerg auf jeder Seite am After, eine hinten an jedem Beine, bis an die Ferſe. Man bemerkt dieſe Näthe beſonders ſehr deut-

lich an den kurzhaarigen Hunden, und dieſe Thiere unterſcheiden ſich dadurch ſehr merklich von den andern, die zu dieſer Gattung gehören, vom Fuchs und Wolf.

Die Stimme iſt bey den meiſten knurrend, bellend und heulend, bey einigen bloß heulend, und bey andern, z. B. den Ißländiſchen, bloß leiſe murrend. Sie geben dadurch ihre Leidenſchafften zu erkennen, und es iſt wunderbar, daß viele Hunde den hellſcheinenden Vollmond, fürchterliche Geſtalten, blaſende Inſtrumente, das Geläute der Glocken ꝛc. verabſcheuen, und dieß durch gräßliches Heulen zu erkennen geben. *)

Ihr zunehmendes Alter kann man einigermaßen daran erkennen, daß ihre Haare dunkler, ſtumpf und ungleich, und im hohen Alter an der Schnauze, auf der Stirn und um die Augen grauer, und die Zähne ſchwarz, ſtumpf und ungleich werden, und im Alter ausfallen. Sie überleben zuweilen zwanzig Jahre, und werden im Alter gern blind und taub.

Wir führen hier folgende jetzt bey uns einheimiſche Hauptracen, die man reine nennen kann, an, deren Bildung merklich von einander abweicht, und denſelben wird man die Spielarten, welche durch die mannichfaltige Vermiſchung entſtehen, und die man in **einfache, doppelte** und **dreyfache** u. ſ. w. **Blendlinge** eintheilen kann, leicht unterordnen können, ſo wie wir es von den bekannteſten thun wollen**). Die Ausbreitung jeder Race in ihren Varietä-

*) Ihre Eigenſchafften der Seele ſiehe **Nutzen**.

) Sonſt macht man auch folgende 4 Abtheilungen unter den Hunden: 1) **Hunde mit langem Kopf und dicker Schnauze. a) Bauernhund, b) groſſer

rietäten aber genau anzugeben, iſt unmöglich, da ſie aus ſo vielen Urſachen ſo mannichfaltig ausfallen müſſen.

1) Der **Haushund**, Heidehund, Spitz, Pommer. Canis domeſticus. L. Chien loup. Buff. Pomerian Dog. Penn. Die Größe iſt verſchieden, doch iſt er allzeit größer, als ein Fuchs. Der Kopf iſt lang, die Stirne platt, die Ohren ſind klein und gerade in die Höhe ſtehend, die Schnauze iſt geſtreckt, ſpitzig, nicht ſehr gekrümmt, die Füße ſind ſtark, der Schwanz iſt aufgerichtet, vorwärts und zwar nach der linken Seite ſehr krumm gebogen; die Haare ſind am Leibe kurz, an dem Bauche, der Kehle, den Schenkeln und dem Schwanze lang. Hierher gehört auch

a) der kurz- und ſteifhaarige **Spitz**, Fix, mit etwas wolligem Schwanze, mit einer weißen Kehle, ſonſt meiſt fuchsroth von Farbe.

b) Der **Fuchsſpitz**, Wißbader Spitz. Man ſagt, daß er von der vorigen Art und dem Fuchs herſtamme. Er hat einen runden Kopf, eine hohe Stirne, ſehr ſpitzige Schnauze und ſehr lebhafte Augen. Das Geſicht iſt ſchwärzlich, und der übrige Körper fuchsroth. Der Körper iſt ſehr wollig und mit einzelnen Stachelhaaren beſetzt, und der Schwanz

ſer däniſcher, c) Jagdhund, d) Spürhund, e) Hühnerhund, f) Dachs, g) Pudel. 2) Mit langer enger Schnauze. a) der Spitzhund, b) Windhund. 3) Mit rundem Kopf, runder Schnauze, ſtumpfer Naſe, hangenden Lefzen. a) Bullenbeiſer, b) Mops, c) Dogge. 4) Mit rundem Kopf, länglicher Schnauze und langen Haaren. (die kleinſte Race) a) Kleine Pudel, b) Seidenhund, c) Engliſcher kleiner Waſſerhund, d) Bologneſer, e) Löwenhündchen.

Schwanz iſt ein ordentlicher Fuchsſchwanz, doch trägt er ihn gekrümmt, wie ein Spitz. Er übertrifft kaum die Größe eines Fuchſes, iſt ſelten und falſch.

c) Der **gemeine Schäferhund**, Bauernhund, (Haushund), Hofhund (Chien de Berger. Buff. Shepherds Dog. Penn.), welcher eine lange, etwas dickere Schnauze als der Spitz und kleine Ohren hat, die zur Hälfte ſteif und oben umgebogen ſind. Die Haare an der Kehle, Hals, Bauch, Schenkeln, und Schwanz ſind länger als an den andern Theilen des Leibes. Von dieſer Art zieht ſich der Jäger in Thüringen, die ſogenannten **Saufinder**. Er wählt darzu die ſchwarzen oder braunen, und gewöhnt ſie zu ihrem Geſchäfte, indem er ihnen Schweiß von wilden Schweinen zu freſſen (zum Genüß) giebt, ſie auf zahme Schweine hetzt und ſie anbellen läßt. Von Natur ſind dieſe Hunde auch gut zu Aufſuchung der Dachſe, wenn ſolche des Nachts im freyen Felde ihre Nahrung ſuchen. Man zieht auch aus ihnen Triffelſucher.

Ueberhaupt iſt dieſe Race von Hunden ſehr gelehrig und nützlich; beſonders zeichnen ſich die **kleinen Spitze** durch ihre Klugheit und Geſchicklichkeit aus.

Zu Haushunden nimmt man dunkelfarbene, damit ſie nicht von Dieben, und zu Hirtenhunden hellfarbene, damit ſie nicht vom Wolf erkannt werden.

d) Der **Wolfshund**. (Chien Loup.) Seine Benennung hat er von den Ohren und langen Haaren, wodurch er dem Wolf gleicht. Die Schnauze iſt lang und ſpitzig; der Kopf lang; der Körper und die Beine wohl proportionirt,

 der

der Schwanz lang und vorwärts gekrümmt. Die Haare ſind auf dem Kopf, an den Füßen und Ohren kurz, über dem ganzen Leib und vornämlich auf dem Schwanze ſeidenartig. Die ganz weißen ſind die ſchönſten Hunde dieſer Art. Die Fuhrleute haben ſie gern um ſich.

d) Der **Bullenbeißer**, Bärenhund, Bärenbeißer, Wachthund. Canis moloſſus. Dogue. Buff. Bull Dog. Penn. Er iſt der Statur nach größer als ein Wolf; hat eine dicke, kurze, aufgeworfene und glatte Schnauze, eine ſtumpfe Naſe, dicke herunterhängende Wangen, ein geiferndes Maul, und kleine herabhängende Ohren. Der Kopf iſt dick und breit, die Stirne platt, der Hals lang und dick, die Bruſt breit, der Schwanz in die Höhe ſtehend und vorwärts umgebogen. Die Lefzen, die äußerſten Haare der Schnauze, und die äußerſten Theile der Ohren ſind meiſt ſchwarz, die übrigen Haare erbsgelb, blaßgelb, blaßfahl, glatt, kurz, etwas länger am Schwanz und an den Dickbeinen. Die Schenkel ſind voll ſtarker Muskeln, ſo wie überhaupt der ganze Hund ſtarkleibig iſt. Er bellt dumpfig und kurz; ſonſt iſt er zahm und gutherzig, aber an Ketten angelegt und angehetzt für Fremde fürchterlich. Seine Stärke iſt außerordentlich, deshalb muß er Güter und Häuſer hüten. Bey der Jagd nützt er als **Hetzhund**, da er Hirſche und Schweine an den Ohren zu fangen, zu halten, und zu würgen Kräfte genug hat. Auch zum Stiergefechte wird er gebraucht. Man giebt ihn auf Meiſtereyen, läßt ihn da mit Aas füttern, wodurch er ſtark, geſetzt, und muthig wird. Der Jäger zieht ſich von ihm, dem Windhunde und däniſchen Hunde nützliche Baſtarden zur Hetze auf.

a) Der engliſche Hund, Dog, Kammerhund (Canis maſtivus. Dogue de forte race. Buff. Maſtiff. Penn.) ſtammt von dieſem und dem gemeinen Bauerhunde ab. Man findet ihn drey Fuß hoch. Der Unterſchied von dem Bullenbeißer beruht hauptſächlich auf der Größe, worin er jenen weit übertrifft; ſonſt hat er eine etwas längere Schnauze, und die Farbe iſt mehr abwechſelnd. Man richtet ihn eben ſo wie jenen auf wilde Schweine und Hirſche ab, ſie bey den Ohren feſt zu halten, ohne ſie zu beſchädigen.

b) Der Metzcher: oder Fleiſcherhund. (Matin. Buff.) Er iſt kleiner, hat eine längere gerade auslaufende, nicht ſo ſtumpfe Schnauze, und nicht ſo lappige Oberlippen. Die Ohren ſind mittelmäßig, mehrentheils halbhängend, der Leib hinten dünner, die Haare glatt und die Farbe gewöhnlich braun oder ſchwarz. Man haut ihm gern den horizontalen Schwanz ab; doch giebt es auch Arten, die mit Stumpfſchwänzen gebohren werden.

c) Der Saufinder, Saubeller, kommt in Anſehung der Geſtalt mit dem vorigen überein, hat aber ein langes rauhes Haar, gewöhnlich ſchwarz von Farbe. Man unterrichtet ihn an zahmen Schweinen oder auf der Saujagd an angeſchoſſenen Sauen, und dadurch daß man ihm die Fährte zeigt, und abriechen läßt. Wenn dieſe Hunde die Sau gefunden haben, ſo geben ſie durch das Anſchlagen ein Zeichen von ſich, alsdenn wird dieſe gewöhnlich mit größern Hunden gehetzt. Man kann alſo auch zu dieſer Abſicht kleinere Hunde brauchen. (ſ. oben n. 1. c.)

d) Der Saurüden hat einen ſtarken Kopf mit ziemlich flacher Stirn; die Schnauze iſt hinten dick und vorne ſpitzig,

die Beine ſind hoch, und der Leib läuft nach hinten dünne zu. Er iſt lang und rauchhaarig am ganzen Leibe, und von brauner oder ſchwarzer Farbe. Er wird, wie die Metzcherhunde gewöhnt, wenn der Saufinder das Schwein angemeldet hat, ſich demſelben an die Ohren zu hängen, und es feſtzuhalten.

e) Der **Mops**, Steindogge. (Canis Fricator L. Doguin. Buff. Pug Dog. Penn.) Er iſt nicht leicht über zwey Fuß lang und vom Bullenbeißer und andern kleinen Hunden entſtanden. Der Kopf iſt rund und etwas platt, die Schnauze mehrentheils ſchwarz, kurz und aufgeworfen, abgeſtumpft, die Lefzen ſind dünner und kürzer, als am Bärenbeißer, die Ohren herabhängend; das Haar iſt glatt, kurz, gelblicht oder ſchwarz, wie bey ſeinem Stammvater, dem er auch außerdem in der Leibesgeſtalt ähnelt. Man ſchneidet ihm die Ohren gewöhnlich ab, um ihm noch ein mopsmäßigeres Anſehen zu geben. Er hat einen ſanfmüthigen Charakter; pflanzt ſich nicht häufig fort, und wird in Thüringen nur noch einzeln als Schooshund angetroffen.

3) **Der Jagdhund.** Canis Sagax. L. Der Kopf iſt rund, ſtark, breit, der Hinterkopf mehrentheils eingefurcht, oder hat eine deutliche Erhöhung (Kamm). Die Schnauze iſt eben ſo lang, aber ſtärker als am Bauernhunde. Die Ohren ſind dick, breit und hängen lang herunter (ſind gut behangen). Der Leib iſt lang geſtreckt und mäßig ſtark. Die Beine ſind fleiſchig, und die Afterzehen haben Klauen. Der Schwanz iſt von der Wurzel an dick und läuft ſpitzig zu, ſteht in die Höhe gerichtet, und beugt ſich etwas vorwärts. Das Haar iſt bald ſchlicht, bald zottig, und die Farbe iſt verſchieden.

Die Jäger unterſcheiden dreyerley Jagdhunde:

A) Den **deutſchen**, welcher mittelmäßig lange Ohren hat, haarig, flüchtig und leicht von Leibe iſt.

B) Den **pohlniſchen**, welcher ſtärker und ſchwerer iſt, und längere Ohren hat. Beyde Arten ſind von Farbe roth, braun, braunroth, gelb, wolfsgrau, und nur ſelten ſchwarz.

C) Den **engliſchen** und **franzöſiſchen**, der das Mittel zwiſchen jenen beyden hält, und weiß iſt mit ſchwarzen, braunen, gelben oder rothen Flecken; alſo den **getiegerten Jagdhund**.

Dieſe Hunde, welche eine große Stärke beſitzen, ſchnell laufen, und beſonders einen ungemein feinen Geruch haben, werden zum Spüren, Aufſuchen, Aufjagen und Verfolgen des Wildes gebraucht. Es gehören alſo unter dieſe Race alle diejenigen Hunde, die bey den gewöhnlichen Jagden ganz unentbehrlich ſind, und ohne welchen der Jäger nicht Jäger ſeyn kann. Sie ſind in Anſehung ihrer Größe verſchieden, und nach dieſer und andern vorzüglichen Eigenſchafften wird ihr Gebrauch beſtimmt. Vorzüglich ſieht man bey der Wahl dieſer Hunde zu einem Geſchäffte darauf, daß man junge Hunde eben darzu abrichtet, wozu ihre Eltern abgerichtet waren, weil ihnen eine vorzügliche Fähigkeit zu ſolchen Verrichtungen angeboren zu ſeyn ſcheint.

a) Der **Leithund**, Spürhund. Dieſer muß eine ſtarke Bruſt, einen unterſetzten Körper, nicht zu hohe Füße haben, und von mittelmäßiger Größe ſeyn. Der Kopf darf kurz, die Schnauze aber nicht gar zu ſpitzig ſeyn, weil er eine dicke und breite Naſe haben muß, in welcher das Häut-

chen, welches zum Riechen beſtimmt iſt, mehr Platz ein- nimmt, vermittelſt deſſen er die Fährten der Thiere deſto deutlicher riechen (wittern) kann. Seine Beſtimmung be- ſteht darinne, den Aufenthalt des Wildes auszuſpüren. Den Namen Leithund hat er daher erhalten, weil er während ſeiner Arbeit an einem langen Riemen, der das **Hängeſeil** heißt, geführet oder geleitet wird. Man liebt die gel- ben Leithunde. Sie bleiben beſtändig in einem trockenen Hundeſtalle, der gegen die Sonne zu gebaut iſt, an einer Kette liegen, und bekommen des Tages dreymal Brod mit Milch, oder guter Fleiſchbrühe, abgebrühtes Roggen- oder Hafergeſchrot, zuweilen etwas friſches Wildpret, und gu- tes Hirſchblut. Den jungen Leithund läßt man fleißig auf- gebrochene Thiere beriechen und berupfen. Das Abrichten deſſelben, das ſogenannte **Arbeiten** geſchieht im Junius *), und man nennt dieſe Zeit die **Behängzeit**. Der Jäger zieht des Morgens vor Sonnenaufgang, wenn das Wild- pret etliche Stunden ins Holz zurück iſt, mit dem Leithunde, der an ein Seil angebunden iſt, längſt dem Holze hin, und lehrt ihn die Fährten aufſuchen (anfallen.) Kann er dieſes und er iſt ein Jahr alt, ſo nimmt er ihn mit auf die Vieh- trifften und lehrt ihn hier die Hirſchfährte von denen des Vie- hes unterſcheiden, damit er auch durch eine ganze Heerde hindurch, den Hirſch aufſpüren kann. Iſt ein Hund faul, ſo muntert er ihn dadurch zu ſeiner Arbeit auf, daß er in ein Gebüſch einen gefällten Hirſch verbirgt, welchem er in eine Klaue ein Stückchen Wildpret, das ſtark mit Blut (Schweiß) beſtrichen iſt, ſteckt, alsdenn eine andere Klaue in Schweiß ein-

*) Nicht im May, weil das Wild häret, und alſo der Hund auf die Fährte leicht verdorben werden würde.

eintaucht, und damit auf 100 Schritte eine Spur bis zum Hirſche macht, ihn auf dieſelbe führt, und mit Liebkoſen den Biſſen aus der Schaale heraus holen und genießen läßt. Man ſucht gern den Wind entgegen die Fährte, weil ſonſt der Hund die Witterung des Wildes bekommt, und ſie übergeht. Hat der Jäger eine ganze Gegend mit dem Leithund umzogen, alle Ein- und Ausgänge eingeſchloſſen, und findet keine Fährte vom Wild wiederum heraus, welches an der graden Anzahl der Wiedergänge *) erkannt wird, ſo iſt das Wild **beſtätigt** **), und der Jäger ſteckt zum Zeichen der glücklich vollendeten Arbeit ein Eichen- oder Buchenreiß (einen Bruch) auf ſeinen Hut, wenn er mit ſeinem Hunde nach Hauſe zieht.

b) Der **Schweißhund**, (Canis Scoticus. Blood Hound. Penn.) nächſt dem Leithunde der nöthigſte und nützlichſte Jagdhund, welcher dem Schweiß verwundeter Thiere nachgeht, und anzeigt, wo ſich dieſelben befinden. Es kann ein mittelmäßiger großer Jagdhund ſeyn, nur iſt ihm auch eine breite Naſe nöthig. Er wird zu ſeiner Verrichtung abgerichtet, indem man ihm oft Schweiß vorhält, und ihn an ſolche Orte führet, wo man dergleichen hingebracht hat. Diejenigen, welche von einem däniſchen Hunde und einem Jagdhunde erzeugt worden, und von rothbrauner Farbe ſind, werden für die beſten gehalten. Sonſt braucht man auch dazu die Dachs- und Hirtenhunde, welche leicht nach dem Schweiße gehn. Ein geübter und guter Schweißhund, jagt, wenn er geſundes Wildpret antrifft, daſſelbe erſt weg, ſucht alsdann die Fährte des angeſchoßenen Thieres wieder auf, um es nun ungehinderter verfolgen zu können.

N 5 c) Der

*) Des Aus- und Eingehens.

**) ſ. oben Beſtätigungsjagd S. 114.

c) Der **Hünerhund**, vorſtehender Hund, Bodenhund, Wachtelhund. Darzu wählt man in Thüringen mehrentheils gefleckte Jagdhunde von mittelmäßiger Größe und guter Naſe. Der Schwanz wird ihnen abgeſtutzt. Man dreßirt ſie gewöhnlich im zweyten Jahre; ſie können aber auch noch im dritten Jahre abgerichtet werden. Die hartnäckigen und ungelehrigen werden meiſtens die beſten. An Rebhünern ſelbſt, die ihnen vorgelegt werden, lehrt ſie der Jäger dieſes Federwildpret aufſuchen, vor daſſelbe hintreten (es zu ſtehen), daß er es entweder im Sitzen vor ihnen, oder im Flug, wenn er ihnen zuruft, es aufzujagen, ſchießen kann. Sie müſſen es ihm auch unverletzt überliefern. Diejenigen, welche par force abgerichtet werden, werden beſſer. Die ſpielend dreßirten haben keinen guten Appell und werden meiſtens zum Aufſuchen, die gut dreßirten aber zum Vorſtehen gebraucht.

d) Der **Waſſerhund**. Dieſer kann auch zugleich Hünerhund ſeyn. Man richtet ihn eben ſo, wie jenen ab. Die rauchhaarigen Jagdhunde ſind die beſten darzu.

e) Der **Parforce- oder Laufhund**. (Canis venaticus. Chien courant. Buff. Hound. Penn.) Man wählt darzu einen franzöſiſchen oder engliſchen großen Jagdhund, welcher einen länglichen Kopf, breite Stirn, langbehangene Ohren, hohe Hüften, dicke Lenden, grade Kniee hat, und einen hellen Laut von ſich giebt (laut anſchlägt.) Er muß ſo grauſam ſeyn, und in Geſellſchafft von mehrern ſeines Gleichen einen Hirſch auf der Fährte ſo lange verfolgen, bis er ermüdet zur Erde hinſtürzt.

f) Der **Stöberhund**. Der oben (n. c) beſchriebene Hünerhund iſt gewöhnlich in Thüringen auch Stöberhund.

Er

Er muß Haſen, Rebhüner, Schnepfen und andere Vögel 10 bis 20 Schritte vor dem Jäger aufſuchen und auftreiben, damit er ſie ſchießen, oder durch Windhunde hetzen kann. Wenn der Jäger einen eignen Stöberhund haben will, ſo nimmt er einen **Baſtarden von einem kleinen Jagdhunde** und **Dachshunde**, der ſich ſehr gut in dieſes Geſchäffte finden lernt, und dieß iſt denn **der eigentliche Stöberhund.**

Wie wir geſehen haben, ſo giebt es unter dieſer Abtheilung Hunde, welche mehrere Jagdgeſchicklichkeiten zuſammen in ſich vereinigen, und zu verſchiedenen Verrichtungen zugleich gebraucht werden können; allein man kann ſich auch freilich nicht allezeit mit Gewißheit auf ſie verlaſſen.

Sie werden alle in einem Alter von 10 Monaten zu ihrem Geſchäffte angewieſen, und man kann ſie leicht mit bloßem Brod und guter Brühe ernähren.

4) **Der große Budel**, Waſſerhund, Barbet, ungariſcher Waſſerhund. Canis aquaticus L. Grand Barbet Buff. Water Dog. Penn. Er iſt der gelehrigſte und treueſte Hund; lernt allerhand luſtige Handlungen verrichten, und läßt ſich auch eben ſo, wie der Hünerhund, zur Jagd abrichten. Beſonders geht er gern und zwar aus natürlichem Triebe ins Waſſer, und iſt daher zur Jagd der Waſſervögel ſehr geſchickt. Zu dieſem Gebrauch pflegt man ihn zu ſcheeren, den Schwanz zuſtutzen, einen großen Bart und die Augenbraunen ſtehen zu laſſen, damit er deſto beſſer ſchwimmen kann. Er lernt auch Trüffeln ſuchen. Was ſeine Geſtalt anbetrifft, ſo iſt er von mittelmäßiger Größe, der Kopf iſt dick und rund, die Schnauze kurz und ſtumpf, die

Ohren

Ohren breit und herabhängend, der Leib dick und kurz, der Schwanz faſt horizontal herabhängend, die Beine kurz und ſtämmig, das Haar krauß und wollig. Er wird alle Jahre geſchoren, und ſein Haar wird von Hutmachern und Strumpfwirkern benutzt. Hierher gehört:

a) Der kleine Budel, Zwergbudel, (Petit Barbet, Buff.) welcher dem Budel durchgängig gleichet, aber kleiner iſt, und eine weniger dicke Schnauze hat. Das Haar an den Ohren iſt überaus lang und gerade herunterhängend.

5) Der ſpaniſche Wachtelhund, langbehaarte Bologneſer, Seidenhund, Seidenbudel. Canis extrarius. L. Epagneul. Buff. Der Kopf iſt ſtark und rund, und die Ohren breit, hängend und mit langen Haaren verſehen, die Bruſt ſtark, die Schenkel kurz und der Schwanz in die Höhe ſtehend. Das Haar iſt etwas gerollt, lang und ſanft anzufühlen, gewöhnlich weiß, und nur ſelten braun oder ſchwarz. Er iſt gutherzig und ſcheinet jetzt in Thüringen den Mops aus den vornehmen Häuſern zu vertreiben. Seine weichen Haare geben gute Hüte und Strümpfe. Hierher gehört auch:

a) Der kleine ſpaniſche Wachtelhund. Er iſt nur kleiner, als die vorhergehende Art.

b) Der Bouffe ſtammt vom großen ſpaniſchen Wachtelhund und vom Budel ab. Er hat Figur des Körpers, Haar und Farbe von ſeinen Eltern geerbt, und mehrentheils an den Ohren ſchwarze oder braune Flecken.

c) Der kurzhaarige Bologneſer (Canis melitenſis. Lin. Gredin. Buff. Kings Charles Dog. Penn.). Der Kopf iſt klein und rund, die Schnauze kurz, das Ohr lang, der

Schwanz

Schwanz aufwärts gekrümmt, und das Haar wellenförmig, kurz, ſchwarz und gefleckt.

d) Die Pyrame (Pyrame. Buff.) iſt klein, und hat bey ähnlicher Geſtalt feuerfarbene Flecken auf ſchwarzem Grunde. Iſt dieſe Art Hunde ganz ſchwarz, ſo nennt man ſie gewöhnlich **engliſche Wachtelhunde**, weil ſie aus England ſtammen.

e) Der **angoriſche Hund**, Bologneſerhündchen, Maltheſerhündchen, ſpaniſches Hündchen, Schooshündchen (Canis melitaeus. L. Bichon. Buff. Shock. Penn.) iſt von ungemein kleiner Statur. Er ſtammt vom kleinen Budel und kleinen ſpaniſchen Wachtelhunde ab. Den runden Kopf und die ſtumpfe Schnauze ſcheint er vom kleinen Budel, und die langen glatten Haare, womit der Körper und ſonderlich das Geſicht beſetzt iſt, von dem ſpaniſchen Wachtelhunde zu haben. Man macht aus ihm, indem man ſeinen Hinterleib ſchiert, einen Löwenhund. Er wird von der Größe eines Eichhörnchens angetroffen. Man wäſcht ihn nämlich in der Jugend mit Brandewein, daß ihm die Haut zuſammen ſchrumpft, giebt ihm ſein Futter ſpärlich, und zwingt dadurch ſeinen Wuchs in ſolche enge Gränzen. Durch Begattung mit Budeln, Spitzen, Möpſen u. a. m. entſtehen viele Arten von Schooshündchen.

f) **Das eigentliche Löwenhündchen.** (Chien Lion. Buff.) Es ſcheint aus einer ähnlichen Vermiſchung, wie das Bologneſerhündchen entſtanden zu ſeyn, doch muß noch ein kurzhaariger Hund zu ſeinem Daſeyn beygetragen haben. Es unterſcheidet ſich von dem Bologneſer nur dadurch, daß der Hintertheil des Körpers, außer der zottigen Schwanz-

ſpitze

ſpitze, dünn oder vielmehr kurzbehaart iſt. Das lange Haar am Hals, das einer Löwenmähne nicht unähnlich ſieht, und der ſtarke Haarbüſchel am Schwanz haben ihm dieſe Benennung verſchafft.

6) Der **eigentliche Hünerhund**, gemeiner Hünerhund, Wachtelhund. Canis avicularius. L. Braque. Buff. Spaniel. Penn. Er wird in Thüringen nur einzeln angetroffen, und ſeine Geſchäffte verſieht ein gewöhnlicher Jagdhund. (ſ. n. 3. c.) Von dieſem unterſcheidet er ſich durch ſeinen dickern Kopf, kürzere und ſtärkere Schnauze, kürzere und ſchmälere Ohren, und kürzern, fleiſchigern und graden Schwanz. Er wird mit einem abgeſtumpften Schwanz geboren, und dieſer ſtirbt ihm oft noch ſo weit ab, daß man kaum die Wurzel deſſelben bemerkt. Er hat kurze Haare, und iſt meiſt mit braunen Flecken getiegert.

7) Der **große däniſche Hund**. Grand Danois. Buff. Daniſh Dog. Penn. Er hat die Geſtalt faſt völlig, wie der Schäfer- und Bauernhund, (n. 1. c.) nur ſind Körper und Ohren größer. Seine Farbe iſt mehrentheils fahl, grau und ſchwarz. Die Baſtarde, welche man von ihm und dem Windhunde, oder dem gemeinen Jagdhunde erlangt, geben gute brauchbare Hunde zur Jagd, und man richtet von ihnen die **Biber- und Fiſchotterhunde** wegen ihres ſcharfen Gebiſſes zum Anpacken ab.

a) Der **kleine däniſche Hund** ſoll nur eine Abart von obigem ſeyn. Man trifft ihn am meiſten ſchwarz an. Von dieſem leitet man den **türkiſchen Hund**, dem die Haare fehlen, ab.

Auch die **Roqvets** (les roquets) ſtammen von den kleinen däniſchen Hunden ab, haben aber die kurze Schnauze vom Mops.

8) Der gemeine **Windhund**, Wind. Canis grajus. L. Levrièr. Buff. Common Greyhound. Penn. Er iſt der ſchönſte Hund; alle Theile des Körpers ſind dünner und ſchlanker, als an andern. Der Kopf iſt gewölbt, lang und zugeſpitzt; die Schnauze **ſchmal**; die Lefzen ſind kurz, die Ohren ſchmal, dünne, aufgerichtet, und nur an den obern Enden umgebogen; der Hals iſt lang, der Rük-ken gebogen, der Bauch enge; die Schenkel ſind hoch und mager; der Schwanz iſt glatt, lang und herunterhängend, das Haar bald glatt, bald ſchlicht. Urſprünglich kommen dieſe Hunde aus der Levante. Sie laufen am ſchnellſten und bellen nicht viel. Es giebt vielerley Arten derſelben, die in Unterabtheilungen gebracht werden müſſen. Die größten braucht man bey der Jagd zu Hetzhunden auf Sauen und Hirſche. Zum Jagen und Hetzen der Haſen und Füchſe wählt man aber diejenigen, die von mittler Größe ſind, denn jene ſind zu ſchwer im Laufen und zu hoch, dieſe Thiere zu fangen (wegzunehmen). Die Alten müſſen die Jungen im Herbſte ſelbſt anführen, und ſie lernen ihre Kunſt durch Uebung. Durch die Vermiſchung mit andern Hunden bekömmt man verſchiedene Baſtarden, die der Liebhaber der Jagd gut nutzen kann. Denjenigen Windhunden, die man zur Jagd brauchen will, löſt man gleich nach ihrer Geburt die innere Afterklauen an den Vorderfüßen, und die kleinen obern Ballen ab, denn jene hindern ſie im Laufen, und dieſe werden bald wund, dahero ſie ſich bey dem Jagen wegen des Schmerzes, den ihnen das Anſtreichen verurſachet, ſchonen. Sie werden nicht unter einem Jahre zu ihrer Beſtimmung angewieſen, und derjenige, der darzu gewöhnt iſt, den gefangenen Haſen herbeyzutragen, heißt der **Ritter**.

a) Das

a) das **Windſpiel**, engliſche Windſpiel, der kleine Windhund, (Levron. Buff. Italian Greyhound. Penn.) iſt der kleinſte Hund dieſer Art, welcher zur Jagd gänzlich untauglich iſt, und nur wegen ſeiner Schönheit als Schooshund ernährt wird. Er hat einen kleinen und langen Kopf, einen ſehr ſchlanken Hals, und kurze Haare. Die Farbe iſt meiſt gelblicht. Er iſt aus England zu uns gekommen, iſt außerordentlich gefräßig, und hat die gute Eigenſchaft als Schooshund, daß ſich in ſeinen kurzen Haare die Flöhe nicht gut aufhalten können.

b) der **zottige Windhund** (Canis leporarius hirſutus.) iſt nur durch ſeine langen und krauſen Haare vom gemeinen Windhund unterſchieden, ſonſt hat er ſeine Größe und Stärke.

c) Der **Curshund**, Pürſchhund, iſt ein Abkömmling des Windhundes und des Däniſchen Hundes. Er hat einen langen Kopf, eine platte Stirn, eine ſtärkere Schnauze als der Windhund, kleine halbhängende Ohren, lange und fleiſchige Beine, und einen längern und ſchlankern Leib, als der Däniſche Hund und nähert ſich dadurch mehr dem Windhunde. Das Haar um dem Hals, unter dem Bauch, und am Schwanze iſt oft etwas länger, als das übrige, und die Farbe iſt verſchieden. Er wird vom Jäger gebraucht, ſowohl das angeſchoſſene und verwundete Wild zu verfolgen und einzuholen, als auch das unverſehrte zu hetzen und zu fangen.

d) Der **türkiſche nackte Hund**. (Canis aegyptius. L. Chien turc. Buff. Nacked dog. Penn.) Er heißt auch barbariſcher Hund. Die hohen Füße und der ſchlanke hinten

ſehr

ſehr dünne Leib giebt ihm das Anſehen des kleinen Windſpiels; allein der Kopf iſt dicker und die Schnauze kürzer. Außer den Bartborſten ſieht man faſt keine Haare, und die Farbe iſt braun, aſchgrau, ſchwärzlich, oder auch fleiſchfarbig. Die große Hitze der heißen Länder ſoll alle Keime der Haare vertilgt haben.

8) **Der Dachshund**, Dachskriecher, Dachsſchliefer, Dachswürger, Dachsfinder. Canis Vertagus. L. Baſſet. Buff. Turnſpit. Penn. Bey der Biber-Dachs-Fiſchotter- und Kaninchenjagd iſt er ſehr brauchbar. Es iſt ein kleiner Hund und hat einen dicken Kopf, eine lange ſtarke Schnauze, hängende Ohren, einen langgeſtreckten Körper, deſſen Rücken etwas ausgehöhlt iſt, kurze Beine und ein glattes Haar. Seine Haut iſt mehrentheils ſchwarz, oder braun mit rothen Flecken auf der Bruſt, über den Augen und unten an den Füßen. Zur Jagd wählt man die mittelmäßig großen und krummbeinigen, weil ſie in enge Höhlen kriechen müſſen. Man unterrichtet ſie durch Anhetzen an Katzen, und durch Einlaſſung in die Höhlen vorgemeldeter Thiere mit einem ältern Hund, der ſeine Kunſt verſteht. Hat man einen Dachs ausgegraben, ſo kann man ihm die Zähne ausbrechen, in eine breterne Röhre, die mit Erde beſchüttet iſt, fahren laſſen, aus welcher ihn der junge Dachshund herausholen muß. Auf die Füchſe macht man ſie hitzig, indem man ihnen erſtlich gekochtes Fuchsfleiſch, dem der üble Geruch ein wenig benommen iſt, und dann rohes, zu freſſen vorlegt, und zum Fiſchotterfang gewöhnt man ſie ſo, daß man ihnen, wenn man ſie ſehr hungrig hat werden laſſen, erſtlich das Futter in flaches Waſſer ſetzt, und alsdann in tieferes, daß ſie dazu ſchwimmen müſſen. Ihr Naturell lehrt ſie auch ſchon von ſelbſt in die Höhlen der Thiere kriechen.

Man hat von dieſen kleinen Jagdhunden vorzüglich zwey Arten,

a) den krummbeinigen Dachshund (Baſſet à jambes torſes. Buff.), deſſen Vorderſchenkel auswärts gekrümmt ſind, und

b) den geradeſchenklichten Dachshund (Baſſet à jambes droites Buff.), deſſen Schenkel gerade und natürlich gebildet ſind.

c) Der zottige Dachshund unterſcheidet ſich von dem gemeinen, blos durch ſein längeres kraußes Haar.

Es giebt auch verſchiedene Baſtarden vom Dachshunde, die ſich durch den langgeſtreckten Leib und die kurzen Beine kenntlich machen.

Aufenthalt. Der Aufenthalt der Hunde richtet ſich nach ihrer Beſtimmung. Sie lieben die Reinlichkeit, und wollen daher den Ort, den man ihnen zum Aufenthalte anweiſet, immer reinlich gehalten haben.

Wenn ſie ruhen, ſo ſitzen ſie entweder auf beyden Hinterfüßen, oder legen dieſelbe auswärts, und die Vorderfüße vorwärts ſo, daß ſie den Kopf darzwiſchen legen können. In der Wärme oder Sonne ſtrecken ſie alle viere von ſich und legen ſich auf die Seite, im Kühlen aber und des Nachts ziehen ſie alle viere an ſich, krümmen den Rücken und ſtekken die Schnauze zwiſchen die Hinterbeine. Sie ſchlafen ſehr leiſe, aber unruhig, haben oft böſe Träume, brummen und bellen daher im Schlafe, wie wenn ſie es mit einem Gegner zu thun hätten.

Nah=

Nahrung. Da der Hund zu den fleiſchfreſſenden Thieren gehört, ſo iſt ſeine natürliche und liebſte Nahrung Fleiſch, welches er friſch und noch lieber halb verfault verzehrt. Aus dem Pflanzenreiche genießt er alle von Menſchen zubereitete Vegetabilien, und beſonders die mehligen Speiſen ſehr gern. Inzwiſchen iſt es am beſten, wenn man ihm, um ihn geſund und ſtark zu erhalten, nur die Ueberbleibſel von Fleiſch, Knochen, gute Brühe und Brod oder auch letzteres nur allein, und zwar zu beſtimmten Zeiten giebt. Als Arzeney, vorzüglich wenn er purgiren oder vomiren will, welches er nöthig hat, da ſeine Haut gar wenig zum Schwitzen geneigt, dem Druck veränderlicher Witterung merklich ausgeſetzt iſt, welches in den edlern Theilen unangenehme Empfindungen verurſacht, frißt er einige ſtachlichte Kräuterarten, um aber die ſpitzigen Splitter von Knochen, die ihm im Magen und den Gedärmen unangenehme Empfindungen machen und Schaden können, einzuhüllen, Quekken; und anderes Halmengras, das er auch im Winter unter dem Schnee hervorſucht. Die Landleute halten dieſe Erſcheinung für eine Anzeige der Veränderung des Wetters, welches man aber ſchon aus den Mienen, die er bey dieſer Koſt macht, für das, was es iſt, erkennen muß. *). Er ſäuft wenig und wegen ſeiner langen Zunge, die er vorne etwas umbiegt, ſchwer; man ſetzt ihm nichts als klares friſches Waſſer vor. Seinen beizenden Unrath, deſſen er ſich mit Zwange entledigt, legt er gern auf kahle Plätze, und den

 Harn

*) Der Hund verdaut das Queckengras nicht, ſondern giebt es ganz unverſehrt von ſich, und man findet allzeit in den Exkrementen, wenn er es gefreſſen hat, die feinſten und ſpitzigſten Knochenſplitter feſt mit demſelben umwickelt.

Harn läßt das Männchen mit einem aufgehabenen Hinterbeine an erhabene Orte. Wenn ſich einige von ihnen zum erſtenmal ſehen, ſo ſcheinen ſie ſich dadurch zu begrüßen, daß ſie mit freundlichen Mienen unzähligemal auf einen Platz pißen.

Fortpflanzung. Die Begattung (das Laufen, Belaufen) des Hundes iſt überhaupt genommen an keine gewiſſe Zeit gebunden, doch geſchieht ſie mehrentheils des Jahrs zweymal, und zwar im Sommer oder Winter. Wer gute Hunde ziehen will, nimmt darzu einen kurzen, unterſetzten Hund (Räder) und eine geſtreckte Hündin (Betze, Luppe). Die Hündin reitzt den Hund, der ſich zu jeder Jahrszeit willig finden läßt, zu dieſem Geſchäfte der Liebe, und der Hund wittert ihr Verlangen auf allen Schritten, die ſie gegangen iſt, und folgt ihr beſtändig nach. Die Hitze dauert 10 bis 14 Tage, und ſie ergiebt ſich ihm mehrentheils nicht vor dem ſiebenten, nachdem einen oder zwey Tage vorhero ihre Geburtstheile die Spuren eines Blutflußes haben bemerken laſſen. Sie läßt auch mehrere Hunde und von verſchiedenen Racen zu, woher eben die vielen Ausartungen entſtehen, hängt mit dem größten, die ſie vorzüglich liebt, am längſten zuſammen, trägt 9 bis 10 Wochen oder 63 Tage, wird als Jagdhündin in den letzten Wochen nicht auf die Jagd geführt, und wirft 3 bis 12 Junge (Wölfe). Dieſe ſind 10 bis 12 Tage blind, und werden von der Mutter allein ſorgfältig gepfleget, geſäuget und ernähret. Sie leckt, erwärmt, vertheidigt und trägt ſie an der Haut des Halſes von einem bequemen Orte zum andern. Die Jungen von einer Hündin, die zum erſtenmal gebohren hat, nimmt man weg, weil ſie mehrentheils nicht groß werden, und die Mutter

ſelbſt

ſelbſt durch die Säugung entkräftet, und in ihrem Wachsthum geſtöhrt wird. Uebrigens werden derjenigen Hündin, von welcher man eine gute Nachzucht zu hoffen hat, gewöhnlich nur einige, welche die geſundeſten und munterſten ſind, gelaſſen, welche ſie wenigſtens zwey Monate ſäugen muß, und denen, wenn ſie durch die Muttermilch ihren Hunger nicht hinlänglich ſtillen kann, zuweilen Kuhmilch, oder in Milch eingeweichtes Brod vorgeſetzt wird. Sie bleiben aufs höchſte 6 Monate bey ihr.

Man zieht ſonderlich diejenigen, die im Frühling gebohren ſind, auf, weil ſie im Sommer einen beſſern Wuchs erhalten, und beſſer ihrer Beſtimmung gemäß unterrichtet werden können, als diejenigen, welche im Spätſommer, Herbſt oder Winter zur Welt kommen, und man hält ſie gern und glücklich zu dem Geſchäffte an, welches ihre Eltern trieben, weil ſie ſich darzu weit geſchickter und williger finden laſſen, als zu einem andern. Die jungen Jagdhunde zieht man lieber mit Brod und Suppe, als bey Fleiſchern, Schäfern und Feldmeiſtern mit Fleiſch und Aas auf, weil ſie von letzterm unſauber werden, den Geruch verlieren, und nicht lange dauern.

Sie können ſchon nach dem zehnten Monate ihr Geſchlecht fortpflanzen, aber man läßt es ihnen nicht eher als nach dem erſten Jahre zu.

Krankheiten. Unter den Hausthieren ſind die Hunde vorzüglich vielen Krankheiten unterworfen, da ſie nicht nur viele unangemeßene Nahrungmittel genießen, ſondern auch überhaupt eine ihnen ganz unangemeßene Lebensart führen

 müſſen

müſſen. Wir wollen hier die vorzüglichſten mit ihren beſten Heilungsmitteln angeben.

1) Verſchiedene Arten von Fiebern. Sie entſtehen aus verſchiedenen Urſachen, und äußern ſich, mehrentheils auf folgende Art: der Hund iſt froſtig, hat kalte Ohren, Naſen, und bleiche Leſzen, thut ängſtlich, hängt den Kopf zur Erde nieder, und verliert die Freßluſt. Die Natur hilft ſich mehrentheils ſelbſt, wenn ein Durchfall entſteht, und wenn dieß nicht geſchieht, ſo giebt man ihm Rhabarber mit ein wenig Salz vermiſcht in einer Pflaume als Purganz ein, und die Krankheit hebt ſich gewöhnlich.

2) Die Bräune, der Halsgeſchwulſt. Dieſe Krankheit ſtammt von ſchleuniger Abwechſelung der Kälte und Hitze und von Waſſermangel her, wodurch Stockung der Säfte und des Bluts in den kleinſten Adern entſteht. Das Zäpfchen im Hals und die Luftröhre entzündet ſich, und der ganze Hals ſchwillt an. Man legt dem kranken Hunde äußerlich ein Kißchen mit zertheilenden Kräutern auf, reibt ihm das Maul mit Salbey aus, und ſchüttet ihm Eßig, mit etwas Schießpulver vermiſcht, ein.

3) Die Raude, welche, wenn ſie nicht angeerbt iſt, von Erkältung, Unreinigkeit und ſchlechtem Waſſer, ſonderlich bey fetten und müßigen Hunden entſteht, und durch die dadurch verurſachte Schärfe und Erhitzung des Geblüts in kleinen Bläschen und Geſchwüren zuerſt hinter den Blättern und Knien ſich zeigt, und dann oft den ganzen Körper einnimmt, iſt eine anſteckende Krankheit, und wird durch verſchiedene Salben geheilet. Eine vorzügliche iſt dieſe: Man nimmt zwey Händevoll wilde Kreſſe, zwey Händevoll Alantkraut, eben ſo viel Mengelwurz und Goldwurz, ſiedet dieſe

Species in Eßig und Lauge, thut zwey Pfund Seife darzu, und beſtreicht damit den raudigen Hund.

4) Die Gicht. Dieſe Krankheit zeigt ſich, wenn einige Glieder ſteif, unbeweglich werden, und aufſchwellen. Die Stuben- und Schooshunde ſind ihr oft ausgeſetzt. Wenn Hunde bey Podagriſten ſchlafen, oder ihnen die Füße zur Linderung der Schmerzen lecken müſſen, ſo fallen ſie auch mehrentheils in dieſe Krankheit. Kaltes Bad widerſteht ihr zuweilen.

5) Die **Tollheit** oder **Wuth**. Die Hunde werden vorzüglich im Alter damit befallen, und zwar entweder im Sommer bey allzu großer Hitze, oder im Winter bey allzu großer Kälte, vornämlich wenn ſie ſich aus der Kälte ſogleich an warme Orte legen. *) Die Jäger unterſcheiden zweyerley Arten: 1) die **hitzige** oder die **reiſſende**, und 2) die **laufende** Wuth. Die **erſtere** iſt die allergefährlichſte; was einem ſolchen kranken Hunde begegnet, beißt und vergiftet er, es ſey Menſch, Hund, oder ein anderes Thier. Seine, wie Glas, glänzenden Augen ſind etwas gebrochen, er trägt den Schwanz in die Höhe, und ſchäumt nur wenig. Die

*) Man hat die Bemerkung gemacht, daß in Gegenden, wo eine trocknende Luft herrſcht, die Hunde eher toll werden, als in Gegenden, wo es feucht iſt. Denn die Hunde, welche in der Hitze mit offenem Munde und vorhängender Zunge laufen, treffen in letztern Gegenden mehr Feuchtigkeit an, welche ihre Zunge immer naß, ja bisweilen in der größten Sonnenhitze ſo naß erhält, daß das Waſſer in häufigen Tropfen auf die Erde fällt, welches man in erſtern Gegenden nicht ſieht. Dieſe Feuchtigket erhält ihr Geblüt durch die abgekühlte Zunge, und Lunge in der gehörigen Temperatur.

mit der **letztern** Art behafteten Hunde laufen beſtändig, meilenweit von einem Orte zum andern mit niedergeſenktem Kopfe und Augen, die von einer Entzündung roth ſind, laſſen die blaue Zunge heraus und den Schwanz herunter und eingezogen hängen, ſchäumen ſtark, ſuchen die Hunde auf und beißen ſie, aber nicht leicht die Menſchen. Diejenigen Hunde, welche ſie blutend beißen, werden auch toll. Beyde Aeußerungen der Tollheit laſſen ſich durch Merkmale vermuthen, auf die jeder Liebhaber der Hunde aufmerkſam ſeyn muß, um die traurigſten Folgen dieſer Krankheit zu verhindern. Sie meldet ſich nämlich an durch ungewöhnliche Schläfrigkeit und Traurigkeit, durch beſtändiges Aufſuchen warmer Oerter, als Oefen u. d. g., durch öfteres Hinſchleichen nach dem Futter ohne zu freſſen, durch Murren, wenn Menſchen und Thiere ihnen zu nahe kommen, oder ſie beunruhigen. Wie gefährlich es alſo ſey, Schooshündchen zu halten, und wie behutſam man mit ihnen umgehen müſſe, wird man daraus abnehmen können, weil man dieſe Vorboten der Wuth leicht als eine gleichgültige Unpäßlichkeit anſehen, und dadurch ſich das allergrößte Unglück zuziehen kann.

Man hat dieſem Uebel von langen Zeiten her vorzubeugen geglaubt, indem man den Hunden, wenn ſie drey Vierteljahr alt waren, die weißliche Sehne, die unter ihrer Zunge liegt, und der **Tollwurm** genennt wird, herausſchnitt, und man ſagte, daß ſie dadurch entweder gar nicht toll würden, oder doch, wenn ſie ja die Wuth bekämen, nicht bißen, ſondern ſtille lägen, bis ſie ſtürben. Allein man verurſacht leider! dieſen Schmerz den Hunden ohne Nutzen, und hat die traurigſten Beweiße von der Trüglichkeit dieſes Vorbeugungsmittels. Die vorzüglichſten Arzeneymittel, die man

jetzo

jetzo bey Menſchen, welche ſo unglücklich geweſen ſind, von einem wüthenden Hunde gebiſſen zu werden, mit dem beſten Erfolg braucht, ſind, der eigentliche **Maywurmkäfer** *), als Maywurmslatwerge, und die **Wurzeln der Tollkirſchſtaude** (Belladonna), die gepülvert in gewiſſen Doſen von einem geſchickten Arzte gegeben werden müſſen. **)

6) **Triefende und entzündete Augen.** Eine gewöhnliche Krankheit der Hunde, die man dadurch hebt, wenn man ihnen bloßes Waſſer von faulen borsdorfer Aepfeln, oder Roſenwaſſer, in welchem ein wenig Bleyzucker zerrieben iſt, auf die Augen legt.

7) Der **Durchfall.** Dieſem ſind die Jagdhunde oft unterworfen, wenn ſie ſich nach einer großen Erhitzung erkälten. Man unterſcheidet dieſe Krankheit vom bloſſen dünnen Leibe dadurch, daß die Exkremente ſehr flüßig, und mit allerhand fremden Materien abgehen. Bohnenmehl mit Siegelerde vermiſcht zu einem Brey gekocht, und den Hunden nüchtern zu freſſen vorgeſetzt, curirt dieſe Krankheit, welche, wie die Ruhr, anſtecket.

 8) Die

*) Meloë majalis. L. Er hat abgekürzte Flügeldecken, iſt grünlich ſchwarz, mit blaulich rothen Flügeldekken, und Einſchnitten am Hinterleibe. Er giebt bey der geringſten Berührung ein Oel aus ſeinen Beinen, dem die Heilkraft eben zugeſchrieben wird.

**) Iſt der Hund getödtet, und man will wiſſen, ob er toll war, ſo giebt man folgendes Zeichen als zuverläßig an, daß man ein Stück Braten in den Rachen des toden Hundes herumreibe, ſelbiges einem ausgehungerten Thiere vorwerfe; läßt dieſes den Braten liegen und läuft mit Schrecken davon, ſo war das erlegte Thier wüthend.

8) Die Verſtopfung. Dieſes Uebel erkennt man an den vielen unnatürlichen Bewegungen der Hunde, um den Unrath von ſich zu geben, und es iſt beſonders bey jungen Hunden gewöhnlich. Man purgirt ſie. (ſ. n. 1.) *)

9) Der Krebs. Dieſe Krankheit fängt mit einem Geſchwulſt hinter den Ohren an, aus welchem eine ſtickende Materie fließt, die immer weiter um ſich frißt. Mit dem beſten Erfolg brennt man den angegriffenen Theil mit einem glühenden Eiſen.

10) Der Kropf, Halsgeſchwulſt rührt von einer ſtockenden Feuchtigkeit her, die eine widernatürliche Ausdehnung der Haut verurſacht, ſo daß die Hunde weder freſſen noch ſaufen können. Man zertheilt dieſen Geſchwulſt, indem man den Hunden warme Umſchläge von in Eßig dick gekochten Linſen um den Hals leget.

11) Wunden. Diejenigen, welche die Hunde belecken können, heilen von ſelbſt ſehr bald, und die andern behandelt man, wie an den Menſchen.

Feinde. Die Hunde werden von den Wespen, Fliegen, Bremſen, Stechfliegen und Mücken gar ſehr verfolgt, und die Stechfliegen ſetzen ſich vorzüglich gern in groſſen Geſellſchafften an die Ohren, ſaugen das Blut aus, und verur-

*) Mit Clyſtiren gleich zu helfen iſt ſchädlich. Man giebt den Kräften, womit ſich die Natur immer ſelbſt hilft, durch dieſen unnatürlichen Weg der Hülfe, eine ganz ſchiefe Richtung, und man muß alsdenn, wie bey den Menſchen, die durch dieſes Mittel verwöhnt ſind, bey jedem kleinen kränklichen Zufall ſich deſſelben bedienen.

verurſachen dadurch Entzündung dieſer Theile und Grind. Wenn man die Hunde mit Waſſer beſtreicht, worin bittere Mandeln und Wermuth zerrieben ſind, ſo ſind ſie vor dieſen Verfolgungen ſicher.

Die **Kühmilben***), die auch **Hundezecken, Hundeläuſe** genennet werden, freſſen ſich beſonders den jungen Hunden, die nicht reinlich gehalten werden, in die Haut ein, und verurſachen Grind. Desgleichen plagen die **Hundemilben****) und **Hundeflöhe**, die etwas heller ausſehen, als diejenigen, welche die Menſchen heimſuchen, dieſe Thiere gar ſehr. Man ſchwemmt zur Vertilgung dieſer drey Feinde, die Hunde im Seifenwaſſer, ſiedet grüne Nußſchalen in Waſſer ab, und beſtreicht ſie nach dem Bade damit, und ſie weichen von ihnen.

Der **Bandwurm** ***), den man den Hundebandwurm nennt, wird bey den Hunden häufig angetroffen. Das Nufferiſche Specificum, welches aus Farrenkrautwurzeln mit Honig und Scammonium, von jedem gleichviel, bereitet, und den Hunden nach einer Suppe gegeben wird, ſoll den Wurm töden und abführen. Oft werden ſie auch vom Spul- und Springwurm (Aſcaris) geplagt.

Nutzen. Wegen der Menge vorzüglicher Eigenſchafften und der großen Nutzbarkeit, wodurch die Hunde dem ganzen

*) Acarus ricinus. L. Sie ſehen gelblicht aus.

**) Acarus reduvius. L. Sie ſind graurötblich.

***) Taenia canina. L. Der Hundewurm. Er iſt ſchmal und beſteht aus langen Gelenken. Man findet eigentlich dreyerley Arten im Hunde, den Kettenbandwurm, den kürbiskernigen, und den zackengliedrigen.

ganzen Menſchengeſchlechte wichtig werden, hat man ſie von den älteſten Zeiten her ihrer natürlichen Wildheit entrißen, oder wie andere wollen, ſich dieſelben durch die Begattung der gezähmten wilden Thiere ihres Geſchlechts zu verſchaffen geſucht, und ihnen unter den zahmen Hausthieren einen vorzüglichen Platz angewieſen. In ihnen vereinigen ſich auf eine ſehr nützliche Art Schönheit, Stärke, Geſchwindigkeit und eine Menge anderer Eigenſchafften und Fähigkeiten, die wir an andern Thieren zerſtreut bewundern. Beſonders zeichnen ſie ſich durch ihre Gelehrigkeit, und die Feinheit ihrer äußerlichen Sinne aus. Außerdem ſind ſie gerne um die Menſchen, und ſind denſelben bewundernswürdig getreu. Sie laſſen für ihre Herrn das Leben, und wenn ſie auch barbariſch von ihnen behandelt werden. Sie wiſſen ſie durch ihre Hauptſinne Gehör und Geruch von 1000 Perſonen zu unterſcheiden, verſtehen ihren Wink und ihre Mienen, und ſuchen ſie, wenn ſie ſie verlohren haben, in der Entfernung einer Tagereiſe wieder auf. Sie unterwerfen ſich willig den härteſten Züchtigungen, vergeſſen die Beleidigungen ſehr bald, und gedenken der Wohlthaten lange. Sie haſſen alle Faulheit, und ſuchen ſich dahero immer was zu ſchaffen zu machen. Sie ſind wachſam und beſchützen Häuſer, Güter und Heerden. Keine Heerde, kleines oder groſſes Vieh kann ohne ſie in Ordnung erhalten werden. Sie laſſen ſich zu allerhand künſtlichen und luſtigen Handlungen abrichten, als den Bratſpieß und Schleifſtein zu drehen, zu tanzen, zu trommeln u. ſ. f. Sie ziehen kleine Schlitten, und Karren, und werden daher in Kamtſchatka im Winter, wie die Pferde gebraucht. Vier Hunde ziehen drey erwachſene Perſonen und 60 Pfund Gepäcke ſehr behende fort, und ihre gewöhnliche Ladung iſt 240 Pfund. Auch in Frankreich

pflegt man ſie an manchen Orten an den Wagen zu ſpannen, um Waaren fortzubringen. Sie ſuchen Trüffeln und zeigen den Ort, wo ſie dieſelben durch ihren feinen Geruch ſpüren, dem Trüffeljäger durch Kratzen an. Den größten Nutzen aber leiſten ſie bey der Jagd anderer Thiere. *). In Norwegen gewöhnt man ſie zum **Vogelfang**, und zum Klettern auf ſolche ſteile Anhöhen, wohin ihnen kein Menſch folgen kann. Es hält mancher Pachter oft 16 ſolcher **Vogelhunde**. Sie ſind klein, lang und geſchmeidig und haben kurze Füße. Dieſe Jagd trägt ſolchen Pächtern oft das meiſte ein. Auch zum **Fiſchfang** laſſen ſie ſich abrichten. Ja man würde ein Buch ſchreiben können, wenn der ganze Umfang ihres Nutzens, den ſie durch ihre vorzügliche Seelen- und Leibeskräfte leiſten, beſchrieben werden ſollte.

Auch durch den Tod werden ſie den Menſchen noch nützlich.

Ihr **Fleiſch** iſt ſehr ſchmackhaft, und in Grönland, Oſtindien, China und auf der Goldküſte hält man ganze Heerden, die man mäſtet, ſchlachtet und ißt.

Das **Fett**, ſonderlich von verſchnittenen, wenn es gut ausgelaſſen worden iſt, ſchmeckt wie Gänſefett, heilt innerliche Gebrechen, und hilft, ſo wie ein genoſſener Braten von ihnen, den Schwindſüchtigen.

Die **Haut** liefert weiß gegerbt gute Handſchuhe und Unterfutter unter Masken, und rothgegerbt Schuhe und Stiefeln.

Die Kamtſchadalen bereiten die **Hundefelle** auf eine beſondere Art zu, und machen aus dieſem Pelzwerke die prächtigſten Staats- und Feſttagskleider. Auch bey den Chineſen

*) ſ. die Racen der Hunde.

neſen ſtehen ſie in Anſehen, und dieſe kaufen daher von den Ruſſen oft das Stück für einen Rubel. Man beſchlägt auch bey uns Stühle damit, macht Kiſſen, Tobacksbeutel und Mützen davon, und der Kürſchner verarbeitet die Felle der Budel als Unterfutter, und zu Müffen und Handſchuhen. Strümpfe von Fellen und **Haaren** kaufen die Podagriſten und die Haare einiger als der Budel, geben feine Hüte, Strümpfe und Salleiſten an manchen Tüchern.

In Oertern, wo vieler Saffian bereitet wird, als in Frankreich und der Levante hält man viele Hunde blos um ihres ſcharfen **Kothes** willen, den man ſammlet, und damit, auf die Fleiſchſeite gelegt, das Haar der Felle wegbeizet.

Und wie viel iſt die Arzeneykunde der **Zergliederung** dieſer Thiere ſchuldig? An lebendig zergliederten Hunden lernen mehrentheils junge Aerzte den innern thieriſchen Bau, den Mechanismus des Athemholens, die Circulation des Bluts, die Reizbarkeit der Nerven u. d. g. kennen.

Die Arzneymittel von den Hunden der **Speichel**, das **Gehirn**, die **Leber**, die **Galle**, das **Blut**, das **Haar**, das **Herz** und der **weiße Koth**, weißer Enzian (Album graecum. Merde de Chien.) genannt, ſind ziemlich aus der Mode gekommen, doch braucht man letztern noch mit gutem Erfolg zur Reinigung der Wunden von bösartigen Geſchwüren. Bey **Colikſchmerzen**, die von Erkältung herrühren, bindet man junge Hunde auf den Unterleib. Bösartige Flechſen und Engbrüſtigkeit hat man glücklich damit vertrieben, indem man junge Hunde mit ins Bett genommen hat. Sie bekommen dieſe Krankheit, und die Kranken geneſen. Eben ſo ſind Lähmungen der Arme geheilt worden, indem man einen

Hund

Hund auf dem leidenden Arm ſchlafen ließ. Die Schmerzen des **Podagras** ſollen durch das Lecken der Füße gelindert werden, und oft den Hund kontrakt machen. Eben daſſelbe heilet auch Wunden und Geſchwüre.

Manchen Kindbetterinnen und ſtillenden Müttern, leiſten junge Hunde, die noch blind ſind, gute Dienſte, indem ſie ihnen entweder den zu großen Ueberfluß von Milch ausſaugen, oder die zu tiefliegenden Bruſtwarzen in die Höhe ziehen und verbeſſern. Neuerlich hat man auch den **Magenſaft** der Hunde, ſo wie aller Raubthiere, für äußerliche Krebsſchäden und andere faulen Geſchwüre gar ſehr angeprieſen.

Schaden. Man würde den Hunden gar keine ſchädlichen Eigenſchafften zuſchreiben können, ob ſie gleich oft im **Zorn**, wo ſie die Haare ſträupen und mit den Augen funkeln, unſchuldige Menſchen und Thiere anfallen, wenn ſie nicht ſo leicht mit der fürchterlichen Krankheit der **Hundewuth** befallen würden *).

Oft beſchuldigt man auch mit Unrecht die Katzen, daß ſie die **Vögel in der Schneuß ausnähmen**, da es die Bauernhunde und Spitze eben ſo gern und oft thun.

(7) 2. Der Wolf.

Canis Lupus. Lin.

Le Loup. Buff.

The Wolf. Penn.

(Tab. III.)

Kennzeichen der Art.

Der Schwanz iſt langhaarig, und das Thier trägt ihn bald hängend, bald zieht es ihn zwiſchen die Hinterbeine.

Be-

*) ſ. Krankheiten. S. 215.

Beſchreibung.

Dieß Raubthier, das in allen Welttheilen und faſt unter allen Zonen in Wäldern wohnet, wird in Deutſchland immer ſeltner, und iſt in Thüringen faſt gänzlich ausgerottet. Nur ſelten kömmt es aus den öſtreichiſchen, mähriſchen, böhmiſchen und fränkiſchen Wäldern herauf und durchſtreift in harten und anhaltenden Wintern die dickſten Gegenden des Thüringer Waldes *). Unſere Jäger halten es daher für ein Zugſäugethier, wie die Zugvögel.

Man könnte den Wolf billig einen wilden Hund nennen, ſo ſehr iſt er demſelben in ſeinem innern und äußern Körperbau ähnlich. Er hat beynahe die völlige Geſtalt des groſſen Fleiſcherhundes, doch einen ſtärkern und geſtrecktern Leib, einen größern Kopf, und kleinere, aber ſtämmigere Füße. Auch in den Kinnladen und in den Muskeln des kurzen Halſes und der Beine beſitzt er eine größere Stärke, ſo daß er Ochſen und Pferde niederzureißen im Stande iſt.

Die Länge ſeines Körpers iſt ohngefähr 3 Fuß 11 1/2 Zoll und die Höhe 2 Fuß 10 Zoll **). Der Kopf iſt länglicht, ſtark, hat eine flache und breite Stirn und eine lange, aber ſtumpfe Schnauze. Der Rachen iſt beynahe bis an die Ohren geſpalten. Die Zunge iſt lang und rauch. Er hat, wie die Hunde, ſechs Vorderzähne in beiden Kinnladen, vier einzelne große Eckzähne (Fänge) und auf jeder Seite

*) In den waldigen und gebirgigen Gegenden von Niederöſtreich, Steyermark, Kärnten und Salzburg werden ſie noch am häufigſten angetroffen.

**) Par. Ms. Körper 3 Fuß 6 Zoll; Höhe 2 Fuß 6 Zoll; Schwanz 1 Fuß 6 Zoll.

Seite ſechs zackige Backenzähne. Doch ſind ſie in der Bildung von den Hundezähnen unterſchieden. Die beyden äuſſern Vorderzähne in der obern Kinnlade haben nämlich nur eine Spitze, und ſind gegen die nebenſtehenden ſchief abgeſchnitten, und die nämlichen in der untern Kinnlade haben an der Seite nach den Eckzähnen zu ein Zäckchen, die beyden folgenden in der obern und untern ſind ebenfals damit verſehen, die beyden mittelſten aber haben an beyden Seiten eins. Jeder von dieſen Zähnen hat auf der innern Fläche faſt ringsumher eine erhabene Einfaſſung, die in der untern Kinnlade weniger ſtark iſt. Die Eckzähne ſind etwas auswärts gebogen, und an der vordern ſowohl, als an der hintern Seite mit einer ſtumpfen Schneide verſehen. Der vorderſte Backenzahn iſt klein, rundlich und ſtumpf, der zweyte breitlicher, und die folgenden ſpitziger, breiter und ſtärker, als beym Hund. Die Augäpfel und Augenlieder ſind abwärts geſenkt, und die Augen ſtehen alſo ſchiefer, als beym Hund, ſind klein, funkeln im Dunkeln, und ſind wegen ihres ſchelen Blicks ſchauerlich anzuſehen. Die Ohren ſind kurz, ſpitzig und ſtehen aufgerichtet. Der Hals iſt kurz und ſtark; die übrige Proportion des Leibes, wie beym Hunde. Den lang und dick behaarten Schwanz (Ruthe, Standarte), welcher 1 Fuß 10 Zoll lang iſt, trägt er entweder grade herabhängend, oder die Spitze (Blume) zwiſchen die Beine eingezogen. Seine derben Füße ſind mit graden ſtumpfen Nägeln (Klauen) beſetzt. Im Gange (Trabe) iſt er plump, langſam und ſchüchtern wegen der vielen Verfolgungen, denen er von Menſchen ausgeſetzt iſt.

Das Haar iſt ziemlich lang, am Halſe ſteif aufrecht ſtehend, und wechſelt im Sommer und Winter die Farbe.

Im Sommer iſt es auf den Rücken rothgrau, im Winter aber gelblichtbraun mit grau und ſchwarz gemiſcht und am Bauche immer ſchmutzig weiß oder weißgrau. Der Schwanz hat gleiche Farbe. Die Vorderfüße ſind gelbbräunlich mit einem weißen Streif auf der innern und einem ſchwarzen auf der obern Seite, welcher bis an den eigentlichen Fuß reicht, und die Hinterfüße auf der auswendigen Seite bräunlich und auf der inwendigen weißgrau gezeichnet.

Sein Geruch iſt, wie ſein Geſicht und Gehör, ſehr ſcharf. Seine größte Stärke beſitzt er in den vordern Theilen des Körpers, in den Hals und Kinnbackenmuskeln. Er läuft mit einem Hammel, den er im Munde trägt, ohne dieſen die Erde berühren zu laſſen, ziemlich ſchnell davon. Er bellt nicht, ſondern heult gräßlich, wie ein Hund.

Von Natur iſt er ungeſchickt und furchtſam, aber die Noth macht ihn verſchlagen und beherzt. In den Wildniſſen der gemäßigtern Himmelsſtriche Europens geht das Männchen in Geſellſchaft ſeiner Gattin oder eine Geſellſchaft von mehrern (Rotte), wenn es nöthig iſt, zuſammen auf den Raub aus.

Die **Wölfin** hat einen ſpitzigern Kopf und dünnern Schwanz, iſt niedriger und ſchwächer. Beyde, Männchen und Weibchen haben einen allen Thieren unausſtehlich widrigen Geruch.

Ihr Alter dauert 15 bis 18 Jahre.

Aufenthalt. Der Aufenthalt dieſer Raubthiere iſt unbeſtändig, wegen ihrer Nahrung. Vorzüglich lieben ſie düſtere Wälder, Dickigte, Brüche mit moraſtigen und trocknen Stellen, in welchen ſie ſich am Tage verbergen. Hier

iſt

iſt es auch, wo ſie ſich begatten, und die Mutter ihre Jungen gebiert.

Nahrung. Der Wolf iſt unter den Raubthieren vorzüglich dasjenige, welches mit vieler Mühe und weiten Reiſen ſeine Nahrung ſich verſchaffen muß, und die Erlangung derſelben hängt immer von einem ohngefähren Zufall ab. Der Menſch verbirgt mit äußerſter Sorgfalt immer alle diejenigen Thiere vor ihm, von deren Raub er ſich nähren muß, und diejenigen, welche nicht unter menſchlicher Aufſicht ſtehen, machen ihm immer die größte Mühe, ſie in den dickſten und größten Wäldern aufzuſuchen und ſich ihrer zu bemächtigen. Beſonders geht es ihm im Winter zuweilen ſehr kümmerlich, wo ihn aber auch bey großem Hunger ſeine ſonſtige Furchtſamkeit verläßt und Kühnheit an ihre Stelle tritt. Des Tages über hält ſich der gefräßige und unerſättliche Wolf im Frühjahr in den dickſten Gehölze und im Sommer, wo möglich in hohen Getraide auf, und geht gewöhnlich nur, wie die Diebe, des Nachts auf den Raub aus. Er verfährt dabey ſehr behutſam, und nimmt die beſten Maasregeln, um ſein Leben nicht in Gefahr zu ſezzen. Er geht nie aus ſeinem Hinterhalte hervor, ohne vorher zu wittern und zu horchen, und ſoll ſich, wenn er nur mit dem Fuße an etwas anſtößt, vor Unwillen Geräuſch gemacht zu haben, in denſelben beißen. Er ſcheut geſpannte Stricke, Thüren und Thore und ſpringt lieber über Hecken und Mauern. Er hat den ſtärkſten Geruch (Witterung) und wittert über eine Viertelſtunde weit, ſehr genau, was für eine Art des Raubes ihm zu Theil werden wird; und iſt ihm dieſer nach ſeinem Gaumen, ſo ſind die andern Thiere, welche ihm auf dieſer Jagd begegnen, vor ſeinem Morden

ſicher. Im größten Hunger greift er Menſchen an, und hat er einmal ihr ſüßes Fleiſch gekoſtet, ſo lauert er beſtändig auf dieſe Nahrung, ſchleicht in die Dörfer, raubt Kinder, und gräbt ſogar die todten Leichnamme aus. Im Hunger fällt er auch in Geſellſchaft wilde Schweine, Pferde und und erwachſenes Rindvieh an, beſonders, wenn ſie des Nachts auf der Weide bleiben, auch jagt er auf dieſe Art Hirſche, vorzüglich trächtiges Rothwildpret, ja ſogar Bäre. Mit ſeinem Weibchen allein ermüdet er liſtig das ſchnelle Reh und den jungen Hirſch, wobey zu bewundern iſt, daß man, wenn Schnee liegt, findet, daß das Weibchen gerade in die Fußſtapfen des Männchens getreten iſt, daß man alſo glaubt, nur ein Wolf habe dieſe Spur gemacht. Im Winter, wenn der Hunger zu groß iſt, und ſie Paar und Paar nichts erjagen können, verſammlet ſich zuweilen eine ganze Geſellſchaft Wölfe durch ein gräßliches Geheul zu einer förmlichen, künſtlichen Jagd. Sie vertheilen ſich auf die Wege (Wechſel), welche das Wild, das ſie fangen wollen, gewöhnlich zu gehen pfleget, und jagen es dann einer dem andern zu, um es deſto leichter zu ermüden und zu erhaſchen. Lämmer, Friſchlinge und Gänſe ſind die Lieblingsſpeiſen des Wolfes. Trifft er letztere auf der Weide an, ſo würgt er einige, legt ihre Hälſe kreuzweiß über einander, faßt ſie daran mit ſeinem Rachen, und läuft ſo mit ihnen davon. Die Schaafe ſtiehlt er aus den Horden und Ställen. Er iſt oft ſo dreiſte, daß er ſich bey trüber, neblichter, regenhafter und ſchneyender Witterung an die an Schaf- und Viehſtällen liegende Hecken ſchleicht, und ſich unter den Schwellen durchgräbt. In den Ställen würgt er dann alles, iſt in dieſem Geſchäfte oft ſo emſig, daß er auch die Schüſſe und alles Klingeln, das ihm ſonſt ſo ſehr zu wider iſt, nicht ſcheut; und iſt er ein-

mal

mal in einem Hof eingebrochen, ſo wagt er alles, um einen Hund, ein Schaf, Schwein, eine Ziege, oder ein Stück Federvieh mit fortzuſchleppen. Haſen, Kaninchen, Ratzen, Hamſter, Maulwürfe, Mäuſe und Waldvögel erlauſcht er ſehr liſtig. In Ermangelung lebendiges Viehes ſtillt er auch ſeinen Hunger mit ausgeworfenen Eingeweiden und mit Luder, und in der äußerſten Noth fällt der Stärkere den Schwächern ſelbſt an. Seinen Raub weiß er ſehr künſtlich aus der Haut, ohne große Verletzung derſelben, auszuſchälen. Nach genoßener Mahlzeit wälzt er ſich. Er purgirt ſich auch zuweilen, wie die Hunde mit Gras, oder ſchafft ſich die Knochenſplitter auf dieſe Art aus dem Magen und den Gedärmen. Noch iſt zu bemerken, daß die Wölfin nicht leicht in der Nähe ihrer Jungen raubt, damit dieſe unentdeckt bleiben.

Fortpflanzung. Die Zeit der Begattung (Ranzzeit, Rollzeit) beginnt zu Ende des Decembers und dauert bis in die Mitte des Hornungs; doch bleibt jedes Paar nur 14 Tage hitzig. Zwey und drey Wölfe kämpfen oft grimmig um ein Weibchen. Bey ihrer Begattung hängen ſie, wie die Hunde, wegen des knochenartigen Wulſtes an ihrer Ruthe zuſammen. Das Weibchen iſt des Jahr nur einmal und zwar 2 1/2 Monat oder 11 Wochen trächtig, und wirft (wölft) alsdann in einſamen düſtern Wäldern in einem ſelbſtgegrabenen Loch unter den Baumwurzeln, oder unter einem Ufer, oder in einem alten vergrößerten Dachs- oder Fuchsbau auf ein von Moos bereitetes Lager, ihrem Alter nach, 3 bis 9 Junge, welche einer gewöhnlichen falſchen Sage nach, mehrentheils weiblichen Geſchlechts ſeyn ſollen. Die Jungen werden blind gebohren, bleiben in dieſem Zuſtande 10 Tage, die Mutter

ſäugt ſie 5 bis 6 Wochen und verbirgt ſie, bis ſie laufen können, ſehr ſorgfältig vor dem Vater und ihres Gleichen, welche ſie ſonſt auffreßen würden. Sie trägt ſie auch, wie die Füchſin, wenn ſie die Witterung von Menſchen in ihrer Abweſenheit merkt, am Halſe von einem Orte zum andern. Sie ſoll ihnen Anfangs ihre Nahrung vorſpeyen, oder wenigſtens vorkauen, bis ſie rohes Fleiſch und lebendige Thiere, die ſie ihnen vorträgt, um damit zu ſpielen, und ſie ſelbſt zu töden, verdauen können. In dieſem Zeitpunkte, ſagt man, führe ſie erſt dem Vater zu ihrem Lager, und zeige ihm ſeine Kinder, welcher ſie dann zärtlich zu lieben, und treulich zu beſchützen pflege; doch überläßt er die Nahrungsſorgen für dieſelben der Mutter allein. Die jungen Wölfe ſind von weißlichrother Farbe, und bleiben bey der Mutter, bis ſie ſich wieder begattet. Sie ſind nach 2 Jahren faſt gänzlich ausgewachſen und zur Fortpflanzung fähig. Wenn man junge Wölfe noch blind bekommt, ſo kann man ſie durch eine Hündin ſäugen laſſen; ſie laſſen ſich aber demohngeachtet ſchwer zähmen und werden allzeit mit zunehmendem Alter wieder mißtrauiſch und wild. In Perſien lehrt man ſie in ihrer Jugend tanzen und mit einer großen Anzahl Menſchen kämpfen, und giebt alsdenn mit ſolchen abgerichteten Wölfen dem Volke ein Schauſpiel. Ein ſolcher Wolf ſoll oft mit 500 Thalern bezahlt werden. Mit Hunden zeugen ſie fruchtbare Baſtarden, die als Schweißhunde gut zugebrauchen ſind.

Krankheiten. Die Wölfe werden, wie die Hunde mit der Raude und Tollheit, auch in der Wildniß, befallen, und ihr Biß in der Wuth iſt ohne Rettung tödlich. Der Jäger kennt einen wütenden Wolf an der hin und herwankenden unregelmäßigen Fährte.

Feinde. Alle Hunde haben eine natürliche Abneigung gegen den Wolf, und diejenigen, die ſich ſtark genug fühlen, greifen ihn auch muthig an. Beſonders ſcheint der ſtarke **Bauernhund** ſeine angebohrne Feindſeligkeit gegen ihn am mehreſten an Tag zu legen, indem er bey ſeinem Anblick die Haare in die Höhe ſträubt, und ihn muthig verfolgt. Siegt er, ſo läßt er ſeine Beute den Raben und andern Wölfen. Siegt aber der Wolf, ſo frißt er ſeinen Raub auf. Die **Wölfe** freſſen ſich auch einander ſelbſt auf; und ein kranker oder verwundeter verſchafft ſeinen geſunden Kammeraden allzeit eine herrliche Mahlzeit. Von den gelben **Hundeflöhen** werden ſie ſehr geplagt. Die Nattern, welche man ſonſt in ihnen gefunden zu haben vorgab, ſind nichts anders als große **Spulwürmer**; auch **Bandwürmer** findet man in ihnen.

Jagd. Die Jäger ſpüren das Daſeyn eines Wolfes an der **Fährte** (Tab. XIV. Fig. 1.), welche mehr lang als breit, und einer großen engliſchen Hundefährte nicht unähnlich iſt, nur daß die zwey mittlern Zehen enger zuſammen und die zwey äußern beſſer abſtehen, und überhaupt beſſer geformt ſind, als bey der engliſchen Dogge, die gemeiniglich mit offenen Klauen geht. Seine Ballen ſind auch weit ſtärker, breiter, weiter von den Zehen abſtehend, und drükken die Geſtalt eines Herzens mit drey ſichtbaren Grübchen im Boden ab. Er ſchreitet weit regelmäßiger und feſter, als irgend ein großer Hund in einer Linie fort (ſchnürt), wanket niemals in ſeinem Gange, ſondern ſetzet allzeit, wenn er gehet, den Hinterfuß gerade in die Vorderfährte, und wenn er trabet, die Hinterfährte allzeit drey Finger breit von der vordern ab, und dieſe iſt weit größer als jene. Wenn ihn

die Jäger geſpürt haben, und ſeinen Aufenthalt wiſſen, ſo wird er eingelappt und auf dieſe Art in Gruben, die mit Baumäſten oder Stroh bedeckt ſind, gefangen. Man ſtellt ihm auch große eiſerne Wolfsfallen, eine Art großer Schwanenhälſe auf. Er muß aber vorher, ehe eine ſolche Falle aufgeſtellt wird, mit in Gänſefett gebratener Rehleber gekirrt und alsdenn die aufgeſtellte Falle, und der Braten, der an ihr befeſtigt iſt, mit Geniſt von einem Ameiſenhaufen beſtreut werden. Man ſprenget ihn auch in Thüringen in einem Treibjagen durch Trommel- und Pfeiffenſchall und Schreckſchüſſe in Netze und ſchlägt ihn darinnen tod, oder, wenn keine Netze da ſind, ſo ſtellen ſich da, wo er vorbey traben muß, Schützen an, und erlegen ihn mit der Flinte. Ein Hund, welcher nicht darauf abgerichtet iſt, geht ihn nicht leicht an, und die Wunden, die er ihm reißt, heilen auch ſchwer. In ſeiner Gefangenſchafft, iſt er ſo zahm, daß man ihn ohne Gegenwehr töden kann. (ſ. S. 107)

Nutzen. Dieß Raubthier iſt wohl beſtimmt in Wildnißen das Ebenmaas unter dem Wild und den ſchädlichen Thierarten, die der Menſch daſelbſt nicht nutzen kann, zu erhalten.

Sein **Balg** giebt ein gutes **Pelzwerk**, welches keine Inſekten beſuchen. Man braucht ihn zu Wildſchuren, Müffen, und andern Kleidungen, zu Pferdedecken, Decken vor die Stubenthüren, und ein Stück koſtet oft 5 bis 6 Rthlr. Je weißer das Haar iſt, deſto ſchöner und koſtbarer ſind die Bälge. Sie werden aus Rußland, Pohlen, Frankreich, Virginien und andern Ländern zu uns gebracht.

Das Leder weißgahr gegerbet, giebt Handſchuhe und andere Sachen.

Der **Zähne** bedient ſich, in Stiele eingefaßt, der Mahler, Goldſchmidt, Kupferſtecher, Vergolder und Buchbinder zur Glättung und Polirung ihrer Arbeiten. Man faßt ſie auch mit Silber ein für Kinder, um durch das Beiſſen auf dieſelben das Durchbrechen der Zähne zu erleichtern, welches aber andere Zähne und Steine auch bewirken.

In der **Medicin** brauchte man ſonſt Fleiſch, Gedärme, Lunge, Herz, Galle, Magen und Knochen. Getrockneter pulveriſirter Wolfsleber bedienen ſich die Jäger noch immer, und wie ſie ſagen, mit gutem Erfolg für trocknen Huſten, und friſchaufgelegtes Fett für böſe Augen. Sonſt ſoll auch dieß letztere fürs Podagra helfen, und das Blut für die Colik.

Sein ſtinkender Athem macht, daß man ſein grobes **Fleiſch** nicht ißt; ja die Hunde wollen es gebraten nicht freſſen. Doch genießen es die Kalmukken, Tunguſen, und die ärmſten Lappländer.

Wenn man über ſeinen **Koth** Waſſer ſchüttet, und die Schafe damit betröpfelt, ſo ſollen ſie in wolfreichen Gegenden vor ſeinen Anfällen ſicher ſeyn.

Noch einen kleinen Nutzen ſtiften die jungen Wölfe, indem ſie, ehe ſie noch ſtark genug ſind, ſelbſt zu jagen, die Felder vom Aas reinigen.

Schaden und Mittel dagegen. Der Schaden, den dieſe Raubthiere ſtiften, ergiebt ſich aus ihrer Nahrung.

Den Menſchen fallen ſie nur in dem größten Hunger an *). Der Wanderer iſt in den größten Wildnißen vor ihnen geſichert, wenn er Feuer aufſchlagen, oder ſonſt einen klirrenden Schall hervorbringen kann. Der Reuter braucht nur etwas rauſchendes, eine Kette, einen Strick, oder ein Strohſeil hinter ſich her zu ſchleppen, ſo flieht der Wolf. Iſt er geſättigt, ſo verjagt ihn auch jeder Hund. Auch ſcheuet er ſich vor einem Seil, das über eine Hecke gezogen iſt, über welche er ſeines Raubes halber ſpringen muß.

Benennung. Nach dem lateiniſchen Namen der Art: Canis lupus, nennt man ihn auch: Wolfshund.

(8) 3. Der Fuchs.

Canis Vulpes. Lin.

Le Renard. Buff.

The Fox. Penn.

Kennzeichen der Art.

Der Schwanz iſt gerade und ſeine Spitze weiß.

Beſchreibung.

Der Fuchs, welcher ſich in allen Welttheilen verbreitet hat, wird in Thüringen häufig gefunden. Er iſt eines der ſchlaueſten, aber auch boshafteſten Thiere. Er raubt eben ſo fürchterlich, wie der Wolf, braucht aber nicht ſo viel Kräfte

*) Doch hat man geſehen, daß ſie auf den Schlachtfeldern die flachverſcharrten Leichnamme ausgegraben, und verzehrt haben. Von dieſen Wölfen, die das Menſchenfleiſch einmal gekoſtet haben, ſagt man, daß ſie alsdenn die Menſchen, und den Schäfer eher als die Heerde anfielen. Sie haben in Deutſchland den Namen Währwölfe, vor denen man ſich wahren und hüten ſoll.

Kräfte anzuwenden, ſeine Raubſicht zu befriedigen, da er mit mehr Klugheit zu Werke geht.

Die Länge ſeines Körpers beträgt etwas über 2 Fuß; die Höhe 1 Fuß 2 Zoll und der Schwanz iſt 1 Fuß 4 Zoll lang. *) Sein ganzes äußeres Anſehen gleicht einem mittelmäßigen Schäferhunde, oder einem Windſpiele, wenn man ſich kürzere Beine hinzudenkt. Ueberhaupt iſt der Bau ſeines Körpers ſchlank. Der breite Kopf hat eine platte Stirn, und läuft in einer langen Schnauze ſpitzig aus. Der Mund hat ein ſehr ſcharfes Gebiß. Die ſechs obern Vorderzähne ſind größer und ſpitziger, als die untern. Die zwey obern größern gekrümmten Hundezähne (Fänge) ſtehen von den Vorderzähnen etwas ab, um den zwey untern Platz zu machen. Oben befinden ſich auf jeder Seite ſechs und unten ſieben Backenzähne, wovon die letztern nur wahre ſtumpfe Mühlzähne ſind, die vordern aber dreyeckig und ſcharf zugeſpitzt ſind. Einem ſkeletirten Kopfe ſieht man die Liſt und die Schalkhaftigkeit des Thieres deutlich an. Die Zunge iſt lang, ſchmal und rauh. Die Naſe iſt, wie bey einem Hunde, eingekerbt und wittert weit. Die Augen liegen, wie beym Wolf, ſchief herab, ſind blaulicht und funkeln. Die Ohren ſtehen aufrecht, immer geſpitzt. Der übrige Körperbau iſt, wie beym Hunde, und der Bauch läuft, wie bey einem Windhunde, von der erhabenen Bruſt an ſchmal zu. Der Schwanz (Standarte, Stange, Ruthe, Lunde) iſt dick, mit weichen Haaren beſetzt, zottig, liegt beym Gehen auf der Erde auf und wird nur beym Laufen ausgeſtreckt.

Die

*) Par. Ms. Körper 1 Fuß 10 Zoll; Höhe 1 Fuß; Schwanz 1 Fuß 1 Zoll.

Die Farbe des Kopfes, der Schultern bis zur Hälfte des Rückens iſt roſtfarbig, oder dunkelroth mit gelbem Grunde, und der übrige Theil des Rückens bis zur Schwanzſpitze (Blume) iſt noch überdieß mit weiß überlaufen, welches die weißen Spitzen der Haare verurſachen. Die Seiten laufen nach dem Bauche zu weiß aus. Lippen, Backen, Kehle und ein Streif an den Beinen herab ſind weißlicht. Die Haare der Bruſt und des Bauchs haben einen blauen Grund und nur die Spitzen ſind weiß, daher dieſe Theile ins aſchgraue fallen. Die Schwanzſpitze iſt weiß. Die röthlichen Vorderfüße enthalten vier Zehen, welche, ſo wie die Ohrſpitzen, ſchwarz gezeichnet ſind, und die Hinterfüße fünfe. Sie ſind alle mit unbeweglich langen Nägeln verſehen. Ein alter Fuchs wird von Jahr zu Jahr grauer, die Bruſt wird weißer und die Haare um die Spitze ſeines Zeugungsgliedes (Ruthe) werden endlich ganz weiß.

Die **Füchſin** oder Betze iſt etwas ſchlanker gewachſen, als der Fuchs, ihre Kehle fällt von Jugend auf mehr ins weiße, und ihr Kopf iſt ſpitziger; übrigens iſt ſie ihm vollkommen gleich.

Die Stimme der Füchſe iſt kurz kleffend, doch ſchreyen ſie auch, wie ein Pfau, und zwar, wie man ſagt, wenn ſich das Wetter ändert, und heulen und knurren, wenn ſie böſe oder in Gefahr ſind. Sonſt laſſen ſich die Alten zur Zeit ihrer Begattung hören, und die Jungen, wenn ſie hungrig ſind, und jene mit der Nahrung zu lange zögern. Noch iſt zu bemerken, daß am Obertheil des Schwanzes ohngefähr 2 1/2 Zoll von der Wurzel ſich eine Drüſe (Viole, Fuchsblume) in Geſtalt eines Leichtdorns mit einer kleinen Oeffnung befindet, welche eine geronnene Fettigkeit enthält,

welche

welche ſo angenehm, wie Viole riecht, und die borſtenartigen Haare, welche um dieſelbe ſtehen, hochgelb färbet. Der Fuchs beißt nach dieſer Drüſe, wenn er verwundet wird; es ſey, daß der Geruch und Geſchmack dieſer Fettigkeit ſchmerzlindernd iſt, oder daß er durch dieſen Balſam ſeine Wunde heilen will. Er wird 14 Jahre alt.

Aufenthalt. Der Füchſe gewöhnlicher Aufenthalt ſind Höhlen in der Erde, die ſie ſich entweder ſelbſt graben, oder den Dachſen abjagen. Eine ſolche Wohnung nennt der Jäger einen **Bau**. Der Umfang deſſelben hält bisweilen 50 Fuß, die Tiefe 3 bis 6 Fuß, und hat gewöhnlich folgende Einrichtung. Alle äußern Oeffnungen gehen in langen Gängen (Röhren) fort, die ſich innerhalb vielmal durchkreuzen, und auf dieſe Art Gemeinſchafft mit einander haben. In dieſen Gängen aber ſucht das Thier ſeine Sicherheit und Bequemlichkeit nicht, ſondern dazu hat es beſondere unterirdiſche Wohnungen und Verſchanzungen angelegt, die man **Kammern** und **Keſſel** nennt, wo es bey Ungewittern, Stürmen, bey den Angriffen ſeiner Feinde hinflüchtet, ſich daſelbſt mit der größten Heftigkeit vertheidiget, und wo die Mutter ihre Jungen gebiert. Die Kammern, deren Anzahl, je nachdem der Bau groß oder klein iſt, verſchieden iſt, liegen vor den Keſſeln, und jede hat mehrentheils 3 Fuß im Durchmeſſer, iſt mehr oval als rund, und hat wiederum durch eine Röhre, welche mitten durchgeht, mit der nächſten Kammer Gemeinſchafft. In einer ſolchen bereitet ſich gewöhnlich die Mutter ihr Wochenbett. An der letzten Kammer befindet ſich dann eine überaus enge Röhre, welche etwa drey bis vierthalb Fuß lang iſt, meiſt erſt ſenkrecht in die Erde geht und dann wiederum in einem Bogen aufwärts ſteigt,

und

und zum Keſſel führt. Es befinden ſich in einem Bau höchſtens zwey ſolcher runden Plätze, welche etwa 2 1/2 Fuß Höhe und 3 Fuß Breite haben, und ohne fernern Ausgang ſind. Sie ſind die letzten Zufluchtsörter und die Schlafgemächer des Fuchſes. Zuweilen findet man auch nur ein Röhre, welche vom Eingang bis zum Ausgang, ohne eine beſondere erweiterte Wohnung inwendig zu enthalten, gerade durchläuft (eine Fluchtröhre.)

Dieſe Wohnungen nun trifft man mehrentheils in dikken Hölzern, ſelten im platten Felde, wo Feldhölzer in der Nähe ſind, und welche von Jägern **Nothbaue** genennt werden, an, und die Füchſe machen in Anſehung des Bodens, wenn er nur nicht gar zu ſteinig iſt, keine Auswahl.

Außer der Begattungszeit, und wenn ſie Junge haben, halten ſie ſich nicht gern in ihrem Bau auf, ſondern verbergen ſich lieber in dickem Gebüſch und im Schilfe trockener und gefrorner Teiche. Die Sonnenwärme lieben ſie gar ſehr, und man findet ſie oft vor ihrem Bau auf einem alten Stock oder auf einem Steine ſich ſönnen. Sie reteriren ſich auch im Nothfall, wenn ſie in der Verfolgung ihren Bau nicht erreichen können, auf die Bäume, wenn ſie ſchief genug ſind, um Anlauf nehmen zu können.

Im Winter halten ſie ſich ihrer Nahrung halber gern um die Dörfer auf, weil im hohen Walde der Schnee zu tief liegt.

Nahrung. Die vorzüglichſten Nahrungsmittel des Fuchſes ſind lebendige Thiere. Im Sommer ſchleicht er bey Tage um die Dörfer in dem Getraide herum, und ſtielt dem armen Landmann ſein Hühnchen vor ſeinen Augen weg. Im

Win-

Winter iſt er zwar nicht ſo dreiſte; aber wenn er ſich des Nachts in einen Hof ſchleichen kann, ſo würgt er alles Hausgeflügel, wie es ihm aufſtößt, und wie es ſcheint, in der Meynung, daß es ihm, wenn es nur erſt tod wäre, doch zu Theil werden müßte. Er trägt auch wirklich, wenn er nicht geſtört wird, ein Stück ſeiner gemachten Beute nach dem andern in einen nahen Buſch, oder verbirgt es im Getraide, Gras und unter dem Mooſe, und trägt es von da alsdenn in ſeinen Bau. Noch begieriger aber iſt er auf das wilde Geflügel und junge kleine Wildpret. Er ſucht die Neſter der Vögel auf der Erde und in niedrigem Gebüſche auf, raubt die jungen Vögel und Eyer aus denſelben, geht, wie der Vogelſteller, durch die ganze Schneide, die er entdeckt hat, und nimmt die Vögel aus. Er fängt faſt den ganzen Sommer hindurch junge Rehe, Haſen, Auerhüner Birkhüner, Haſelhüner, Feldhüner, Wachteln, Lerchen u. d. g., und beſchleicht auch von dieſen Vögeln die alten. Er hat einen außerordentlich feinen Geruch, und verſteht geſchickter, als eine Katze, dem Winde entgegen, auf dem Bauche an ein Thier zu kriechen, und daſſelbe durch einen ſchnellen geſchickten Sprung zu fangen, ſo daß das flüchtige Rebhuhn oft noch in der Luft von ihm ergriffen wird. Gelingt ihm zuweilen ein ſolcher Sprung nicht, ſo ſoll er, wie die Jäger ſagen, langſam und beſchämt auf ſeiner Spur zurück gehen, und gleichſam alle Schritte zählen, um zu ſehen, um wie viel er ſich verſprungen habe. Das meiſte Wildpret fängt er auf der Lauer und durch Liſt. Sieht er z. B. einen Haſen längſt einer Hecke herkommen, ſo legt er ſich dicht an dieſelbe auf die Erde nieder, und verfehlt ſelten, wenn ihm dieſer zum Sprung kommt, ſeinen Fang. Er kennt die Stellen ganz genau, wo ſich das Wild ſei-

ner Natur nach hinlagert, und durchſchleicht ganz langſam und bedächtlich jede Gegend aus Beſorgniß ein Stück zu übergehen oder aufzujagen, ſo daß auf dieſe Art ihm nach und nach alle im Lager ſitzenden Haſen und alle brütenden Feld- und Waldhühner zu Theil werden. Merkwürdig iſt dabey, daß er aus Furcht entdeckt zu werden, niemals in den nahen Bezirke ſeines Aufenthalts raubt, daher das Sprüchwort entſtanden iſt: **Der Fuchs jagt niemals auf ſeinem Bau.** Im harten Winter fängt er auch in Geſellſchaft alte Rehe, wenn dieſe nämlich bey tiefliegendem Schnee, der durch Thauwetter oder die Sonnenwärme eine harte Rinde bekommen hat, in ihrem ſchnellen Laufe aufgehalten werden. Der Fuchs frißt auch Bienenneſter aus, und gräbt den Erdhummeln des Honigs wegen nach. Er bedient ſich dabey ſeines Schwanzes zu Wegtreibung der Bienen und Hummeln, und diejenigen, welche ſich an ſeinen Körper ſetzen, ſucht er durch Reiben an Steinen und Bäumen und Wälzen auf der Erde zu töden. Den Igel, ſein herrlichſtes Gericht, ſucht er, wenn ſich dieſer in ſein ſtachlichtes Gewand gehüllet hat, durch Bepiſſen zur Aufwickelung zu bewegen, und dadurch betäubt muß dieſer wirklich ſeinem Mörder zur Beute werden. Er geht in Waldbächen auch den Krebſen nach. Hierbey mag ſich vielleicht einmal ein Krebs an ſeinen zottigen Schwanz gehängt haben, woraus man ihn hat beſchuldigen wollen, daß er um Krebſe zu fangen, ſeinen Schwanz blos ins Waſſer hienge, in welchen ſich dann alle Krebſe in der Gegend anklemmten, und ihm dieſes Leckermahl bereiteten. Er muß übrigens, wenn es an kleinen Wildpret in ſeinem Revkere mangelt, ſich auf die Mäuſe- Waſſerratten- Maulwurfs- Froſch- und Krötenjagd legen, oder mit Aas vorlieb nehmen (ludern). Er zieht den Feldmäuſen ordentlich nach,

und

und man trifft ihn, wenn ſich dieſelben in Jahren, wo es viel Eicheln, Buchecfern und Tannenſaamen giebt, in die Wälder begeben, auch in Wäldern, und wenn ſie im Felde bleiben, auch im Felde, an. Er frißt im Nothfall auch Schnecken, Heuſchrecken, Ringelnattern, Feld- und Gartenfrüchte, und im Winter Menſchenkoth. Die Weintrauben liebt er gar ſehr. Vor ſeinem Baue und in demſelben findet man gewöhnlich die Spuren ſeiner Raubbegierde in den Skeletten und Knochen der erwürgten Thiere; denn ſeinen Raub verzehrt er, wenn er nicht ganz ſicher iſt, mehrentheils in demſelben. Die Zeit über, da er ſich nicht im Bau aufhält, vergräbt er auch den Ueberfluß von ſeinen Nahrungsmitteln, indem er mit Hülfe ſeiner Pfoten und Schnauze ein Loch in die Erde macht, die Beute hinein legt, und ſie ſorgfältig mit Erde und Moos bedeckt. Hierbey verfährt er ſo behutſam, daß er, um ſicher zu ſeyn, allzeit erſt ehe er den Raub vergräbt, nach allen Gegenden wittert und ſich umſieht; dieß nach Endigung ſeiner Arbeit abermals, und in einiger Entfernung zum letztenmal thut.

Fortpflanzung. Der Fuchs und die Füchſin bleiben da, wo ſie ungeſtöhrt leben können, mehrentheils das ganze Jahr beyſammen. Die Zeit der Begattung (Ranzzeit, Rollzeit) iſt im Februar, und die Füchſin wird nur einmal des Jahres läufiſch. Sie ruft alsdenn ihren Gatten mit einer heiſern Stimme, womit ſie auch ihre Jungen um ſich zu locken pfleget, zum Genuß der Liebe. Zuweilen antworten ihr in eben der Sprache noch ein oder zwey andere Männchen ſtatt ihres eigentlichen Mannes, den ſie rufte, und kriechen mit ihr, wenn ſie der Tag bey ihren Liebesangelegenheiten übereilt, in den Bau, in welchem man daher zuweilen den Gat-

ten nebſt zweyen Nebenbuhlern bey ihr ruhig antrifft. Sie hängen in der Vermiſchung wegen der wulſtigen Ruthe zuſammen. Das Weibchen iſt 60 Tage oder 9 Wochen ſchwanger, und gebiert (wirft) gewöhnlich zu Anfang des Mayes in der Kammer eines friſchangelegten oder neu aufgegrabenen tiefen Baues auf ein von Moos und zuweilen von ihrer eigenen Wolle zubereitetes Bett 3 bis 9 Junge. Dieſe kommen blind zur Welt, und bleiben in dieſem Zuſtande vierzehn Tage. Wenn ſie einen Monat alt ſind, ſo führt ſie die Mutter vor den Eingang des Baues und ſäugt ſie an der Sonne. Um dieſe Zeit fangen auch Vater und Mutter an für ihre Jungen auf den Raub auszugehen, und tragen ihnen junges Wildpret und Federvieh zu. Unterdeſſen lagern ſich bey ſchönem Wetter die jungen Füchſe vor den Bau, ſönnen ſich, und ſpielen mit einander oder mit der lebendigen Beute, die ihnen von ihren Eltern iſt herbey gebracht worden. Haben ſie ſich lange genug mit einem ſolchen lebendigen Thiere, z. B. einem Rebhuhn, vergnüget, ſo töden ſie es, und ein jeder reißt ein Stück ab, trägt es in einen Winkel, und läßt es ſich von den andern unter beſtändigen Knurren, wie die Hunde, nicht nehmen. Die Füchſin liebt ihre Jungen zärtlicher als der Fuchs, denn ſie bringt ihnen weit mehr Nahrung, und trägt ſie auch, wenn ſie Menſchen oder Hunde, die bey ihrem Bau geweſen ſind, wittert, am Halſe fort, entweder in einen andern leeren Bau, oder in dickes Gebüſche oder ins Getraide.

Die Jungen ſind, wenn ſie im Junius ausgegraben werden, dick, plump, wollig, wie junge Hunde und weißgelb. Im dritten Monate (um Jacobi) laufen ſie ſchon mit

den

den alten zu Felde, machen luſtige Sprünge nach den Heuſchrecken, ſchnellen die erhaſchten Feldmäuſe in die Luft, und fangen ſie mit dem Munde wieder auf. Im Herbſte, wenn ſie die Alten abjagen, müſſen ſie ſich eigene Baue aufſuchen oder graben. Sie ſind im funfzehnten Monate völlig ausgewachſen, begatten ſich aber nicht immer ſchon im erſten Jahre. Sie laſſen ſich einigermaßen zähmen, verlieren aber ihre Wildheit nicht ganz. Man feilt ihnen, Schaden zu verhüten, die Zähne aus, und ſie machen in Geſellſchafft der Katzen und Hunde lächerliche Poſſen. Es iſt auch verſucht worden, alte Füchſe zahm zu machen, allein dieſe behalten stets ihre Fuchstücke an ſich. Sehr ſelten fallen weiße Füchſe. Nicht leicht paaren ſich die zahmen Füchſe mit den Hunden; doch hat man Beyſpiele, daß ſie ſogar fruchtbare Baſtarden mit ihnen gezeugt haben.

Krankheiten. Die Füchſe ſind vielen Krankheiten ausgeſetzt, mit denen die Hunde befallen werden. Auch ſie bekommen die **Wuth**, und das Weibchen wird beſonders zur Heckzeit **raudig** und behält gewöhnlich dieß Uebel bis in October. Bittere Mandeln verurſachen ihnen Zuckungen und den Tod.

Feinde. Die größte Verfolgung haben ſie von den **Hunden** auszuſtehen, und die größte Plage von den **Flöhen**. Die Jäger behaupten für gewiß, daß ſie, um ſich der letztern Feinde zu entledigen, den Mund voll Moos nähmen, rücklings ins Waſſer giengen, nach und nach den ganzen Leib bis zur Mundſpitze in daſſelbe tauchten, und wenn ſich dann die Flöhe alle in das Moos geflüchtet hätten, daſſelbe den Fluthen Preis gäben. Die **Krähen** und **Raben**

verathen ſie durch ein beſtändig wiederholtes Geſchrey', wobey ſie über ihnen herum fliegen, und warnen dadurch auch andere Thiere, ſich vor ihnen zu retten. Der **Bandwurm**, **Blaſenwurm** (*Veſicaria*), **Spulwurm**, ſind ihnen oft peinlich.

Jagd. Es wird dem Fuchſe wegen ſeines großen Schadens, den er als Raubthier der Wildbahn verurſacht, von den Jägern Sommer und Winter nachgeſtellt; ſie müſſen aber wegen ſeiner Liſt und feinen Sinneswerkzeuge ſehr behutſam zu Werke gehen. Die Redensart: **Schlau wie ein Fuchs**, iſt jedermann bekannt, aber niemand kann die Wahrheit derſelben beſſer einſehen, als die Jäger, die ihn in allen ſeinen Handlungen beobachten. Alle ſeine Schritte ſind mit der größten Vorſicht und Behutſamkeit gezählt. Er iſt ſtets auf der Lauer, uud äugelt und horchet ohn Unterlaß, wittert alle Fallſtricke, die ihm gelegt werden, und nimmt mit einem Worte alle nur mögliche Maasregeln zu ſeiner Sicherheit. Wenn man ihn im dickſten Gebüſche im Walde glaubt, ſo liegt er in einer Hecke am Dorfe und lauert auf die Hüner, und wenn man ihn kaum im Felde ſpürt, ſo liegt er bey näherer Unterſuchung ſchon wieder im Walde verborgen.

Im Junius beſucht der Jäger die Baue, die er in ſeinem angewieſenen Reviere weiß, alle, und ſieht ob die Fährten von alten, oder von jungen Füchſen, die vor denſelben ſpielen, zu ſpüren ſind.

Die **Fährte** des Fuchſes iſt einer Hundefährte (Tab. XIV. Fig. 2.) nicht unähnlich. Der Fuß iſt länglicht, die Klauen ſind vorne hinaus zuſammen gezwungen, und man

ſpürt

ſpürt beynahe gar keine Ballen. Wenn er gelaſſen trabet, ſo ſchnürt er ganz gerade, d. h. er ſetzt den Hinterfuß, (Lauft) der kleiner iſt, als der vordere, allzeit gerade in die vordere Fährte, und die Spuren gehen in einer geraden Linie fort. Nur in der Flucht greift er aus einander. Er iſt alſo in ſeinem Gange dem Wolf ähnlich.

Wenn die friſchen Fährten in einen Bau führen, ſo wird der Fuchs entweder in **Netzen gefangen** oder **gegraben.** Um ihn zu **fangen,** belegt man die gangbaren Röhren mit kleinen viereckigen Decknetzen, die im Quadrat etwa 3 Ellen halten, von dünnen feſten Bindfaden ſind, und an jeder Ecke eine Bleykugel haben. Wenn ein Dachshund den Fuchs ſtark treibt, ſo fährt derſelbe ſchnell zur Röhre heraus, das Netz giebt nach, die Kugeln umſchlagen ſich und er verwickelt ſich darinnen. Wenn er auf dieſe Art ſich nicht fangen läßt, ſo wird er in unfelſigem Boden **gegraben.** Man ſchickt nämlich zwey oder mehrere Dachshunde in den Bau, verſtopft einige Röhren, wenn er mehrere hat, und bedeckt die andern mit einem Garne, oder ſtellt einen Jagdhund oder Schützen mit einer Flinte davor. So bald der Fuchs die Hunde wittert, ſo begiebt er ſich ſogleich in eine Kammer und erwartet den Angriff. Bemerkt ihn hier der erſte Dachshund, ſo zeigt er es durch Bellen an, und der Fuchs muß ſich bald, indem die andere Hunde herbeyeilen, in eine andere Kammer zurückziehen. Erheben die Hunde ein allgemeines Bellen, ſo iſt er beſetzt, und hat dann keinen andern Zufluchtsort mehr, als den Keſſel, in welchen er ſich auch durch die enge Röhre begeben muß. Zu dieſem können ihm die Hunde nicht leicht wegen des engen und krummen Weges, der zu demſelben führt, folgen, der Jäger muß

 ſich

ſich alſo mit dem Ohr auf die Erde legen, den Ort genau bemerken, wo die Hunde liegen und bellen, und ihnen durch Aufgraben zu Hülfe kommen. Iſt erſt die Röhre abgeſtochen, ſo ſuchen ſie die Hunde durch Wühlen zu erweitern und zu dem Keſſel zu gelangen, unterdeſſen er mehrentheils ſo ſtille liegt, daß Jäger und Hunde nichts von ihm bemerken. Die Hunde würgen ihn dann entweder ſelbſt ab, oder der Jäger ergreift ihn mit einer eiſernen Zange und ſchlägt ihn tod. Sonſt behielt man ſie lebendig und veranſtaltete die grauſame Luſt des Fuchsprellens, wo in einem eingeſchloßenen Bezirke Herrn und Damen die Füchſe mit langen Nezzen, (Prellnetzen) oder mit einem ſtarken Tuch, welches die Prelle hieß, und worüber ſie paſſiren mußten, in die Höhe ſchleuderten, und wieder auffiengen, bis ſie ſtarben.

Noch auf eine andere etwas grauſamere Art kann man ſich des Fuchſes im Bau bemächtigen. Man verſtopft nämlich alle Röhren bis auf eine einzige, die dem Winde entgegen liegt, ſehr feſt. In dieſe ſteckt man einen Fuß tief ein Stückchen Tuch, das mit Schwefel überzogen iſt, zündet es an, wirft Blätter und anderes Geniſte darauf, damit ein großer Dampf entſteht, welchen der Wind in den Bau treibt. Iſt der Bau voller Dampf, welches man daran erkennt, wenn derſelbe ohngeachtet des entgegengeſetzten Windes wieder herausquillt, ſo verſtopft man auch dieſe Röhre. Den folgenden Tag wird man den erſtickten Fuchs bey der Oeffnung des Baues dicht am Eingang einer Röhre hingeſtreckt finden.

Im Winter wird er, wenn ihn die Kreiſer, die bey einem friſchgelegten Schnee jederzeit das Revier, bey wel-

chem ſie angeſtellt ſind, umgehen müſſen, an der Fährte in einer gewiſſen Gegend geſpürt haben, entweder eingelappt, oder geklappert, (ſ. oben S. 110.) oder im freyen Felde mit Hunden gejagt, wobey er ſich oft glücklich der Verfolgung ſeiner Feinde mit Laſſung ſeines übelriechenden Harns entledigt, welchen Geruch die meiſten Hunde verabſcheuen, ſich zurückziehen und den Fuchs nicht packen; erhaſchen ſie ihn aber, ſo wehrt er ſich tapfer. Der Jäger kann ihn auch auf dem Anſtand ſchießen, wenn er ſich unter dem Winde an diejenigen Wege (Wechſel) hinſtellt, die der Fuchs gewöhnlich nimmt, wenn er ſie eine Zeitlang ſicher gegangen iſt. Wiederum legt man ihm auch zu dieſer Jahrszeit Aas, oder eine andere Lockſpeiſe, z. B. eine gebratene Katze hin, und erſchießt ihn dabey aus einer Hütte. Er wird auch mit eiſernen Fallen, den ſogenannten Schwanehälſen, und Tellerfallen, die man bedeckt, und mit einer Witterung belegt, gefangen. Eine vortrefliche Witterung, mit welcher man den Fuchs auf dem Anſtand ſchieſſen oder in das Fuchseiſen locken kann, iſt folgende. Man nehme ein Pfund friſches Schweinefett, und laſſe ſolches in einem neuen Topf ſchmelzen. Alsdenn werfe man drey zerſchnittene Zwiebeln hinein, und, wenn dieſe braun gebraten ſind, ein Stückchen Campher eines kleinen Fingers lang. Sobald der Campher zergangen iſt, lege man kleine Stückchen Brod in der Größe der Haſelnüſſe in dieſe Maſſe, und wenn dieſe röthlich werden, thue man endlich zwey Löffel Honig hinzu. Wenn alles dieß zuſammen einigemal aufgekocht hat, ſo nehme man die Stückchen Brod heraus, und bediene ſich derſelben folgendermaßen. Man nehme ein Hammelgekröſe, tunke es in dieſe Miſchung und beſtreiche es damit, und ſchleppe es hinter ſich her bis zum Anſtand, oder dem gelegten Eiſen,

und laſſe von Zeit zu Zeit ein Stückchen von dem gebrate-nen Brod fallen. An das Eiſen muß die Witterung gut befeſtiget werden, ſonſt weiß ſie der ſchlaue Fuchs geſchickt wegzubringen, ohne ſich zu fangen. Dieſe Maſſe kann man lange in einem wohlverwahrten Topfe aufbehalten. In den Fallen beißt er ſich oft das Bein, oder den Schwanz, mit welchem er ſich gefangen hat, los, und entgeht ſo verſtümmelt den Nachſtellungen des Jägers und ſeinem Tode. Wenn man ihn wegen felsſigen Bodens nicht ausgraben kann, und eine Falle vor die Röhre legt, um ihn zu fangen, ſo bleibt er 6 bis 9 Tage in derſelben und hungert, ehe er ſich der Gefahr ausſetzt, gefangen zu werden. Weswegen man ihn alsdenn allzeit wie ſceletirt bekömmt. Auch niedrige Netze ſtellt man ihm auf und jagt ihn in dieſelbe; und reitzt ihn nicht nur durch das ungewöhnliche Geſchrey eines Haſen, ſondern auch einer Droßel und Maus. (ſ. Jagd.)

Nutzen. Der nützliche Beytrag, den die Füchſe zur Erhaltung des Gleichgewichts in der Natur thun, beſteht in Ausrottung der oft ſo ſehr ſich vermehrenden ſchädlichen Feldmäuſearten.

Das **Fleiſch** benutzt der Jäger bey der Abrichtung der Hunde, welche Füchſe jagen und fangen ſollen. Von den Oſtjacken, Grönländern, Tunguſen, Kalmucken und Tſuwaſchen wird es ohne Eckel genoſſen, und wer es nicht weiß, wird auch von uns ohne Bedenken, einen gut zubereiteten Fuchsbraten für Haſenbraten verzehren.

Vom erſten May bis erſten September braucht nur der Hutmacher die **Fuchshaare**, die übrigen Monate aber und beſonders im Winter, verarbeitet der Kürſchner den **Balg**

zu Pelzen, Müffen und Mützen. Die Fuchsbälge der alten Füchſe mit ſchönen weißen Kehlen ſind dem Kürſchner ſehr angenehm, und er bezahlt ſie theuer, weil er dieſe Kehlen zu Verbremungen und Pelzfutter verbraucht. Der Schwanz wird im Winter zur Erwärmung des Halſes getragen, und bey Verfertigung der rauhen Handſchuhe genutzt; auch beſtreicht man den Elektrophor, aus welchem man Funken locken will, mit demſelben.

In der **Apotheke** hat man die Lunge, die Zunge und das Fett deſſelben; und die Jäger und Waldleute ſind immer mit getrockneter Fuchslunge verſehen, mit welcher ſie ſich und ihren Nebenmenſchen in der Schwindſucht und andern Bruſtkrankheiten helfen wollen. Das Fell ſoll auch in Umſchlägen, oder in Stiefeln gefüttert beym Podagra, ſchmerzlindernd ſeyn.

Die Perſer beſtreichen die Hände mit Fuchsfett, damit ſie ihnen nicht erfrieren.

Schaden. Der Schaden, den dieſes Thier ſtiftet, ergiebt ſich aus ſeiner Nahrung. Wo viele Füchſe ſind, findet man in kurzer Zeit keine Haſen und Feldhüner mehr.

Varietäten. In Thüringen kennt man außer dieſem beſchriebenen gemeinen Fuchs, (vulgaris) der auch Birkfuchs, Waldfuchs und Feldfuchs (Hundfuchs) heißt, zwey Spielarten:

a) Den **Brandfuchs**, (Canis Alopex. L. Charbonnier. Buff.) Rothfuchs, Feldfuchs. Sein vorzüglichſtes Kennzeichen ſoll die ſchwarze Schwanzſpitze ſeyn. Er iſt mehrentheils kleiner, ſeine Haare ſind röther, als beym Birkfuchs

und mehr mit ſchwarz überlaufen. Der ganze Unterleib iſt mehr aſchgrau oder ſchwärzlich, als weiß, welches die dunkeln Spitzen der weißlichen Haare verurſachen, und auf der Bruſt befindet ſich meiſt ein weißer Punkt. Bey uns nennen die Jäger junge Füchſe von 1 bis 3 Jahren Brandfüchſe, deren Kehle beſonders noch blaulicht iſt, und nicht die weiße blendende Farbe der alten hat; ſie mögen übrigens eine weiße oder ſchwarze Schwanzſpitze haben. Ich kann ebenfals keine andern, als die Brandfüchſe der Jäger annehmen, da ich ſehr viele Füchſe geſehen habe, deren Schwanzſpitze ſchwarz war, und welche ſonſt kein Unterſcheidungszeichen vor den andern gemeinen Füchſen hatten und wiederum viele, welche obige Kennzeichen des Brandfuches und eine weiße Schwanzſpitze hatten. Ueberhaupt iſt die Farbe der Füchſe ſehr verſchieden; alle aber Brandfüchſe und Birkfüchſe, und wie ſie ſonſt gezeichnet ſeyn mögen, begatten ſich unter einander. Es werden in Thüringen oft beyde Geſchlechter ein Brandfuchs und Birkfuchs, als Männchen und Weibchen, aus einem Baue ausgegraben.

b) Den **Kreuzfuchs** (crucigera). Er hat weißgelbe Haare und einen ſchwarzen Streif vom Maul an über den Rücken, bis zum Schwanz, und einen andern quer über die Schultern über die beyden Vorderfüße. Man findet dieſe Spielart und eine andere, deren ganzer Körper mit ſchwarzen Haaren vermiſcht iſt, und von weiten ganz ſchwarz ausſieht, nur ſelten in Thüringen.

Die dritte Gattung.

Die Katze. Felis.

Kennzeichen.

In beyden Kinnladen befinden ſich ſechs gleiche ſpitzige **Vorderzähne**.

Die **Eckzähne** ſind einzeln, lang und keilförmig.

Auf jeder Seite ſtehen drey zackige **Backenzähne**. Die Zunge iſt rauh mit rückwärts gekehrten Spitzen.

An den **Vorderfüßen** befinden ſich 5, an den **Hinterfüßen** 4 Zehen, welche mit krummen ſpitzigen, zu ihrem Raube dienlichen Krallen bewaffnet ſind, die in häutigen Scheiden liegen, um durch das beſtändige Gehen nicht abgenutzt zu werden; ihre Fährte iſt daher rund, und bey ihrem natürlichen Gange geſchränkt, d. h. die Fußſtapfen liegen in einer krummen Linie, wie ein Zickzack hinter einander; der Hinterfuß tritt aber allzeit in die Vorderſpur.

Der Kopf iſt faſt rund, und nicht ſo vorwärts geſtreckt, als bey der vorigen Gattung. Die Naſenlöcher ſind klein. Die untere Lippe kürzer als die obere. Der Mund iſt mit ſteifen Barthaaren beſetzt. Die Augen blitzen im Dunkeln und haben einzelne lange Haare zur Seite. Die Ohren ſind zugeſpitzt. Der Schwanz iſt faſt immer lang.

Die Thiere dieſer Gattung ſind meiſt alle grauſame fürchterliche Raubthiere.

Die Weibchen haben 8 Säugewarzen.

Es giebt bey uns nur 2 Arten.

(9.) 1. Die Katze.

Felis catus. Lin.

Le Chat. Buff.

The Cat. Penn.

Kennzeichen der Art.

Der Schwanz iſt lang und geringelt, der Rücken hat der Länge nach, und die Seiten haben der Quere nach, laufende Streifen.

Beſchreibung.

Der Kopf dieſer Thiere iſt rund, das Geſicht platt, die Schnauze kurz und abgerundet. Das Maul klein, die Naſe vorne, wo ſie kahl iſt, dreyeckig, in der Mitte durch eine ſenkrechte Furche getheilt. Um die Lippen ſtehen 5 Reihen Barthaare, um das Maul vor Verletzung zu bewahren, wenn ſie auf ihren Raub zufahren, oder durch enge Löcher ſchlüpfen, und um die Biſſe der Ratten und Wieſeln abzuhalten. In jeder Kinnlade ſind 6 ſpitzige Vorderzähne, wovon die untern kleiner als die obern ſind, auf jeder Seite in beyden Kinnladen ein ſpitziger Eckzahn, und 3 ſpitzige faſt kegelförmige Backenzähne. Die Ohren ſind zugeſpitzt, inwendig kahl, aufgerichtet, gerade vorwärts geöffnet, und vor- und rückwärts beweglich. Die Augen ſtehen weit vor, ſind grünlichgelb. Der Stern liegt horizontal, ſchmälert ſich in der Hellung ſehr, und erweitert ſich, ihren Bedürfniſſen gemäß, nur in der Dunkelheit, wo er wie Feuer blitzt und ihnen bey ihrem Rauben vielleicht den Weg erhellet. Wahrſcheinlicherweiſe verurſacht dieß eine elektriſche Materie, die im Auge befindlich iſt. Die Backen ſind dick. Der Hals ſtark und rund. Der Körper lang und etwas gewölbt,

wölbt, wird aber im Springen, ſo wie der lange Schwanz ausgeſtreckt. Der Schwanz iſt kürzer als der Leib, gegen die Spitze hin dünner, mit großer Federkraft zum Springen verſehen, und ſteht gewöhnlich aufwärts. Die Füße ſind kurz und ſtark.

Der Balg hat verſchiedene Haarnäthe: eine von dem innern Winkel jedes Auges nach der äußern Spitze der Naſe; eine ungepaarte quer über die Naſe hinüber; eine ungepaarte über die Mitte der Bruſt und den Bauch längs hinunter, welche von einer andern zwiſchen den Vorderbeinen übers Kreuz durchſchnitten wird; eine auf jedem Vorderbeine vom Ellbogen bis an den Fuß, und eine von der Ferſe an, bis zum Auftritte. In ihren Handlungen zeigen ſie Klugheit und verrichten ſie alle mit einer beſondern Leichtigkeit. Sie unterſcheiden ſich in ihrem natürlichen und freyen Zuſtande durch ihren dicken Schwanz und durch die langen Streifen, die ihnen quer über den Rücken gerade, und nach den Seiten zu gewunden, laufen.

Das **Weibchen** iſt allzeit ſchlanker, hat eine ſpitzigere Schnauze uud nicht die dicken Backen des Männchens. Dieſe Thiere haben die Gewohnheit ihren ſtinkenden Koth einzuſcharren. Ihr Mauen, Schnurren, Schreyen und Ziſchen kennt jedermann. Sie mauen, wenn ſie etwas verlangen, ſchnurren *, wenn ſie ruhen, ziſchen, wenn ſie zornig ſind, und die Affekten, welche bey der Brunſt abwechſeln, drücken ſie durch alle die obigen und noch andere übellautende Töne

aus.

*) Dieß Schnurren oder Spinnen, welches zu ihren Eigenheiten gehört, wird durch ein Paar beſondere, zarte, geſpannte Häutchen in ihrem Kehlknopfe bewirkt.

aus. Sie können ein Alter von 18 Jahren erreichen. Es giebt 2 Racen.

a) Die zahme Katze.

Felis catus domeſticus. Lin.
Le Chat domeſtique. Buff.
The domeſtic Cat. Penn.

Beſchreibung.

Die Hauskatze ſtammt aus der Wildniß, und iſt, wie der Hund, durch die häusliche Erziehung, den gewohnten Umgang mit Menſchen zahm und ein Hausthier geworden. Sie iſt jetzt beynahe auf der ganzen Erde, die kälteſten Zonen ausgenommen, verbreitet *).

Ihre Größe iſt verſchieden, je nachdem ihre Nahrung und Wartung verſchieden iſt. Gewöhnlich iſt ihre ganze Größe, 1 3/4 Fuß, ihr Schwanz 1 1/2 Fuß lang und ihre Höhe faſt 1 Fuß. **).

Ihrer Beſtimmung nach, ſollte ſie des Tages ſchlafen, und des Nachts wachen, allein in der menſchlichen Geſellſchafft wird ihr dieſe Ordnung geſtöhrt. Sie ruhet ſitzend auf den Hinterfüßen, und ſchlägt den Schwanz um die vordern, oder liegend auf allen vieren, und biegt die Vorderfüße ein. Ihr Schlaf iſt leiſe und kurz. Geſicht und Gehör, iſt, wie bekannt, an ihr ſehr fein, und ſie mußte dieſe Eigenſchafften haben, wenn ſie den Endzweck des Schöpfers erfüllen, und in den dunkelſten Winkeln, unſere und ihre Feinde, die Mäuſe und Ratten ausſpähen und vertilgen ſollte. Deſto ſchlechter aber

*) Nach Amerika wurde ſie erſt durch die Spanier gebracht.

**) Par. Ms. Körper 1 1/2 Fuß; Schwanz 1 Fuß 3 Zoll; Höhe 9 Zoll 6 Linien.

aber iſt ihr Geruch, durch welchen ſie ihren Raub nicht, wie andere Raubthiere, ausſpüren kann. Ihr Gang iſt ſehr leiſe, und geſchieht mit eingezogenen Krallen. Flieht ſie vor etwas, ſo kehrt ſie die Augen herabwärts. Im Laufen und Springen iſt ſie ſchnell und leicht, worzu ihr der lange Schwanz ſehr dienlich iſt; kann aber nicht lange ausdauern. Sie kann ſehr geſchickt klettern, ſpringt von einem Baume zum andern, und geht über die ſchmälſten Latten und Stangen. Stürzt ſie, indem ſie unvorſichtig einen Raub erhaſchen will, von einem hohen Baum oder Haus, oder wird ſie leichtfertig von hohen Orten herabgeſchleudert, ſo fällt ſie ſich ſelten tod, ſondern ſteht, da ſie während dem Fallen mit gebogenem Rükken beſtändig einen halben Cirkel in der Luft beſchreibt, wenn ſie auf die Erde kömmt, auf allen vier vorgehaltenen Beinen, ſchüttelt ſich einigemal, und läuft mehrentheils unbeſchädigt davon. Der Schwanz kömmt ihr hierbey ſehr zu ſtatten, ſteht gerade in die Höhe und vertritt die Stelle des Ruders.

Ihre ſchöne Geſtalt, Reinlichkeit und ſchmeichelndes Weſen macht, daß man ſie als Hausthier liebt, ob ſie gleich die Treuherzigkeit und Gelehrigkeit des Hundes nicht beſitzt. Ihr Naturell, daß ſich ſo oft in Falſchheit, Tücke und Genäſchigkeit äußert, bleibt immer daſſelbe, und zeigt ſich, wenn ſie von ohngefähr in die Wildniß kommt, wieder in ſeiner ganzen Stärke.

Ein merkwürdiges Phänomen zeigt ſich bey ihr mehr, als an andern Säugethieren. Wenn man ihr im Dunkeln mit der trocknen Hand vom Schwanz nach dem Kopfe zu über den Rücken hinfährt, ſo fahren viele Funken mit einem Kniſtern

aus

aus ihren Haaren *). Sie pflegt ſich auch, wenn ſie ſich verunreinigt hat, mit ihren Vorderpfoten zu kämmen und zu waſchen, welches von manchen Perſonen für ein Zeichen der Veränderung des Wetters gehalten wird.

Die Farbe iſt, wie bey den meiſten Hausthieren, verſchieden. Es giebt weiße, ſchwarze, braune, aſchgraue, gelbe, graugeſtreifte und ſchäckige Katzen. Derjenige Kater, der drey verſchiedene Farben hat, wird für vorzüglich ſchön gehalten, und iſt eine Seltenheit, ſo wie der ganz blaue **).

Aufenthalt. Ob die zahmen Katzen gleich zu den Hausthieren gezählt werden, ſo ſind ſie es im Grunde nur halb. Denn ſie halten ſich nur zu denjenigen Herrn, und in denjenigen Häuſern auf, wo es ihnen am beſten gefällt, und die meiſten gewöhnen ſich mehr an ein oder mehrere Häuſer, als an die Bewohner derſelben. Zu bewundern iſt, daß man dieſe Thiere 1 bis 2 Meilen weit von ſich entfernen kann, und demohnerachtet finden ſie ihren alten Wohnort wieder auf, wo ſie ſich wohl befanden.

Nahrung. Da es fleiſchfreſſende Thiere ſind, ſo iſt ihre liebſte Nahrung Fleiſch, doch genießen ſie auch ſonſtige Men-

*) Aus dieſen elektriſchen Ausdünſtungen läßt ſich auch wohl die Antipathie mancher Perſonen mit dieſen Thieren erklären, die oft, wenn ſie ihnen nahe ſind, Aengſtlichkeit und Ohnmacht bekommen, ohne ſie zu ſehen.

**) Katzen, welche eine vorzüglich abſtechende und in die Augen fallende Miſchung ſchöner Farben haben, nennt man ſpaniſche; ganz aſchgraue ins bläulich ſchielende, Cartheuſerkatzen; Katzen mit ſchwarzen Streifen auf einem hellern Grunde, welche auf dem Rükken grade, auf den Schenkeln gekrümmt ſind, Cyperkatzen u. ſ. f.

Menſchenkoſt. Wegen ihrer kurzen und ſchlecht geordneten Zähne, ſuchen ſie gerne die zarteſte Fleiſchnahrung auf. Zu ihrem Tranke mögen ſie gern Milch, und ſaufen ſehr oft, mit der Zunge leckend, wie die Hunde. Wegen ihrer groſſen Feindſchafft, die ſie gegen das Mäuſegeſchlecht haben, kann man ſie beynahe in keiner Haushaltung entbehren. Den Gärten werden ſie nützlich, weil ſie den Feldmäuſen, Reitmäuſen und Maulwürfen auflauern. Da ſie aber die Natur mit Leichtigkeit und ſcharfen Klauen verſehen hat, ſo können ſie auch die Bäume beſteigen, nehmen da den unſchuldigen Vögeln die Neſter aus, und die Taubenſchläge müſſen vor ihnen wohl verwahret werden. Den Schneidenweg (Schneuſenweg), den ſie einmal mit Vortheil gegangen ſind, verlernen ſie ſo leicht nicht wieder.

Sie jagen auch junge Haſen; daher an manchen Orten das Jagdgeſetz noch gültig iſt, daß den Katzen die Ohren entweder geſtutzt oder geſchlitzt werden müſſen, weil ſie die Näſſe des Graſes und Gebüſches, welche ihnen ihre empfindliche Ohren befeuchtet, und ein Kitzeln darin verurſacht, von dieſer Jagd zurückhält. So ſehr ſie auch das Waſſer ſcheuen, ſo gehen ſie doch den Fiſchen und Fröſchen an ſeichten Bächen nach. Ihren Raub feſtzuhalten, kommt ihnen ihre rauhe Zunge ſehr zu ſtatten. Bey großem Hunger (hiervon hat man Beyſpiele) fallen ſie unwehrſame Kinder und Leichen an.

Die Art, ihre Beute zu erlangen, iſt bekannt genug; ſie ſchleichen nämlich an dieſelbe mit niedergebogenem, geſtrecktem Leibe, liegen dann ſtill, wedeln mit dem Schwanze, zielen und ſuchen ſie durch einen Sprung mit ihren Klauen zu erhaſchen. Gelingt der Sprung nicht, ſo iſt die Maus oder das verfolgte Thier von ihren Verfolgern befreyet.

Sie kauen langſam und ſchwer, und ſchütteln den Kopf, ſo oft ſie etwas feuchtes nehmen.

Den Geruch einiger Kräuter, als der Katzenmüntze, des Baldrians und vorzüglich des Marumverums lieben ſie ſo ſehr, daß ſie ſich vor Vergnügen auf denſelben wälzen, ſie zerbeißen und ausſcharren. Hingegen verabſcheuen ſie den Geruch der Raute ſo ſehr, daß ſie nichts freſſen, was damit beſtrichen iſt, und auch dadurch von Taubenſchlagen und andern Orten, wo ſie ſchaden verurſachen, abgehalten werden können.

Fortpflanzung. Bey der Begattung (dem Ranmeln) welche niemals vor menſchlichen Augen geſchieht, ſind ſie ſehr hitzig, und verrichten ſie in verſchiedener Lage auf dem Rücken und Bauch, wobey der Kater die Kitze in den Nakken beißt. Den Anfang machen ſie zu Ende des Hornungs und beyde Geſchlechter geben ihre Begierden durch ein fürchterliches, dem Weinen der kleinen Kinder ähnliches, Geſchrey zuerkennen. Ein Kater belegt oft mehrere Kitzen. Dieſe verſammeln ſich alle in einen Kreis um ihn herum, wedeln mit ihren Schwänzen und ſtimmen das unangenehme Concert an, das man in Winternächten ſo oft hört. Er dirigirt mit ſeiner gröbern Stimme das Concert, wird aber, wenn er ihnen nach Endigung dieſer Muſik nicht immer zu Willen iſt, mit fürchterlichen Biſſen fortgejagt. Er iſt zu dieſer Zeit, welche bey der erſten Begattung 2 bis 3 Wochen dauert, halb wüthend, und ſchweift weit umher ſeinen Geſchlechtstrieb zu befriedigen, kömmt aber auch oft in Kämpfen mit ſeines Gleichen ſtark verwundet nach Hauſe. Die zahmen Katzen begatten ſich des Jahrs gewöhnlich zweymal, und wo ſie Gelegenheit haben, auch mit den wilden. Die Mutter trägt 8 1/2 Wochen, oder gewöhnlich 55 Tage, und wählt, wenn

ſie werfen will, den erſten beſten Platz, wo ſie weich liegen kann, legt da 3 bis 12 blinde Junge hin, trägt ſie, wenn ſie Menſchen und Thiere bey ihnen bemerkt, und beſonders vor ihrem Gatten, der zuweilen den grauſamen Appetit bekommt, ſeine Kinder zu freſſen, am Halſe von einem Orte zum andern, und ſäugt ſie eine lange, aber unbeſtimmte Zeit. Wenn ſie Mißgeburten zur Welt bringt, ſo frißt ſie ſie gewöhnlich gleich auf. Die Jungen ſind 9 Tage blind, und in ihrer Jugend poßierliche und luſtige Thierchen, lernen allerhand Künſte, als aufwarten tanzen, durch den Reif ſpringen ꝛc. und können im erſten Jahre ſchon wieder ihres Gleichen zeugen. Zur Zucht wählt man gern die Maykatzen, weil ſie einen ſchönen großen Wuchs erhalten, und diejenigen, welche ſchwarze Pfoten haben. Sie ſind ohngefähr im achtzehnten Monate ausgewachſen.

Krankheiten. Da die Katzen als Hausthiere nicht allemal die Speiſen genießen, die ihrer Natur angemeſſen ſind, ſo ſind ſie auch vielerley Krankheiten ausgeſetzt. Die fürchterlichſte darunter iſt die **Tollheit**, mit welcher ſie eben, wie die Hunde, zuweilen befallen werden.

Feinde. Die Feinde der Katzen ſind die **Hunde**, und die **Flöhe**, ketten- und zackengliederige, kugelgliedrige und liniirte, **Bandwürmer**, welche ſie ſehr plagen.

Nutzen. Aus der **Nahrung** der Katzen ſieht man, daß eine gute Mauſekatze ein vorzüglich nützliches Thier in einer Haushaltung iſt *). Sie töden aber nicht allein Haus-

*) Wie nothwendig die Katze in der Oekonomie, und und zur Erhaltung des Gleichgewichts in der Natur iſt, ergiebt ſich aus folgender Anekdote. Vor ohngefähr 30 Jahren gab der König von Neapel auf der In-

mäuſe und Ratten, ſondern auch Wieſeln, Feldmäuſe, Waſſerratten und Maulwürfe und ſind beſonders auf den Schiffen ganz unentbehrlich. Sie freſſen auch ſchädliche Raupen und Schmetterlinge.

Das **Katzenfleiſch** iſt eßbar, und ſoll ſo ſüß wie Kaninchenfleiſch ſchmecken, nur darf das Gehirn nicht gegeſſen werden, welches giftig iſt.

Der **Balg** iſt gut zu Unterlagen, bey Geſchwülſten und man braucht ihn auch zu Aufſchlägen der Kleider, als Futter, zu Wintermützen für die Landleute und zu Müffen. Bey den Chineſern iſt er ein vorzügliches Pelzwerk, welches ſie von den Ruſſen kaufen. Die elektriſche **Kraft** der Katzenbälge hat man in neuern Zeiten ſehr gut anzuwenden gewußt, indem man dieſelbe cylinderförmig aufſpannt, und an der Elektriſirmaſchine ſtatt des Glascylinders oder der Glasſcheibe braucht, oder auch einen Cylinder von Flanell damit reiben läßt.

Das **Fett** wird von den Wundärzten als zertheilend gerühmt, ſonſt braucht man eben nichts mehr von ihnen in der Medicin.

Ihre **Gedärme** geben Saiten zu muſikaliſchen Inſtrumenten.

Scha-

Inſel Placida den Befehl, daß alle Katzen abgeſchafft würden, um die Faſanerey in beſſern und ſichern Stand zu erhalten. Zwey Jahre lang bemerkte man keinen großen Nachtheil dieſes Befehls; allein nach dieſer Zeit nahmen die Mäuſe von aller Art ſo überhand, daß ſich die Einwohner ihrer gar nicht erwehren konnten, indem ſie ihnen alle Nahrungsmittel aufzehrten, die Orgeln zernagten, und die Leichen und Kinder in den Wiegen nicht ſicher liegen konnten. Der Befehl mußte alſo wieder zurückgenommen werden.

Schaden. So nützlich die Katzen in einem Hauſe ſind, ſo ſchädlich werden ſie, wenn man ſie verwöhnt oder ihrer zu viel hält. Sie verunreinigen mit ihrem übelriechenden Harn das ganze Haus. Sie legen ſich, da ſie die Wärme lieben, gern auf den Feuerheerd und in den Ofen, hängen leicht glühende Kohlen an ſich, und tragen ſie an feuerfangende Oerter; ja ſie gehen ſogar nach brennenden Talglichtern. Wenn man ſie einſperrt, ſo fangen ſie nicht nur keine Mäuſe, ſondern werden auch oft, wenn ſich kleine ſchlafende Kinder an ſolchen Orten befinden, dadurch Mörder, daß ſie ſich denſelben auf den warmen Hals legen und ſie erſticken, oder ſie durch ihren Biß töden, wenigſtens ihnen die Augen leicht auskratzen, und ſie ſo, wie auch alte ſchlafende Perſonen, übel zurichten können. Aus den Schlafzimmern wären ſie alſo vorzüglich zu verbannen, und wenn ſie auch nur zur Trägheit und Nachläßigkeit im Mäuſefangen verwöhnt würden. Sie blos zum Zeitvertreib und Spielen zugebrauchen, iſt auch gefährlich, da man Beyſpiele hat, daß ſie auch beym Scherz ſo erzürnt wurden, daß ſie die bekannteſten Perſonen biſſen, und durch ihren, in der Wuth zu Gift werdenden, Speichel tödlich verwundeten. Sie werden auch wie die Hunde toll, und ſind dann ſo ſehr als dieſe zu fürchten. Sie mit zu Bette zu nehmen, iſt nicht nur aus obigen Gründen nachtheilig, ſondern auch deswegen, weil ihr Athem und ihre Ausdünſtung der Lunge ſo ſchädlich ſeyn ſoll, daß man ſagt, die Schwindſucht entſtünde daraus.

Man hat auch Urſache, ſie bey ſchweren Gewittern von ſich zu entfernen, weil ſie in einem Hauſe, welches der Blitzſtrahl trifft, ſehr leicht durch Anziehung der Blitzmaterie ſchädlich werden können, daher ihre Unruhe und Aengſtlichkeit bey ſtarken und nahen Gewittern.

Man beſchuldiget ſie auch, daß ſie die **Peſt** aus einem Hauſe ins andere trügen.

Daß man die Speiſekammern und Küchen vor dieſen näſchigen Thieren, ſo wie die Taubenſchläge und Fiſchbehälter, ſehr wohl verwahren muß, verſteht ſich von ſelbſt.

b) Die wilde Katze.

Felis Catus ſylveſtris ſ. ferus. Lin.
Le Chat ſauvage. Buff.
The wild Cat. Penn.

Beſchreibung.

Im Thüringerwalde trifft man dieſe Art Raubthiere einzeln an, ſonſt bewohnen ſie ganz Europa, (die kälteſten Gegenden ausgenommen) und das nördliche Aſien und Afrika. Charakter und Naturel haben ſie völlig mit den zahmen Katzen, da ſie die Stammältern derſelben ſind, gemein, und laſſen ſich daher auch leicht, und wenn ſie auch alt ſind, zähmen.

Ein etwas weniger plattgedruckter Kopf, längerer Hals, überall gleich dicker Schwanz, ſehr feines langes Haar mit einzelnen ſteifen Haaren vermiſcht, ſteifere Ohren, um ein Drittheil kürzere Gedärme, und vorzüglich Größe und Farbe machen zwiſchen beyden Racen den auffallendſten Unterſchied. Sie ſind gewöhnlich noch einmal ſo groß und drüber, als jene. Ich ſah eine ſehr große, die folgendes Maaß hatte. Die Länge von der Spitze des Mauls bis hinter die Ohren betrug 6 1/2 Zoll, von den Ohren bis zu den Schulterblättern 3 1/2 Zoll, von da bis zum Schwanze 2 Fuß, und die Länge des Schwanzes war 1 Fuß 1 1/2 Zoll.

Folg=

Folglich enthielt die Länge derſelben ohngefähr 3 Fuß, ihre Höhe 1 1/4 Fuß *) und ihre Schwere 16 Pfund.

Um das Maul herum war eine ſchwärzliche Einfaßung, die Barthaare waren röthlich. Ueber der Naſe bis zur Hälfte der Stirn war ſie bräunlich, der Kopf grau, mit zwey ſchwarzen Streifen, einem vor und einem hinter den Ohren. Eben ſo der Hals. Der Rücken hatte graubraunen Grund mit ſchwarzen Binden, die an den Seiten bläſſer wurden und ſich nach und nach am Unterleibe ſchlängelnd verlohren. Auf dem Halſe und Rücken floßen die ſchwarzen Binden zuſammen, ſo daß über dem Oberleib ein ſchwarzer Strich hin zu laufen ſchien. Zwiſchen Bruſt und Hals war ein ſchmuzzig weißer Flecken. Die Seitenhaare waren weißlich mit gelblichen Spitzen, ſo wie der Bauch. Der dicke ſtumpfe röthliche Schwanz hatte drey ſcharf ausgezeichnete, ſchwarze Ringe und eine ſchwärzliche Spitze. Die Beine waren gelblich mit ſchwarz melirt und endigten ſich in ſchwärzliche Pfoten.

Alle Männchen und beſonders die **Weibchen** haben nicht die nämliche Größe. Und auch die Farbe iſt verſchieden, ſo daß einige ſtatt röthlichem Grund, grauen haben und ſtatt der ſchwarzen Streifen, ſchwarze Flecken; ſonderlich ſind die Weibchen mehrentheils von Farbe grau.

Dadurch unterſcheiden ſie ſich von den zahmen auch merklich, daß die Haare 2 bis 3 Zoll lang und die Pfoten inwendig allzeit ganz ſchwarz ſind.

*) Par. Mß. Körper 2 1/2 Fuß; Schwanz faſt 1 Fuß; Höhe 1 Fuß 2 Zoll.

Am Schwanze haben ſie in einer Drüſe eine ſtinkende öhlichte Feuchtigkeit.

Geſicht und Gehör ſind vorzüglich ſcharf.

Aufenthalt. Sie bewohnen gern die dicken Wälder, Felſenritzen, hohlen Eichen und ſuchen die leeren Dachs- und Fuchsbaue zu ihren Winterquartieren auf. Man findet ſie auch nicht ſelten im Winter in Teichen, die zugefroren ſind, im Rohr, oder in Löchern unter dem Ufer.

Nahrung. An dem Federwildpret thun dieſe Katzen in einem Forſte großen Schaden. Junge und alte Vögel, ſonderlich Faſanen, Auerhühner, Birkhühner, Haſelhühner, Rebhühner müſſen unter ihren Krallen ſterben, ja ſie wiſſen die Vögel ſogar aus den Baumhöhlen zu ziehen. Von einem Baume herab, welchen ſie mit der größten Leichtigkeit und Geſchwindigkeit beſteigen, erhaſchen ſie durch einen Sprung eine vorbeywandernde Maus. Sie erlegen junge Rehe, Haſen, Kaninchen, und ſind in dieſer Rückſicht allemal der Wildbahn ſchädlicher als die Füchſe. In moraſtigen Orten, an großen Seeen, Teichen und Flüſſen gehen ſie im Schilfe nicht allein der Brut der Waſſervögel, Enten und Taucher nach, ſondern ſuchen auch die Fiſche auf, die bey Ablaßung ſolcher Gewäſſer ſich verſchlagen. Sie fangen mit großer Behendigkeit Hamſter, Maulwürfe und Feldmäuſe. Im Winter beſuchen ſie die Dörfer, um Hühner, Tauben u. d. g. zu rauben.

Fortpflanzung. Ihre Begattung (Rammeln) geſchieht zu Ende des Jänners und im Februar mit eben dem Mauen und auf die nämliche Weiſe, wie von den zahmen Katzen; denn an ihnen hat man vorzüglich bemerkt, daß der

Kater

Kater (Baumrutter) die Katze in dem Nacken mit den Zähnen feſtpackt, ſie ſich dann unter ihm herum mit dem Rükken auf die Erde drehet und ſo befruchten läßt. Merkwürdig iſt, daß ſie ihm beym Loslaſſen mit einer Pfote ins Geſicht ſchlägt *). Sie geht 9 Wochen dick und bringt 4, 5 bis 6 blinde Jungen in hohlen Bäumen, Felſenklüften oder, wo es ſeyn kann, in alten Fuchs- und Dachshöhlen zur Welt. So lange die Jungen noch nicht geſchwind genug die Bäume erklettern können, werden ſie von der Mutter mit Vögeln, Mäuſen und Maulwürfen ſorgfältig ernährt, wovon die Spuren in Skeleten vor den Höhlen, worin ſie liegen, gefunden werden. Wenn ſie auslaufen können, ſo ſpielen ſie zuſammen auf den Bäumen herum, und machen allerley poßierliche Sprünge, und hören ſie alsdenn nur das geringſte Geräuſch, gleich liegen ſie auf den Aeſten der Länge nach hingeſtreckt, lauſchen und glauben ſich ſo verborgen genug. Eben ſo die Alten.

Es verwildern auch zuweilen zahme Katzen wiederum, und begatten ſich in Wäldern mit den wilden, daher ſich die Verſchiedenheit in der Farbe der wilden Katzen erklären läßt, da man nicht allein röthliche, ſondern auch ſchwarzgraue und graugeſprengte antrifft.

Jagd. Ihre **Fährte** (Tab. XIV. Fig. 3.) iſt der zahmen Katzenfährte gleich, nur etwas größer und ein weitläufiges Zickzack (geſchränkt), wenn ſie nicht ſpringen. Vom Fuchstritt iſt ſie durch ihre Runde zu unterſcheiden. Wenn ſie auf einen Baum bemerkt werden, ſo ſind ſie leicht herab zu **ſchießen**, indem ſie gewöhnlich auf einem Aſt hingeſtreckt

*) Solche Auftritte ſieht man auch bey ſehr vielen Vögeln.

geſtreckt ſtille liegen. Doch muß der Jäger gut ſchießen können, weil man Beyſpiele hat, daß ſie ihm bey einem Fehlſchuß oder einer leichten Verwundung auf den Kopf geſprungen ſind und ihn ſchändlich zugerichtet haben.

Eben ſo kömmt beym Hetzen kein Hund ohne blutenden Kopf oder hinkende Beine von ihnen weg, und auch nur gute Hunde gehen ſie an.

Befinden ſie ſich in hohlen Bäumen, ſo haut man ſie entweder aus, oder beſtellt die Oeffnung und den Abſprung, wo möglich, mit Eiſen. Auch vor andern Höhlen, in denen ſie ſich aufhalten, legt man Tellereiſen, oder ſtellt Haſennetze auf, und räuchert ſie heraus.

Wenn ſie ſich in Erdhöhlen befinden, ſo läßt man ſie durch einen **Dachshund** herausjagen, und da ſie ſich ſogleich auf die Bäume begeben, (bäumen) ſo kann man ſie leicht ſchießen.

Im Winter kann man ſie auch bey hingelegtem Aas, nach welchem ſie gehen, erlegen.

Nutzen. Auch als Raubthiere haben die wilden Katzen einigen Nutzen, da ſie die **Mäuſe** und **Maulwürfe**, Schlangen und andere ſchädlichen Thiere vermindern, denn ſie finden ein Vergnügen daran, alle ſchwachen Thiere zu tödten, ob ſie ſie gleich nicht genießen.

Ihr dicker **Balg** giebt gutes Unterfutter, Mützengebräme, und nutzt wegen ſeiner großen Elektricität beym Elektrophor und der Elektriſirmaſchine. Als Unterfutter zu Bruſttüchern von feiſten Perſonen getragen, ſoll er zehren, und in gichteriſchen Zufällen, bey Geſchwulſt und

Flüſſen angelegt, heilend ſeyn. Er kömmt beſonders aus Pohlen, Frankreich, Moskau, Spanien und Holland.

Ihr **Fett**, das roh einen unangenehmen und durchdringenden Geruch hat, ſoll eine zertheilende Kraft in der Gicht, bey Verrenkungen, und Stockungen in den Junkturen bey Menſchen und Vieh beſitzen, auch zur Heilung der Wunden dienen. Am beſten benutzt man es, wenn man es ſchmilzt, und als **Oehl** in Lampen verbrennt, da es alsdenn keinen üblen Geruch mehr hat, länger und heller als Lein- und Rüböhl brennt. Eine einzige Katze giebt oft 3 Kannen Fett.

Das **Fleiſch** ſoll auch geſund und wohlſchmeckend ſeyn, und wird beſonders in Aſien und Afrika gegeſſen.

Aus den **Knochen** der Beine (Läufte) macht man Wachtelpfeiffen.

Schaden. Dieß Thier ſchadet der Wildbahn gar ſehr, indem es die jungen Rehe, Haſen, und alles Federwildpret erſchleicht, tödet und verzehret.

(10) 2. Der Luchs.

Felis Lynx. Lin.

Le Loup-cervier. Buff.

The Lynx. Penn.

(Tab. IV.)

Kennzeichen der Art.

Die Ohren ſind lang und zugeſpitzt, und auf den Spitzen derſelben ſteht ein Büſchel grader Haare in die Höhe. — Der Schwanz iſt kurz.

Be-

Beſchreibung.

Dieß fürchterlich kühne und einzige getiegerte Säugethier, das in der kalten Zone aller 3 Welttheile lebt, pflanzt ſich jetzo nur noch ſelten in Deutſchland fort *) ſondern ſtreicht vielmehr wie ein Zugthier zur Zeit ſeiner Begattung herum und kömmt aus benachbarten ſüdlichen und nördlichen Wildniſſen in die großen und dichten Wälder Böhmens im berauner, keurimer, rakonitzer und budweiſer Kreiſe, nach dem Harz und Thüringerwalde, und verweilet hier des guten Raubes halber ſo lange, als es vor den Nachſtellungen der Jäger ſicher iſt.

Sein äußerliches Anſehen hat mit der Katze ſehr vieles gemein, nur daß es größer, ſtärker, hochbeiniger und kurzſchwänziger iſt. Die Größe vom Kopf bis zum Schwanz beträgt 3 1/2 Fuß; der Schwanz hat 8 1/2 Zoll; die Höhe iſt 2 1/2 Fuß **).]

Der Kopf, der auf dem Halſe breit aufſitzt, iſt einem Katzenkopfe ſehr ähnlich, nur iſt die Schnauze, die ſonſt dick, ſchwarz und mit einem Schnurrbarte verſehen iſt, geſtreckter, welches auch beſonders der nähere Stand der Augen an den Ohren verurſacht. Er iſt 7 Zoll lang. Die Zunge iſt ſtachlicht. In beyden Kinnladen befinden ſich ſechs kleine Vorderzähne, wovon die vier innern paarweiße ſtehen, und

*) Man trifft ſie noch am häufigſten in den oberſchleſiſchen Wäldern, in Niederöſtreich und Steyermark an. Im Winter 1789 wurden zwey Luchſe auf dem Thüringer Walde geſchoſſen und verfolgt, und die Jäger vermutheten nicht unwahrſcheinlich aus dem großen Wildmangel, gefundenen Wildaaſe und den Fährten, daß ſich ein Paar das ganze Jahr hindurch in einer Felſenkluft aufgehalten, und Junge daſelbſt gebracht habe.

**) Par. Ms.: Körper 3 Fuß 2 Zoll; Schwanz 7 Zoll; Höhe 2 Fuß 2 Zoll.

und kleiner ſind, als die beyden äußerſten; einzelne anderthalb Zoll lange Eckzähne (Fänge), und auf jeder Seite drey große ſo ſcharf gezackte und ausgeſchnittene Backenzähne, daß die Zacken und Einſchnitte oben und unten genau in einander paſſen. Die Augen ſind rund, enthalten beynahe einen Zoll im Durchſchnitt, und haben eine hochgewölbte grüngelbe Hornhaut, der rothe Folie untergelegt zu ſeyn ſcheint, und zur Seiten an den Schläfen, und ſtatt der Augenbraunen einige größere und kleinere weiße Borſtenhaare. Des Nachts blitzen ſie wie Feuer, und ihr Blick überhaupt iſt ſehr ſcharf und ſchalkhaft freundlich, ſo wie die ganze Geſichtsbildung. Die Ohren ſind weit, mittelmäßig lang, dreyeckig, zugeſpitzt, wie Sammt glänzend, und an den Spitzen mit einem, in die Höhe ſtehenden, zwey Zoll langen Büſchel ſteifer Haare beſetzt, die das Thier von allen andern unterſcheiden. Der Hals iſt ſtark; der Leib dick und läuft grade aus; der Schwanz (Ruthe) kurz, abgeſtumpft, gleich dick, und wird etwas in die Höhe gekrümmt getragen. Die Beine (Läufte) ſind hoch, ſtark; die Pfoten plump, vierthalb Zoll breit, mit großen 1 1/2 Zoll langen ſcharfen, weißen Krallen (Waffen) bewaffnet.

Der ganze Balg überhaupt iſt langhaarig, dicht, gelinde, und ſeidenartig anzufühlen; doch hat der Unterleib beſonders feine Haare, die 2 1/2 Zoll lang ſind. Das Haar iſt im Geſichte braun, und nach dem Halſe laufen auf dem Oberkopfe kaum merkliche ſchwarzbraune Streifen hin. Die Backen ſind hellkaſtanienbraun. Die Schnauze iſt ſchwarz, und die langen, ſtarken Barthaare, welche an der Oberlippe hin auf 3 Reihen ſchwarzer Wärzchen ſitzen, ſind weiß. Das untere Augenlied iſt weiß, ſo wie das obere nach dem großen Augenwinkel zu, und beyde ſind ſchwarz gerändelt. Drey glänzend ſchwarze Streifen,

wo=

wovon der obere vom äußern Augenwinkel und der untere vom Winkel der Oberlippe anfängt, laufen in ſchräger Richtung, wie ein flaches lateiniſches S über die Backen bis unter die Ohren, wo ſie ſich in einen großen ſchwarzen Flekken vereinigen, und mit den über ihm ſtehenden braunen und den unter ihm ſtehenden weißgelben langen Haaren einen großen Backenbart bilden, der bis zum Kinn reicht, und dem Thiere, da er das ganze Geſicht in horizantaler Lage einfaßt, ein ganz eigenes Anſehen giebt. Die Ohren ſind in der Mitte weißgrau, mit einem breiten glänzend ſchwarzen Rande, der hochbraun kantirt iſt, und die 1 1/2 Zoll langen Haarbüſchel derſelben beſtehen aus ſchwarzen Stachelhaaren, die mit einigen weißen vermiſcht ſind, und ſich oben etwas ſpreitzen. Vom Kopfe bis zur Hälfte des Schwanzes iſt der ganze Oberleib rothbraun, der obere Rückenſtreif am dunkelſten, weil hier der Länge nach abgebrochene, ſchmale, ſchwärzliche Streifen laufen. Die Stachelhaare, die auf dem ganzen Oberleibe ausgeſtreut ſind, haben weiße oder ſchwarze Spitzen. Nach den Seiten herab verlauft ſich die braune Rückenfarbe in weiß, und Braun und Weiß bilden undeutliche Flecken und Streifen, die ſich nach dem Unterleibe ſchlängeln, wie bey den wilden Katzen. Die gleichgefärbten Weichen und Hinterſchenkel haben reihenweiſe ſchwarzbraune Punkte; das übrige Hinterbein aber iſt roth mit weiß überlaufen. Die Vorderbeine ſind röthlich ebenfalls mit weiß überlaufen, und haben unordentliche geſtellte ſchwarzbraune Punkte, die nach den Zehen zu immer kleiner werden. Die Kehle iſt weißgelb. Die Bruſt und Unterbeine ſind weiß und gelb, gewäſſert, mit ſchwarzen Flecken, welche ſich an den Vorderbeinen in der Gegend des Ellbogens und der Kniekehle in glänzend ſchwarze Streifen verwandeln. Der

übrige

übrige Unterleib iſt weiß mit großen ſchwarzbraunen Flecken. Der Schwanz, mit gelblichem Grund, hat undeutliche roth- braune Ringel, und die 3 1/2 Zoll lange Schwanzſpitze iſt glänzend ſchwarz*). Die Näthe des Balges ſind: eine von dem hintern Ohrenwinkel nach der Schulter; eine andere von

*) Nach dieſer Beſchreibung eines deutſchen Luchſes iſt, deucht mir, bis zur größten Wahrſcheinlichkeit, klar, daß der Rothluchs (Felis rufa) des ſel. Profeſſor Güldenſtädts in Petersburg, und des Hrn. Pennants (Baycat) welcher in dem Innern der Provinz Neu- jork in Amerika wohnt, keine eigne Luchsart ausmacht, ſondern nur eine Abänderung eines und eben deſſelben Thieres iſt. Wir finden hier an unſerm Exemplare das Hauptunterſcheidungsmerkmal, das dieſe Männer angegeben, die ſchwarzen Backenſtreifen und die Bin- den an den Vorderbeinen, und die ganze Beſchreibung paßt faſt wörtlich auf die des Rothluchſes, wenn wir die kleine Verſchiedenheit in der Farbe des Schwanzes ausnehmen, wo ſich am Rothluchs dieſer Theil nur in einer breiten ſchwarzen Binde endigt. Wer aber weiß, wie viel Clima und beſonders das Alter ꝛc. zur Farbe der Thiere beyträgt (ſ. Beſchreibung des Fuch- ſes, der wilden Katze, des Dachſes), der wird des- halb gewiß dieſe beyden Thiere nicht als eigene Arten trennen. Unſere Beſchreibung iſt von einem alten Luchſe genommen, der im Jahre 1773. in Gothaiſchen Antheile des Thüringerwaldes auf dem Tambacher Forſte geſchoſſen wurde, wo er ſich ein ganzes Jahr hindurch aufhielte, und ſeine Wohnung in einer Fel- ſenkluft aufgeſchlagen hatte. Ein anderer, der im December 1788 in eben derſelben Gegend eingekreißt wurde, hatte eben dieſelbe Bildung und Zeichnung, und der letzte, der im Februar 1789 erlegt wurde, wich nur darinn, weil er noch jung war, von obiger Beſchreibung ab, daß die unordentlich zerſtreuten brau- nen Flecken in der Seite deutlicher, die ſchwarzen Bak- ken-

von dem After nach der Ferſe, und eine doppelte von da nach der Fußſohle hinunter.

Die Stimme dieſer Thiere iſt ſcharfklingend und heulend, wie ein Hund, und ihr unverkürztes Lebensziel dauert bis 15 Jahre.

Das **Weibchen** unterſcheidet ſich vom Männchen durch einen ſchmälern Kopf, kleinern Körper, weniger ſchalkhaftes Geſicht, weniger ſchönen und bleichern Balg, indem die weißen Stachelhaare nicht ſo ſichtbar und die Flecken und Streifen nicht ſo ausgezeichnet, ſondern mehr vertrieben ſind, und in einander laufen, endlich noch durch die acht Säugwarzen.

Aufenthalt. Ihren Aufenthalt (Lager) haben der Luchs und die Luchſin, die in ihrer Heimath beſtändig zuſammen leben, in den dickſten einſamſten Wäldern. Sie ſuchen gern die Steinklüfte und Felſenritzen zu ihrer Wohnung auf. Am Tage ſetzen ſie ſich, wo ſie ſicher ſind, auf die Felſenſpitzen oder abgeſtumpfte Bäumſtämme hin und ſönnen ſich. Nur bey der heftigſten Verfolgung und bey ihrem Spielen beſteigen ſie rauhe und ſchiefſtehende Bäume, und können ſich

kenſtreifen undeutlicher, und das Braune und Weiße in den Seiten nicht ſo ſchön vertrieben war.

Gewöhnlich wird die Farbe des Luchſes (Felis Lynx) ſo beſchrieben, daß ſein ſanfter und langhaariger Pelz aſchfarb bräunlichgelb gefärbt, und mit dunkeln Flecken gezeichnet ſey, die mehr oder weniger bey den verſchiedenen Individuen ſichtbar wären. In Siberien, weſtlich des Irbiſch' giebts weiße Lüchſe, die mit feinen ſchwarzen Flecken geziert ſind. Sie heißen Irbis und ihr Pelzwerk iſt koſtbar.

ſich der Länge nach, wie die Katzen, auf einen Aſt hinlegen, daß man ſie kaum bemerkt. Zu uns kommen ſie in den letzten Wintermonaten, durchſtreifen von Oſten nach Weſten zu unſere düſtern waldigen Gegenden, und wohnen in Felſenritzen, alten Bergwerksſtollen, und Fuchs- und Dachsbauen. Nur ſelten können ſie des Sommers über mehr bey uns bleiben.

Nahrung. Der Wildbahn thun dieſe grauſamen Thiere großen Schaden. Ihre eigentliche Nahrung beſteht aus dem Raube (Riß) des Rothwildprets. Sie gehen des Abends und Morgens in der Dämmerung demſelben nach, und der Fang geſchieht gerade, wie bey der Katze. Sie lauſchen entweder auf dem Strunke eines Baumes, oder hinter einem Buſch, auf dem Bauche liegend, wie ſchlafend, unter dem Winde an den Wildgängen (Wechſeln), die ſie genau ausſpüren, und ſpringen, wenn ſie ſich einem Hirſche oder Rehe, das vorbeygeht, nahe genug glauben, durch drey bis vier Sprünge, deren jeder aber 12 bis 14 Fuß mißt, nach demſelben hin, faſſen es im Genicke, halten ſich mit den tief eingeſchlagenen Klauen in dem Rücken feſt, und zerbeiſſen ihm mit ihren ſcharfen Zähnen die Halsflechſen, daß das Thier in einigen Minuten tod zur Erde nieder ſtürzt. Erreichen ſie ihren Raub mit dieſen Paar Sprüngen nicht, ſo verfolgen ſie ihn nicht weiter, ſondern legen ſich abermals auf die Lauer, und ſuchen mit dem Fange eines andern Thieres glücklicher zu ſeyn. Haben ſie ihn aber glücklich ergriffen und getödet, ſo tragen ſie ihn entweder an einen ſichern Ort, oder ſaugen ihm, wenn ihnen die Mordſtätte ſicher genug ſcheint, auf der Stelle das Blut aus, freſſen ohngefähr 3 bis 4 Pfund zu ihrer Sättigung von den edlern Einge-

weiden*), dem Halſe, Dünnen und den Keulen, als den ſchmackhafteſten Theilen, und bedecken oder verſcharren das übrige Aas. Wenn der Luchs den folgenden Tag kein neues Thier erlauern kann, ſo kehrt er wieder zurück, und zehrt von dem, was er übrig gelaſſen hat. Allein ſelten iſt ihm dieſes Fleiſch länger, als drey Tage, friſch genug, es müßte denn in den härteſten Wintermonaten, und beym größten Mangel an Wild ſeyn; ſonſt thut er lieber weite Reiſen, um neue Beute zu machen. Im Thüringerwalde kennt er, ſo weit als man ihn hat beobachten können, kein anderes Nahrungsmittel unter den wilden Thieren, als Rothwildpret, Haſen, Birkhüner, Auerhüner und Haſelhüner; an andern Orten ſoll er aber auch wilde Schweine fangen, und letztere ſollen ſich zuweilen ihres Mörders dadurch entledigen, daß ſie mit ihm durch dichte Gebüſche rennen, und ihn vom Rücken abſtreifen. Er fällt auch zuweilen die Heerden an, und raubt Schafe **), Ziegen und Kälber. Im Winter ſoll er oft gar ſo dreiſte ſeyn, daß er in Walddörfern die Ställe untergräbt, und das kleinere Hausvieh erwürget. — Es folgen ihm gern die kleinern Raubthiere, als Füchſe, Marder u. d. g. nach, weil ſie immer von ſeinem Raube noch etwas finden.

Fort-

*) Daß ſie den Hirnſchädel öffneten, und das Gehirn ausfräßen, iſt ungegründet.

**) Der Luchs, welcher ſich im Jahr 1772 auf dem Thüringerwalde aufhielt, würgte einmal in einer Nacht etliche 30 Stücke Schafe in einer Heerde. Der Schäfer gab fälſchlich dieſe That einem großen Hunde ſchuld, wofür er des Nachts den Luchs angeſehen hatte; allein die Jäger ſpürten den wahren Mörder bald hernach aus.

Fortpflanzung. Die Begattung (Ranzen, Brunſten, Begehren) dieſer Raubthiere geſchieht zu Ende des Jäners und Anfang des Hornungs. Die Lüchſin bringt dann nach 2 1/2 Monate zu Ende des Aprils oder Anfang des Mayes am liebſten in einer Felſenkluft, ſonſt auch in einer ſelbſtgegrabenen oder gefundenen Höhle, oder hinter einem dicken mit Moos und hohem Heidegras bewachſenen Gebüſche auf einem, mit Laub, Moos und Geniſte, weichgemachten Lager ihre zwey bis drey, ſelten vier Junge. Dieſe ſind 9 Tage blind und anfangs weiß von Farbe. Sie ſpielen, wie die jungen Katzen vor dem Lager, und die Mutter lehrt ſie an lebendigem Raube, der jetzo meiſt aus Geflügel beſteht, rauben und töden.

In der Tatarey zieht man die Jungen des ſchönen weißen und ſchwarzgefleckten Luchſes mit Milch und Fleiſch auf, und richtet ſie zur Jagd ab, wie die Hunde.

Jagd. Der Luchs verräth dem Jäger ſein Daſeyn auf verſchiedene Art. Wenn Schnee liegt, ſo ſpürt er ihn an ſeiner **Fährte**, (Tab. XIV. Fig. 4.) die ohne ſichtbare Krallen (Waffen), der Katzenfährte ähnlich, nur von dickern Ballen, runder und größer iſt, indem ſie gewöhnlich 3 1/2 Zoll Breite, oder die Größe einer Jagdhundsfährte hat. Er ſetzt ſie im Gehen (Trabe) in Zickzack (ſchränkt), in der Flucht aber auseinander, wie alles Wild. Weiter kann er ihn dadurch vermuthen, wenn das Rothwild auf ſeinem Forſte ganz ſcheu iſt, daß es etliche hundert Schritte vor ihm flüchtig wird, und immer unſtät iſt. Endlich verrathen ihn auch die Jagdhunde, wenn ſie vergrabenes Rothwildpret finden. Wenn er ſich einmal an einem beſtimmten Orte aufhält (ſteckt), ſo iſt er auch beſſer zu kreiſen, d. i. zu umziehen, als der

Wolf, weil er eher und feſter hält, und wird mit dem kleinen Jagdzeuge, als halben Tüchern, Wolfs- und Rehgarnen eingeſtellt. Er läßt ſich alsdenn entweder, wenn die Treiber mit Geſchrey und Trommeln Lerm machen, in die aufgeſtellten Netze treiben, oder beſteigt, wenn ihm die Hunde zu nahe kommen, einen Baum (bäumt), von welchem er leicht geſchoſſen werden kann. Die Hunde, die ihm angehetzet werden, richtet er oft ſchändlich zu, und die Wunden von ſeinen Zähnen und Krallen heilen ſchwer.

Man legt ihm auch etliche verdeckte, an Ketten befeſtigte, Tellereiſen ohne alle Körrung und Witterung, denn er achtet keine, da er beſſer ſieht, als riecht, um den friſchgefangenen Raub, den er vergraben hat, herum, weil er mehrentheils den folgenden Tag dieſe Ueberbleibſel noch einmal beſucht, und etwas davon genießet.

Der Fang in der großen **Luchsfalle**, welches eine Art von hölzerner Schnellfalle iſt, an deren Zunge ein Stück friſches Fleiſch gebunden wird, iſt trüglich. Eben ſo wenig darf ihn der Jäger mit der Flinte wegen ſeines ſcharfen Geſichts und ſeiner Schlauigkeit zu hinterſchleichen hoffen.

Daß er dem Pfeifen der Droßel, oder dem Schreyen des Hasen, welche Töne der Jäger nachahmet, (dem Reizzen) nachgienge, wodurch er leicht geſchoſſen werden könnte, davon hat man in Thüringen keine Erfahrung machen können.

Oft hat er in der Wuth den Jäger, der ihn nicht ſtark verwundet hatte, angegriffen.

Nutzen. Das Fleiſch des Luchſes wird in einigen nördlichen Gegenden gegeſſen.

Der

Der Balg gehört unter die vorzüglichen ſchönen und koſtbaren Pelzwerke. Er kömmt aus Natolien, Spanien, Polen, Schweden, und vorzüglich aus Archangel und wird zu Müffen, und Bebrämungen der Winterkleider gebraucht. Das Stück koſtet 10 bis 15 Rthl.; er iſt beſonders ſehr weich, und warm, hat aber den Fehler, daß die Haare ſpröde und brüchig ſind. In der Türkey koſtet eine, mit dieſem Pelzwerk gefütterte, Weſte oft 300 Rthl.

Er ſoll auch Eichhörnchen, Wieſeln, Marder, und wilde Katzen töden.

Die Alten brauchten die Krallen in der Medicin gegen die fallende Sucht, ließen ſie in Gold und Silber einfaſſen, und hiengen ſie gegen den Krampf an den Hals, und glaubten ſogar, ſein Urin, den er ſorgfältig verſcharre, verwandele ſich in einen Stein, den ſie Lynkur nannten, und ſey das beſte Mittel wider die Steinkrankheit, gegen welche ſie auch noch das Fett und die ſteinartige Maſſe, die man zuweilen in ſeiner Blaſe findet, brauchten.

Schaden. Der Luchs iſt das ſchädlichſte Thier für die Wildbahn des Rothwilds, und fängt auch Haſen, Schweine, und Federwildpret. Die Schafe fällt er auf dem Felde in den Horden an, und der Hunger ſoll ihn oft ſo dreiſte machen, daß er die Hühner und Gänſe von den Bauerhöfen wegholt, und ſich, wie der Wolf, durch Graben einen Weg in die Ställe nach den Ziegen, Kälbern und Schafen zu verſchaffen ſucht.

Benennungen. Dieſer Luchs heißt auch, gemeiner Luchs, Luchskatze, Hirſchluchs, Hirſchwolf, weil er der Hirſche größter Feind iſt, und die Jäger nehmen zwey Abänderungen an: 1) **Katzenluchſe** oder Luchskatzen. Dieſe

 ſollen

ſollen einen weichen, gelinden, lichtgelben Balg mit rothen Flecken und weißem Bauche haben, niedriger, kurz und dick ſeyn, und ſich in gebürgigen und felſenreichen Gegenden aufhalten. 2) **Kälberluchſe.** Dieſe ſollen nicht ſchön, und reichhaarig, ſondern wie neugebohrne Kälber falbig, ziegelroth, mit weißen Flecken, ſchlank und hochbeinig ſeyn, und ſich in ebenen Wäldern aufhalten. Die Kürſchner hingegen nennen unſern Luchs, **Kalbluchs**, zum Unterſchied von dem perſiſchen, den ſie **Katzenluchs** heißen, weil er kleiner und ſchöner iſt, indem er einen weißen Balg mit ſchwarzen Flecken hat.

Die vierte Gattung.

Der Marder. Muſtela.

Kennzeichen.

In der **obern Kinnlade** ſtehen ſechs aufrechte, ſpizzige, abgeſonderte **Vorderzähne**; in der **untern** aber ſechs ſtumpfe, dicht an einander ſtehende, von welchen zwey einwärts gekehrt ſind.

Zehen an jedem Fuß 5, mit unbeweglichen ſpitzigen Klauen.

Die Thiere dieſer Gattuug haben einen kleinen, platten Kopf, leben im Trocknen, klettern gut, ſchlüpfen durch enge Wege, **wohnen** in Höhlen, **nähren** ſich von friſchem Fleiſch, Eyern und Obſtfrüchten, die ſie des Nachts aufſuchen.— Ihr Gang iſt hüpfend. — Sechs Arten.

(11) 1.

(11) 1. Der Steinmarder.
Muſtela Foina. Erxleb.
La Fouine. Buff.
The Martin. Penn.

Kennzeichen der Art.

Die Kehle und der Hals ſind unten weiß.

Beſchreibung.

Der Steinmarder verträgt, ſo wie der mit ihm ſo nah verwandte Baummarder das Clima von ganz Europa, die kälteſten Zonen ausgenommen, und beyde Arten ſind in Thüringen nicht einzeln.

Man könnte ihn in Anſehung ſeiner Zeichnung an der Kehle und Hals, ſeines ſittlichen Betragens, Nahrung, Aufenthalts, und ſeines üblen Geruchs halber, den ſeine Biſamdrüschen und Ausdünſtungen verurſachen, mit Recht das größte Wieſel nennen. An Größe gleicht er einer mittelmäßigen Katze. Seine gewöhnliche Länge von der Schnauze bis zum Schwanz iſt nämlich 1 Fuß und 8 bis 9 Zoll; der Schwanz hält 10 bis 12 Zoll und die Höhe des Thieres iſt 9 Zoll *).

Der Kopf iſt rund, oben etwas platt, kurz zugeſpitzt, dem Kopfe eines kurzſchnauzigen Spitzhundes ähnlich. Die ſchwarze feuchte Naſe ragt etwas über der Lefze hervor. Er hat ein ſcharfes Hundegebiß. In der obern Kinnlade befinden ſich ſechs zugerundete Vorderzähne, wovon der erſte auf jeder Seite etwas länger iſt; dann folgt, nach einem klei-

*) Par. Ms. Körper 1 Fuß 7 Zoll; Schwanz 10 Zoll; Höhe 8 Zoll.

nen Zwiſchenraum, ein langer etwas gekrümmter inwendig eckiger Eckzahn, und zuletzt fünf Backenzähne, wovon der erſte ſehr klein und ſtumpf iſt, die zwey folgenden größer und dreyeckig ſind, der dritte drey Zacken hat, und der letzte ein eigentlicher runder, eingekerbter Backenzahn iſt. In der untern Kinnlade ſtehen vorne ſechs kleinere, breite, oben eingekerbte Vorderzähne, von welchen der zwiſchen den äußerſten und mittelſten ſich befindliche etwas einwärts liegt, dann ein Eckzahn, der kleiner iſt, als die obern, und zuletzt ſechs Backenzähne auf jeder Seite, von welchen die zwey letztern wahre Backenzähne ſind, der vorletzte als der größte 3 Zakken und einen runden Anſatz hat, der erſte ſehr klein und ſtumpf und die andern dreyeckig und ſpitzig ſind. Die Zunge iſt lang und mit glatten zurückſtehenden Warzen beſetzt. Das Maul hat von ſteifen ſchwarzen Haaren einen Bart, wie die Katzen. Die blaulichen Augen ſtehen weit von einander, ſchief, näher nach der Schnauze als nach den Ohren zu, blizzen im Finſtern und haben etliche ſteife ſchwarze Haare am obern Augenliede. Die Ohren ſind kurz breit und zugerundet. Sein Hals iſt im Verhältniß des langen Leibes kurz und beynahe von der Dicke des Kopfs. Der Leib iſt ſchmäler als an einer Katze, ſchlank und mit doppelten Haaren, kürzern wolligen, und längern ſteifen überzogen. Der Schwanz iſt zottig und grade ausgeſtreckt. Die Beine ſind niedrig und die vordern Füße länger und größer als die hintern. Sie enthalten fünf Zehen, welche mit einer behaarten Haut halb verwachſen und mit kurzen ſcharfen Klauen beſetzt ſind. An jeder Seite des äußerſten Maſtdarms, am Rande des Afters, öffnen ſich zwey eyrunde Bläschen oder Drüßchen, die eine übelriechende Feuchtigkeit in ſich enthalten.

Was ſeine Farbe betrifft, ſo iſt er überhaupt grauröthlich ins ſchwarze auslaufend, und weiß an Kehle und Unterhals. Sonſt ſind, die Theile einzeln betrachtet, die ſteifen kurzen Haare am Kopfe röthlich, die wolligen und die Wurzeln der längern am Halſe und auf dem Rücken ſchmutzig weiß, die Mitte der letztern aber röthlich aſchgrau, und die Spitze ſchwarz. Das Ende des Rückens, der Schwanz und die Beine ſind völlig ſchwarz, da auf dem Rücken, wegen der dünner ſtehenden ſteifen Haare, die weißliche Farbe der Wolle ſtark durchſchimmert. Der Bauch hat eben die Grundfarbe, aber die Spitzen der Haare ſind mehr braun als ſchwarz. Die weiße Kehle iſt nicht immer rein, ſondern zuweilen mit einem oder einem doppelten röthlichen Flecken gezeichnet. Eine deutliche Nath liegt in der Haut von dem Schaambeine an, vorwärts, und eine weniger deutliche befindet ſich hinten an jedem Vorderbeine.

Das **Weibchen** iſt ſchlanker und niedriger gebaut, als das Männchen, und hat vier Säugwarzen, die am Bauche liegen.

Der Marder iſt ein munteres, liſtiges, geſchicktes und ſehr flüchtiges Thier. Sein Gang iſt beynahe ein beſtändiges leichtes Springen mit erhabenem Rücken und Schwanz. Er ſchlüpft vermöge ſeiner biegſamen Gliedmaßen und ſeines ſchlanken Körpers, durch die engſten Löcher, geht über die ſchmälſten Stangen und Hölzer, erklettert die ſteilſten Dächer, ja iſt vermögend an einer geraden Wand, wenn ſie ein wenig rauh iſt, wie an einem Baume in die Höhe zu laufen. Seine halb verwachſenen Zehen machen ihn zu einem ſehr geſchickten Schwimmer. Die Naſe und die Augen ſind ſeine vorzüglichſten Sinneswerkzeuge, daher er auch in einer groſ-

ſen Entfernung ſchon ſeinen Raub bemerkt. Wenn er aus Furcht oder Verfolgung genöthiget iſt, von einer großen Anhöhe herabzuſpringen, ſo ſtürzt er ſich niemals tod, ſondern ſteht wie eine Katze, gleich auf allen vier Beinen, ſchüttelt ſich, als wenn er dadurch ſeine erſchütterten Glieder wieder in vorigen Stand ſetzte, und läuft unbeſchädigt davon. Die elektriſche Materie hat bey ſtarken Gewittern einen ſo mächtigen Einfluß auf ihn, daß er wie raſend herum läuft, und ſich an ſolchen Orten, wo er häufig iſt, aus Angſt in Geſellſchafft zuſammen zieht, und ein großes Lermen verurſacht. Seine Stimme, die er in der Noth, oder im Spiel mit ſeines Gleichen, hören läßt, iſt ein helles, kurz abgebrochenes Geſchrey, und zur Begattungszeit darneben noch ein dumpfes Murkſen. Sein Lebensziel erſtreckt ſich nicht über 12 Jahre.

Aufenthalt. Die Steinmarder wählen zu ihrem Aufenthalte Höhlen, und ſonſt verborgene Oerter. Sie wohnen daher in Felſenklüften, Steinritzen, und beſonders in alten Stadtmauern, woher auch ihr Name entſprungen, in alten Thürmen, alten Kirchen und alten ſteinernen Gebäuden, unter den Dächern, in Holzſtößen, in Winkeln und Klüften, auf den Heuböden, in den Ställen und Scheunen, zwiſchen Häuſern und andern Gebäuden. Am Tage lauſchen ſie kaum aus ihrem düſtern Hinterhalte hervor, weil ſie das Licht, und wie ihrer böſen Thaten bewußt, das Angeſicht der Menſchen ſcheuen. Wenn ſie ſchlafen, ſo bedecken ſie ihre koſtbaren Augen mit ihrem dicken Schwanz. Sie gehen im Winter gewöhnlich von 9 bis 10 und von 1 bis 4 Uhr des Nachts auf ihren Raub aus.

Nah=

Nahrung. Der Hausmarder iſt ein grauſames und beſonders ein blutdürſtiges Raubthier. Er richtet in den Tauben- und Hühnerhäuſern, in welche er des Nachts ſehr liſtig zu kommen weiß, die größten Niederlagen an, erwürgt alles, was er findet, und verurſacht durch ſeine ſtinkenden Ausdünſtungen und biſamartig riechenden Excrementen, die er allzeit zurückläßt, daß, ohne eine beſondere Reinigung und Ausräucherung, keine Taube und Henne ihre Wohnung wieder bezieht. Das junge Hausgeflügel, Enten, Gänſe, Hühner u. ſ. f. trägt er allzeit fort in einen Winkel, rupft es und zehrt es gänzlich auf, dem alten aber beißt er im Sommer, wenn er Nahrung im Ueberfluß hat, gemeiniglich nur die Köpfe ab, frißt dieſe, ſaugt dem übrigen Körper blos das Blut aus, und läßt ihn liegen; im Winter und und Frühjahr aber nimmt er auch die ganzen Vögel mit ſich in ſeine Höhle. Er raubt auch den Hühnern und Vögeln die Eyer weg. In Gärten ſucht er auf den Bäumen und in den Hecken die Vogelneſter auf, nimmt ſie aus und erlauſcht die alten Vögel im Schlaf. Auch die jungen Enten, die ſich mitten auf einem Teiche in ihrem Häuschen ſicher glauben, ſchützt ihr flüßiges Element, daß faſt jedem andern vierfüßigen Raubthiere den Weg zu dieſer ruhigen Wohnung abſchneidet, für ſeiner Raubſucht nicht. Sobald ihm ſein guter Geruch dieſelben verräth, ſo rudert er bey Mondenſchein mit vieler Geſchicklichkeit dahin, metzelt alles, was Leben hat, darnieder und trägt es einzeln durch das Waſſer im Munde nach ſeiner Höhle.

Allein nicht immer kann er ſich mit ſolchen köſtlichen Nahrungmitteln ſättigen, ſondern muß ſich im Sommer mit Heckenfröſchen, und im Winter vorzüglich mit

Mäu-

Mäuſen und Ratten, die er in Häuſern und Gärten fängt, begnügen laſſen *).

Sauerkirſchen, Herzkirſchen, Pflaumen und Eber-eſchenbeere ſind ſeine Leckerbiſſen.

Fortpflanzung. Zur Zeit der Begattung, welche in den Hornung fällt, pflegen ſie durch ihr Kämpfen und Schreyen, in der Gegend, wo ſie ſich aufhalten, ſehr viel Geräuſch zu machen. Man ſieht daher in dieſem Monate oft mehrere Männchen auf einem Dachforſte oder einer Mauer beym Mondenſchein mit gräßlichen Schreyen und Beiſen hinter einem Weibchen herjagen. Die Mutter gebiert nach 9 Wochen, gewöhnlich im April drey, vier, und nur höchſt ſelten fünf Junge, worzu ſie in eine Kluft ein Lager von Heu, Federn und ihren eigenen Haaren verfertiget hat. Sie wirft auch des Jahrs zweymal, wenn ſie früh ihre erſten Jungen einbüſet. Die Jungen ſind 14 Tage blind, und werden von ihr ſo lange geſäuget und ernähret, bis ſie ſich ihren Unterhalt ſelbſt verſchaffen können. Dieß letztere geſchieht gewöhnlich erſt nach drey Monaten. Wenn ſie aber einen Monat alt ſind, ſo gehen ſie ſchon aus ihrem Lager hervor und machen, wo ſie ſicher ſind, im Sonnenſchein, ſolche poßierliche Sprünge, Wendungen und Geberden, als kein anderes junges wildes Thier thut. Die Mutter bettet ſich auch mit ihren Jungen, wenn ſie ſich unſicher glaubt, weiter. Die jungen Marder laſſen ſich zähmen, und man ernährt ſie anfangs mit Milch und Brod, dann mit Brod und Fleiſch, und bricht ihnen zur Verhütung des Schadens die Zähne aus.

Sie

*) Er geht ſogar im Winter in Dörfern, wie ein Hund, unter die Fenſter und trägt die weggeworfenen Knochen zuſammen.

Sie lernen faſt alles freſſen, was man ihnen vorlegt; nur verabſcheuen ſie Sallat und andere Kräuter. Honig freſſen ſie, ſo wie den Hanfſaamen, ſehr gern. Sie ſind im zweyten Jahre vollkommen ausgewachſen. Es ſollen zuweilen ganz weiße Junge mit rothen Augen, wie bey den Mäuſen, fallen.

Feinde. Die **Zwirnwürmer** (Filaria), **Maden-würmer** (Aſcaris).

Jagd. Die **Spur** (Tab. XIV. Fig. 6.) des Marders hat die Größe der Katzenſpur, nur iſt ſie wegen der länglichten Ballen, und längern Mittelzehen etwas länger. Da der Marder faſt jederzeit hüpft, ſo findet man ſie nur ſelten gangmäßig hinter einander, ſondern das meiſtemal zwey und zwey zuſammen geſetzt, ſo daß nur die Spur des rechten Vorder- und Hinterfußes etwas vorſteht. Er ſetzt nämlich hinten, wie vorne auf, und da er mit den Hinterfüßen allzeit in die Vorderfährte tritt, ſo ſcheinen auch alle vier Füße nur die Spur von zweyen auszudrücken.

Seinen Aufenthalt und den Weg, auf welchem er einmal ſicher und glücklich Beute gemacht hat, ändert er nicht leicht. Daher findet er auch hier mehrentheils ſeinen Tod. Der Jäger ſtellt nämlich auf dieſem bekannten Weg, den das Thier durch ſeine Fährte, die es im Winter in Schnee macht, ſelbſt verräth, und zwar, wenn es ſeyn kann, an den Ausgang eines Winkels, den es durchwandern muß, eine **Tellerfalle**, die ſorgfältig durch Kräuter von aller Menſchenwitterung gereiniget iſt, auf, und es kommt hier mehrentheils, wenn es nicht ſo lange Zeit hat, ſeine gefangene Pfote abzubeiſen, in ſeine Hände. Wenn er aber ſein Daſeyn nur durch ſein Rauben bemerkt, und ſeinen gewöhn-

lichen Weg nicht weiß, ſo belegt er dieſe Falle mit gebackenem Obſt, das in Honig abgekocht iſt, oder mit einer Witterung, die aus ungeſalzener Butter, oder Gänſefett, Allfranken-ſchalen, Fenchel- Marumverum- Baldriankraut und Campher beſteht; und der Geruch dieſer Lockſpeiſen treibt ihn blindlings in die Falle.

Sonſt wird er auch durch Jagdhunde, durch Klopfen und Lärmen mit Trommeln und Stöcken aus den Gebäuden, wo er geſpürt worden iſt, getrieben, und entweder auf den Dächern oder auf nahe ſtehenden Bäumen, wo er hinflüchtet, erſchoſſen. Der Jäger ſtellt ihm, ſeines vortreflichen Balges halber, beſonders im Winter nach.

Nutzen. Durch dieſen **Balg**, der ein koſtbares Pelzwerk iſt, und häufig und gut vorzüglich aus Schweden kommt, wird er den Menſchen auch nützlich; denn ſein **Fleiſch**, das an manchen Orten gegeſſen wird, wird in Thüringen, als Aas, weggeworfen. Der nach Biſam riechende **Koth**, der ſeinen Geruch von der, in den zwey Afterdrüſen ſich abſondernden Feuchtigkeit, erhält, wird zur Verfälſchung des Biſams und als Räucherwerk gebraucht, nnd wurde vor Alters, ſo wie die **Galle** in der Medicin benutzt.

Der Nutzen, den der Marder in der Schöpfung ſtiften ſoll, beſteht wohl in der Verminderung des Ueberflußes der ſo ſtark ſich vermehrenden ſchädlichen Mäuſearten.

Schaden. Der Hausmarder ſtellt vorzüglich dem zahmen Federvieh, und deſſen Eyern nach. Dem kleinen wilden Geflügel iſt er ebensfalls nachtheilig, und leeret auch manche Obſtbäume ab.

Benen-

Benennung. Er wird auch Haus- und Dachmarder, und von einigen ſo gar fälſchlich Feld- und Buchmarder genennt.

(12) 2. Der Baummarder.

Muſtela Martes. Lin.

La Marte. Buff.

The Pine Martin. Penn.

Kennzeichen der Art.

Die Kehle und der untere Theil des Halſes iſt gelb, und die glänzenden Haare ſind ſchön kaſtanienbraun.

Beſchreibung.

Der Baummarder iſt dem Steinmarder beynahe vollkommen gleich; doch unterſcheidet er ſich vorzüglich in folgenden Stücken:

1) Er iſt merklich größer. Die Länge ſeines Körpers beträgt nämlich 2, und des Schwanzes 1 Fuß*).

2) Sein Kopf iſt kürzer und ſtärker. Daher er auch ein wilderes Anſehen hat, als der Steinmarder. Dabey ſind die Ohren ſehr kurz und abgerundet, die Augen funkelnd und weit hervorſtehend.

3) Die Beine ſind höher. Seine Höhe beträgt dahero zehn Zoll.

4) Die Kehle iſt dottergelb, und der übrige Körper, außer den ſchwarzen Beinen und Schwanze, von ſchön kaſtanienbrauner Farbe. Die Haare ſind auch glänzender, län-

*) Par. Ms.: Körper 1 Fuß 8 Zoll; Schwanz 11 Zoll.

länger, feiner, weicher, zärter und dichter, und fallen nicht ſo leicht aus, als am Hausmarder, und der Schwanz iſt viel zottiger. Sonſt iſt die nähere Beſchreibung der Farbe folgende: Der Kopf iſt an der Schnauze dunkelbraun, wird um die Naſe herum fahler, und verliert ſich gegen die Stirn und Backen hin ins bräunliche. Ein gleichfarbiger ſchmaler Streif läuft unter den Ohren weg, die auswendig braun, und weiß eingeſäumt ſind. Auf der Oberlippe unter dem Mundwinkel, vor und über den Augen, ſtehen viele dunkle lange Baarthaare. Die Kehle und der Unterhals bis zwiſchen die Vorderbeine iſt gelb, bey den alten hoch, bey den jungen matt. Die Wollhaare des Rückens haben vorne eine weißgraue, hinten und an den Seiten eine gelblichte Farbe, die Stachelhaare aber machen ihn ſchön kaſtanienbraun. Der Bauch iſt etwas matter, als der Rücken, und zwiſchen den Hinterbeinen ſteht beym Männchen ein brandgelber mit dunkelbraun umgebener Fleck. Der Schwanz und die Beine ſind dunkelbraun ins ſchwarze auslaufend. Der ſchöne tief kaſtanienbraune Rücken des Männchens, iſt beym Weibchen bläſſer. Endlich

5) ſo iſt er auch in Anſehung ſeiner Triebe von jenem unterſchieden. Er lebt bloß im dichten Walde auf den Bäumen und geht faſt gar nicht in die Häuſer. Er beläuft ſich beynahe einen Monat früher, ob er gleich mehr der üblen Witterung ausgeſetzt iſt, als der Steinmarder, und ſucht ſich freye Wohnungen auf den Bäumen auf, da hingegen jener ſich bloß in finſtern Winkeln aufhält, und das Tageslicht ſcheuet. Zuletzt iſt er auch wilder, flüchtiger und grauſamer in Verfolgung ſeines Raubes.

Dieß ſind die Kennzeichen, die dieſe beyden Thiere von einander unterſcheiden *). Sonſt kommen ſie in Anſehung ihres äußern und innern Körperbaues, in der Anzahl und Figur der Zähne, in ihren Geberden, Stellungen und Gang, in der Natur des Haares, und in dem Geruch der Exkremente völlig mit einander überein.

Aufenthalt. Dieſe Marder halten ſich in Eichen- Buchen- und ſonderlich in finſtern Tannen- und Fichtenwäldern auf. Sie bewohnen allda die hohlen Bäume, oder die wilden Tauben- Raben- Raubvögel- und Eichhörnchensneſter, welche ſie erweitern, oder die Ritzen in felſigen Bergen. Sie bereiten ſich mehr als eine Wohnung und wechſeln mit derſelben, ſobald ſie ſich nur im geringſten unſicher glauben.

Nah-

*) Nach dieſen ſo unbedeutend ſcheinenden Unterſcheidungsmerkmalen möchte man vielleicht dieſe beyden Thiere, nicht als Arten, ſondern als bloße Racen unterſcheiden wollen. Allein zugeſchweigen, daß nur bloß die Zähmung und das verſchiedene Klima von einerley beſtimmten Thierarten eigentliche Racen bildet, ſo iſt es wohl ſo gut, als ausgemacht, daß ſich dieſe beyden Thierarten niemals unter einander begatten, ob ſie gleich noch ſo nahe zuſammen leben. Erfahrungen müßten hier entſcheiden, allein dieſe entſcheiden noch bis jetzt für unſere Meynung. Nach vieljährigen Beobachtungen, die an Orten gemacht werden, wo in einem Bezirke von 1000 Schritten, Stein- und Baummarder zuſammen wohnen, hat man noch nicht einmal bemerkt, daß in der Begattungszeit, da doch dieſe Thiere ſehr geil ſind, und zu dieſer Zeit die ganze Marderrepublik in Aufruhr und Krieg geräth, ſie ſich einander nur nachgelaufen wären, viel weniger Junge mit einander gezeugt hätten.

Nahrung. Die vorzüglichſte Nahrung des Baummarders iſt, wie bey dem Hausmarder, ebenfalls Mäuſe, als Erdwölfe und andere ſchädliche Feldmäuſe, welchen letztern er auch, wie der Iltis am Waſſer, wenn ſie trinken, nachgeht. Außerdem iſt er ein geſchworner Feind der Eichhörnchen. Dieſe verfolgt er, wie im Fluge, von einem Baum zum andern, bis ſie ermüdet ſich ihm ergeben müſſen. Eben dieſer Verfolgung iſt die liſtige und ſchnelle Haſelmaus von ihm ausgeſetzt. Sonſt ſucht er die großen und kleinen Vogelneſter auf den Bäumen und Erdboden im Walde auf und trägt Eyer und Junge davon. Er erſchleicht auch die alten Auerhühner, Birkhühner, Haſelhühner, Rebhühner, Faſanen, und andere große und kleine Vögel auf der Erde und auf den Bäumen, wenn ſie ſchlafen. Eben ſo erlauſcht er junge Haſen im Schlaf. Wenn er den Weg zur Schneide (Schneuß) erſt einmal ausgemacht und ſie glücklich ausgeplündert hat, ſo plündert er ſie täglich. Einen Ebereſchenbaum können etliche in kurzer Zeit ableeren, und wenn ſie dieſe Nahrung haben, vergeſſen ſie ganz, daß ſie Raubthiere ſind, ſo gut ſchmeckt ſie ihnen. Sie trachten auch dem Honig ſehr nach, und graben daher die Hummelneſter auf. Von dem häufigen Genuß deſſelben ſoll ihr Balg Flecken bekommen, die von Jäger und Kürſchner mit den Namen der Honigflecken belegt werden. Außerdem ſoll auch Hanfſaamen eine Delikateſſe für ſie ſeyn.

Fortpflanzung. Die Mutter gebiert mehrentheils in einem erweiterten und mit Moos weich ausgefüttertem Eichhörnchens; oder wilden Taubenneſte, ſelten aber in einem hohlen Baume oder Felſenritzen ihre drey bis vier Junge. Sie wird in der letzten Hälfte des Jänners oder der erſten

Hälfte

Hälfte des Hornungs belegt, und trägt 9 Wochen, alſo bis zu Ende des Märzes oder Anfang des Aprils. Mütterlich ſorgt ſie für ihre Jungen, und raubt aus Beſorgniß entdeckt zu werden, wie der Fuchs, nicht leicht nahe in der Gegend, wo ihre Jungen liegen. Dieſe machen ſich nach ſechs Wochen ſchon durch poßierliche Sprünge und Neckereyen auf den Bäumen luſtig, und ſind vorzüglich diejenigen Marder, welche die Jäger wegen ihres muntern Temperaments zähmen. Sie ſind auch leichter zu erziehen, als die Hausmarder, da ihnen das Kriechen in den Winkeln der Häuſer nicht wie jenen angebohren iſt. Sie ſind unermüdet in Spielen mit Hunden und Katzen, werden nicht leicht böſe, wenn man ſie nur ruhig freſſen und ſchlafen läßt, und ſind unter allen wilden Thieren, die man zum Vergnügen zähmt, die artigſten und angenehmſten. Sie ſind im Stande zuweilen einen ganzen Tag hindurch zu ſchlafen, und ein andermal auch wieder eben ſo lange zu wachen. Im Schlafe legen ſie ſich, wie die Hunde, kugelrund zuſammen.

Jagd. Dieſen Thieren wird wegen ihres koſtbaren Balges beſonders im Winter von den Jägern nachgeſtellt, und ſie verrathen ſich durch ihre **Fährte** im Schnee, auf welchem Baume, oder in welcher Gegend ſie ſich aufhalten. Sie liegen dann meiſtentheils in einem Neſte auf einem Baume, und wenn der Jäger, ohne daß ſie ihn von weiten gewahr werden, nahe zu ihnen kömmt, ſo bleiben ſie in ihrem Neſte ganz ſtille liegen. Wenn er keine Flinte bey ſich hat, und nur ein Kleidungsſtück auf einen Stock neben den Baum ſtellt, ſo kann er ſicher nach Hauſe gehen, das Gewehr holen, und bey ſeiner Rückkunft werden ſie noch eben ſo ſtille, mit unverwendetem Blicke nach dem Stocke

mit der Kleidung ſehend, liegen, und erſchoſſen werden können. Wenn man ſie mit einer kleinen Kugel erlegen kann, ſo ſchießt man ſie nicht gern mit Schroten, die den vortreflichen Balg zerlöchern. Wenn ſie Hunde hören, die ihnen nachſetzen, wenn ſie ſich auf der Erde befinden, ſo gehen ſie ungeſtöhrt weiter fort, und fliehen nicht eher, bis dieſe ihnen ganz nahe ſind, da ſie dann erſt auf einen Baum ſpringen, ſich auf einen Aſt legen, und ſie vorüber laufen ſehen.

Außerdem werden ſie mit **Schwanehälſen** und **Tellerfallen**, die man mit gebackenen Pflaumen, oder einem Stück Fleiſch belegt, oder in **Schlagbäumen**, die man in ihre Gänge, entweder in die Höhe zwiſchen Bäume, oder auf den Erdboden aufſtellt, und an deren Stellholz man einen Vogel bindet, gefangen. Sie in ein **Garn**, womit man eine Gegend umſtellt, zu jagen, iſt mißlich, und macht zu viel Mühe.

Nutzen. Der Balg dieſes Marders iſt eines der ſchönſten Rauchwerke, das gefärbt und ungefärbt, zu Frauenzimmermüffen, Palatinen, und andern Gebrämen gebraucht wird; Schade, daß er zuweilen bloße Flecken hat, welche die Jäger, wie ſchon oben iſt erwähnt worden, dem Honiglekken zuſchreiben. Der kleinſte Theil des Felles, welcher ſich längſt dem Rücken bis zum Schwanzende erſtreckt, wird für ſehr koſtbar gehalten. Auf den Gebürgen um Zobelberg in Mittelkrain giebt es ſehr viele Marder, deren Felle man dem Zobel gleichhält.

Der Galle ſchreibt man die Kraft zu, daß ſie mit Fenchelwaſſer vermiſcht, die Flecken an den Augen wegnehme, wenn man ſie auf dieſelben lege.

De

Der Baummarder wird ferner den Wäldern nützlich, daß er die dem Saamen und jungen Holzungen ſo ſchädlichen Eichhörnchen, Haſelmäuſe, und große und kleine Feldmäuſe in Menge vertilget. Weiter ſ. Nutzen des Feldmarders.

Schaden. Er tödet Auerhühner, Birkhühner und andere nützlichen Vögel, plündert ihre Neſter, und erſchleicht die jungen Waldhaſen. Beſonders wird er den Schneiden ſchädlich, die man nicht anders vor ihm ſichern kann, wenn er einmal den Weg weiß, als daß man auf ſeinen Gang in die Höhe zwiſchen etlichen Bäumen einen Schlagbaum oder eine Schnellfalle mit einem angebundenen Vogel aufſtellt.

Nahmen und Verſchiedenheiten. Dieſer Baummarder heißt auch Edelmarder, wegen ſeines guten Balges, Gold- Wald- Buch- Büchen- Buſch- Fichten- Kiefer- Tannen- Birken- Espen- Vieh- Licht- und Feldmarder.

Mit dieſer letzten Benennung wollen einige Jäger noch eine beſondere Art bezeichnen, die ſie auch den **Wildmarder** nennen. Er ſoll merklich größer, dunkelbräuner am Körper und gelber an der Bruſt ſeyn. Dabey ſoll er ganz allein und abgeſondert in den Feldhölzern leben, ſehr wild und ſcheu ſeyn, ſich in hohlen Bäumen und Höhlen in der Erde aufhalten, und einen ganz vorzüglich ſchönen Balg haben. Man ſieht leicht ein, daß hier ein alter Baummarder beſchrieben wird, dem ſein ſicherer und ungewöhnlicher Aufenthalt dieſe Eigenſchafften verſchafft hat.

(13) 3. Der Iltis.

Muſtela Putorius. Lin.
Le Putois. Buff.
The Polecat. Penn.

Kennzeichen der Art.

Die Haare ſind ſchwarzbraun; der Mund und der Rand der Ohren iſt weiß.

Beſchreibung.

Dieſes Raubthier, welches ſich nicht ſo weit nach Norden erſtreckt, wie der Marder und in Thüringen nicht ſelten iſt, iſt hier unter dem Namen Ratze bekannt. In ſeinen Sitten und in ſeiner Bildung iſt es dem Marder ähnlich, nur kleiner, hat einen proportionirtern Kopf mit einer ſpizzigern Schnauze, einen kürzern Schwanz, dünnere, dunkelkaſtanienbraune Stachelhaare mit gelblichem Grund, und ganz geſpaltene Füße. Seine Länge iſt bis zum Schwanze 1 Fuß und 6 bis 8 Zoll; der Schwanz iſt 7 Zoll lang und die Höhe beträgt 5 Zoll *). Der Kopf hat faſt die Geſtalt des Fuchskopfes, und die Breite deſſelben zwiſchen den Ohren bildet mit der Schnauzenſpitze ein regelmäßig gleichſeitiges Dreyeck. Die ſchwärzliche und trockene Naſe und die Naſenlöcher ſind vom Fuchs, ſo wie ſein Geſicht ganz das liſtige Anſehen deſſelben hat. Der Mund hat äußerlich einen ſchwarzbraunen Katzenbart, und innerlich ein ſcharfes Hundegebiß. In der obern Kinnlade befinden ſich ſechs rund und kurz zugeſpitzte Vorderzähne, von welchen der vordere auf jeder Seite der größte iſt; dann folgt ein großer gekrümmter und abgeſtumpfter Eckzahn, und zuletzt vier Backenzähne, davon

*) Par. Ms. Körper 1 Fuß 5 Zoll; Schwanz 6 Zoll.

davon der vordere kaum merklich, und einzackig, der zweyte größer und einzackig, der dritte der größte, breit und zweyzackig und der vierte ein gereifter wahrer Backenzahn iſt. In der untern Kinnlade findet man ſechs ſtumpfe vorwärtsliegende Vorderzähne, einen kürzern und krümmern Eckzahn, als oben, und fünf Backenzähne, wovon der vordere ſehr klein und ſtumpf, die zwey folgenden dreyeckig und einſpitzig, der vierte zweyſpitzig mit einem ſtumpfen Anſatze, und der fünfte ſehr klein und rund iſt. Zuſammen 34; alſo 2 Zähne weniger als der Steinmarder. Die Zunge iſt lang mit hinterwärts gekehrten Wärzchen. Die Augen ſind groß, hervorſtehend, dunkelbraun, und ſcharfſehend, und die Ohren kurz, breit und abgerundet. Der Hals iſt ſtark und lang und der Rücken breit und etwas eingedruckt. Es hat kurze Füße und getrennte Zehen, die mit ſcharfen weißen Nägeln bewaffnet ſind. Der Schwanz iſt dickbehaart, büſchlich, und grade ausgeſtreckt.

Der ganze Leib iſt mit einem feinen Pelz von doppelten Haaren überzogen. Die kurzen Haare ſind dicht, wollig und weiß oder lichtgelb, und die einzelnen längern an der Wurzel graulicht, und an der Spitze aus dem kaffebraunen ins glänzend ſchwarze auslaufend. Von weitem ſcheint es alſo im Winter auf dem ganzen Rücken ſchwarz zu ſeyn, im Sommer aber, wenn die längern Haare abgeſtoßen ſind und ausfallen, und der gelblichte Grund mehr vorſchimmert, einen gefleckten Balg zu haben. Sonſt iſt — die Theile einzeln betrachtet — der Mund, das Kinn, und der Rand der Ohren weiß oder weißgelb, und über den Augen bis zum Ohren läuft, der Breite nach, bis zum Backen herab ein weißer Streif. Der übrige Kopf hat bis zum Schenkel borſtenar-

tige Haare und iſt rothgrau. Am Oberhals ſcheinen die gelblichten Wollhaare mehr durch, als auf dem Rücken, wo die ſtachlichen ſchwarzbraunen Haare nach dem Schwanze zu immer dichter ſtehen. Der Unterhals, die Bruſt, die Füße und der Schwanz ſind ganz ſchwarz und unter dem Bauch läuft ein bräunlicher undeutlicher Streif nach dem After hin. Unter dem Schwanze hat das Thier zwey Drüschen, welche eine Feuchtigkeit in ſich enthalten, die einen eckelſüßen Honiggeruch von ſich giebt.

Sein gewöhnlicher Gang iſt ſpringend; es iſt ſehr behende, immer in Bewegung und durchſucht alles. Sein Geruch und Geſicht iſt ſehr fein, und in Aufſuchung und Erſchleichung ſeines Raubes iſt es liſtig. Gegen alles Geklirre und Wetzen mit eiſernen Inſtrumenten hat es einen natürlichen Abſcheu.

In der Begattungszeit iſt ſein Laut ein Knurren, und in der Gefangenſchafft und zum Zorn gereitzt ein Kneffen, wie ein junger Hund. Es lebt 10 Jahre.

Das **Weibchen** ſieht dem Männchen völlig gleich, ausgenommen, daß Mund und Ohren ganz weiß ſind, und hat am Bauche vier Säugwarzen.

Aufenthalt. Der Iltis lebt in Wäldern, Feldern und Häuſern. In Häuſern hat er ſeinen Aufenthalt auf niedrigen Böden, in Scheunen, und beſonders gern in Holzhaufen. In den Wäldern wohnt er in hohlen Bäumen, und in der Erde in alten Fuchsbauen, unter den Wurzeln der Bäume, in Löchern, die er findet, oder ſich ſelbſt gräbt, oder unter zuſammengefallenen Holzhaufen. In Feldern ſucht er an Teichen und Flüßen die hölzernen Verſchläge

der Ufer auf und verbirgt ſich darhinter, oder gräbt ſelbſt Höhlen in die Dämme, und hier hält er ſich ſeiner Nahrung halber vorzüglich gern auf. Sonſt trifft man ihn auch in dicken Hecken und Dornbüſchen zwiſchen den Wurzeln und alten Stöcken eingegraben, und in verlaſſenen Hamſterbauen an. Er untergräbt auch oftmals die Scheunen, Ställe und Keller und wirft große Haufen, wie ein Hamſter auf, wovon ſein Name **Hausunk** herrührt. An ſolchen Orten verräth er ſein Daſeyn durch den üblen Geruch, den ſein Harn und ſeine Exkremente von ſich geben. Im Winter zieht er ſich meiſt nach den Städten und Dörfern und beſonders nach den Feldmühlen. Er klettert nicht mit ſo viel Geſchick und Geſchwindigkeit auf die Gebäude, wie der Marder, und beſteigt nur ſelten die Bäume (bäumt).

Nahrung. Der Ratze iſt beynahe eben ſo gefräßig und räuberiſch, aber nicht ſo kühn, wie der Marder. Er geht eben ſo, wie dieſer, vorzüglich des Nachts auf den Raub aus, und würgt Gänſe, Enten, Hühner und Tauben, trägt ſie fort und verzehrt ſie ganz. Kömmt er in ein Hühner- oder Taubenhaus, ſo mordet er nicht, wie der grauſamere Marder, alles darnieder, ſondern ergreift den erſten beſten Einwohner, würgt ihn, packt ihn im Genicke an, und eilt mit ihm nach ſeinem Schlupfwinkel hin. Hühner- und andere Vogeleyer trägt er unbeſchädigt zu ganzen Haufen in ſeine Wohnung zuſammen. Mäuſefleiſch liebt er im Sommer nicht ſehr, und nur im Nothfall, und im Winter macht er Jagd auf Maulwürfe, Hamſter, Ratten, Waſſermäuſe, Feld- und Hausmäuſe; dafür haſcht er lieber Fröſche, und ſammelt ſich davon einen großen Vorrath in ſeiner Höhle, wie man beym Nachgraben findet. Er frißt auch Gartenſchnecken

und Heuſchrecken. Im Sommer ſtreift er in den Feldern und Hölzern umher, um die Neſter der Vögel, die auf der Erde niſten, als der Lerchen, wilden Enten, Wachteln, Faſanen, Auerhühner, Birkhühner, Haſelhühner und Rebhühner aufzuſuchen und zu plündern. Er gräbt ſich auch in die Ställe und erwürgt die Kaninchen, durchnaget die Bienenſtöcke oder wirft ſie um, um das Honig zu genießen. Er geht auch fiſchen, beſonders im Winter. Er entfernt ſich dabey oft eine halbe Stunde weit von ſeiner Wohnung, und erlauert an den Bächen auf dem Eiſe und unter dem Eiſe, wie der Fiſchotter, die Fiſche, ſonderlich die Forellen. In Hungersnoth nimmt er auch mit bloßen Mäuſen, die unter dem Ufer wohnen, oder dahin kommen, um zu trinken, vorlieb.

Fortpflanzung. Der Trieb zur Begattung tritt bey dieſen Thieren in der zweyten Hälfte des Februars ein, und bricht bey den Männchen, deren zuweilen etliche bey einem Weibchen zuſammentreffen, in einem fürchterlichen Schreyen und Beiſen aus. Das Weibchen trägt zwey Monate und wirft im April in ſeiner Höhle, am liebſten aber in Holz- und Reißighaufen in einem Neſte von Stroh, Heu, oder Moos gewöhnlich vier, höchſt ſelten ſechs blinde Junge, die es ſorgfältig ſäuget, ernähret und beſchützet. Es iſt oft dreiſte genug bey einem ungewöhnlichen Geräuſche vor ſeinem Schlupfwinkel, wo die Jungen liegen, hervorzugehen, und ſich gegen ſeinen Feind zur Wehre zu ſtellen. Um nicht entdeckt zu werden, trägt die Mutter die Loſung ihrer Jungen weit von ihrem Lager weg, ſo wie auch die Alten ſelbſt, wo möglich, ſich ihres gräulich ſtinkenden Unraths nicht in der Nähe ihres gewöhnlichen Aufenthalts entledigen. Die

Jungen laſſen ſich zahm machen, und wenn man ihnen die Eckzähne raubt, und immer hinlängliche Nahrung reicht, thun ſie am Hausgeflügel keinen Schaden *).

Feinde. Man findet **Blaſenwürmer, Egelwürmer** (Faſciola) in ihnen.

Fang. Man fängt die Ratzen in **Tellerfallen**, die man in ihre Gänge legt, und da ſie nicht ſo vorſichtig, wie die Marder ſind, nicht den feinen Geruch haben und durch alle Löcher und Ritzen kriechen, ſo fängt man ſie auch um deſto leichter. Hierinne beiſen ſie ſich gern das gefangene Bein ab, und zwar ohngeſcheut, ſo daß man zuſehen kann, oder verſcharren ſich, wo ſie können, mit der ganzen Falle, unter die Erde.

In Feldern und Wäldern geht man ihrer **Fährte** nach, (Tab. XIV. Fig. 7.) welche ſich entweder in zwey Paar Spuren neben einander ausdrückt, wovon das hintere Paar näher zuſam-

*) Ein Frauenzimmer in unſerer Gegend durch die ſchöne Farbe und das artige Betragen der kleinen jungen Ratzen gereitzt, deren ſie vier in einem Reißighaufen fand, nahm zwey Junge von denſelben, und legte ſie ihrer ſäugenden Katze an. Dieſe ſäugte und ernährte ſie ſorgfältig. Sie wuchſen und liefen mit ihrer Pflegemutter lange Zeit ohne Schaden zu thun, umher. Nach Verfluß eines halben Jahres aber wirkte ihr möderiſcher Naturtrieb auf einmal ſo ſtark in ihnen, daß ſie in einer Nacht aus Scherz das ganze Hühnerhaus ſchlachteten. Die unſchuldigen Ratzen (denn man hätte ihnen nur die Zähne ausbrechen und ſie nicht ſo frey herum laufen laſſen ſollen) wurden gleich des andern Morgens, da ihr Verbrechen bekannt wurde, beym Frühſtück zum Tode verurtheilet und erſäufet.

zuſammen ſteht und kleiner iſt, als das andere, oder in einem Paar, das vorne und neben einander ſteht, und zwey einzelne Nachtritte von den Hinterfüßen hat, und eine ähnliche Figur mit der Haſenfährte macht. Dieſe Fährte führt gewöhnlich zu ihrem Aufenthalte, aus welchem man ſie, wenn er erhaben iſt, jagt und erſchießt, oder, wenn er in der Erde iſt, gräbt. Hier trifft man ſie oft, mit einem Kranze von toden Fröſchen umlegt, an, welches einen ſonderbaren Anblick gewähret.

Die gewöhnlichen **Jltisfallen** werden aus Bretern gemacht. Man ſchlägt drey Breter, wie einen Kaſten viereckig zuſammen, ſo daß eins der Boden wird und die zwey übrigen die Seitenbreter abgeben. Höhe und Breite derſelben iſt ein Fuß. Oben wird eine Leiſte, drey Zoll breit, quer herüber genagelt, welche die Seitenbreter zuſammen hält, und woran die Deckbreter ſtoßen, die auf beyden Seiten, ſo lang, als der Kaſten iſt, reichen müſſen. Dieſe ſind entweder oben auf der Leiſte durch Riemen befeſtiget, oder an den Seitenbretern mit Zapfen ſo eingepaßt, daß ſie ſich leicht auf und nieder bewegen, und vorne ſind die Vorfallbreter winkelrecht an ihnen befeſtiget, die den Kaſten ſchließſen, wenn inwendig die Zunge, welche mit Hühnereingeweiden, einem Ey, oder Vogel belegt, und mit zwey Leinen, die durch die Falldeckel gezogen und am Stellholz befeſtiget ſind, wie eine Mäuſefalle aufgeſtellt iſt, berührt wird. Eine ſolche Falle ſetzt man auf ihre gewöhnlichen Gänge hin.

Sie werden auch in **Schlagbäumen**, wie die Marder, und in **Drathſchleifen**, zwiſchen welchen an einem Gäbelchen ein Vogel hängt, gefangen.

Man umſtellt auch ihre Höhlen, die man durch die Fährte im Schnee bemerkt, mit einem Iltisgarne, das die Geſtalt des Haſennetzes mit engern Maſchen hat. Man ſucht ſie alsdenn durch verſchiedene Mittel, durch Hunde und dergleichen aus dieſen Höhlen in das Garn zu ſtöbern, und tod zu ſchlagen.

Endlich, da man bemerkt hat, daß dieſe Raubthiere einen natürlichen Abſcheu gegen das **Wetzen** eiſerner Inſtrumente auf Steinen haben, und auf ſolche Perſonen, die in der Gegend ihres Aufenthalts eine ſolche Handlung vornehmen, mit einem Katzenbuckel, funkelnden Augen, fletſchenden Zähnen und gräßlichem Ziſchen und Knurren in voller Wuth losgehen, ſo kann man ſich derſelben auch auf dieſe Art bemächtigen, daß man ſie durch Wetzen eines Meſſers auf einem Stein aus ihren Winkeln herauslockt, und erſchieſſet, oder todſchläget.

Wenn ſie von Hunden angefallen werden, ſo ſuchen ſie ſich gegen dieſe Feinde nicht nur durch heftiges Beiſen mit gräßlichem Geſchrey, ſondern auch durch Bepiſſen ins Geſicht zu vertheidigen.

Nutzen. Als nützliche Raubthiere **vertilgen** ſie die häufigen Feld- und Waſſermäuſe, Schnecken und Heuſchrecken.

Ihr **Fleiſch**, ob es gleich den Geſchmack des Schwarzwildprets haben ſoll, und von dem Tſchuwaſchen gegeſſen wird, iſt nur für den Liebhaber eßbar, und die Hunde verachten es ſogar.

Der **Balg** verſchafft, vier Wochen vor und nach Weihnachten, ein gutes Pelzwerk, indem ſich die Haare nicht ſo leicht abtragen, wie der Füchſe und Marder ihre, und auch

ſein

ſein Leder dicker iſt. Doch wird er wegen ſeines üblen Geruchs, den er lange behält, wenn das Thier erzürnt oder in der Begattungszeit geſchoſſen oder gefangen wird, ſeiner Güte ohngeachtet, nur als ſchlechtes Gebräme an die Mützen, Handſchuhe und Müffe der Landleute, und ſelten zu Palatinen und Kleiderfutter gebraucht. Ein Haſenbalg iſt jetzt theurer, als ein Iltisbalg. Die ſchwarzen langen Haare, ſonderlich des Schwanzes geben die beſten Mahlerpinſel.

In der Medicin brauchte man ſonſt das pulveriſirte Blut, als ein ſchweißtreibendes Mittel, das Fett in gichteriſchen Anfällen und Steinſchmerzen, und das Fleiſch wider den Schlangenbiß.

Der gezähmte Iltis wird, wie das Frettchen, auch gebraucht, die Kaninchen aus ihren Bauen zu jagen.

Schaden. Der Schaden, den dieß Thier anrichtet, iſt groß. Es iſt ein gefährlicher Feind des Hausgeflügels, und der Feld- und Waldvögel, die auf der Erde niſten. Die Kaninchen tödet es, die Bienenſtöcke ruinirt es, und die Forellenbäche fiſcht es aus.

Benennungen. Es iſt nur eine Art bekannt, welche in Thüringen Ratze, anderwärts aber Iltis, Eltis, Ilk, Ulk, Elske, Elbthier, Ellenkatze, Stinkthier, Stänker, Stänkerratz, ſtinkende Wieſel, Teufelskind, Hausunk, Unke, Illing, Buntſing und Nölling, auch Iltismarder heißt, und manchmal in der Farbe eine Abänderung, nämlich den braunen Ratz giebt, deſſen Stachelhaare anſtatt faſt ſchwarz zu ſeyn, dunkelbraun ſind. Es iſt dieß mehrentheis ein ſehr alter Iltis.

(14) 4. Das Frett.

Muſtela Furo. Lin.

Le Furet Putois. Buff.

The Ferret. Penn.

(Tab. V.)

Kennzeichen der Art.

Die Haare des Körpers ſind weißlichgelb, und der Stern im Auge roth.

Beſchreibung.

Dieſes Thier wird in Deutſchland, und auch in Thüringen wegen ſeines Nutzens, als ein zahmes Hausthier, erzogen. Seine Größe beträgt 1 Fuß 4 Zoll, und der Schwanz iſt etwas über die Hälfte des Leibes lang *). Die größte Aehnlichkeit hat es mit dem Iltis, außer daß der Leib geſtreckter, ſchlanker, der Kopf ſchmäler, und die Schnauze ſpitziger iſt. Es hat, wie der Iltis, 34 Zähne. Die Augen ſind groß, trübe, und blaß- oder hellroth; die Ohren weit, rund und aufrecht; die Füße niedrig, und mit weiſſen Krallen verſehen. Die Farbe iſt im Grunde blaßgelb, und oben mit weiß überlaufen; doch leidet ſie auch Abänderungen, ſo wie bey den andern Hausthieren, und es ſoll auch Frette, beſonders männliche, geben, deren längere Rückenhaare, wie am Iltis, an den Spitzen kaſtanienbraun ſind, und die am Kopfe weiße Zeichnung haben, und ſchäckige.

Das Weibchen iſt merklich kleiner, als das Männchen.

Es iſt ein gelehriges, aber zorniges Thier, hat ein lebhaftes und feuriges Auge, große Leichtigkeit in ſeinen Bewegungen, viele Stärke, lernt aber ſeinen Herrn ſchwer ken-

*) Par. Ms.: Körper 1 Fuß 2 Zoll; Schwanz 7 Zoll.

kennen, ſchläft oft und tief, und riecht, beſonders im Affecte, ſtark nach Biſam. Es murrt, und lebet 12 bis 14 Jahre.

Aufenthalt. Sein urſprüngliches Vaterland iſt Afrika; es wird aber jetzt in allen gemäßigten Ländern von Europa, wo es wilde Kaninchen giebt, gefunden. Man hält es in Tonnen und Kiſten, worin man ihm ein Lager von Werg bereitet.

Nahrung. Wenn es zahm iſt, füttert man es mit Semmel, Brod, Kleye und Milch, und es frißt ſehr viel; denn es ſchläft entweder oder frißt. Man giebt ihm aber auch zuweilen einige Kaninchen und Vögel Preiß, welchen es das Blut ausſauget, und kurz darauf ſehr böſe wird. In der Wildniß ſoll es kleine vierfüßige Thiere, Fiſche, Vögel, Schlangen und Honig, verzehren. Es faßt ſeinen Raub gewöhnlich beym Halſe, und weiß ihm das Blut ſehr geſchickt auszuſaugen.

Fortpflanzung. Das Frett begattet ſich bey uns zweymal im Jahre. Das Weibchen ſucht in der Brunſt ſehr begierig die Geſellſchafft des Männchens, trägt 6 Wochen, und bringt 5 bis 9 blinde Jungen zur Welt, die es zuweilen gleich wieder verzehrt. Die Jungen öffnen die Augen erſt nach 3 Wochen. Es ſoll ſich auch mit dem Iltis vermiſchen, und eine braunhärige Baſtardart hervorbringen.

Nutzen. Bey uns ſchränkt ſich der Nutzen dieſer Thiere bloß auf die Kaninchenjagd ein, da man ſie in den Bau dieſer unterirdiſchen Bewohner mit einem Schellchen am Halſe, um dieſen eine deſto größere Furcht einzujagen, ſchicket, und letztere in vorgeſtellte Netze laufen läßt. Sie ſind die natürlichen Feinde derſelben, und dieſe werden daher

auch

auch bey ihrem nahen Anblick mit einer ſolchen Furcht befallen, daß ſie ſich gleich, ohne auf Rettung zu denken, ergeben. Man verſieht auch diejenigen, von welchen man weiß, daß ſie die Kaninchen gern in ihren Höhlen freſſen, mit Maulkörben.

In Frankreich hat man ſie gewöhnt, die Vogelneſter mit ihnen ausnehmen zu können.

Schaden. Sie fangen allerhand nützliche Thiere, und ſaugen ihnen das Blut aus.

Nahmen. Furett, Frettele, Frettchen, wilde Wieſel, weiße Wieſel, Kaninchenwieſel, Kaninchenjäger (Frettmarder.)

(15) 5. Das (große) Wieſel.

Muſtela Erminea. Lin.
Le Roſelet ou L'Hermine. Buff.
The Stoat or the Ermine. Penn.
(Tab. VI.)

Kennzeichen der Art.

Die Schwanzſpitze iſt jederzeit ſchwarz.

Beſchreibung.

Der Bau dieſes ſchädlichen Thieres, das ſich vorzüglich über den kalten und gemäßigten Theil der Erde verbreitet hat, iſt geſchmeidig und ſchlank; der dicke Kopf und lange Hals verunſtaltet aber ſeine übrige Schönheit. Sein Geſicht hat außerordentlich muntere Züge, ſo wie ſein ganzes Betragen munter und keck iſt. Die größte Größe des Kör-

pers beträgt 1 Fuß 2 Zoll, des Schwanzes 6 Zoll, und die Höhe 2 1/2 Zoll *).

Der zwey Zoll lange Kopf iſt ſo dick, als der Leib, und läuft erſt kurz vor dem Mund ſpitzig zu. Der obere Kiefer ragt über dem untern hervor. Die Naſe iſt ſtumpf und gefurcht; der Mund weit offen und mit einem nach der Seite herabhängenden Knebelbarte beſetzt. In beyden Kinnladen ſtehen vorne ſechs Vorderzähne, wovon die obern keilförmig, die untern aber breite Schneidezähne ſind, deren zweyter ganz inwendig außer der Reihe liegt. Vier Eckzähne, wovon die untern zwey beſonders ſehr lang und eingekrümmt ſind. Oben vier Backenzähne auf jeder Seite. Die vordern zwey ſind ſehr klein, einſpitzig und dreyeckig, der zweyte iſt groß und bildet eine lange ſcharfe Wand, und der vierte iſt ein kleiner runder wahrer Backenzahn. In der untern Kinnlade ſtehen fünf Backenzähne, wovon die zwey vordern klein ſind und vorwärts liegen, der dritte gerade und ſpitzig, der vierte lang und ſcharfkantig, und der fünfte ein wahrer Backenzahn iſt. Die Zunge iſt glatt und gefurcht. Die Augen ſind klein, ſchwarz, funkelnd, ſtehen weit vorne im Geſicht, und ſind ſowohl vor dem innern Augenwinkel, als über dem obern Augenliede mit langen Bartborſten verſehen. Die faſt glatten Ohrlappen ſind kurz, breit, abgerundet, durch eine auswärtsliegende Falte gleichſam verdoppelt und feſt am Kopf anliegend. Die Ohren, deren innere Höhle ſehr weit, und mit einigen ſehr merklichen Hervorragungen verſehen iſt, ſtehen weit von den Augen ab und etwas niedriger. Der Hals iſt lang, proportionirter im Verhältniß gegen den Körper,

*) Par. Ms.: Länge des Körpers etwas über 1 Fuß; Schwanz 5 Zoll.

per, als am Marder, kaum dünner, als der Kopf und Leib, und erhebt ſich vorwärts unmerklich. Der Leib iſt von einerley Dicke, läuft grade aus, und ſteht nur bey den Hinterſchenkeln etwas erhabener. Durch dieß Verhältniß des Halſes gegen den Kopf iſt das Thier im Stande durch alle Klüfte und Ritzen zu ſchlüpfen, durch welche es den Kopf durchpreſſen kann. Den abgeſtumpften Schwanz trägt es, wenn es ruhig geht, grade aus, in der Flucht aber auswärts gewölbt. Die Beine ſind kurz, die Füße fünfzehig, ſcharfnägelicht, und der Daumen an den Hinterfüßen iſt kurz und verſteckt. Die unter dem After liegende Biſamdrüschen verbreiten ihren unangenehmen Geruch ſehr weit.

Die Haare des Körpers ſind kürzer, als beym Marder und Iltis, und nur der Schwanz endigt ſich in einen langen Haarbüſchel. Die Farbe iſt bey dieſem Wieſel ſehr verſchieden. Die gewöhnlichſte der obern Fläche des Körpers bis zu den Füßen iſt die dunkelbraune, graubraune, leberfarbene oder karmelete, die ſich in den drey Sommermonaten, wenn ſich die Stachelhaare verlieren, und die Haarſpitzen abgeſtoßen ſind, ins hellbraune, röthliche oder fuchsrothe verwandelt. Der Grund iſt röthlich weiß. Der Unterleib iſt gelb oder weiß; die vordern Fußzehen, und das Kinn ſind allzeit weiß; die Ohrkanten und Hinterfüße aber nicht immer. Beynahe die ganze äußerſte Hälfte des Schwanzes iſt ſchwarz. Der Kopf hat immer eine dunkelere Farbe, als der Rücken, die Schnauze iſt ſchwärzlich, und der Bart gelb, weiß und ſchwarz.

Eine andere große Verſchiedenheit in der Farbe macht die **weiße Wieſel.** Sie wird Sommer und Winter ohne merkliche Veränderung, wenn wir nicht das gelblichte des abge-

nutzten Balges in den heißeſten Sommertagen ſo nennen wollen, ſchneeweiß gefunden, hat nur die ſchwarze Schwanzſpitze und iſt zuweilen am Kopfe, Bruſt und Schnauze mit einem ſchwärzlichen Strich oder Punkt gezeichnet.

Dieſe beyden Hauptvarietäten, welche in nichts, als in der Farbe, von einander abweichen, begatten ſich nun unter einander, und daraus entſteht denn die große Mannigfaltigkeit in Rückſicht der Farbe der Wieſeln. Man findet nämlich Wieſeln, die außer einem braunen Streif über dem Rücken und der ſchwarzen Schwanzſpitze ganz weiß ſind; (ſ. Tab. VI.) andere deren Rücken hellfuchsroth, und der ganze Unterleib, die Kehle zuweilen ausgenommen, hochſchwefelgelb iſt; wieder andere, deren dunkler Oberleib von dem hellen Unterleibe durch einen ſchwefelgelben Streif geſchieden iſt; noch andere, welche am Kopf etliche ſchwärzliche oder braune Striche in Geſtalt eines Kreuzes, und am Ende des Rückens einen Streif von eben der Farbe haben, und ſonſt weiß ſind; und zuletzt auch geſchäckte *).

Die

*) Die Farbe iſt wie bey den Eichhörnchen verſchieden. Man merke hier wohl, daß dieß Sommer- und Winterfarbe der Wieſel iſt, und daß wenigſtens in Thüringen die große Verwandelung der Farbe aus dem braunen ins weiße, ſo wie bey allen hieſigen Thieren, alſo auch bey den Wieſeln nicht ſtatt findet. Die ſchwarzen Eichhörnchen ſind Sommer und Winter ſchwarz, und die braunen Sommer und Winter braun, und eben ſo ſind zu allen Jahrszeiten die braunen Wieſeln braun und die weißen weiß, wenn man die kleinen Abweichungen die in der Härung vor ſich gehen, abrechnet. Da dieſe Thiere vor dem Thüringerwalde nicht ſelten ſind, ſo kann man dieſe Beobachtungen beſtändig machen. Es iſt bey uns nichts ungewöhnliches,

Die **Weibchen** ſcheinen einen etwas ſchlankern Körperbau, dünnern, ſpitzigern Kopf zu haben, und ſind auf jeder Seite des Bauches mit 5 Säugwarzen verſehen.

Das Naturel dieſer Thiere iſt munter, furchtſam und grauſam. Alle ihre Handlungen verrichten ſie mit ungemeiner Schnelligkeit und Gewandheit. Sie erſteigen die Bäume ſo geſchickt, wie die Eichhörnchen, und können geraden Wänden hinauf laufen. Durch alle Ritzen, welche ihren Kopfe nicht zu enge ſind, können ſie kriechen. Sie ſchwimmen mit großer Leichtigkeit über Bäche und Flüße, die ihnen auf ihren Wegen aufſtoßen. Sie ſpielen gern entweder allein mit lebendigem Raube, indem ſie ihn loslaſſen und wieder fangen, oder mit ihres Gleichen, indem ſie ſich aus einer Höhle in die andere, oder von einem niedrigen Baume z. B. Weidenbaume zum andern jagen, und machen Männchen, wie die Haſen. Mit den Raben leben ſie in Antipathie, und werden von ihnen, wenn ſie ſich ſehen laſſen, mit großem Geſchrey verfolgt. Sie quickſen faſt wie die Spitzmäuſe. Ihr Leben ſoll nicht länger als 6 Jahre dauern.

Aufenthalt. Die Wieſel halten ſich in Wäldern und Feldern auf. In Wäldern findet man ſie ohne Unterſchied

liches, daß die Ackerleute im Frühjahr und Sommer ganze Neſter von lauter weißen jungen Wieſeln, wenn ſie weiße Eltern haben, und von gemiſchter Farbe, wenn die Eltern von verſchiedener Couleur ſind, ausackern, und es begegnen dem, der in Thüringerwalde an den Waldbächen, die ſich durch Wieſen ſchlängeln, hingeht, Sommer und Winter rothe, braune, weiße und nach den oben angegebenen Farben gezeichnete Wieſeln.

der Holzart in den Gegenden, wo Flüße und Bäche durchlaufen, und Wieſen oder leere Haiden in der Nähe ſind *). Sie wohnen da in den trocknen Ufern, in hohlen Bäumen, in Felſen- Stein- und Erdklüften, und auf den Wieſen und Haiden in Maulwurfsbauen. Im Felde findet man ſie ebenfalls mehr an den Ufern der Flüße. Sie lieben vorzüglich die Ufer, welche mit hohlen Weidenbäumen beſetzt ſind, und ſchlagen in jenen ſowohl, als in dieſen ihre Wohnung auf. Doch findet man ſie auch in den Wieſen und Rainen der Aecker, wo ſie die Maulwürfe und Erdwölfe aus ihren Höhlen vertreiben, und ſich dieſelben nach ihrer Bequemlichkeit erweitern und einrichten. Eine ſolche Wohnung hat denn wenigſtens vier Eingänge, die in der Mitte zu einem erweiterten Platze führen, der mit Moos, Gras und andern Geniſte ausgefüttert, und das Schlafgemach iſt. Man trifft ſie auch in alten Mauern, Steinhaufen, und in den hohlen Stämmen und Aeſten der einzelnen Feldobſtbäume an. Im Winter beſuchen ſie zuweilen die Wohnungen der Menſchen, und halten ſich in Scheunen, Ställen und Kellern auf, ſeltner aber im Sommer, die Gebäude müßten denn alt ſeyn und einzeln im Felde und Walde liegen.

Nahrung. Dieſe Thiere nähren ſich vorzüglich von denn verſchiedenen großen und kleinen Mäuſearten. Der Erdwolf, Maulwurf und die Wanderratten haben einen großen Feind an ihnen; ſie ſuchen nicht allein ihre Neſter auf und verzehren die Jungen, ſondern fangen auch die Alten. Sie ſind große Liebhaber von Eyern, und ſaufen ſie daher den Haus- Auer- Birk- Haſel- und Rebhühnern, Faſanen, Tauben und vielen andern Vögeln aus. Sie erklettern in die-

ſer

*) Doch vorzüglich in Birkenwäldern.

ſer Abſicht die Vogelneſter auf den Bäumen und Sträuchern und können ſehr geſchickt von einem zum andern ſpringen. Allein ſie begnügen ſich nicht allein mit den Eyern, ſondern rauben auch die Jungen; ja ſie erſchleichen die alten Vögel, als Hühner, Tauben, Rebhühner, Wachteln, Lerchen, Auerhühner, Birkhühner u. d. g. im Schlaf, faſſen und töden ſie im Genicke und ſaugen ihnen das Blut aus. Junge und alte Haſen und Kaninchen, ja ſogar junge Rehe werden von ihnen im Schlaf angefallen. Sie beißen ſich im Genicke ein, das Thier läuft, wie wüthend mit ihnen davon, bis es ermüdet hinſinken muß; der kleine Feind durchfrißt ihm die Halsflechſen und tödet es auf dieſe Art *). Die Beute, die ihnen nicht zu ſchwer iſt, tragen ſie in ihre Wohnung. An ſtillen einſamen Orten gehen ſie am Tage, ſo wie des Nachts ihrem Raube nach; an unſichern aber vorzüglich in der Abend- und Morgendämmerung, und bey Mondenſchein die ganze Nacht hindurch.

Fortpflanzung. Es ſcheint, als wenn ſie, wider die Regel der Raubthiere, paarweiſe lebten, denn man findet in einem gewiſſen Diſtrikte faſt nur immer ein Männchen und ein Weibchen. Die Zeit der Begattung (Ranzen, Laufen) iſt im März. Die Mutter trägt ohngefähr 5 Wochen, und bringt im April und Anfang des Mayes drey bis acht Junge zur Welt. Sie bereitet ſich in einem hohlen Baume, in einer leeren Maulwurfs- oder Erdwolfswohnung, oder in einer andern Kluft ein Wochenbett von Wolle, Federn, Moos und Gras. Die Jungen ſind 9 Tage blind und die

*) Vor etlichen Jahren ſahe ein Förſter auf dem Thüringerwalde einen ſolchen traurigen Auftritt mit einem jungen Rehe.

Mutter verläßt ſie unter 4 Monaten nicht. Sie trägt dieſelben bey bemerkter Gefahr von einem Orte zum andern, und lehrt ihnen an lebendigen kleinen Thieren, welches mehrentheils Mäuſe ſind, ihren Raub fangen und töden. Die Jungen vertreiben ſich lange die Zeit mit einer lebendigen Maus, die ihnen ihre Mutter gebracht hat, ehe ſie ihr den tödlichen Biß verſetzen, und man findet faſt immer eine oder etliche Mäuſe, wenn man ein Neſt mit jungen Wieſeln zerſtöhrt, welche noch leben und ihre Freyheit wieder erlangen. Wenn ſie den Stöhrungen der Menſchen, Hunde oder Kazzen nicht ausgeſetzt ſind, und z. B. in den hohlen Aeſten eines alten Baumes liegen, ſo laſſen ſie ſich die Wartung ihrer Mutter ſo lange gefallen, bis ſie ihr faſt an Größe gleich ſind, und nehmen nur zuweilen kleine Spatziergänge und Spiele auf ihrem Baume oder in ihrer Nachbarſchaft vor. Sie laſſen ſich zähmen.

Feinde. Ihre größten Verfolger ſind die wilde und zahme Katze und unter den Hunden vorzüglich der Spitz.

Fang. Ein Hauswirth kann dieſe unangenehmen Gäſte, die zuweilen im Winter ſeinen Taubenſchlag und Hühnerhaus beſuchen, an der **Fährte** ſpüren (Tab. XIV. Fig. 5. a.), welche ſich in der Flucht in zwey und zwey Fußſtapfen neben einander, wie beym Marder, oder in ihrem ſpringenden Gange in drey ſichtbaren Spuren ausdrückt, wovon eine faſt in der Mitte nachſtehet, und mit den vordern zweyen gleichſam ein Dreyeck bildet. Die Hunde entdecken ihren Aufenthalt leicht wegen ihres und ihrer Exkremente Biſamgeruch. Man hetzt ihnen auch dieſelbe an; allein es müſſen gute Hunde ſeyn, die ſie angehen ſollen, ſo heftig beißen ſie um ſich. Vor ihre Schlupfwinkel legt man ihnen Fallen

und

und Schlingen. Die Tellerfallen körnt man mit gewelktem Obſt, das in Honig gekocht iſt, und die Schnellfallen mit einem Ey oder Vogel. Wenn man den Ort ihres Aufenthalts weiß, ſo können ſie auch mit der Flinte, beſonders zur Zeit der Begattung, wo ſie beſtändig vor ihren Höhlen ſpielen, erlegt werden.

Will man ihre Vertilgung blos ihres Schadens halber, ſo darf man nur ein Ey nehmen, daſſelbe mit Gift, als Queckſilberſublimat füllen, und an den Ort legen, wo man ſie geſpürt hat, oder man verſtopft auch, wenn man ihren Erdbau weiß, alle Ein- und Ausgänge außer einem, der am höchſten liegt, und erſäuft ſie mit Waſſer, das man hineinſchüttet.

Nutzen. In der Natur tragen ſie als Raubthiere ſehr vieles bey, das Gleichgewicht unter den Mäuſen und Maulwürfen bey ihrer zu ſtarken Vermehrung zu erhalten. In Norwegen kriechen ſie den ſchlafenden Bären in die Ohren, beißen ſich feſt ein, daß ſie nicht abgeworfen werden können; dieſe fangen alsdenn an wie wüthend herum zu laufen, und ſtürzen zuletzt, abgemattet und ſchwach zur Erde hin, und ſterben.

Der Balg der rothbraunen wird kaum zu Unterfutter benutzt, deſto koſtbarer aber iſt der Balg der weißen. Allein von den thüringiſchen und deutſchen weißen Wieſeln bekommt ihn der Kürſchner nur ſelten zu ſeiner Bearbeitung als Pelzwerk, indem er von den Landleuten zur Vertreibung des Geſchwulſtes, beſonders an den Eitern der Kühe, und bey ſchwindenden Gliedern, wie man ſagt, mit dem beſten Erfolg gebraucht wird. Die mehreſten und beſten Hermelinfelle kom-

men aus Rußland, Sibirien, Norwegen, Lappland, und dem hinterſten Lithauen, und der Zimmer koſtet 24 bis 30 Thaler. Je größer, weißer, dichter von Haaren und ſtärker von Leder ſie ſind, deſto höher iſt ihr Werth. Sie werden zu Unterfutter, Müffen, Aufſchlägen und Pelzen verarbeitet, und unter letztern ſind die koſtbarſten diejenigen, welche aus Hermelinſchwänzen zuſammengeſetzt ſind. Schade, daß dieß Pelzwerk mit der Zeit ins gelbliche verſchießt.

Ein ſonderbares ſympathetiſches Arzeneymittel ſind dieſe weißen Felle den Tataren um Uſt-Kemtſchuk wider alle Krankheiten. Der Kam oder Prieſter trägt ein ſolches Fell, das metallene Augen hat, bey dem Kranken um den Hals und trommelt dabey beſtändig ſehr heftig. Dieß allein hält man ſchon für hinlänglich den Kranken zu heilen.

Das **Fett** gebrauchen die Thüringerwaldbewohner zur Erweichung der Geſchwüre und Vertreibung des Geſchwulſtes.

Schaden. Dieſer ergiebt ſich aus ihrer Nahrung.

Verſchiedenheiten und Namen.

1) Das gemeine rothe Wieſel, graue, braune Wieſel, Feld- und Waldwieſel.

2) Das (thüringiſche) Hermelinwieſel, weiße Wieſel, (Hermelinmarder) das ſeine Farbe Sommer und Winter behält.

Aus dieſen Hauptvarietäten entſtehen noch mehrere Abänderungen in der Farbe, die aus jenen zuſammengeſetzt ſind, worunter vorzüglich

3) das Schäckchen, ſchäckige Wieſel, noch merkwürdig iſt.

(16) 6. Das Heermännchen. *)

Muſtela vulgaris. Lin.

La Belette. Buff.

The common Weeſel. Penn.

Kennzeichen der Art.

Der Schwanz iſt mit dem Oberleibe einfarbig und ohne Haarbüſchel.

Beſchreibung.

Die Geſtalt dieſes Thieres, das ſich auf eben dem Erdſtrich verbreitet hat, wie das vorhergehende, und in Thüringen ebenfalls nicht ſelten iſt, unterſcheidet ſich von jenem bloß in Anſehung der Größe, und Form und Kürze des Schwanzes merklich. Seine Länge beträgt 7 Zoll. Der Schwanz hält 1 3/4 Zoll und die Höhe 1 1/2 Zoll. **)

Der halbzolllange Kopf hat mit dem Hals und Leibe faſt einerley Dicke und iſt breitgedruckt. Der Mund hat daſſelbe ſcharfe Gebiß, wie das vorhergehende Wieſel. Die Ohren, welche kurz, breit, abgerundet, und nach außen zu am Rande umgebogen ſind, ſtehen tief, in der Mitte des Kopfes und weit entfernt von den kleinen ſchwarzen blitzenden Augen. Der Hals iſt lang und dick, und ſteht mehr in die Höhe, als bey dem großen Wieſel. Der Leib läuft grade aus. Der Schwanz

*) Ich gebe der kleinen Wieſel dieſen thüringiſchen Namen, weil ich aus Erfahrung weiß, daß durch die Benennungen groß und klein, wenn verſchiedene Arten damit bezeichnet werden, in der Naturgeſchichte gar zu leicht Verwirrung entſteht.

**) Par. Ms.: Körper 6 Zoll 3 Linien; Schwanz 1 Zoll 7 Linien; Höhe 1 Zoll 5 Linien.

Schwanz iſt kurz, und wird von der Wurzel an immer ſpiz- ziger ohne einen merklichen Haarbüſchel. Die Beine ſind kurz und dünne; die Füßchen zart mit ſcharfen Nägeln be- waffnet. Unter dem After befinden ſich zwey Drüschen, die keinen ſo unangenehmen, aber einen viel ſtärkern Biſamge- ruch von ſich geben, als bey der großen Wieſel.

Der ganze Oberleib mit den Beinen und Füßen hat eine graubraune Farbe, die im Sommer etwas heller oder röther wird. Die Grundfarbe iſt röthlich aſchgrau. Vom Rande des Oberkiefers an bis zu den Hinterſchenkeln iſt der Unterleib ſchneeweiß, und zwar an dem Halſe und Bruſt breiter, als am Bauche. Hinter jedem Mundwinkel ſteht ein kleiner eyrunder Flecken im weißen, der die Farbe des Rückens hat, und dergleichen Punkte finden ſich auch oft am Bauche. Die Barthaare, die am Rande der obern Kinn- lade und vor und über den Augen ſtehen, ſind gemiſcht weiß und braun. *)

Das Weibchen ſcheint durch nichts merklich vom Männ- chen unterſchieden zu ſeyn. Es hat acht Säugwarzen.

Dieſe Thierchen ſind ſehr munter und flüchtig. Bey ihrem ſchnellen Laufe iſt der Kopf beſtändig in Bewegung nach allen Seiten hin. Sie klettern und ſchwimmen geſchickt, durchkriechen und durchſuchen alle Winkel und Löcher, die ihnen aufſtoßen. In der Angſt laſſen ſie einen heiſern, quick- ſenden Ton von ſich hören. Sie ſollen das Alter der vor- hergehenden Art erreichen.

Auf-

*) Ganz weiße Heermännchen werden meines Wiſſens niemals in Thüringen angetroffen.

Aufenthalt. Sie halten ſich mehr und lieber in Gebäuden auf, als die großen Wieſel. Man findet ſie daher mehrentheils in den Klüften der alten Mauern, auf den Böden zwiſchen den Wänden, in Kellern, Scheunen und Ställen. Doch werden ſie auch nahe an Dörfern und Städten in Steinhaufen, Steinbrüchen, unter hohlen Ufern, unter hohlliegenden Baumwurzeln, in hohlen Baumſtämmen, und in Gärten in den Maulwurfshöhlen angetroffen. Im Winter begeben ſie ſich mehrentheils alle nach den Wohnungen der Menſchen, und es iſt merkwürdig, daß ſie alsdenn gern die Abzüge der Häuſer beziehen, vielleicht weil ſieſich hier am ſicherſten glauben.

Nahrung. Dieſes kleine Wieſel iſt faſt eben ſo raubſüchtig, als das große. Es iſt ein vorzüglich gefährlicher Feind für die alten und jungen Tauben und die Küchlein. Die jungen Tauben, Hühner und andere Vögel trägt es mit ſich fort, wenn es dieſelben todgebiſſen hat, den alten ſaugt es mehrentheils nur bloß das Blut aus, und läßt ſie alsdenn liegen. Es ſcheint als wenn dieß Raubthier die große Halsſchlagader ſehr genau zu treffen wüßte, denn man findet an einer von ihm getödeten Taube weder Quetſchung noch Wunde, außer den vier Löchelchen von den Eckzähnen, die kaum merklich ſind. Es ſäuft nicht allein den Hühnern und Tauben, ſondern auch allen Vögeln, zu deren Neſt es gelangen kann, die Eyer aus. Die kleinern trägt es einzeln fort in ſeine Höhle, und von den größern ſättiget es ſich auf der Stelle. Haus- Wald- und Feldmäuſe, Waſſerratten, Maulwürfe, Wander- und Hausrattenköpfe ſind ſeine vorzüglichſten Speiſen. Die Maulwürfe und Waſſerratten ſucht es, vermöge ſeines feinen Geruchs, in ihren Löchern auf und

tödet

tödet ſie; daher es auch oft in den aufgeſtellten Maulwurfs-fallen gefangen wird. Es ſoll auch die Bruchſchlangen, (Blind-ſchleichen) Eidechſen und Fröſche gern freſſen. Es geht vor-züglich des Nachts ſeinem Raube nach.

Fortpflanzung. Sie begatten ſich in der letzten Hälfte des Märzmonates. Die Wieſelmutter trägt ohngefähr 5 Wochen, und bringt auf einem Bette, das ſie ſich aus Heu, Laub, Moos und andern weichen Materialien ver-fertiget, in einem unzugänglichen Winkel ihre blinden Jungen zur Welt, deren mehrentheils fünfe ſind. Sie trägt dieſelben am Halſe, wenn ſie Gefahr ahndet, aus einem Winkel in den andern, ſäugt ſie lange, und ernährt ſie alsdenn noch etliche Monate mit Haus- Wald- und Feldmäuſen, die ſie ihnen lebendig bringt. Sie ſehen mehr grau, als roth aus, und können gezähmt werden *).

Feinde. Die **Katzen** und **Hunde** verfolgen dieſe Thiere.

Fang. Ihre **Fährte** (Tab. XIV. Fig. 5. b.) machen ſie der vorhergehenden Art vollkommen gleich, nur kleiner. Man fängt ſie in den kleinen eiſernen **Mäuſefallen** mit Bie-geln, an welche man eine Maus, einen Vogel, oder eine abgekochte gewelkte Pflaume heftet. Sie ſind auf ihren Raub ſo erbittert, daß man ſie oft mit einer Maus im Munde fängt, welche ſie ohngeachtet ihres Schmerzes nicht fahren laſſen, ſondern bis in Tod feſt halten.

Da

*) Die alten ſagten, die Mütter gebähren ſie aus dem Munde, weil ſie, wenn man ſie zur Heckzeit am Tage laufen ſieht, entweder ein Junges oder eine Maus im Munde tragen.

Da ſie außer ihrer Begattungszeit ſelten am Tage ausgehen, ſo kann man ſie auch nur während derſelben mit der Flinte erlauern.

Nutzen. Den größten Nutzen leiſten ſie in Vertilgung der verſchiedenen Mäuſearten und der Maulwürfe. Außerdem wird nur ihr Fleiſch von den Mexikanern genoſſen, und den Balg benutzt kaum der Kürſchner zu Unterfutter; ſonſt wird nichts von ihnen gebraucht.

Schaden. Den Schaden, welchen ſie ſtiften, ſieht man aus ihren Nahrungsmitteln, die ſie brauchen; doch überwiegt ihn ihr Nutzen, der eben daraus erkannt wird, ſehr weit. Um ſie von den Hühnerneſtern abzuhalten, empfiehlt man Raute um dieſelben zu legen.

Sie ſollen auch die Kühe in die Eiter beißen, und dadurch einen giftigen Geſchwulſt an dieſen Theilen verurſachen.

Namen. Dieſes Wieſel heißt noch: das kleine Wieſel, Haus- und Speicherwieſel.

Die fünfte Gattung.

Der Otter. Lutra.

Kennzeichen.

Oben und unten ſechs Vorderzähne.

Seitenzähne an jeder Seite einen, gekrümmt, eckig.

Backenzähne oben und unten fünf, ſpitzig und zackig.

Füße

Füße mit Zehen, die mit einer Schwimmhaut verbunden ſind, und unbewegliche Krallen haben. Ueberhaupt unterſcheiden die Lebensart, Nahrung, welche aus Fiſchen beſteht, beſonders die Schwimmfüße und Falte des Weibchens unter dem Geſchlechtsgliede, die Arten dieſer Gattung hinlänglich von den Thieren der vorhergehenden. Sie leben am Waſſer, ſchwimmen auch unter demſelben, können aber nur kurze Zeit des Athems halber darinnen aushalten. Ihre Fährten werden wegen der Schwimmhaut zwiſchen den Zehen ſehr merklich.

(17) 1. Der Fiſchotter.

Lutra vulgaris. Erxleben.

La Loutre. Buff.

The Otter. Penn.

Kennzeichen der Art.

Er hat einen Schwanz, der halb ſo lang als der Körper iſt.

Beſchreibung.

Dieß Thier, das ſich in den nördlichen und gemäßigten Gegenden der ganzen Erde einzeln aufhält, wird in Thüringen an den Flüßen und Teichen nicht ſelten angetroffen, beſonders an Waldflüßen, die ihren Lauf durch felſige Gegenden nehmen. Es gleichet der Geſtalt nach einer Waſſerratte. Seine ganze Größe beträgt 2 Fuß 8 Zoll, des Schwanzes 1 Fuß 4 Zoll und die Höhe 1 Fuß 2 Zoll *). Der Kopf iſt klein, breit und flach. Die Schnauze breit und kurz; die Oeffnung des Mauls klein; die Lefzen dick, mit ſtarken Muskeln,

*) Par. Ms.: Körper 2 Fuß 3 Zoll; Schwanz Hälfte des Körpers; Höhe 1 Fuß 1/2 Zoll.

keln, beſtimmt, das Maul beym Untertauchen feſt zu verſchließen; der untere Kinnbacken ſchmäler und kürzer, als der obern; die Naſe ſtumpf, breit, nicht an die Spitze der Schnauze reichend, und das Gebiß dem Marder ähnlich. Es befinden ſich nämlich 6 Vorderzähne in beyden Kinnbakken, wovon derjenige, der zwiſchen dem mittelſten und äußerſten auf jeder Seite in der untern Kinnlade ſteht, weiter einwärts liegt; dann folgen zwey längere gekrümmte und nach innen zu eckige Eckzähne und fünf ſpitzige Backenzähne in beyden Kinnladen auf jeder Seite, von denen die vordern drey in der obern Kinnlade einfach und klein ſind, der lange und breite vierte an der auswendigen Seite drey ungleiche Zacken hat, und der fünfte etwas kleiner, breit, in der Mitte vertieft und mit vier Ecken verſehen iſt. Die drey vordern in der untern Kinnlade ſind ebenfalls einfach, aber größer als die, welche ihnen in der obern entſprechen; der vierte iſt lang, breit, in drey äußere und eine innere Zacke getheilt, und der letztere merklich kleiner und oben faſt platt. Es iſt merkwürdig, daß die Ränder der Pfannen, in welchen ſich die Köpfe der untern Kinnlade bewegen, dieſe ſo einſchließen, daß ſich die Kinnlade nicht vorwärts herausbewegt, und als Skelet herausfallen, ſondern nur auf und nieder und nach den Seiten bewegt werden kann. Der Mund iſt mit drey zolllangen grauen Borſtenhaaren beſetzt. Die Augen ſind klein, braun und nahe an die Ecken des Mundes geſtellt, auch mit einzelnen Fühlhaaren verſehen. Die Ohren ſind kurz, rund und ſtehen niedriger, als die Augen. Den Kopf trägt es niedergeſenkt. Der Hals iſt kurz und ſo ſtark, daß er einen Theil des Kopfes auszumachen ſcheint; der Leib langgeſtreckt und dick, wie bey einem Dachs und der Schwanz, (Ruthe) welchen es ſchief nach ſich zieht, iſt am

Leibe dick und läuft allmählich ſpitziger aus. Die dicken, kurzen Beine haben fünf ſcharfbewaffnete, mit einer Schwimmhaut eingefaßte, gleiche Zehen ohne Daumen, von denen, die an den Vorderfüßen unbehaart ſind. Die Klauen ſind an den Vorderfüßen länger und ſpitziger, an den Hinterfüßen aber kürzer und ſtumpfer.

Die Haare ſind theils kurz und ſo weich, wie Seide, theils lang und harſch. Sie ſind im Grunde grau, und weiß, und auf dem Oberleib an den Spitzen kaſtanien- oder dunkelbraun, an den Beinen lichtkaffebraun, an dem Unterleibe oder an der Kehle, Bruſt und Bauch bleiben ſie graulich. Im Winter wird die Couleur dunkler als ſie im Sommer iſt, und im Alter gelblichter und der Kopf grau. An der Naſe und unter dem Kinn befinden ſich noch überdieß einige lichte Flecken. Außerdem ſtehen die Haare dichte, glänzen, nehmen nur bey Verwundungen und den Tod des Thiers Waſſer an, und ſitzen in einer Haut, die ſo feſt iſt, daß auch kein Hund, wenn er gleich das Fleiſch und die Knochen des Thieres mit ſeinen Zähnen zermalmet hat, einen Riß in dieſelbe zu beißen im Stande iſt. Der Balg iſt ohne große Näthe, außer daß von dem Haarwirbel auf der Spitze der Naſe eine Theilung nach der Mitte der Stirne, und eine auf jeder Seite von da nach den Augen hinläuft.

Seine Electricität iſt außerordentlich, und übertrifft faſt den Balg der wilden Katze. Daher auch die Jäger das Thier, wenn es des Nachts durch das Waſſer ſchwimmt, an ſeinem leuchtenden Körper entdecken können.

Das **Weibchen** unterſcheidet ſich von Männchen durch den ſchlankern Bau und die hellere Farbe, hat vier Brüſte

am Unterleibe und unter dem Geſchlechtsglied eine Falte, welche die Geſtalt eines Sacks hat.

Dieſes Thier iſt vor allen andern ſehr menſchenſcheu, indem es ſchon in einer Entfernung von 1000 Schritten, wenn es jemanden mit ſeinem ſcharfen Geſicht und Geruch bemerkt, mit der gröſten Schnelligkeit in ſeine Höhle ſchlüpft; übrigens iſt es wild, boshaft und liſtig und es vertheidigt ſich kein Thier mit mehr Herzhaftigkeit, es hat aber auch keins einen ſchädlichern Biß als der Fiſchotter. Er kann auch auſſerhalb des Waſſers ſchnell genug laufen. Sechszehn Jahre ſind ſein höchſtes Alter.

Aufenthalt. Ihre Wohnungen ſchlagen die Fiſchottern unter der Erde an den Ufern der Flüße und zwar gern an Forellenbächen in felſigen Gegenden auf. Sie graben ſich ihre Höhlen, (Bau, Burg) nicht ſelbſt, ſondern erweitern und bauen nur, natürliche, vom Waſſer ausgeſchwemmte Löcher unter den Ufern oder unter den Wurzeln der Bäume aus. Beſonders halten ſie ſich gern unter den ausgemauerten Fluthbetten auf. Dieſe Wohnung machen ſie ſich durch Wühlen und Abbeißen der Wurzeln, wo es nöthig iſt, unter dem Waſſer nach der Oberfläche der Erde zu, um trocken liegen zu können, mit, oder ohne Luftloch, bequem. Ein ſolcher Bau iſt niemals über 4 bis 5 Fuß tief, und da ſie ſich bald in dieſer bald in jener Gegend aufhalten, je nachdem ſie einen großen oder kleinen Vorrath von Fiſchen antreffen, ſo haben ſie auch allenthalben Wohnungen, wo ſie ſchlafen können. An Teichen wohnen ſie, wenn ſie nicht einen weiten Umfang haben, ſelten, um nicht entdeckt zu werden, und in kleinen Gewäſſern halten ſie ſich nicht lange auf, weil ſie ſie bald ausgezehrt haben. Leben ſie in Gegenden,

wo es leere Dachs- und Fuchshöhlen giebt, ſo ſuchen und wählen ſie dieſelben zu ihrem Aufenthalte, und ſollten ſie 600 Schritte weit vom Waſſer entfernt ſeyn. Der Ort ihres Aufenthalts riecht allzeit widrig nach dem Ueberbleibſeln von Fiſchen, die ſie nicht verzehren können.

Nahrung. Die Fiſchottern nähren ſich vom Waſſerraube, von Fiſchen, Krebſen, Fröſchen und Waſſermäuſen, und man behauptet wohl ohne Grund, daß ſie auch im Nothfall Baumrinde und Gras fräßen. Vielleicht freſſen ſie letzteres, wie mehrere Raubthiere, blos aus Muthwillen oder als Arzneymittel zur Reinigung ihres Magens und um die mit verſchluckten Gräten in daſſelbe einzuwickeln, damit dieſelben die Gedärme nicht verletzen. Sie ſchwimmen (fiſchen) dem Strom oder Wind entgegen, und bleiben ſo lange unter dem Waſſer, als ihr Odem dauert, worauf ſie ſich mit dem Kopfe wieder übers Waſſer erheben, um neuen Odem zu ſchöpfen, und die Witterung von Menſchen und ihren Feinden, den Hunden zu vernehmen. Denn ſie können nicht lange unter dem Waſſer bleiben, da ihnen die eyförmige Höhle der Amphibien zwiſchen den Herzkammern fehlet. Sie durchfiſchen wohl 3 Stunden weit von ihrer Wohnung einen Fluß ſtromaufwärts, und beſuchen in dem Umfang einer Meile alle Flüſſe und Teiche, indem ſie den Zu- und Abflüßen deſſelben nachgehen, und haben hier unter den Ufern im Nothfall ihre gewiſſe Retirade. Einen Teich, ſonderlich einen Satzteich können ſie in kurzer Zeit gänzlich ausleeren. Forellen und Krebſe ſind ihre liebſte Speiſe. Daß die Krebſe einen großen Feind an ihnen haben, ſieht man an ihrem Unrath (Loſung), der immer Krebsſchalen enthält. Sie entledigen ſich deſſelben außerhalb des Waſſers, weil ſich ver-

vermuthlich die Fiſche durch den Geruch deſſelben gereitzt, vor ihren Feinden verbergen würden, und er wird alſo von ihnen auf die, aus dem Waſſer hervorragende, Stöcke und Steine gelegt. Hier lauern ſie auch oft den Fiſchen auf und tauchen alsdenn, wenn ſie einen bemerken, ſo geſchwinde, wie die Enten ins Waſſer. Sie können ſich auf der Oberfläche des Waſſers liegend erhalten und ſteigen nur in die Tiefe, wenn ſie ihren Raub gewahr werden. Sobald die Fiſche ihren Feind bemerken, fliehen ſie ſogleich unter das Ufer oder unter einen Stein, welches ſie eben thun ſollen; denn wenn ſie nicht von ſelbſt dahin fliehen, wenn ſie dieſe Raubthiere erblicken, ſo nöthigen ſie dieſelben darzu, indem ſie mit ihrem dicken Schwanz etlichemal ins Waſſer ſchlagen, daß die Fiſche dieſe Zufluchtsörter ſuchen und ihnen zu Theil werden müſſen. Die kleinen Fiſche verzehren ſie im Waſſer mit herausgeſtrecktem Kopfe ganz, die großen aber faſſen ſie mit ihrem ſcharfen Gebiß bey der Bruſt und tragen ſie aufs feſte Land, freſſen nur das Fleiſch, und laſſen den Kopf und Rückgrat liegen. Den Winter über ſuchen ſie auf dem Eiß die aufgeeißten Löcher auf, ſchwimmen unter demſelben ihrer Nahrung nach und wiſſen ſehr gut das folgende Eißloch, wenn es nicht über 100 Schritt weit entfernt iſt, oder dasjenige, wo ſie hineingegangen ſind, wieder zu treffen. Sie gehen an ſolche Orte, wo ſelten Menſchen hinkommen, bey Tag und Nacht auf den Fang aus, an andern Orten aber vorzüglich des Nachts beym Mondenſchein *).

Fortpflanzung. Die Begattungszeit (Ranzzeit) fällt gewöhnlich in Hornung, wo ein Gatte den andern des

 Nachts

*) Daß ſie bey Fiſchmangel Lämmer auf der Weide angehen ſollten, iſt eine Fabel.

Nachts durch einen geraden ſtarken anhaltenden Ton, der dem lauten Pfeiffen eines Menſchen gleicht, zu ſich lockt (pfeift). Das Weibchen trägt 9 Wochen und bringt im May, 2 bis 4 Junge, gemeiniglich in einem Bau am Ufer des Waſſers unter alten Bäumen oder ſtarken Wurzeln.

Die Junge ſind 9 Tage blind, und werden vor 8 Wochen nicht zum Fiſchfang von der Mutter ausgeführt. Sie ſind in zwey Jahren völlig ausgewachſen und zur Fortpflanzung tüchtig. Ihre Farbe iſt in der Jugend beynahe ganz ſchwarz, und wird von Jahren zu Jahren heller oder gelblicher. Sie ſind ſehr ſchwer aufzubringen, ſind aber ihrer Wildheit ohngeachtet einer ſolchen Zähmung fähig, daß man ſie zur Fiſchjagd abrichten kann; hier kann man ihre wunderbare Wendungen bey ihren Räubereyen in einem großen Kübel oder Waſſertroge, worein man etliche Fiſche ſetzet, und ihnen die Jagd derſelben lehret, beobachten *). Man giebt ihnen Milch und Brod, Zugemüſe und Fiſche zur Speiſe bey ihrer Zähmung, und ſie gewöhnen ſich alles zu freſſen, was der Menſch genießt. Ja man hat ſogar die Bemerkung gemacht, daß, wenn man nicht ihren Apetit nach Fiſchen unterhält, ihnen zuletzt dafür eckelt **).

Jagd. Der Jäger ſpürt dieſe Raubthiere im Sommer durch ihre Loſung, die gerade, wie Fiſche riecht, und durch

*) In Schweden iſt es nichts ungewöhnliches, ſich von Fiſchottern die Fiſche fangen und ins Netz treiben zu laſſen.

**) Man hat an einigen Orten den abſcheulichen Wahn, zu glauben, ſie würden zähmer, wenn ſie Menſchenmilch ſögen, und läßt ihnen daher armen Weibern die Brüſte reichen. Schändlich iſt es, um eines kleinen Vergnügens halber, die Menſchheit zu entehren.

durch das Ueberbleibſel ihres Fraßes am Ufer, und im Winter durch die **Loſung** und **Fährte** (Tab. XIV. Fig. 8.) zu gleich. Letztere iſt der Dachsfährte in Anſehung der Größe und Geſtalt beynahe völlig gleich, nur daß die Ballen nicht ſo ſtark zu ſehen ſind. Man kann ſie ſehr leicht von allen andern unterſcheiden, da der Fuß wie ein Gänſefuß geſtaltet iſt, indem die Klauen mit einer ſtarken Haut verbunden ſind. Sie ſetzen zwey und zwey Tritte etwas ſchief neben einander und ſchleppen in etwas tiefen Schnee den Schwanz nach. Sie werden erlauſcht und erlegt, wenn ſie ſich auf Stämme, die übers Waſſer hängen, oder auf Stöcke, Steine und Sandbänke, die in demſelben ſtehen, in die Sonne legen, indem ſich der Schütze ſo mit ſeinem Gewehr anſtellt, daß ihm der Wind von ihnen entgegen wehet. Auch werden ſie an den Eißlöchern geſchoſſen.

Man fängt ſie aber vorzüglich mit ſtarken **Tellereiſen**, welche man vor ihrem Bau, oder an den Orten, wo ſie aus- und einſteigen, entweder unter das Waſſer oder unter Schnee und Sand verbirgt und an einer Kette befeſtigt, die an einem Baum gebunden oder mit einem Gewichte von 50 bis 60 Pfund beſchwert wird, und ins Waſſer reichet, damit ſie ſich gleich nachdem ſie ſich gefangen haben, ins Waſſer ſtürzen und erſaufen, und die Eiſen nicht beſchädigen oder ſich losbeißen. In der letzten Abſicht ſtellt man auch gern zwey Eiſen neben einander, damit ſie nämlich, wenn ſie ſich in dem einen fangen und ſich losbeißen wollen, darüber in das andere gerathen. Man kann die Eiſen mit wilder Katzenmünze, Baldrianwurzel, Biebergeil u. d. g. (als Witterung) beſtreichen.

Außerdem bemächtigt man ſich derſelben noch mit einem, beſonders dazu geſtrickten, ſackförmigen **Garn**, das man in das Waſſer legt, an denjenigen Ort, wo man weiß, daß ſich einer befindet. Man ſtellt daſſelbe auf, ſo daß eine Perſon an einer Leine hält. Der Otter wird alsdenn durch einen Otterhund aus ſeinem Bau oder aus dem Waſſer hineingetrieben, und wenn er in den Sack kömmt, durch die Leine herausgezogen und todtgeſchoſſen.

Man umſtellt auch ihren Bau mit dem **Fiſchotternetze** ſ. Einleitung S. 111.

Man **gräbt** ſie auch **aus** und fängt ſie mit Zangen, indem man ihren Eingang im Waſſer verſtopft.

In kleinen Waſſern und Bächen kann man ſie leicht **todſchlagen** und **ſchießen**, wenn ſie die Hunde aufjagen. Den Hunden machen ſie wegen ihres ſcharfen Gebißes und dicken Balges viel zu ſchaffen, und ein ſehr hitzig verfolgter Fiſchotter greift ſogar Menſchen an.

Nutzen. An großen fiſchreichen Flüſſen überwiegt der Schaden, den ſie an Fiſchen thun, den Nutzen, daß ſie zuweilen auch eine **Waſſerratte fangen**, ſehr weit.

Ihr **Fleiſch** iſt unſchmackhaft, zähe, und ſchwer zu verdauen. Man muß es erſt durch gute Zubereitung ſchmackhaft machen, es wird alſo auch nur in Paſteten und kleingehackt genoſſen. Dieß geſchieht beſonders von den Katholiken in der Faſtenzeit, wo es, da ſich dieſe Thiere von Fiſchen nähren, ſtatt Fiſche geſpeißt werden darf. Die Carthäuſermönche, welche nach ihrem Gelübde gar kein anderes Fleiſch, als Fiſche eſſen dürfen, bezahlen es ſehr theuer, das Pfund für 3 und 4 Groſchen. Sie wiegen oft 40 Pfund ſchwer.

Der

Der **Balg**, der Sommer und Winter ſeine Güte behält, da ſie ſich nur im Herbſte unmerklich hären, iſt wegen ſeines ſchönen Glanzes, der lange dauert, und ſich durch keine Witterung wegwiſchen läßt, ein ſehr koſtbares Rauchwerk. Die Kürſchner machen Müffe, Strümpfe und Schuhe daraus und verbrauchen ihn auch zu Mützengebrämen und ſonſt zu vielerley Verbrämungen. Die feinen **Haare** geben Hüthe, die für beſſer gehalten werden als die Caſtorhüte. Aus den Schwanzhaaren werden Pinſel verfertiget. In Thüringen wird ein gewöhnlicher Balg mit 12 Rthl. und ein großer mit 16 Rthl. vom Kürſchner bezahlt. Die Bälge der Fiſchottern, welche an kleinen Flüſſen ſich aufhalten, ſollen einen großen Vorzug vor denjenigen haben, welche an großen Flüſſen und Seen wohnen. Aus Virginien und Canada kommen die beſten, und heißen wegen ihres ſchönen Glanzes **Spiegelottern**.

In der **Arzeney** wird jetzt weder ihr Balg noch ihr Blut, Fett, Lunge, Leber und Teſtikeln mehr genutzt.

Schaden. Für die Satzteiche und **Forellenbäche** iſt die Fiſchotter ein ſchädliches Thier.

Benennungen und Verſchiedenheiten. Der gemeine Fiſchotter wird auch noch Flußotter, Landotter, Otter ſchlechthin und Fiſchdieb (Fiſchottermarder) genannt.

In Thüringen kennt man nur eine Art; obgleich in Deutſchland zwey Arten eine kleine und große angetroffen werden. Man muß ſich aber wohl vorſehen, daß man nicht die Jungen oder ſehr Alten, die in der Größe und auch offt in der Farbe Abweichungen machen, für beſondere Arten hält.

2. Der Nörz.

Lutra minor. Erxl.

The leſſer Otter. Penn.

(Tab. VII.)

Kennzeichen der Art.

Die gleichen Zehen ſind rauh und mit einer Schwimmhaut verbunden; der Mund iſt weiß.

Beſchreibung.

Dieſes kleine Waſſerthier, das in den nordöſtlichen Theilen von Europa, vorzüglich in Pohlen, Finnland, Rußland, oſtwärts in den nördlichen Aſien und in den mittlern Provinzen von Nordamerika angetroffen wird, iſt in Deutſchland ſelten. Es hat faſt die Größe und Geſtalt eines Marders, iſt aber kürzer und ſtärker von Haaren. Die Länge des Körpers beträgt noch nicht 2 Fuß und der Schwanz iſt halb ſo lang *).

Der Kopf iſt oval platt; die Schnauze länglich. Vorderzähne, wie bey voriger Art; Backenzähne oben 4, unten 5 auf jeder Seite. Die Augen ſind klein, länglich rund, ſchwarz; die Ohren rundlich; der Hals lang und ſo dick als der Kopf. Der Leib wird nach dem Ende zu immer dicker. Der Schwanz iſt hinterwärts zugeſpitzt. Die Beine ſind kurz und die vordern länger als die hintern. Die Schwimmfüße ſind haarig und breit.

Der Umfang des Mauls, das Kinn und die Spitze der Schnauze iſt weiß; der Scheitel zuweilen mit weißen Haaren untermengt, ſonſt hellbraun; die Ohren ſchwarz; der übrige

*) Par. Ms. Länge 20 Zoll.

übrige Leib im Grunde wollig und lichtbraun, mit längern dunkelbraunen oder ſchwärzlichen Haaren bedeckt; die Schwanzhaare viel länger und ſchwärzer als die übrigen. Es giebt, wenn es gereitzt wird, einen unerträglichen Geſtank von ſich.

Aufenthalt. Er wohnt, wie der Fiſchotter an den Ufern der Gewäſſer, in ſelbſt gemachten Löchern oder hohlen Bäumen, und liebt beſonders waldige Gegenden, wo das Waſſer im Winter nicht gänzlich zufrieret.

Nahrung. Er nährt ſich von Fiſchen, Fröſchen, Waſſerkäfern, Schildkröteneyern, frißt die Krebſe vorzüglich gern; und ſoll den Ratten ſehr nachſtellen. Auf den Teichen und Flüſſen und außer denſelben ſoll er den Enten, Gänſen und andern Vögeln nachgehen, und ſich ſogar des Nachts in die Hühnerhäuſer wie der Iltis ſchleichen, die Hühner todtbeißen und ihnen blos das Blut ausſaugen.

Fortpflanzung. Wie bey der vorigen Art; das nähere aber iſt noch nicht bekannt. Er kann zahm und zu einem Hausthiere gemacht werden.

Jagd. Wie bey dem andern Fiſchotter. Sonſt fängt man ihn auch unter aufgeſtellten Fallbalken, an welche man Fiſche, Krebſe, kleine Vögel oder Fleiſch zur Aetze anmacht.

Nutzen. Die Feinheit des Balges iſt ein wenig geringer als Zobel, und er wird zu Gebrämen an Mützen, zu Aufſchlägen und zu Ueberzügen über Weſten gebraucht. Er kömmt vornämlich aus Pohlen und Virginien und das Zimmer koſtet 40 bis 50 Rthl.

Die

Die Ratten ſollen einen großen Feind an ihm haben.

Schaden. Ergiebt ſich aus der Nahrung. Außerdem untergräbt er die Wälle und Dämme der Flüße.

Namen. Kleiner Fiſchotter, Sumpfotter, kleiner Sumpfotter, Nerz, Krebsotter, (Sumpfottermarder) und um Göttingen, wo er einzeln an der Leine angetroffen wird, Steinhund.

Die ſechste Gattung.

Der Bär. Urſus.

Kennzeichen.

In beyden Kinnladen ſind 6 **Vorderzähne**, wovon die beyden äußerſten größer ſind als die mittlern, und in der obern Kinnlade einen leeren Raum zwiſchen ſich und den Seitenzähnen laſſen; in der untern liegen die beyden mittlern mit der Wurzel mehr einwärts, als die mittelſten und äußerſten.

Die **Eckzähne** ſind kegelförmig und ſtehen einzeln.

Die **Backenzähne** ſind ſtumpf gezackt; die vordern gewöhnlich ſehr klein.

Die **Augen** haben eine Nickhaut.

Die **Füße** 5 Zehen, und die Daumenzehe iſt nicht abgeſondert.

Die Thiere dieſer Gattung **wohnen** im Trocknen, und **nähren** ſich aus dem Thier- und Pflanzenreich. Ihre Fährte wird dem Jäger wegen ihrer ausgezeichneten Füße, da ſie auf der ganzen Ferſe gehen, ſehr kenntlich.

1. Der

1. Der Landbär.

Urſus Arctos. Lin.
L'Ours. Buff.
The black Bear. Penn.

Kennzeichen der Art.

Ein dicker Kopf, eine abgeſtumpfte Schnauze und ein kurzer Schwanz.

Beſchreibung.

Dieſes Thier, das in allen vier Welttheilen, die heiſſen Zonen ausgenommen, in einſamen Waldungen gefunden wird, iſt in Deutſchland faſt gänzlich ausgerottet, und man findet es jetzo nur noch in Niederöſtreich, Tyrol, Steyermark, Kärnthen, Crain, in Böhmen, in den großen Wäldern des Herzogthums Krumau *), und höchſt ſelten in Schleſien **), wohin es ſich aus Pohlen verläuft.

Der braune Bär mißt über 6 Fuß ***).

Der Kopf hat in ſeiner Bildung und in der ſchrägen Lage der kleinern Augen etwas Aehnlichkeit mit dem Kopf des Wolfes, iſt länglich und hinten dick. Der Scheitel iſt platt

*) Der Fürſt von Schwarzenberg, den dieſe Wälder gehören, hält daher noch jährlich eine Bärenjagd und die Tatzen der gehetzten Bären kommen auf die kaiſerliche Tafel.

**) Herr Börner in ſeinem Prodromus der ſchleſiſchen Fauna führt den Bären noch als einen Bewohner Schleſiens auf; allein gültige Beobachter in jener Gegend haben mich von Gegentheil verſichert, und geben kaum zu, daß er von Pohlen aus noch nach der ſchleſiſchen Grenze ſtreiſe.

***) Par. Ms. Körper 5 1/2 Fuß.

platt, zwiſchen den Augen etwas abhängig, wo ſich die kegelförmige, vorn aufgeworfene, Schnauze anfängt. Die Ohren ſind klein und zugerundet. Die untere Kinnlade iſt kürzer als die obere; die Unterlippe mit Zacken befranzt, an der Zahl 18. Die 6 Vorderzähne oben und unten haben alle der Länge nach eine flache Furche. Von den ſtarken und langen Seitenzähnen ſind die untern ein wenig hinterwärts gebogen. In jeder Kinnlade ſtehen 5 Paar Backenzähne. Die hintern 3 breiten haben eine Krone von verſchiedenen Hökkern, und alle werden nach vorne zu kleiner, ſo daß der vordere ſehr klein iſt. Die vordern kleinen fallen den alten Thieren aus, ſo daß man gewöhnlich, ſtatt 36 Zähnen nur 30 findet. Der Hals iſt kurz und dick. Der Leib dick mit gewölbtem gegen die Schultern zugeſenkten Rücken. Der Schwanz kurz. Die Beine mittelmäßig, die vordern etwas einwärts gebogen und kürzer als die hintern, mit 5 parallelſtehenden Zehen, woran die Krallen der vordern länger ſind.

Die Grundwolle und das Haar iſt lang, und letzteres hart und glänzend, ſo weit es über jene vorragt. Um Geſicht, Bauch und hinten an den Beinen iſt das Haar länger, auf der Schnauze hingegen kürzer, als an andern Orten.

Die Farbe des Bären, der uns am nächſten wohnt, iſt braun; der ſchwarze, wovon der weiße eine Abart iſt, hält ſich in den kalten nördlichen Ländern und in den rauhen und großen Waldungen der Alpen in der Schweitz auf. Doch fällt die Farbe des Haares auch verſchieden, rothbraun, ſchwärzlich, ſchwarz mit weißen Haaren überlaufen, weißſchäckig aus.

Geſicht, Gehör, und Gefühl iſt beym Bär ſehr voll-kommen und ſein Geruch iſt vielleicht feiner, als bey irgend einem andern Thiere, weil die innere Naſenfläche weit aus-gedehnt iſt. Ohngeachtet ſeines plumpen Anſehens iſt er nichts weniger als träge. Er geht geſchickt auf den Hinterbeinen, (macht Männchen) läuft ſchnell in Ebenen und bergan, ſteiget wie eine Katze behend auf Bäume, ſteigt rückwärts herunter, und kann über ein Waſſer ſehr leicht ſchwimmen, wenn es nicht lange dauert. Seine Waffen ſind die vordern Füße, (Tatzen, Branten), mit welchen er ſeinen Feind, wie eine Katze ſchlägt, oder mit Umarmungen tödet. Den Menſchen fällt er nur an, wenn er gereitzt wird. Er iſt jähzornig, eigen-ſinnig und im Alter keines Zwanges noch Zucht mehr fähig.

Sein Laut iſt ein Brummen, Schnauben, und grobes Murmeln, welches, wenn er in Zorn geräth mit Zähn-knirſchen begleitet iſt.

Das Männchen, unterſcheidet ſich wenig vom **Weib-chen**, doch hat erſteres einen breitern Kopf und Rücken, und letzteres eine Reihe weißgrauer Haare über den Kopf und Rückgrat; vier Säugewarzen an der Bruſt und zwey in den Weichen.

Sie leben 20 und mehrere Jahre, pflegen aber im Al-ter gern blind zu werden.

Aufenthalt. Der wilde Bär führt ein einſames Le-ben, und meidet alle Geſellſchafft. Er hält ſich gern in und um Brücher, Sümpfe, Steinhaufen und Felſenklippen auf, wohin er auf beſondern Steigen zu gehen pfleget. Im Herbſt wird er, ehe er ſein Winterquartier bezieht, überaus fett. Den Winter bringt er zwar nicht ſchlafend oder erſtarrt, aber

doch

doch in einer ununterbrochenen Ruhe zu. Große und alte Bären bleiben unter freyem Himmel, junge hingegen begeben ſich unter den Schutz einer hervorhangenden Klippe, oder ſuchen ſich Höhlen in den Bergen aus, oder graben Löcher unter Baumwurzeln, worin ſie ſich ihr Winterlager machen. Dieſes bereiten ſie aus Schwarzholz, das ſie abbrechen, Laub, Graßſtengeln und Moos. Dieſe Materialien tragen ſie zwiſchen den Vordertatzen, indem ſie aufgerichtet auf den beyden Hinterbeinen gehen, nach ihrer Wohnung. Das Lager (Loch, Lug) bauen ſie rund, wie eine Mulde, unten mit Reiſig, oben drauf das Moos, und der Eingang wird mit Reiſig, ſoviel als möglich, verwahrt. Mit einfallendem Schnee legen ſie ſich nieder, und bleiben ſo lange liegen, bis der Schnee wieder gänzlich geſchmolzen iſt, ſo daß nach verſchiedenen Zonen ihre Winterruhe kurz oder lange dauert. Sie nehmen alsdenn weder Nahrung zu ſich, noch leeren ſie den Leib aus, und ſollen bloß zum Zeitvertreib an ihren Tatzen ſaugen. Werden ſie aufgejagt, ſo tanzen ſie hurtig hervor. Um Matthiä häuten ſich ihre Fußſohlen; dann können ſie kaum etliche Schritte gehen, ohne ſich blutrünſtig zu machen. Wenn ſie aus dem Lager gehen, ſo genießen ſie zuerſt Ameiſen oder die Wurzeln der Calle, (Calla paluſtris Lin.) um den Leib zu öffnen, alsdenn junges hervorſproſſendes Espenlaub.

Nahrung. Der braune Bär nährt ſich vornämlich vom Fleiſche allerhand großer Thiere, als Pferden, Rind- Schaf- und andern Vieh, auch Rothwild, und verachtet auch das Aas nicht. Er vergräbt, wie der Fuchs, ſeinen Raub. Ameiſen, Honig von Bienen und Hummeln, und Forellen *) ſind

*) Man weiß in Thüringen, daß in den forellenreichen Waldbächen zur Zeit, da dieſe Thiere noch daſelbſt wohn-

ſind ſeine Leckerbiſſen. Erſtere läßt er auf die Zunge krie-chen und verſchlucket ſie. Er nimmt aber auch Nahrung aus dem Pflanzenreiche zu ſich, frißt vorzüglich gern Erdbeeren, thut in Frankreich und der Schweitz jährlich vielen Schaden an den Caſtanien und Weinbergen, und läßt ſich auch in der Gefangenſchafft mit bloßem Brod und Früchten unterhalten. Die ſchwarzen Bären hingegen nähren ſich faſt bloß allein von allerley Wurzeln, und Beeren, Heidelbeeren, Preißel-beeren, Himbeeren, Ebereſchen, wildem Obſte, reifem Ge-traide, Baumblättern, und beißen bloß den Fiſchen die Kö-pfe ab. Im Frühjahre nähren ſich beyde faſt allein von der Saat und fettem Graſe. Im Sommer ziehen ſie ſich in die Höhe, und nähren ſich aus dem Pflanzen- und Thierreiche, und im Herbſte gehen ſie den Früchten in den Thälern nach. Türkenkorn und Weinbeeren genießen ſie alsdenn vorzüglich gern, wo ſie es haben können. Um Beute aus dem Thier-reich zu erlangen, ſind ſie vorſichtig genug. Sie ſpähen zuerſt von einer Anhöhe oder Baum das Land aus, wobey ihnen aber ihr Geruch und Gehör mehr, als ihr Geſicht, nützlich iſt. Bey Anbruch der Nacht treten ſie ihre Streifereyen an, und warten, wenn ſie nicht des Nachts an das Vieh kommen können, in einem Hinterhalte ab, bis es ausgetrieben wird. Sie befallen das Vieh von hinten, ſpringen ihm auf den Rük-ken, ſchlagen ihre Krallen tief ein, ſo daß das Thier bald ent-kräftet zur Erde ſinkt. Iſt es ihnen zu ſtark, ſo jagen ſie es entweder müde, oder auf einen gefährlichen Paß, wo es ſich tod oder wund fällt. Die Ziegen und Schafe lieben ſie vor-

wohnten, faſt keine Forelle zu finden war, und daß die Bären in der Dämmerung und hellen Nächten bis in die Dörfer auf dieſen Fiſchfang ausgiengen.

vorzüglich; die Pferde aber widerſtehen ihnen oft. Doch hat der Bär ſeine Zeit, wenn er muthiger und wenn er furchtſamer iſt. Das Männchen iſt z. B. zu Ende des Sommers und Anfang des Herbſtes am furchtbarſten, hingegen am Ende des Herbſtes ohne Muth. Das Weibchen iſt im Frühjahr furchtbar, und bleibt es, ſo lange es Junge hat. Im Trinken haben die Bären dieß beſondere, daß ſie das Waſſer biſſenweiße zu ſich nehmen, faſt wie die Hunde.

Fortpflanzung. Die Bären leben in der Monogamie; Männchen und Weibchen bekümmern ſich aber demohngeachtet nicht eher um einander, als bis ſie hitzig werden (bären). Aller Wahrſcheinlichkeit nach begatten ſich die **braunen** Bären um Johanni, und die **ſchwarzen** erſt um Bartholomäi, und faſt den ganzen September hindurch. Das Weibchen legt ſich bey der Begattung auf den Rücken, trägt 6 Monate, und wirft auf ihrem verborgenen Winterlager, wenn ſie jung iſt, eins, und wenn ſie älter wird bis drey Junge. Dieſe kommen nicht ſo unförmlich, wie die Alten dichteten, zur Welt, ſondern die neugebohrnen Braunen ſind bräunlich gelb und 8 Zoll lang. Sie liegen 6 bis 9 Tage *) blind. Die Mutter ſäugt ſie 6 Monate lang. Sie iſt ſehr ſorgſam für ſie, und behält ſie, wenn ſie nicht trächtig wird, zwey bis drey Sommer immer bey ſich, und nimmt ſie mit in ihr Winterlager. So lange ſie die Jungen ſäuget, iſt ſie am ſchrecklichſten, unerſchrockenſten und blutdürſtigſten. Sie läßt ſie, wenn ſie Nahrung ſucht, in der Höhle. Führt ſie ſie zum Spiel ins Grüne, ſo iſt ſie immer nahe, und iſt Gefahr da, ſo hat ſie ſie ſchon gelehrt auf die Bäume zu flüchten. Wenn ſie aber unterdeſſen trächtig wird, ſo müſſen die

*) Einige behaupten vier Wochen.

Jungen im Winter weichen, begleiten ſie aber im Sommer wieder. Daher trifft man nicht ſelten 4 bis 5 Bären bey einander an. Im zweyten Jahre verwachſen die Bären die weißen Ringe, und nur ſelten behalten ſie ſie immer. Jetzt fangen ſie auch an, die Zähne zu verwechſeln. Sie wachſen bis ins zwanzigſte Jahr, und in dem vierten fangen ſie an, ſich zu begatten. Die jungen Bären werden bey ausgebackenem Brod und Waſſer mit Honig oder Bier vermiſcht groß gezogen, und gezähmet. Man lehrt ſie in Pohlen tanzen, Trommelſchlagen, Allmoſen mit dem Hute einſammeln, ſich überſchlagen und dergleichen Künſte mehr. Sie ſcheinen den Klang der Inſtrumente und den Tact der Muſik unterſcheiden zu können.

Feinde. Man findet **Blaſenwürmer** in ihnen. Sie werden auch zuweilen von einer Geſellſchafft hungriger **Wölfe** und vom **Vielfraß** angefallen.

Jagd und Fang. Der Jäger ſpürt den Bären leicht an ſeiner **Fährte**, (Tab. XIV. Fig. 9.) die den Fußſtapfen eines Menſchen, der mit bloßen Füßen geht, ähnlich iſt. Er gehört zur hohen Jagd und wird theils auf dem Anſtande, theils im Treibjagen geſchoſſen, theils mit Selbſtſchüſſen erlegt, und theils in Fallen und mit andern Vorrichtungen gefangen. Gewöhnlich wird er in **Gruben**, die glatt ausgeſchält, und leicht bedeckt ſind, gefangen. Oben ſtellt man einen Topf mit Honig hin, der ihn verführt. Will man ihn lebendig haben, ſo läßt man ihn in einen Kaſten gehen, den man auf die Grube applicirt, und den **Bärenkaſten** nennt.

Die am wenigſten gefährliche Art, ſich ſeiner zu bemächtigen, iſt, ihn durch **Brandewein**, den man auf Ho-

nig in den Baumſtämmen gießt, zu berauſchen. Er läßt ſich dann leicht durch einen Schlag auf ſeinen ſehr empfindlichen Kopf töden.

Die Bauern an der **Lena**, und dem **Ilim** in Siberien legen an einer Anhöhe an ſeinen Weg (Wechſel) **Schlingen**, davon jede mit einem Stricke an einem ſehr ſchweren Klotze hängt. Sobald der Bär die Schlinge um den Hals hat, und im Fortgehen bemerkt, daß ihn der Klotz hindert und zurückhält, ergrimmt er über denſelben, hebt ihn auf, und wirft ihn mit der größten Gewalt den Berg hinunter, wird aber zugleich durch das andere Ende, welches an ſeinem Halſe befeſtiget iſt, mit herunter gerißen, und fällt ſich tod. Geſchieht dieß nicht gleich zum erſtenmal, ſo trägt er das Klotz ſo lange auf den Berg und wirft es herab, bis er liegen bleibt.

In **Kamtſchatka** befeſtiget man viele und mit Widerhacken verſehene **Eiſen** in ein dickes, ſtarkes, 2 Fuß breites Bret, und legt es dem Bären ſo in den Weg, daß er drein treten muß. Sobald er mit dem einen Fuß in den Angeln hängen bleibt, ſucht er ſich mit den übrigen loszuhelfen, macht ſich aber auch dadurch mit dieſen feſt, und iſt ſo gefangen.

Die tatariſchen Einwohner des **uraliſchen Gebürges** hängen auf den Bäumen, wo ſie ihre Bienenſtöcke haben, an den von dieſen am meiſten entfernten Zweigen, mit langen Stricken ein **Bret** wagerecht ſo auf, daß es vor das Honiggehäuſe gebracht und mit einem Baſtſtricke feſt an den Stamm gebunden werden kann. Der Bär findet dieſen Sitz bequem, um den Bienenſtocke öffnen zu können. Seine

erſte

erſte Arbeit iſt, den Baſtſtrick, welcher das Bret an den Stamm hält, loszureißen; alſobald aber entfernt ſich dieſes, und ſchwebt mit dem Bären in der Luft. Fällt der Bär nicht in der erſten Beſtürzung herab, ſo muß er entweder einen gefährlichen Sprung machen, oder geduldig auf dem Brete ſitzen bleiben. Auf beyde erſtern Fälle ſind unter den Bäumen ſpitzige Pfähle angebracht, im letztern aber wird er mit Pfeilen oder Kugeln erlegt.

Die **Lappländer**, welche, ſo wie manche Schweizer, ein Mährchen erzählen, daß ein Bär eine Frau entführt und eine Zeitlang, bis er getödet worden, zu ſeiner Gattin gehabt habe *), ſchießen ihn mit gezogenen Büchſen, oder verſtopfen auch ſeine Winterhöhle, daß er nur mit dem Kopf herausgucken kann, auf welchen er mit einer Axt geſchlagen wird, daß er tod in der Höhle hinſtürzt. Sie halten den Sieg über einen Bären für eine ihrer größten Heldenthaten **). — Sonſt lauert man auch auf die Bären von den Bäumen herab, bey einbrechender Kälte, entweder bey den Viehheerden, die ſie beunruhigen, oder bey einem Aas, oder man hetzt ſie mit großen Hunden, Bullen- und Bärenbeißern, und erlegt ſie mit Spießen oder Geſchoß.

*) In Jägerbüchern z. B. Flemmings vollkommnen deutſchen Jäger finden ſich auch ſolcher Fabeln, die ſich in Sachſen zugetragen haben ſollen.

**) Die Lappen halten den Bären aus Aberglauben ſo hoch, daß ſie ihn den Hund Gottes nennen; denn ſie trauen ihm die Stärke von zehn Menſchen und den Verſtand von zwölfen zu. Sie wagen es nie, ihn bey ſeinen rechten Namen, G n o u z h i a, zu nennen, aus Furcht vor ſeiner Rache gegen ihre Heerden, ſondern ſie nennen ihn allzeit M o n d a - a i g i a oder der alte Mann im Pelzkleide.

Das Pfeiffen ſoll ſie auch aufmerkſam und beſtürzt machen, ſo daß ſie ſich auf die Hinterbeine ſtill hinſetzen, und ſo geſchoſſen werden können.

Durch Trommeln und das Fahren mit einer Schiebkarre ſoll man ſie vertreiben können.

Nutzen. Das Fleiſch des Bären wird ohngeachtet ſeines unangehmen Geruchs, von den Lappen, Pohlen, Schweitzern, Ruſſen, Nordamerikanern, und den Sibiriſchen Nationen gegeſſen; die Schinken, Zunge und der Kopf aber werden allenthalben geſchätzt und die Tatzen werden auf den Tafeln der Großen von Europa für eine Delikateſſe gehalten. Das Fleiſch gleicht dem Rindfleiſch, wenn ihm durch ein 2 Tage langes Einwäſſern in kaltes Bergwaſſer der wildſüßliche Geſchmack genommen iſt. Es giebt Bären von 200 Pfund und drüber.

Das Bärenfett (Feiſt), deſſen ſie ſehr viel haben, iſt weiß, angenehm und geſund, und hat außerdem den Vorzug, daß es nicht leicht ranzicht wird. Es wird theils an Speiſen, theils als Arzeney gebraucht. Die Kamtſchadalen und Neugeorgier brauchen es ſtatt des Oels beym Salat; die Louiſianer ziehen es in der Küche dem Schweineſchmalz vor; die finnmärkiſchen Bauern bewahren es in Bärendärmen und beſchmieren ſich ſchmerzhafte Theile ihres Körpers damit, und die Wilden in Nordamerika ſalben ſich damit, und verdanken demſelben ihre Geſchmeidigkeit. Es ſoll auch das Wachsthum der Haare befördern.

Die Bärenhaut iſt in den nördlichen Gegenden eines der vorzüglichſten Pelzwerke. Die Soldaten brauchen ſie im Felde zu Matrazen uud Satteldecken; die Kürſchner und Sattler häufig zu Mützen, Müffen, Pelzen, Fußböden in Kutſchen,

Pferde-

Pferdedecken, Handſchuhen und dergleichen, wenn ſie rauh-gahr gemacht iſt. Sie dient auch zu Ueberzügen über die K.ſer und in Pohlen, Moskau und faſt in ganz Nordamerika als Bett. Die alten Deutſchen kannten ihren letzten Gebrauch auch, und man vermuthet, daß daher der Name Bärenhäuter, für faule unthätige Menſchen, entſtanden ſey.

Die **Bärenhaare** geben, mit pulveriſirter Kreide und etwas ſtarkem Bier vermiſcht, eine ſehr gute **Ofenkitte.**

Aus den **Gedärmen** machen die Koſaken Fenſter, die faſt ſo hell wie Glas ſind, und die Kamtſchadalinnen ſchälen ſie ab, und bekleiſtern ſich in den Monaten, wenn ihnen die von Schnee ſtark zurückprallende Sonne das Geſicht ſchwärzet, damit, wodurch ſie daſſelbe weiß und fein erhalten.

Die Bären befreyen die Norweger von den ſchädlichen **Lemmings**, einer Mäuſeart, die daſelbſt eine große Plage iſt.

Viele **Polaken** ernähren ſich von gezähmten Bären, deren Künſte ſie ſehen laſſen.

Das **Blut**, die **Galle**, das **Oehl**, das **rechte Auge** und mehrere Theile dieſes Thieres werden nicht mehr in der Medicin gebraucht.

Schaden. Nur in der äußerſten Hungersnoth, und wenn er gereitzt wird, fällt der Bär Menſchen an. Sonſt aber iſt er der Vieh- und Fiſchzucht ſchädlich, und iſt ein großer Liebhaber von Weintrauben, Kaſtanien, wilden Honig ꝛc.

Verſchiedenheiten und Namen. Man unterſcheidet zwey Racen:

1) den großen ſchwarzen Bär.

2) den kleinen rothen.

Namen ſind: Der Bär, gemeine Bär; Ringelbär, wenn er die jugendlichen weißen Ringe behält; und Zeidelbär, wenn er noch klein iſt. Der große ſchwarze und ſanftere Bär heißt auch Graſebär, Ameiſenbär, und der kleinere rothe, Pferdebär und Honigbär.

2. Der Vielfraß.

Urſus Gulo. Schreber *).

Le Gluton. Buff.

The Glutton. Penn.

(Tab. VIII.)

Kennzeichen der Art.

Die längliche Schnauze, der Kopf bis an die Augen, und mitten auf dem Rücken ein großer Fleck ſind glänzend ſchwarzbraun, und der Schwanz kurz und grade.

Beſchreibung.

Dieſes Raubthier wird jetzt gar ſehr ſparſam in Deutſchland, und zwar nur in Ober- und Niederſachſen angetroffen, wohin es noch zuweilen aus Lithauen kömmt. Man hat ein ſolches bey Frauenſtein in Sachſen, und ein anderes bey Helmſtädt geſchoſſen, welches letztere noch im daſigen Naturaliencabinette aufbewahrt wird. Die Länge ſeines Körpers beträgt 2 Fuß, 4 bis 6 Zoll**), des Schwanzes 8 Zoll; an letzterm reichen oft die Haare 6 Zoll über das Schwanzende.

Die Schnauze iſt länglich, gegen die Stirn zu dicker; die Naſe klein; die Backen etwas eingedrückt; die Oberlippe mit 4 Reihen langer ſchwarzer Bartborſten beſetzt. Von den Vor-

*) Herr D. Schreber iſt Hofrath und Profeſſor zu Erlangen.

**) Par. Ms.: Körper etwas über 2 Fuß; Schwanz 6 1/2 Zoll.

Vorderzähnen der obern Kinnlade ſind die äußerſten größer, als die übrigen; die in der untern aber alle gleich lang. Oben ſtehen auf jeder Seite 5 Backenzähne, wovon 2 größer ſind, als die übrigen; unten eben ſoviel, wovon einer viel größer iſt, als die andern; die vordern ſind ſpitzig, die hintern zackig. Die Augen ſind klein, und braungeſternt; die Ohren kurz und abgerundet, von den Kopfhaaren faſt bedeckt, gewöhnlich aufgerichtet, ſeltener vorwärts gekehrt. Ueber den Augen ſtehen 5 ſtarke Borſten und 1 auf den Backen. Der Hals iſt kurz; der Leib dick; der Rücken breit und ſehr gewölbt, wenn das Thier in Bewegung iſt. Die Beine ſind kurz und ſtark; die hintern etwas länger als die vordern; die Füße in 5 Zehen getheilt, welche mit langen krummen Klauen bewaffnet ſind, und deren vordere ſich im Gehen weit auseinander begeben. Die beyden nächſten Klauen an den innerſten ſind größer, als die übrigen. Der Schwanz iſt kurz und ſteht grade aus.

Das Haar der Schnauze, und des Kopfs bis zu den Augen iſt kurz und glänzend ſchwarzbraun. Hinter den Augen bis an die Ohren iſt es weißlich mit braun vermiſcht; auf den Ohren kurz und grau. Von da an wird es nach und nach länger und kaſtanienbraun; an den Seiten und Schultern heller, zwiſchen welchen letztern die dunklere Farbe einen ſchmälern Raum einnimmt. Mitten auf dem Rücken iſt ein ſchwarzbrauner, faſt herzförmiger Fleck (Spiegel), der vorne am breiteſten iſt, und gegen den Schwanz hin ſich zuſpitzt. Von den Schultern geht an jeder Seite ein gelblicher oder rother, in die angränzende Farbe vertriebener, Streif hin, der ſich auf der Mitte des Schwanzes verliert. Bruſt, Bauch, und die inwendige Seite der Schenkel ſind ſchwarzbraun.

Unter dem Kinn und zwiſchen den Vorderbeinen befinden ſich kleine weiße Flecken. Die Schenkel ſind ſehr langhaarig, und mit den Beinen, Füßen, und der letzten Hälfte des Schwanzes von dunkel ſchwarzbrauner Farbe. Das Haar hat überhaupt einen ſchönen Glanz, und bisweilen ſtehen einzelne ſilberfarbene Haare, beſonders auf dem Spiegel, hervor, wodurch der Balg, wie gewäſſert, ausſieht. Es iſt ſo elekteriſch, daß es die Elektricität mittheilt.

Der Vielfraß iſt eins der gefräßigſten Raubthiere, auſſerordentlich wild und ſtark; ein Schrecken des Bärs und Wolfs, und daher läßt letzterer ſelbſt den toden Vielfraß unberührt, da er doch faſt alles Aas frißt. Er hängt den Kopf nieder, wie ein Bär, und tritt im Gehen auf die Ferſen auf, kommt alſo im Laufen andern Raubthieren nicht gleich; klettert aber deſto geſchickter. Sein Auswurf iſt dünn und übelriechend; er ſelbſt aber giebt eben keinen unangenehmen Geruch von ſich, und hält ſich reinlich. Er geht auch ins Waſſer. Im Zorn giebt er eine knurrende Stimme, wie die Katzen, von ſich, und hat in Verhältniß ſeiner Größe, eine erſtaunende Stärke, womit er ſeinen Gegnern ernſtlich Trotz bietet.

Aufenthalt. Der Vielfraß hat ſeine Heimath in Sibirien, Schweden, Norwegen, Lappland, ſelten in Pohlen und Curland, und bewohnt alſo vorzüglich die nördlichen Länder von Europa und Aſien, und zwar die gebirgigen Gegenden, welche große Waldungen und Wildniſſe haben. Er wohnt in Felſenklüften, hohlen Bäumen, verlaſſenen Dachshöhlen; baut aber niemals eine eigene Höhle oder irgend eine Art von beſtändiger Wohnung.

Nah-

Nahrung. Seine Nahrung beſteht in friſchen Fleiſch und in Aas von Rennthieren, Elennen, Haſen, Mäuſen, großen und kleinen Vögeln, und im Sommer auch in allerhand Beeren. Er frißt des Nachts und macht auf alle Thiere, die er bezwingen kann, Jagd; doch ſchränkt er ſich blos auf eine gewiſſe Gegend ein und ſtreift nicht weit umher ſeiner Nahrung nach. Dem ſchnellen Rennthiere lauert er im Sommer auf den Bäumen auf; im Winter aber, wenn es ſeine Mahlzeit unter dem Schnee hervorſucht, oder ſchläft, ſpringt er ihm auf den Rücken und tödet es im Nacken. Er fängt die Schneehühner unter dem Schnee; ſpürt die Vögel von weitem, und erwiſcht ſie nicht ſelten. Er geht in Geſellſchafft des Fuchſes zu den Fallen und Gruben, die den Elennen aufgeſtellt ſind, und nimmt die Beute aus. Was er von ſeinem Raube nicht verzehrt, vergräbt er, oder verbirgt es in Klippen und Höhlen. Er geht auch andern Raubthieren nach und frißt, was dieſe liegen laſſen. Den Lappen plündert er oft die Vorrathskammern von Fleiſch, Butter, Käſe, Fiſchen, u. d. g. aus. Daß er gefräßiger, als andere Raubthiere, ſey, den größten Raub auf einmal aufzehre, und dann ſeinem aufgeſpannten Leibe dadurch Luft verſchaffe, daß er ſich zwiſchen zwey nahe ſtehende Bäume durchdränge, gehört zu den Fabeln. Im Alter ſoll er die Zähne verlieren, und ſich deswegen meiſt von rothen Ameiſen, deren Haufen er aufgräbt, erhalten müſſen, wovon ſein Balg ſchlecht wird. Er leckt das Waſſer, wie ein Hund.

Fortpflanzung. Er begattet ſich im Januar und wirft in den einſamſten, dickſten Wäldern oder in tiefen unzugänglichen Höhlen 2 bis 4 Junge. Dieſe werden auch deswegen ſehr ſelten gefunden; ſollen bald nach der Geburt graulich, und

ſchon

ſchon im erſten Jahre ausgewachſen ſeyn. Sie vermiſchen ſich nicht mit den Füchſen, wie man vorgiebt. Wenn man einen Vielfraß jung fängt, und aufzieht, ſo wird er leicht zahm, und man kann ihn mit allerhand rohen Fleiſchwerk, Fiſchen, Knochen, auch gekochten, nur nicht gern mit Speiſen aus dem Pflanzenreiche unterhalten. Er ſchläft auch in der Gefangenſchafft mehr am Tage als bey der Nacht, legt ſich dabey, wie eine Kugel zuſammen, und bedeckt den Kopf mit dem Schwanz, oder ſtreckt die Beine von ſich. Er iſt faſt in ſtäter Bewegung, klettert, gräbt, kratzt, wälzt ſich, und läuft bekannten Leuten, wie ein Hund nach. Bey bevorſtehender ſchlechter Witterung wird er mürriſch und launiſch. In zunehmendem Alter wird er wiederum wild, ſehnt ſich nach der Freyheit und muß an die Kette gelegt werden, weil er oft, wenn er ein wenig hungern muß, ganz unbändig wird. Mit einem Stocke gereitzt, knurrt er, wie ein böſer Hund, haut mit den Pfoten geſchwind zu, und packt den Stock zwiſchen die Vorderbeine. Hunde, ob ſie ihn gleich an Größe weit übertreffen, fällt er an, und bedient ſich im Kampfe des Gebißes und der ſcharfen Klauen zugleich. Wenn er aber zu verlieren glaubt, ſo verſcheucht er ſeine Feinde durch einen Strahl von übelriechendem Unrathe, den er von ſich ſprützet, womit er ſich auch Luft verſchafft, wenn man ihn allzu böſe macht.

Feinde. Die Madenwürmer und Blaſenwürmer machen ihm einige Beſchwerden.

Jagd. Die Fährte dieſer Thiere iſt wegen ihrer langen Hinterfüße, den ausgeſperrten Zehen der Vorderfüße, und da ſie mit den Ferſen den Boden berühren, kenntlich genug. Im nördlichen Schweden verfolgt man ſie mit Schneeſchuhen,

ſchuhen und erlegt ſie mit Spieſen, oder legt ihnen ſtarke Tellereiſen.

Um ihren ſchönen Balg zu ſchonen, ſchießt man ſie auch mit hölzernen Pflöcken und Pfeilen.

Die Oſtjacken fangen ſie in Fangklammern, und ſelbſtſchießenden Bogen; ſonſten werden ſie wie anderes Wild geſchoſſen.

Nutzen. Ihr brauner, wie Seide glänzender, Balg giebt ein koſtbares Pelzwerk, welches die Kürſchner zu Müſſen verarbeiten, ob es gleich einen etwas unangenehmen Geruch hat. Die Chineſer kaufen es von den Ruſſen, das Stück für 3 bis 4 Rubel.

Sie freſſen auch außer andern Thieren Mäuſe.

Schaden. Sie ſchaden durch ihre Nahrung faſt durchgängig der Wildbahn, und ſollen ſogar bey den Samojeden die Leichname ausſcharren, und an der Lena die Pferde angreifen.

Namen. Auch Koſonack, und Wolverene, (Vielfraßmarder).

(18.) 3. Der Dachs.

Urſus Meles. Lin.
Le Blaireau. Buff.
The Badger. Penn.

Kennzeichen der Art.

Die Haare des Körpers ſind ſchmutzig weiß und ſchwarz melirt, und am Kopfe laufen wechſelsweiſe ſchwarze und weiße Streifen der Länge nach hin.

Be-

Beſchreibung.

Der Dachs, der alle gemäßigtern Himmelsſtriche aus- dauert, iſt in den thüringiſchen Wäldern nicht ſelten. Dem äußerlichen Anſehen nach kann er mit verſchiedenen Thieren verglichen werden. Sein langes borſtenartiges Haar, ſein dicker und ſtark in einander gedrungener Körper giebt ihm beynahe die Geſtalt eines kleinen Bären, Schweines oder Igels; ſein Kopf iſt dem Fuchskopfe, und ſeine Schnauze der Hundeſchnauze ähnlich.

Die Länge ſeines Körpers vom Kopfe bis zum Schwanz beträgt 2 Fuß, 8 bis 10 Zoll, des Schwanzes (Ruthe) 6 Zoll und die Höhe iſt 1 Fuß 4 Zoll *). Sein Kopf iſt oben breit, und läuft, wie ein gleichſchenkliches Dreyeck, in eine dünne Schnauze aus. Die Naſe, ſein ſchwächſtes Glied, aber ſein ſchärfſtes Sinneswerkzeug, iſt ſchwarz, feucht und etwas eingebogen. Sein Gebiß beſteht aus ſechs Vorderzähnen oben und unten, wovon die obern merklich größer und brei- ter ſind, und in gerader Linie ſtehen. Von den untern ſtehen die zwey zunächſt an den mittelſten befindlichen etwas wei- ter hineinwärts, ſind auch etwas größer als dieſe, und die äußerſten ſind ſchief abgeſtutzt. Alle Vorderzähne haben aus- wendig der Länge nach eine flache Furche. Die zwey obern Eckzähne (Fänge) ſind grade und die untern hinterwärts ge- bogen. Auf jeder Seite befinden ſich oben fünf und unten ſechs zackige Backenzähne. Von den obern iſt der erſte äuſ- ſerſt klein, und geht im Alter oft verlohren, die folgenden werden ſtufenweiſe größer und der hinterſte iſt der größte, breit und flach, doch uneben. Von den untern iſt der erſte wie-

*) Par. Ms. Körper über 2 Fuß; Schwanz 5 Zoll 4 Lin.; Höhe 1 Fuß 1 Zoll.

wiederum überaus klein, und fällt oft im Alter aus, die dréy folgenden ſpitzig und die beyden letzten breit und flach; doch iſt der vorletzte länger, ſchmäler und zackiger, als der allerletzte, welcher kleiner und flächer iſt. Zuſammen 34 Zähne. An dem Gerippe eines Dachskopfs bemerkt man, daß die Köpfe der untern Kinnlade ſo in die Ränder der Pfannen eingeſchloſſen ſind, daß ſich dieſelbe nur auf und nieder und zu beyden Seiten, aber nie vorwärts bewegen, oder herausziehen kann. Die Zunge iſt lang und glatt. Die Augen, welche eine große faſt zuſchließende Nickhaut haben, ſind klein, tiefliegend und ſchwarzbraun; die Ohren kurz, unter den Haaren faſt ganz verſteckt und länglich rund. Er hat einen kurzen Hals, welcher mit dem Kopf einerley Dicke hat, einen etwas erhabenen Rücken, dicken Leib und beſonders ſtarke Keulen, ſo daß er von der Spitze der Schnauze bis zu Ende des Hinterleibs immer breiter und dicker wird. Der Schwanz (die Ruthe) iſt kurz, dick, ſtumpf, unten platt, und mit ſtraubigen Haaren beſetzt. Die Beine (Läufte) ſind kurz, und wegen der langen Haare am Leibe, die ſie verbergen, ſcheint der Bauch faſt auf der Erde aufzuliegen. Seine Füße überhaupt ſind mit fünf Fingern verſehen, die eben deshalb zum Graben ſehr geſchickte Vorderbeine aber beſonders ſtark und an den breiten Füßen mit ſehr langen krummen Nägeln (Klauen) bewaffnet.

Seine dicke Haut (Schwarte) iſt mit borſtenartigen, fettigen, unſaubern Haaren beſetzt. Die Grundfarbe des Kopfs iſt weiß. An jeder Seite der Schnauze fängt hinter der Naſe ein ſchwarzer Streif an, welcher gleich beym Anfang ſich etwas nach dem Munde zu einbiegt, alsdenn durch Augen und Ohren wegläuft, und ſich am obern Theil des

Hals-

Halſes verliert. Um die Naſe, Lippen, Spitzen der Ohren und den Hals iſt er gelblicht. Die Farbe des Rückens iſt grau, weiß oder gelblicht und ſchwarz melirt, weil jedes Borſtenhaar im Grunde gelblicht, in der Mitte ſchwarz und an der Spitze weißgrau iſt, doch ſticht die ſchwarze Farbe am meiſten vor, und es ziehen ſich nur drey weißlichte Streifen auf demſelben hin. Kinn, Kehle, Bruſt und Bauch ſind mehrentheils ſchwarz, und nur an den Seiten des Leibes verliert ſich die Farbe ins bräunliche. Der Schwanz, die wollige Gegend des Afters und die Beine ſind gelblicht, die Pfoten aber ſchwarz. Gleich über dem After (Weideloch) hat er einen großen, 1 Zoll tiefen, inwendig haarigen Beutel, welcher eine weißlichte, ſchmierige, übelriechende Feuchtigkeit in ſich enthält, und auswendig dicht mit kleinen Drüschen beſetzt iſt.

Er iſt ein einſiedleriſches, träges, froſtiges, boshaftes, mißtrauiſches und furchtſames Thier, das bey hellem Mondenſchein vor ſeinem eignen Schatten ſieht. Er giebt einen widrigen Geruch von ſich, den auch die Hunde verabſcheuen.

Seine Stimme iſt hell, und dem lauten Schweinegeſchrey ähnlich. Er lebt über 12 Jahre, und ſoll, nach vielen Erfahrungen, im Alter blind werden.

Das **Weibchen** iſt kleiner, ſchmäler, und heller von Farbe, indem nämlich die unterſten Wollenhaare weißlicht, und nicht, wie bey dem Männchen, röthlich durchſchimmern, und hat acht Säugwarzen, vier an der Bruſt und vier am Bauche.

Aufenthalt. Die Dachſe haben ihren Aufenthalt in Wäldern unter der Erde, und bewohnen gern die Vor-

hölzer

hölzer, von denen die Feldfluren nicht weit entfernt ſind. Sie graben mit vieler Geſchicklichkeit und Leichtigkeit mit ihren ſtark bewaffneten Vorderpfoten, vermittelſt welchen ſie kreutzweiß den Boden aufſcharren, und den Schutt hinter ſich auswerfen, wie die Füchſe, Höhlen (Baue) in die Erde und zwar, wo möglich, gegen die Mittagsſeite zu, damit die Sonne die Eingänge (Geſchleiſe, Einfahrten, Röhren) deſto länger beſcheinen könne. Dieſe Eingänge, deren wenigſtens zwey ſind, und die oft 30 Schritte von einander entfernt liegen, führen zu einem geräumigen Orte, welchen man den Keſſel nennt, der nach Beſchaffenheit des Bodens, vier, auch fünf Fuß tief ſich unter der Erde befindet, und mit langem Gras, Farrenkraut, Blättern und Moos ausgefüttert iſt. Die Jäger ſagen, das Weibchen trage dieſe Materialien zwiſchen den Hinterfüßen zu einer Röhre, und ſchiebe, wenn es einen gewiſſen Vorrath davon zuſammengebracht habe, dieſelben mit angeſtemmtem Kopf und Vorderfüßen in die Höhle bis zum Keſſel. Dieſer ſo zubereitete Platz im Dachsbau iſt nun die gewöhnliche Schlafſtätte dieſes trägen und froſtigen Thieres, und ſonderlich das Wochenbett der Dachſin. In einem kleinen Bezirke legen oft mehrere Paare ihre Wohnungen an, doch ſo, daß jedes einzelne Paar, ja jedes einzelne Thier wenigſtens ſeinen eignen Keſſel hat. Uebrigens iſt dieſer ganze Bau dem Fuchsbau ähnlich, nur daß er nicht ſo weitläuftig iſt und ſo viele Abtheilungen enthält. Der ſchlaue Fuchs, der daher eine ſolche mit Fleiß gemachte Wohnung für ſich gar bequem findet, ſucht dieſen künſtlichen Baumeiſter durch Liſt, da er ſich zu ohnmächtig fühlt, dieſe Eroberung mit Gewalt durchzuſetzen, aus derſelben zu vertreiben, indem er ihm, wenn dieſer ſeiner Nahrung halber ausgegangen iſt, allerhand Unordnungen in derſelben macht,

ihn ſtets darinnen beunruhiget und necket, und den Eingang mit ſeinem ſtinkenden Harn und Koth beſudelt, deren Geruch er nicht leiden kann. Seine Baukunſt wird daher in Gegenden, wo er viele Füchſe zu Nachbarn hat, ſtets geübt. So unreinlich er ſonſt iſt, ſo reinlich hält er ſeinen Bau, und hat daher in demſelben ſeitwärts vom Keſſel einen Abtritt, wo er alle Exkremente hin verſcharret. Ja in großen oder Hauptbauen findet man ſogar eigene Röhren, die grade aufgehen und eigentliche Luftzüge ſind, damit im heißen Sommer die böſen Dünſte verfliegen, und die friſche Luft in denſelben cirkuliren könne.

Nahrung. Da der Dachs nicht flüchtig genug iſt, um den Nachſtellungen der Menſchen und ſeiner Feinde zu entgehen, ſo entfernt er ſich auch, bey Aufſuchung ſeiner Nahrung, nicht weit von ſeiner Wohnung. Er iſt ein nächtliches Thier, und ſchleicht (trabet), wenn er ſich nicht des Sommers im hohen Getraide verbergen kann, nur erſt des Abends in dieſer Abſicht aus derſelben hervor. Den ganzen Tag, und auch noch einen Theil der Nacht bringt er ſchlafend zu. Seine Nahrung (Weide) beſteht im Frühling und Sommer vorzüglich in Wurzeln, als Kümmel- Tormentill- und Birkenwurzeln, ſonſt in Eicheln und Buchekkern, die unter dem alten Laube verborgen liegen, in Trüffeln, in allerhand Inſekten, als Roß- und Maykäfern und Heuſchrecken, in Gewürmen, als Schnecken, und Regenwürmern, und wie man aus der Raubſucht der gezähmten Dachſe muthmaßet, aus Vogeleyern und jungen Vögeln, die auf der Erde liegen, aus jungen Haſen, aus Feldmäuſen, Fröſchen, Schlangen und Eidechſen. Im Herbſte mäſtet er ſich von Feldobſt, Bucheckern, Eicheln, weißen und gelben

Rüben.

Rüben. Liegen gelbe Möhrenäcker in dem Gebiete, das er ſeiner Nahrung halber umkraiſet, ſo erndet er die Früchte derſelben in kurzer Zeit alle in ſeine Wohnung ein. Er geht auch in Hungersnoth nach dem Aas *), beſonders von Schweinen. Auch dem Honig der Erdhummeln ſoll er nachgraben, und die Weintrauben lieben. In Walddörfern beſchuldiget man den furchtſamen und dummen Dachs ſogar, daß er es wage, wie der kühne und liſtige Fuchs, auf die Höfe zu ſchleichen, um das junge Hausgeflügel, Gänſe und Enten zu rauben. Wenn er nach Wurzeln gräbt (ſticht), ſo hat es das Anſehen, als wenn ein Menſch mit einem ſpitzigen Holze Furchen in die Erde gemacht hätte. Im Herbſte, um Martini iſt er am vollkommenſten, und wie ein Speckſchwein mit Fett überzogen. Für den Winter braucht er keinen Vorrath einzutragen, da er, ſo bald es zugewintert iſt, mit der Schlafſucht befallen wird. Er zehrt alsdenn auf eine bewundernswürdige Weiſe den dick angeſetzten Speck wieder vom Leibe ab, indem er zu dieſer Abſicht ſeine Schnauze bis zu den Augen, mit dem Kopfe zwiſchen den Hinterbeinen weg, in ſeinen Afterbeutel ſteckt, und ſchlafend durch das Fett, das ſich hier ſammlet, ſeine Lebenskräfte erhält. Schon um Martini herum geht er nicht alle Nächte mehr aus, aber ſo-

*) Aas freſſen alle Thiere in der äußerſten Noth, auch ſogar Hirſche und Rehe. Vor etlichen Jahren wurde in unſerer Gegend ein Dachs im Winter, in einem Eiſen, das für einen Fuchs mit Aas belegt war, auf dem Schnee gefangen. In eben dem Jahre wurde im ſpäten Herbſte des Abends ein Fuchs angeſchoſſen, der ſich in einen Dachsbau flüchtete. Den folgenden Tag, als man ihn ausgraben wollte, fand man ihn von dem Dachſe, der den Bau bewohnte, über die Hälfte verzehret.

bald es gänzlich zugefroren iſt, gar nicht mehr. Doch liegt er nicht, wie der Hamſter, die ganzen Wintermonate hindurch in einer ſtäten feſten Betäubung vergraben, ſondern er geht zuweilen des Nachts, beſonders bey Thauwetter und minder kalten Nächten, zum Waſſer, um zu trinken*), ja er ſticht ſogar im Jänner und Hornung, bey warmer anhaltender Witterung nach Wurzeln, und ſucht Eicheln und Buchecker, die unter dem abgefallenen Laube verborgen liegen, hervor.

Fortpflanzung. Außer der Begattungszeit (Ranzzeit, Rollzeit) findet man das Männchen ſelten in Geſellſchafft des Weibchens. Jeder Dachs liebt nur eine Dachſin. Zu Ausgange des Novembers und Anfang des Decembers aber, wenn er am fetteſten iſt, regt ſich der Zeugungstrieb in ihm, und er beſucht alsdenn die Wohnung ſeiner Gattin, und wenn er ſie einige Tage beſucht hat, ſo geſchieht die Begattung des Nachts vor ihrer Wohnung. Die Mutter gebiert nach 10 bis 11 Wochen, gewöhnlich im Februar in dem Keſſel ihres Baues, den ſie beſonders darzu eingerichtet hat, drey bis fünf blinde Junge**). Sie ſäuget ſie, und trägt ihnen ſo lange Vogeleyer, Inſekten, Gewürme und Wur-

*) Dieſe Bemerkung kann man faſt alle Winter machen. Man findet nämlich im Schnee die Fährte, welche vom Bau aus zum Waſſer, und von da wieder zurück führet.

**) Einige Jäger und Naturforſcher behaupten, die Dachſe begatteten ſich, wie die Füchſe, erſt im Februar; allein meine eigene und vieler glaubhaften Jäger Erfahrungen können das Gegentheil zeigen. Noch kürzlich holte ein Dachshund vier lebendige junge, noch blinde, Dachſe, welche durch einen Zufall von der Mut-

ter

Wurzeln herbey, bis ſie ihre Nahrung ſelbſt ſuchen können. Wenn die jungen Dachſe drey Wochen alt, und an ſichern Orten gebohren ſind, ſo legen ſie ſich mit ihrer Mutter im Sonnenſchein vor ihren Bau und ſpielen. Sie bleiben bey derſelben bis im Herbſt, alsdenn muß ſich entweder jedes einen eignen Bau graben, oder wenn ſie ſich in einem Hauptbau befinden, einen eignen Keſſel verfertigen, wenn nicht verlaſſene da ſind.

Im zweyten Jahre haben ſie ihre gehörige Größe und Vollkommenheit erlangt. Man kann ſie zähmen, und ſie verlieren wirklich in menſchlicher Geſellſchafft mehr von ihrer Wildheit, als die gezähmten Füchſe. Sie freſſen rohes Fleiſch, Eyer, Käſe, Butter, Fiſche, Brod, Rüben, Wurzeln, Nüſſe und zubereitete Speißen. Sie ſpielen mit den kleinen Hunden, mit den Katzen, und folgen denjenigen Perſonen, die ſie füttern, und ſich mit ihnen abgeben, wie die Hunde nach. Sie lieben die Wärme ſo ſehr, daß ſie ſich auf den Feuerſtädten oft der Gefahr ausſetzen, die Pfoten zu verbrennen. Man ſagt, ſie reinigten die Häuſer von Mäu-

 ſen,

ter verlaſſen worden waren, und erſt etliche Tage alt ſeyn konnten, im Hornung aus ihrer Höhle. Daß ſich nicht bey jungen Dachſen, die bey aufbrechender Witterung noch unter dem Laube gute Eichel- und Büchelnahrung finden, einmal der Geſchlechtstrieb zu einer ungewöhnlichen Zeit, z. B. im Februar und März zeigen ſollte, kann wohl nicht geleugnet werden, da dergleichen Anomalien bey allen wilden Thieren Statt haben. Man findet auch oft gelte Dachſinnen, denen es vielleicht der in unſern rauhen Thüringen zu bald eingetretene Winter unmöglich machte, ſich befruchten zu laſſen; auch bey dieſen kann zuweilen dieſer Trieb noch nach Endigung ihres Winterſchlafs erwachen.

ſen, giengen aber auch, wenn ihnen nicht hinlänglich Nahrung gereicht würde, kleine Ferkel und junges Federvieh an; und nach dieſer Bemerkung hat man ſich denn berechtigt geglaubt, die Dachſe unter die Raubthiere rechnen zu dürfen. Sehr ſelten fallen weiße Dachſe aus.

Krankheiten. Die Dachſe, ſonderlich die Weibchen werden im Frühling und Sommer gern **räudig**; doch glauben die Jäger fälſchlich, daß ſie der räudige Fuchs, welcher, wenn ſie des Nachts ausgegangen wären, in ihren Bau krieche, mit dieſer Krankheit anſtecke.

Feinde. Ihre natürlichen Feinde ſind die **Hunde** ſonderlich die Schäfer- und Dachshunde. Außerdem werden ſie von einer Art Läuſe, wie die Schafzecken, von bräunlichen **Milben**, von den **Paliſadenwürmern** und **Egelwürmern** (Strongylus) gar ſehr geplagt.

Jagd. Die **Fährte** des Dachſes iſt der Dachshundsfährte faſt gleich, nur ſtehen die vier Zehen mit ihren langen Nägeln weiter hervor. Gehend formt (ſchränkt) er ein Zickzack, flüchtig aber faſt ein Dreyeck. (Tab. XIV. Fig. 10.)

Der Dachs, der blos in ſeinem Bau der Gefahr, die ſeinem Leben drohet, Trotz bieten, und außer demſelben ſich weder durch die Flucht, noch große Tapferkeit beſchützen kann, iſt leicht zu jagen und zu fangen. Man hat davon verſchiedene Arten.

Man bemächtigt ſich ſeiner **entweder** des Nachts, wenn man den Ort, wo er ſeiner Nahrung nachgehet, bemerkt hat, und ihn daſelbſt mit abgerichteten Schäfer- und Jagdhunden **anhetzet**, und dieſen mit Gabeln und Prügeln

zu

zu Hülfe eilet; oder man treibt ihn mit Dachshunden aus ſeinem Bau in eine Schlinge von geglühetem Drathe, die man vor eine Röhre aufgeſtellt hat, oder in einen daſelbſt befeſtigten von ſtarken Bindfaden geſtrickten Sack, **Dachshaube** genannt, welchen man an einen Pflock auf dieſe Art feſt ſchlinget, daß er ſich an einer Leine, wenn der Dachs hinein iſt, von ſelbſt zuziehet.

Oder man gräbt ihn, (ſ. Fuchs) indem man durch das Anſchlagen der Dachshunde den Ort, wo er ſich in ſeinem Bau hin verfügt, genau bemerkt hat, wie den Fuchs aus. Er ſucht ſich hier, wenn er die nahe Gefahr bemerkt, durch Verſchanzungen zu retten, (er verklüftet, verliert ſich) und liegt dabey ſo ſtill, daß ihn Jäger und Hunde oft mit Mühe wieder aufſpüren können. Man faßt ihn mit einer darzu dienlichen Zange an und tödet ihn entweder durch einen Schlag an ſeiner empfindlichen Naſe, oder legt ihn, wenn er lebendig bleiben ſoll, einen Maulkorb an, und verwahrt ihn in einem Sacke. An manchen Orten hat man auch die grauſame Gewohnheit, daß er mit einem **Krätzer**, den man ihn in den Leib ſchraubet aus ſeiner Verſchanzung herausgezogen wird.

Man fängt ihn auch, indem man die oben beſchriebene **Haube** in die Röhre legt, und an den Eingang der Röhre ſolchergeſtalt befeſtiget, daß man ſie mit einer Leine, die ſich bis hinter einen Buſch oder Baum erſtrecket, wenn der Dachs hinein iſt, zuziehen kann. Dieſer Fang kann nur bey düſtern Nächten ſtatt haben, wenn man gewiß weiß, daß der Dachs ſeiner Nahrung halber ausgegangen iſt. Man läßt ihn alsdenn durch Hunde aufſtöbern, wo er ſich über Hals und Kopf nach ſeinem Bau begiebt, und gefangen wird.

In das Ende der Haube nähet man gewöhnlich einen Ring von Eiſen, in welchen der Kopf des Dachs bis zum Augen paßet, damit er nicht in der Hitze das Netz durchreiße, wenn er ſich gefangen fühlt.

Außer dieſem werden die Dachſe durch **Schlagbäume** oder Schneller, (Wipperbalken) wie die Marder und Wieſeln, gefangen. Man ſtellt ſie dergeſtalt vor den Eingang des Baues, daß wenn der Dachs herausgehet, er den Schneller berühren muß, da denn der Schlagbaum auf ihn fällt, und ihn zu Boden drücket. Ein ſolcher Schlagbaum wird ſtufenweiſe vor dem Eingang angebracht, damit das Thier denſelben allmählich kenne lerne, und ſich deswegen nicht ſcheue aus- und einzugehen.

Endlich werden ſie auch und zwar am gewöhnlichſten mit **Tellereiſen** gefangen. Es werden nämlich, wenn der Jäger durch die Anzeige der Fährten weiß, daß der Dachs im Bau liegt, alle Eingänge eines Baues bis auf einen verſtopft, vor welchen man die Falle der Erde gleich eingräbt, an einer Kette befeſtiget, und mit bloſem Haſellaub oder Tannenreißern abreibt. Er geräth gemeiniglich den erſten Tag gleich beym Aus- oder Eingehen in dieſelbe.

Mit den lebendig gefangenen Dachſen werden auch oft grauſame **Luſthetzen** auf ebenen Wieſen angeſtellt. Man hetzt ihnen nämlich Dachs- und Jagdhunde an, gegen welche ſie ſich mit wunderbaren Wendungen (über welche gelacht wird,) auf den Rücken liegend mit ihrem ſcharfen Gebiß, mit welchen ſie ihrem Feinde immer nach der empfindlichen Naſe fahren, und mit ihren ſcharfen Klauen bis in ihren Tod, als Helden tapfer wehren.

Nutzen. Das Dachsfleiſch hat einen ſüßern Geſchmack als das Schweinefleiſch. Dieſer eckelhafte ſüße Geſchmack wird ihm durch Salz und gute Gewürze benommen. In Frankreich wird eine Dachskeule mit Blumenkohl; und in der Schweitz mit gekochten Birnen für eine beſondere Delikateſſe gehalten. Die **Steindachſe**, welche auf hohen Gebirgen wohnen, ſollen vor den andern im Geſchmack einen Vorzug haben.

Dachsfett, oder Schmalz wird von den Aerzten und Wundärzten zu Heilung innerlicher und äußerlicher Schäden gebraucht. Die Heilung der Beinbrüche ſoll es außerordentlich befördern. Aeußerlich warm aufgeſtrichen, oder in einem Klyſtier beygebracht, wird es wider den Stein gerühmet. Es dient auch den Lahmen, Schwachen und Podagriſten, ſonderlich mit Fuchs- oder wilden Katzenſchmalz vermiſcht, ingleichen für geſchrundene Brüſte und im hitzigen Fieber. Eben ſo ſoll es in Nervenkrankheiten, mit Schweinefett verſetzt, von außerordentlicher Wirkung ſeyn. Ingleichen ſoll es gleich dem Bärenſchmalze die Haare der Thiere und Menſchen wachſend machen. Auch wird es als eine Pferdeſchminke gebraucht; indem man nämlich den Pferden die Haare ausrauft, und dieſe unbehaarten Stellen mit halb Dachsfett und halb ungeläutertem Honig beſtreicht, ſo wachſen weiße Haare darnach.

Sonſt wurde, der zu Aſche gebrannte Dachs, ſein Blut, Gehirn, Leber und Galle in der Medicin angewendet.

Die **Haut** (Schwarte,) die nicht, wie einige Naturforſcher behaupten, zu allen Jahrszeiten *), ſondern erſt

Z 5 nach

*) Man glaubt fälſchlich, daß ſich die Dachſe nicht häreten. Sie verliehren beynahe den ganzen Sommer hin-

nach Michaeli gut iſt, gehört unter das gemeine Pelzwerk, und iſt ſo feſt und dauerhaft, daß weder Näſſe noch Regen durchdringen kann. Die Sattler machen daher rauhgahr, Ranzen, Jägertaſchen, Hundehalsbinden, und Ueberzüge über Koffer, Kumte und Gewehrſchlößer daraus, und die Jäger ſchätzen eine Jagdtaſche von einem jungen Dachſe, deſſen Haare ſtatt der ſchwarzen Farbe eines alten, ins blauliche fallen, ſehr hoch. Uebrigens werden die Haare zu Mahler- und Vergolderpinſeln und zu Bürſten verarbeitet. Die **ausländiſchen Dachsfelle** kommen vorzüglich aus Pohlen. — Der Dachs **vertilgt** auch manche ſchädlichen Inſekten und Gewürme, als **Maykäfer** und **Schnecken**, und ſoll ſogar Feldmäuſe freſſen.

Schaden. Der Dachs ſchadet den **Waldwieſen**, ſowohl durch ſeine Nahrung, die aus den beſten Kräuterwurzeln z. B. von Kümmel und Tormentill beſteht, als auch durch ſein Graben nach dieſen Wurzeln. Er beſucht auch die **weißen** und **gelben Rübenäcker**, raubt den Vögeln, die auf die Erde niſten, ihre **Eyer**, und ſoll junge Vögel, junge Haſen, ja ſogar auf den Bauerhöfen am Walde junge Gänſe und Enten ſtehlen.

Verſchiedenheiten und Namen. Es werden die Dachſe von den Schriftſtellern und Jägern in zwey verſchiedene Arten eingetheilt, nämlich

1) in

hindurch Haare, eben deshalb, und wegen der Räude und des Ungeziefers, womit ihre Schwarte mehrentheils zu dieſer Jahrszeit behaftet, und wodurch ſie unbrauchbar gemacht wird, fängt und jagt man ſie auch erſt nach Michaeli.

1) in Hundedachſe, die auch Halbfüchſe, weißgraue Füchſe heiſen, und

2) in Schweinedachſe.

Allein ich halte dieſe Eintheilung nach vielen Erfahrungen für eine bloße Grille.

In Thüringen ſollen beſonders beyde Arten häufig angetroffen werden; allein weder in Thüringen, noch Franken, noch Sachſen, noch am Rheinſtrohm, iſt mir mehr als eine Art bekannt, die der Hundedachs genennt wird.

Schon die Verſchiedenheit der Angabe der Merkmale und Kennzeichen, wodurch ſich beyde Arten von einander unterſcheiden ſollen, erregt Verdacht gegen dieſe Behauptung. Sie kamen aus dem Munde und den Büchern ſolcher Jäger, die nicht wußten, welche Kennzeichen und Merkmale an den Thieren reell und welche zufällig waren, in die Lehrbücher der Naturgeſchichte. Wir wollen hier einige ſolcher Merkmale und Widerſprüche anführen.

Einige Jäger ſagen, die Hundedachſe wären mit ſpizzigern Schnauzen verſehen, und die Schweinedachſe mit ſtümpfern; **andere** kehren es um.

Wiederum wollen **einige** behaupten, die Schweinedachſe wären größer, als die Hundedachſe, und **andere**, ſie wären kleiner.

Dann geben **einige** als Kennzeichen des Schweinedachſes hohe Beine, **andere** ſehr niedrige an; **einige** die ſchwärzere Farbe des Rückens; **andere** die weiße Farbe der Wangen; wieder **andere** gelblichte ſtatt weißen Kopfſtreifen mit einer gelblichten Kehle, und noch **andere** einen ſchwarzen Flekken in der Mitte des Kopfs.

Ferner nennen einige ſehr feiſte Dachſe, die 30 bis 40 Pfund wiegen müſſen, Schweinedachſe.

Weiter ſuchen andere die Verſchiedenheiten in den Zähnen, und behaupten, der Schweinedachs habe krumme, den Keulern ähnliche, Fangzähne, da hingegen der Hundedachs grade Hundezähne habe.

Noch andere finden ſogar den Unterſchied in der Verfertigung der Baues, und andern unbedeutenden und lächerlichen Dingen. Der Schweinedachs ſoll nach dieſen froſtiger ſeyn, und daher ſeinen Bau nur in ſandigen Boden und zwar ſo flach graben, daß er die Sonnenwärme in demſelben empfinden kann. Dabey ſoll er ſeine Loſung niemals anders, als in Löcher, die er mit der Schnauze aufwühle, werfen, und nicht weit von ſeiner Wohnung auf den Raub ausgehen. Da hingegen der Hundedachs bloß in harten und felſigem Erdreich ſich anbauen, ſeine Loſung weit von ſeiner Wohnung unverſcharrt hinlegen, und dabey bösartiger, übelriechender und den Hunden mehr zuwider ſeyn ſoll, als jener.

Auch ſetzen andere verſchiedene dieſer angeführten Merkmale, z. B. krumme Zähne, gelblichte Kehle; ſtumpfe Schnauze und großen Körper, zuſammen, und machen ſich daraus einen Schweinedachs.

Endlich ſo behaupten einige Jäger, es gäbe mehr Schweinedachſe, als Hundedachſe, andere im Gegentheil, es würden mehr Hundedachſe als Schweinedachſe angetroffen, und letztere wären nur höchſt ſelten.

Aus dieſer Verwirrung der Kennzeichen und ihrer Unzulänglichkeit läßt ſich nun ſchon zum voraus ſchließen, daß es unter den Dachſen nicht einmal verſchiedene Racen, geſchweige denn verſchiedene Arten gebe. Doch wir wollen

auch einige dieſer angegebenen Kennzeichen durchgehen und zeigen, daß ſie alle vom Hundedachſe gelten, und daß ſie nur in einigen zufälligen Abweichungen beſtehen, die nicht nur bey dem Dachſe, ſondern bey jeder wilden Thierart ſtatt haben.

So viel geben die einſichtsvolleſten Jäger in Thürin- gen zu, daß Hunde- und Schweinedachſe in einem Bau an- getroffen werden, und daß ſie ſich zuſammen begatten. Dieß beweißt bey ihnen und überhaupt bey Thieren, die in der Freyheit leben, ſchon hinlänglich, daß ſie nicht als Arten zu trennen ſind.

Uebrigens meynen diejenigen, welche ſagen, der Schwei- nedachs habe ſchwärzere Haare, als der Hundedachs, ent- weder einen jungen Hundedachs, der oft eine ſchwärzere und mehr ins blaue fallende Farbe hat, als ein alter; oder einen alten, deſſen dunkelere Farbe einmal aus verborgenen Urſachen, die in der urſprünglichen Anlage des Thiers im Mutterleibe, in beſondern Nahrungsmitteln und dem Auf- enthalte zu ſuchen ſind, eine Ausnahme macht.

Diejenigen, welche große, an der Kehle gelblicht ge- zeichnete, ſtumpfnaſige Dachſe für Schweinedachſe anſehen, halten ſehr alte Dachſe dafür, die dieſe Bildung des Kopfs und dieſe Farbe durchs Alter erlangen.

Andere, welche ſagen, das Gebiß des Schweinedach- ſes enthalte krümmere Eckzähne, haben entweder nicht be- merkt, daß bey allen Dachſen, die untere Eckzähne etwas gekrümmt ſind, oder daß das Alter zuweilen dergleichen bildet.

Wiederum andere, welche die hervorſtechende weiße Farbe, oder den ſchwarzen Flecken auf dem Kopfe für Un- ter-

terſcheidungszeichen annehmen, machen im erſten Fall das Weibchen, und im zweyten einen Hundedachs, an welchem die Natur geſpielt hat, zu einem Schweinedachſe. Es giebt ſogar gefleckte, die eine weiße Grundfarbe und gelbe und braune Flecken haben.

Daß diejenigen, welche den Unterſchied ſogar in Anlegung des Baues und Verſcharrung der Exkrementen finden, keiner Widerlegung bedürfen, verſteht ſich wohl von ſelbſt; denn der Dachs macht ſeinen Bau in allerhand Boden, und allenthalben hin, wo er genug Nahrungsmittel zu finden, und ſich ſicher genug glaubt; und die Loſung verſcharrt auch der Hundedachs zuweilen, wie die meiſten Thiere dieſer ganzen Claſſe.

Aus dem allen ergiebt ſich, deucht mir, klar, daß wenigſtens in Thüringen, das doch nebſt Altenburg*) das eigentliche Vaterland der Schweinedachſe ſeyn ſoll, und wo die Jäger immer Dachſe jagen und fangen, die ſie für Schweinedachſe, nach ihren angenommenen Kennzeichen, ausgeben, dieſe Art nicht zu finden iſt. Ich glaube, die Veranlaſſung zu dieſem Unterſchied hat der bloße Zufall, wie beym Igel, gegeben. Es ſahe jemand, daß der Dachs in Anſehung ſeines Körperbaues viel Aehnlichkeit mit einem Schweine hatte, und nennte ſeinen, zum Unterſchied von einem Dachſe, den ein anderer geſehen, und vorzüglich die Hundeſchnauze an ihm bemerkt hatte, einen Schweinedachs. Solche zufällige Dinge können ſich dann Jahrhunderte hindurch in den Büchern fortpflanzen, und vorzüglich in der Naturgeſchichte, wenn

*) Hier ſoll es, wie die Jäger ſagen, beynahe lauter Schweinedachſe geben; es ſind aber, wie ich gewiß weiß, nichts als Hundedachſe.

wenn ſie nur auf der Stube ſtudirt und vom bloßen Hörenſagen bearbeitet wird. Plinius ließ ſeinen Hirſch ſchon die Naſe durch eine Schlange reinigen, und dieß laſſen ihn dann auch noch zu unſern Zeiten manche Jäger und Naturkundige thun.

In Niederſachen heißt dieß Thier noch: Gräving, oder Grefing, und von einigen Naturforſchern, um den Gattungsnamen mit anzugeben: Dachsbär.

Die ſiebente Gattung.

Der Igel. Erinaceus.

Kennzeichen.

Oben ſind zwey walzenförmige, und unten zwey dicht an einander liegende **Vorderzähne.**

Oben fünf und unten drey **Eckzähne.**

Backenzähne auf jeder Seite vier mit vier kurzen Spitzen.

Der **Zehen** ſind fünfe.

Die Thiere dieſer Gattung haben immer einen kegelförmigen Kopf, der ſich in einen abgeſtumpften Rüßel endiget, und diejenigen Theile an ihrem Körper, die ſtachelfrey ſind, enthalten Borſten.

Ihre vorzüglichſte **Nahrungsmittel** ſind Inſekten und Gewürme.

(19) 1. Der gemeine Igel.

Erinaceus europaeus. Lin.
Le Heriſſon. Buff.
The Hedge-hoy, or Urchin. Penn.

Kennzeichen der Art.

Aus jedem Naſenloche ragt der umgebogene Rand, wie ein Kamm hervor, und die Ohren ſind kurz und abgerundet.

Beſchreibung.

Der Igel befindet ſich in allen gemäßigten Gegenden Europens und iſt in den hieſigen Gegenden nicht einzeln. Sein ſtachlichter Rücken macht ihn vor allen andern Thieren Deutſchlands, hinlänglich kenntlich. In der Entfernung hält man ihn, wenn man ihn ruhig ſitzend antrifft, für eine abgerundete Erdſcholle. Er hat in der Geſtalt, und verſchiedenen Eigenſchafften vieles mit dem Dachſe gemein. Von der Schnauze bis zum Schwanz beträgt ſeine Länge 1 Schuh, die Länge des Schwanzes 1 Zoll und die Höhe beynahe 5 Zoll *).

Der Kopf iſt kegelförmig und endiget ſich in eine abgeſtumpfte eingekerbte ſchwarze Schnauze (Rüßel), welche der Hundeſchnauze ähnlich iſt. Die Naſenlöcher liegen zur Seite, ſind länglich, und auf der untern oder äußern Seite ragt der umgebogene Rand, als ein kurzer hautartiger gefalteter Kamm hervor. Der Oberkiefer enthält zwey lange walzenförmige von innen nach außen ſchief zugeſchärfte Vorderzähne, welche weit von einander ſtehen, damit die zwey kurzen dicht

zu=

*) Par. Ms. Körper 10 Zoll 7 Linien; Schwanz faſt 1 Zoll; Höhe 4 Zoll 6 Linien.

zuſammengefügten, ſchräg vorwärtsliegenden Vorderzähne im Unterkiefer in dieſe Spalte einpaſſen können. Dann folgen oben auf beyden Seiten fünf zuſammengekerbte übergebogene ſtumpfe Eckzähne, deren zwey und drey zuſammen ſtehen, und deren letzterer zwey Zacken hat, und ganz wie ein Backenzahn geſtaltet, nur nicht ſo groß iſt, nebſt vier Backenzähnen, wovon der letzte, gerade wie beym Haſen, ſehr klein iſt, und nur zwey Zacken hat, da die vordern deren vier haben. In dem Unterkiefer befinden ſich drey vorwärts geſtreckte beynahe horizontalliegende Eckzähne, deren dritter wiederum den Backenzähnen ähnelt, und vier Backenzähne, von welchen der erſte drey, der zweyte fünf, der dritte vier und der vierte nur einen Zacken hat. Zuſammen beſteht alſo das Gebiß des Igels aus 36 Zähnen. Die Augen ſind klein, und ſtehen weit hervor, der Stern iſt ſchwarzbraun, und die Augenwinkel ſind blau. Die Ohren ſind breit, kurz, aufgerichtet, abgerundet, dünn behaart, und liegen unter den Stacheln verborgen. Der Hals iſt wegen der Stacheln, die von der Stirn anfangen, unmerkbar und der Körper läuft dann, wenn der Igel ausgeſtreckt iſt, bis zum kurzen, dünnen, faſt kahlen herabhängenden ſtumpfen Schwanze in einer Linie und Dicke fort. Die kurzen Beine haben an jedem Fuß fünf getrennte dicke Zehen mit langen ſcharfen ſchwarzen Nägeln. Die Daumenzehe iſt kürzer als die übrigen. Die Vorderfüße ſind ſtärker als die hintern, welche ſchmäler, länger ſind, und längere Nägel haben. Er geht auf der ganzen Ferſe.

Der ganze obere Theil des Körpers iſt mit hornartigen, einen Zoll langen, Stacheln, die aus dem Fette des Thieres herausgewachſen ſind, beſetzt. Sie ſind oben und unten ſpitzig — weiß, braun und ſchwärzlich geſprengt.

Der Kopf iſt von der ſchwarzen glatten Naſe an bis zur Mitte der Stirn mit harſchen graugelben Haaren, die nach der Stirn zu lichter werden, beſetzt. An der Seite deſſelben zieht ſich ein ſchwarzer Streif hin, welcher die Augen, wie ein ſchwarzer Ring, einfaßt. Die Beine ſind rothgelb und die Füße ſchwarz. Der ganze Unterleib hat wollige Haare, die außer einem ſchwärzlichen Flecken an der Bruſt und am After weißgelb ſind. Die Seitenhaare aber ſind ſtachlich und rothgelb, und die einzelnen Schwanzhaare oben ſchwarz und unten rothgelb.

Der Igel iſt ein dummes, furchtſames Thier, das bey dem geringſten Geräuſch ſich in eine ſtachliche Kugel verwandelt, und in dieſem Zuſtande abwartet, ob ſeine Furcht gegründet oder ungegründet war. Er riecht gerade, wie ein Hund, geifert ſtets helles Waſſer aus Mund und Naſe, und beriecht alle Gegenſtände, die ihm aufſtoßen, mit ſtäten Naſenzucken.

Das **Weibchen** iſt vom Männchen wenig unterſchieden; doch hat es einen ſpitzigern Kopf, einen ſtärkern Leib und iſt heller oder grauer als das Männchen. Es hat 10 ſchwarze Säugewarzen, 6 an der Bruſt und 4 am Bauche. — Der Laut, den die Igel bey ihren Spielen in abgefallenem Laube, wo ſie ſich jagen, verſtecken und necken, in der Begattungszeit und in der Noth, hören laſſen, iſt ein rufflendes Murren und heiſcheres Quäckſen. Sie werden 8 bis 10 Jahr alt.

Aufenthalt. Die Igel halten ſich im Sommer in Laubhölzern, in faulen an der Wurzel ausgehöhlten Bäumen und unter den Büſchen, in Gärten in den Hecken, in zuſammengeharkten Miſt- und Laubhaufen, in den Löchern der Gartenmauern, und auf dem Felde in der Saat auf.

Wo

Wo ſie keine natürliche Höhle finden, graben ſie ſich eine mit ihrem Rüßel und ihren ſcharfen Klauen ohngefähr einen Fuß tief, und machen ſie mit Laub und Stroh und altem Graſe weich. Ein ſolches Lager hat allzeit zwey Oeffnungen, gewöhnlich eine gegen Mittag, und die andere gegen Mitternacht, welche ſie aber auch zuweilen nach dem Zug der Luft verändern. Sie graben ſich auch für den Winter, doch jedes Geſchlecht für ſich, eine eigene Grube unter die Wurzeln der Bäume, oder in dicke Geſträuche und Hecken, oder unter die Gartenhäuſer und Gartenmauern, tragen ſich im Herbſte einen großen Haufen Materialien an Stroh, Heu, Laub und Moos zuſammen, füttern ſich ihr Lager damit aus, verſcharren ſich beym erſten ſtarken Froſt tief in daſſelbe, uud liegen bis zum warmen Frühling in einer beſtändigen Betäubung darin begraben. Das Zeugungsglied des Männchens, liegt, wie bekannt, in der Mitte des Bauches, und nicht nur beym Zuſammenziehen, ſondern auch den ganzen Winterſchlaf hindurch, liegt allemal die Schnauze auf der Oeffnung der Scheide, und das Weibchen legt die ihrige auf die Oeffnung ihres Geburtsgliedes. In und vor ihrem Sommerlager, worein ſich Männchen und Weibchen zu dieſer Jahrszeit beyſammen aufhalten, ſpielen ſie am Tage, und ſchleichen mehrentheils des Abends erſt ihrer Nahrung halber aus. Sie bewohnen ihre Neſter viele Jahre hintereinander, wenn ſie nicht verſcheucht werden.

Nahrung. Der furchtſame Igel ſchleicht nur bey der größten Stille des Tages nach ſeiner Nahrung, ſonſt thut er es lieber des Nachts. Er iſt ſowohl in Abſicht der Nahrungsmittel ſelbſt, die er zu ſeiner Sättigung braucht, als auch der Art der Aufſuchung derſelben, dem Dachſe ſehr ähn-

lich; doch entfernt er ſich weiter von ſeiner Wohnung ins freye Feld, als jener, und der Jäger wird oft, wenn er des Morgens auf dem Anſtand ſteht, und dieſer wieder zu Holze oder Hecke geht, von ihm hintergangen, indem er ihn für einen Haſen hält.

Die Maulwürfe, welche im Herbſt und Frühjahr aus ihren Löchern hervor kommen, ſo wie die großen und kleinen Feldmäuſe, weiß er ſehr ſchlau zu fangen; auch haſcht er Fröſche und Kröten. Seine gewöhnliche Nahrung iſt in den Gärten abgefallenes Obſt, Aepfel und Birnen, und in den Feldern Getraide und Wurzelfrüchte, als gelbe Rüben und Paſtinaken. Schnecken, Regenwürmer, Miſtkäfer, May: käfer und andere Inſekten ſpeißt er ebenfalls, und die ſpani: ſchen Fliegen, die andern Thieren Zuckungen und in Menge genoßen, den Tod verurſachen, ſind ihm eine angenehme und zuträgliche Speiſe. Auch die Weinſtöcke beſucht er und dabey will man ihm dieſen künſtlichen Diebſtahl aufbürden, daß er nämlich die Trauben abreiße, die Beeren zerſtreue, und ſich mit ſeinem Rücken ſo lange auf denſelben herum wälze, bis ſie an den Stacheln hängen blieben, dann, ſo beladen, in ſeine Wohnuug eile, die Beeren wieder abſchüt: tele, und ſich auf dieſe Art einen Vorrath von dieſer koſtba: ren Speiſe ſammle.

Im Winter bedarf er keiner Nahrung, weil er in ſeinem langen und feſten Schlafe zu dieſer Jahrszeit von ſeinem Fette, das er ſich im Herbſte geſammlet hat, zehren kann.

Fortpflanzung. Ihre Begattung fällt in die Mitte des Aprils und in den May; ſie geſchieht wegen ihres ſtach: lichten Rückens ſtehend oder liegend. Das Weibchen wirft

nach

nach 7 Wochen im Julius und Anfang des Auguſts vier bis ſechs Junge, und zwar am liebſten in Gärten in Miſt- Laub- oder Mooshaufen, doch auch ins Geſträuche, dicke Zäune und ins Getraide, und füttert allzeit ihr Lager mit klar gebißenen dürren Gras vorhero aus. Es ſäugt die Jungen, die anfangs weiß und auf ihrer Haut nur mit Spuren von Stacheln verſehen ſind, vier Wochen, und trägt ihnen Schnecken, Regenwürmer, Weintrauben und abgefallenes Obſt zu ihrer Nahrung herbey. Man kann die Jungen, die erſt im zweyten Jahre ausgewachſen, und zur Begattung tüchtig ſind, ſo wie die Alten, in den Häuſern, wie die Katzen zu Wegfangung der Mäuſe, mit Milch und Brod erhalten, und wenn man ſie ſtatt der Milch mit Wein tränkt, ſo machen ſie wunderliche Geberden und Sprünge.

Feinde. In Thüringen hat er keinen größern Feind als den **Fuchs**, der beſonders im Winter ſeine Wohnung auswittert und ihn als eine Delikateſſe verzehrt. Nur ſehr gute Hunde gehen ihn an, und zerreißen ihn; alle aber bellen ihn ſehr grimmig an und ſcheinen eine natürliche Feindſchafft gegen ihn zu hegen. Durch eine Art gelber **Flöhe**, durch die **Holzböcke**, die ſich in Menge an ihn einſaugen, und durch die **Bandwürmer** wird er ſehr geplagt.

Fang. Der Igel macht ſeine **Fährte** (Tab. XIV. Fig. 11.) der Dachsfährte, wenn man die Größe abrechnet, völlig gleich. Er ſpreizt die Zehen eben ſo weit von einander und hat eben den ſchleichenden Gang, wie der Dachs. Seine Spur formt ein Zickzack (er ſchränkt) und die der Vorderfüße iſt größer und breiter, als die der Hinterfüße, welche ſchmäler, aber länger iſt. Man kann ihn, wenn man ihn zur Vertilgung der Mäuſe brauchen will, ſehr leicht

fangen. Da er ſich den Sommer über vorzüglich in Hecken aufhält, ſo darf man nur in ſolchen Gegenden, wo dieſe Thiere ſind bemerkt worden, in der Abenddämmerung, oder beym Mondenſchein an denſelben lauſchen, an den Stellen, wo man ein Geräuſch bemerkt, mit dem Stocke anſchlagen, und man wird gewiß beym Nachſuchen einen zuſammengerollten Igel finden, den man in ein Schnupftuch hüllen und nach Hauſe tragen kann. Nur ſehr gute Hunde gehen dieſes Stachelthier an und ſcheuen die Stacheln nicht. Da ſie ſich eher zerreißen, als mit Gewalt zur Aufwickelung bringen laſſen, ſo bedienen ſich die Menſchen um dieß zu bewirken, des Beſchüttens mit Waſſer oder des Eintauchens in daſſelbe, welches ihnen das Athemholen hemmt, und ſie zur Entwickelung zwingt, und der liſtige Fuchs braucht zu dieſer Abſicht ſeinen ſtinkenden Harn.

Nutzen. Die Igel ſind natürliche und beſtimmte **Feinde der Feldmäuſe.**

Man kann ihr **Fleiſch** eſſen, beſonders ſind ſie im Herbſte ſehr fett, und wenn ſie ſich von Obſte genährt haben, am wohlſchmeckendſten. In Senegambien rechnet man ſie daher zu dieſer Jahrszeit unter die beſten Gerichte.

Ihr **Fett**, das unter der Haut, wie Schweinefett anſetzt, iſt in der Medicin ein gutes erweichendes Mittel, das an Menſchen und Vieh gebraucht wird. Sonſt brauchten die Aerzte den zu Aſche gebrannten ganzen Igel, die Leber, Milz, Galle, das Blut, den Koth und das innere Magenhäutchen in der Arzeney.

Seine **Haut mit den Stacheln** wurde ſonſt ſtatt einer Hechel oder Bürſte gebraucht, um den Hanf zu reinigen.

Man

Man kann ihn auch ſtatt einer Katze in den Scheunen, Ställen und auf den Kornböden zu Wegfangung der Mäuſe nutzen; dann darf man ihm nur bloſes Waſſer oder Milch zu Löſchung ſeines Durſtes hinſetzen, wenn man glaubt, daß ihn die Mäuſe hinlänglich nähren können. Bey den Kalmucken iſt er deshalb ein Hausthier geworden. Er macht ſich aber in Häuſern durch ſeine Unreinlichkeit, ſeinen unangenehmen, faſt biſamartigen Geruch, und durch das Geräuſch, das ſein Gang verurſacht, und wodurch er Stöhrer der nächtlichen Ruhe der Menſchen wird, nicht beliebt.

Schaden. Wenn man ſie in Häuſern hält, ſo ſollen ſie die **jungen Küchelchen** und **Eyer** wegtragen.

Namen und Verſchiedenheiten. Man nimmt gewöhnlich in Thüringen zweyerley Arten an:

1) den **Hundeigel** mit der Hundeſchnauze, welcher kleiner und ſchwärzer iſt, und
2) den **Schweineigel**, Sauigel mit dem Schweinsrüßel, der grauer und nach einigen größer, nach andern aber kleiner iſt als der Hundeigel.

Allein dieſe Angabe iſt eben ſo, wie bey dem Dachſe*), ungegründet. Es giebt nicht mehr als eine Art, nämlich die oben beſchriebene, oder den ſogenannten **Hundeigel**. Diejenigen Igel, welche man Schweineigel nennt, ſind entweder die **Weibchen**, oder die **Jungen** der Hundeigel. Das Weibchen nämlich iſt, wie oben ſchon bemerkt wurde, etwas größer, lichter von Farbe und hat eine längere und ſpitzigere Schnauze, als das Männchen, welches eines Theils daher kömmt, daß wirklich der Kopf des Männchens

*) Es ſcheint eine von der andern ihren Urſprung zu haben.

etwas kürzer oder zuſammengedruckter iſt, andern Theils aber auch daher, daß bey dem Männchen die Stacheln weiter in die Stirne reichen, als bey dem Weibchen.

Diejenigen, welche kleinere Igel für Schweineigel ausgeben, nehmen die jungen Hundeigel, welche im erſten Jahre noch nicht ausgewachſen ſind, dafür an. Dieſe haben ebenfalls ſpitzigere Köpfe und eine hellere Farbe als ihre Väter. Die Jäger nennen diejenigen, welche in Wildniſſen und Wäldern ſich aufhalten, wilde, und die um die Häuſer und in den Gärten wohnen, einheimiſche Igel. Sonſt werden ſie auch noch Erdigel, europäiſche Igel genennt.

Die achte Gattung.

Der Maulwurf. Talpa.

Kennzeichen.

Oben ſind ſechs ungleiche große **Vorderzähne**, und **unten** achte.

Auf jeder Seite iſt ein langer **Eckzahn**, auf welchen oben drey und unten zwey kleine ſpitzige Eckzähne folgen.

Backenzähne ſind auf jeder Seite vier, die obern mit drey, die untern mit fünf Spitzen.

Die **Vorderfüße** ſind groß und breit.

Eben dieſe ſtarken mit langen Krallen bewaffneten Vorderfüße nun machen die Thiere dieſer Gattung, die alle unter der Erde wohnen, zum Graben vorzüglich geſchickt, wor-

zu ihnen auch der lange bewegliche Rüßel, der Mangel groſſer hervorliegender Augen, und der äußern Ohren beförderlich iſt.

(20) 1. Der gemeine Maulwurf.

Talpa europaea. Lin.

La Taupe. Buff.

The Mole. Penn.

Kennzeichen der Art.

Der Schwanz iſt kurz, den fünften Theil des Körpers lang, ſchuppig, und haarig.

Beſchreibung.

Der Maulwurf, welcher in ganz Europa zu Hauſe iſt, wohnet in Feldern, und iſt ein nützliches und ſchädliches Thier nach Beſchaffenheit ſeines Aufenthaltes. Beym erſten Anblick würde man ihn für eine Mäuſeart halten, wenn er nicht bey genauerer Betrachtung durch die Structur ſeines kurzen zuſammengedrungenen Körpers, ſeines Gebißes, und durch ſein ſonſtiges Betragen ſo merklich von jener Thiergattung unterſchieden wäre. Seine ganze Länge von der Schnauze bis zum Schwanz beträgt 5 1/2 Zoll und die Höhe 2 Zoll. Der Schwanz iſt kurz, rund, ſchuppig, ein wenig krauſe und hält 1 Zoll und 2 Linien *).

Der 1 1/2 Zoll lange Kopf iſt dick, läuft in einer walzenförmigen Schnauze ſpitzig zu, und iſt hinten ohne einen bemerkbaren Hals mit dem Leibe verbunden. Die Naſe iſt aufgeworfen, und wie der abgeſtumpfte Rüßel, hager. Die

*) Par. Ms.: Körper 5 Zoll; Höhe 1 Zoll 10 Linien; Schwanz 1 Zoll.

obere Lefze iſt doppelt. Es ſondert ſich von derſelben in der Gegend der erſten Backenzähne ein häutiges Blättchen ab, welches bis zur untern Lefze herabſteht, ſich um die Zähne legt, und das Maul vor dem Einfallen der Erde, wenn das Thier wühlt, bewahrt. Die Bart- und Augenborſten ſind kurz und fein. Das Gebiß iſt ſpitzmausartig; nämlich oben befinden ſich 6 ungleich große Schneidezähne und unten 8 derſelben. Hierauf folgen oben zu jeder Seite 1 gekrümmter Eckzahn, nebſt noch 4 kleineren Seitenzähnen, und unten 5 derſelben; oben auf jeder Seite 4 dreymal geſpitzte, und unten 3 viermal geſpitzte Backenzähne. Die Augen ſind klein, wie Mondkörnchen, ſchwarz, mit einer wenig merklichen ſchwarzen Haut umgeben; übrigens unter einem Haarringe verborgen, und liegen zwiſchen der Spitze der Naſe, und den Ohren in der Mitte. Sie ſcheinen gar nicht dem übrigen Körpermaaß angemeßen zu ſeyn, laſſen ſich auch kaum mit den bloßen Augen unter den Haaren vorfinden, und die natürliche Bewegung und Oeffnung derſelben kann man nicht eher und beſſer bemerken, als wenn man ihn durch einen Nadelſtich in ſeinen empfindlichſten Theil, die Naſe, (der kürzeſte Tod!) tödet, wo er bey den letzten Zuckungen, die Haare, welche die Augen umgeben, etlichemal wegbewegt, daß man ſie in ihrer natürlichen Lage und mit ihrer natürlichen Oeffnung liegen ſehen kann. Er ſcheinet ſeine Augen blos deswegen zu haben, damit er weiß, wenn er ſich außer ſeinem finſtern Elemente befindet. Die Gehörgänge ſind ohne Ohrlappen, liegen verborgen, und machen ſich nur durch einen etwas erhabenen Rand um die faſt viereckige Oeffnung derſelben merklich; demohngeachtet iſt ſein Gehör in dem dichten Elemente ganz vortreflich, ſo daß ihm das geringſte Geräuſch nicht entgeht. Weit ſchärfer aber iſt ſein

Ge-

Geruch vermöge ſeiner langen beweglichen Naſe, und groß iſt ſein Gefühl durch dieſelbe. Seine Schenkel ſind ſehr kurz; und die vordern, die unter dem Hals in der Haut verſteckt liegen, ſind kaum merklich, ſo dicht ſtehen die Füße am Leibe an. Die Füße ſelbſt, wovon die vordern groß, ſtark, faſt nackt, die hintern aber ſchwarz und kleiner ſind, haben 5 ungleiche, parallel liegende Finger. Die Sohle der Vorderpfoten, womit er vorzüglich ſchanzet, iſt, wie eine flache Menſchenhand, geſtaltet, mit ſcharfen Nägeln, beſonders an den erſten Fingern, bewaffnet, und auswärts gerichtet.

Sein muskulöſer Körper iſt mit ſchwärzlichen, dichten, ſammtweichen Haaren bekleidet, die beym Streichen einen weißlichen glänzenden Widerſchein geben.

In der Begattungszeit (Ranzzeit), wo dieſe Thiere beym Mondſchein aus ihren Höhlen gehen, und die Männchen hitzig um die Weibchen kämpfen, laſſen ſie, ſo wie zuweilen, wenn man ſie peiniget, einen ziſchenden und quickſenden Ton von ſich hören.

Das **Weibchen** iſt etwas ſchlanker gebaut, und hat 6 Säugwarzen. Das Alter iſt, da ſie ſo verborgen vor menſchlichen Augen leben, unbekannt; doch müſſen ſie alt werden, da man zuweilen welche findet, die vor Alter grau ſind, und Zähne verlohren haben.

Aufenthalt. Der Maulwurf lebt faſt immer unter der Erde, und zwar gern an ſolchen Orten, wo der Boden locker und trocken iſt.*) Ob er gleich geſchickt ſchwimmen kann, ſo verabſcheut er doch ohne Noth alle Näſſe, den Regen, ſo wie die ſtarke Luft und das Sonnenlicht, und es kömmt

*) Die Oekonomen ſchließen daher richtig vom Aufenthalte des Maulwurfs auf die Güte des Bodens.

kömmt ihn daher ſelten die Luſt an, ſich aus ſeinem Elemente zu begeben. Wenn er in ſeinem Baue mit ſeinen Vorderpfoten wühlt, ſo iſt er gewöhnlich mit 5 bis 6 Zoll dicker Erde bedeckt. In Aufſuchung ſeiner Nahrung dringt er nur mit der Schnauze durch den Boden, und bringt mit den Vorderpfoten die Erde neben ſich; wenn er aber einen gehörigen Gang verfertigen will, ſo wirft er den Schutt mit ſeiner Schnauze über ſich, und treibt ihn bis zu einem Haufen vor die Höhle hin. Zu dieſem Geſchäffte, das er beſonders des Morgens, Mittags und Abends treibt, kommt ihm ſein wunderbares Bruſtbein, das den Vögeln ihren ähnelt, ſehr gut zu ſtatten. Der Ort, wo er ſeinen eigentlichen Bau hat, iſt mit vielen Gängen durchſchnitten, die eine ſo leichte Verbindung mit einander haben, daß er allenthalben Gelegenheit gewinnt, ſeinen Rückweg zu nehmen, und nach Gefallen die zahlreichen Abwege ſeines Labyrinths durchwandern kann. Bis zu einer Tiefe von 5 Schuhen ſenkt er ſich, beſonders im Winter, ein. Das Aufwerfen der Hügel und ſein Wühlen verrichtet er nicht um zu athmen, ſondern aus Aufforderung des Hungers, der Liebe und der Bequemlichkeit. Er iſt auch nicht zu allen Zeiten gleich ſehr beſchäftiget in Hügelaufthürmen, ſondern nur vorzüglich bey gemäßigter Witterung. Der kalte Winter und Sommer von der Mitte des Mayes an, wo die Hauptwohnung fertig iſt, ſind für ihn mehrentheils Zeiten der Unthätigkeit und Ruhe. Dann gräbet er nur der Nothdurft halber. Findet man ihn in heiſſen Sommertagen thätig, ſo iſt ers nur an kühlen, ſchattigen Orten, und an Waſſergräben, eine kurze Zeit des Morgens und Abends.

Die eigentliche Wohnung, in welcher er mit ſeinem Weibchen allein lebt, iſt ein künſtlich tapezirtes rundes Gewölbe

wölbe von Moos, Miſt, Stroh, Laub, Gras und zarten Wurzeln, das ohngefähr 1 bis 1 1/2 Schuh im Durchmeßer hält. Es iſt mit vieler Kunſt und Ordnung gebauet, und mehrentheils in dem Innern eines Hügels angelegt. Die Decke und Seitenwände ſind durch die Kunſt der Mutter ſehr feſt zuſammengedruckt und geglättet. Dieſe Wohnung liegt mehrentheils erhaben, und gegen kleine Ueberſchwemmungen ſicher. In feuchten Gegenden ſuchen dieſe Amphibien die Aufwürfe der Gräben auf, bauen ſich hier an, und werden dadurch unmerklich. Auf trocknen Wieſen kann man ihre Wohnung leicht entdecken, da ſie ſich mehrentheils in dem nächſten Bezirk eines großen Maulwurfshügels, der mit mehrern kleinen umgeben iſt, die alle durch dieſen Bau entſtanden ſind, befindet. Zu derſelben führen etliche, durch den öftern Durchweg ſehr glatt und feſt gewordene, Gänge, durch welche ſie ihrer Nahrung nachſchlüpfen. Ueberſchwemmungen, die zu dieſem Aufenthalte dringen, erſäufen dieſe Thiere. Dabey iſt man auf die Vermuthung gefallen, daß ſie zu gewiſſen Zeiten meilenweite Reiſen unter der Erde anſtellen müßten, weil man nach ſolchen tödenden Ueberſchwemmungen in kurzer Zeit wiederum die abgetrocknete Flur mit neuen Hügeln beſetzt ſieht; denn daß ſie unterdeſſen auf Bäume flüchten ſollten, ſcheint ungegründet, und daß ſie alle Zugänge ſo feſt verdämmen könnten, unwahrſcheinlich zu ſeyn. Ja, was noch mehr, man bemerkt ſie auch oft im Frühjahre in einer ſo außerordentlichen Geſchäfftigkeit, daß ſie unter tiefen Mauern und Flüſſen wegwühlen, und ſich aus einer Gegend, die ſie vorhero ganz verwüſtet hatten, plötzlich völlig verlieren. *)

Daß

*) Doch kann dieß letztere auch der Begattungstrieb und Mangel an Nahrung verurſachen.

Daß der Maulwurf, wie der Hamſter, den Winter hindurch mit der Schlafſucht befallen würde, widerlegt ſich wohl dadurch, daß er bey mäßiger Witterung in Feldern, Gärten und auf den Wieſen, und bey der kälteſten in Laubhölzern, wo der Froſt die Erde, wegen des dick aufliegenden Laubes, nicht verſteinern kann, unter dem Schnee große Hügel aufwirft, und ſelbſt Gänge durch den Schnee macht. Durch einen blinden Trieb gereitzt, gräbt er ſich vielmehr im Herbſte unzählige Kanäle in ſeinem Reviere, damit er im Winter, wenn er die obere Erdrinde nicht durch zu bohren vermag, in der Tiefe den Puppen, Larven und Würmern, die ſich dahin ziehen, ungehindert nachgraben, und den dadurch entſtehenden Schutt einſtweilen in dieſen Höhlen aufbewahren kann. Im Frühjahr findet man ihn daher immer neuen Schutt aus den alten Maulwurfshügeln auswerfen. Daraus laſſen ſich die großen und vielen Hügel von einem einzigen Maulwurf im Herbſte, im gelinden Frühwinter und im Frühjahre erklären.

Nahrung. Die Nahrung des Maulwurfs beſteht in Würmern, Inſekten, Erdſchnecken und Wurzeln. Die Regenwürmer, Maykäfer, Miſtkäfer, und die meiſten Inſektenlarven, die in der Erde ſich aufhalten, ſind freilich ſeine eigentliche und liebſte Nahrung, allein er muß oft mit bloßen Kräuterwurzeln, ja oft mit Baumwurzeln vorlieb nehmen. Unter den Kräutern ſchmecken ihm noch die Wurzeln der Hülſenfrüchte am beſten. Derjenige unter ihnen, welcher an den hohen Ufern und Flüſſen wohnet, wo Krebſe in ſeine Höhle flüchten, fänget dieſe Leckerbiſſen und verzehret ſie. Da er der natürliche Feind der Regenwürmer iſt, ſo kommen dieſe ſchlanken Thierchen, wenn ſie ſein Wühlen fühlen,

mit

mit der größten Schnelligkeit aus der Erde hervorgekrochen, um ihm zu entfliehen. Ja man ſieht ſie ſchon dieſem Naturtriebe gemäß leben, wenn man ein in die Erde geſtochenes Grabſcheid hin und her bewegt, daß der Boden erſchüttert wird. So reinlich das Thier ausſieht, ſo reinlich ſpeiſet es auch. Erhaſcht es z. B. einen Regenwurm, ſo faßt es ihn zwiſchen die beyden Vorderfüße, zieht ihn mit dem Rüſſel durch dieſelben, daß der Unrath herausgedruckt wird, und genießt ihn dann erſt.

Fortpflanzung. In einer ſolchen, vorhinbeſchriebenen, Wohnung, die freilich nicht immer jene Vollkommenheit hat, ſondern welche allzeit erſt als Wochenbett von der Mutter ſo ſchön ausgeputzt wird, begatten ſich vermuthlich dieſe brünſtigen unterirdiſchen Bewohner, und zwar im März oder zu Anfange des Aprils. Zu dieſem Geſchäffte war dem Männchen in ſeinem niedrigen Schlafzimmer ſeine außerordentlich lange Ruthe nothwendig. Gewöhnlich im May gebiert (wirft) die Mutter 3 bis 5 blinde, nackte Junge, und ſäugt ſie ſorgfältig. Ihre mütterliche Zärtlichkeit bemerkt der Ackermann zuweilen, der ein ſolches Lager aufpflüget. Sie ſcheut keine Gefahr, und trägt ſchleunigſt unter den Augen des Zuſchauers ihre Jungen in eine Höhle, oder in einen nahen Miſthaufen. Die Eltern führen ſie einige Zeit an, ihre Nahrung zu ſuchen, und dieſe ſind ſehr geſchwind, wenn jene einen Regenwurm gefangen haben, ihn wegzuſchleppen. *) Man bemerkt junge Maulwürfe vom

*) Nach angeſtellten Verſuchen freſſen weder Junge noch Alte die Wurzeln der Zeitloſen (Colchicum antumnale L.) Sie ſind alſo wohl nicht die erſte Nahrung der Jungen, und nur das Ohngefähr bringt ſie zuweilen in ihre Höhlen, wenn ſie ſie bey Verfertigung ihrer Gänge im Wege finden, und abbeißen.

vom May an bis in Auguſt, woraus man ſchließen muß, daß ſich die Alten verſchiedenemal, wenigſtens zweymal des Jahrs begatten müſſen. Die Jungen ſind mehr grau als ſchwarz, und unterſcheiden ſich in ihren Verrichtungen gar ſehr von den Alten, indem ſie ohne alle Ordnung unter der Oberfläche der Erde nur ſo flach wegſtreichen, daß ſie kaum von derſelben bedeckt werden. Sie ſpielen, necken und balgen ſich gern, und nehmen dabey allerhand lächerliche Stellungen an.

Feinde. Die Maulwürfe ſind bey ihrem Wühlen den Nachſtellungen der **Füchſe, Marder, Igel, Hunde, Kazzen** und **Wieſeln** ausgeſetzt; die **Ringelnatter** holt die Jungen aus den Höhlen, und man richtet Spitzhunde ordentlich auf ſie ab. Man findet auch **Bandwürmer, Madenwürmer,** und **Kappenwürmer** (Cuculanus) in ihnen.

Vertilgung. Die Menſchen fangen ſie mit, in ihren Höhlen aufgeſtellten, **hölzernen Rattenfallen**, oder mit eignen **hölzernen Maulwurfsfallen**, die wie ein Cylinder geſtaltet ſind, 1 Schuh in der Länge und 2 Zoll im Durchſchnitt haben, deren Oeffnung vorne weit und hinten enge iſt, und die mit einem Deckel, der, wenn der Maulwurf hinein iſt, zu ſchließt, verſehen ſind. Man erquetſcht ſie auch mit eiſernen **Fangklammern** (Maulwurfsſcheeren), an deren locker aufgeſtelltes Blech ſie ſtoßen, (ſ. unten Erdwolf) oder **erlauert** ſie im Graben, und ſchneidet ihnen durch einen Spaden den Rückweg ab, oder **hacket** ſie im Wühlen **aus**. Ein vorzügliches Mittel iſt, man gräbt unter einen ihrer Hauptgänge einen **glaßurten Topf** ein, in welchen ſie auf ihren Märſchen ſtürzen, ohne wieder herausſteigen zu können. Einige locken ſie mit lebendigen Krebſen dahin.

Man

Man legt ihnen auch ſüße Giftkugeln, Apfelſchnittchen mit Arſenik beſtreut, oder das grüne Kraut, oder eine Hand voll des reifen Saamens vom Koriander in ihre Höhlen. Im April, wenn ſie ſich begatten, wird ebenfalls mit gutem Erfolg ein großer glaßurter Topf, der oben etwas eng iſt, mit Speck ausgeſchmiert, ſo in die Erde geſetzt, daß dieſe eine Hand breit drüber geht, und die Maulwürfe hinein ſpringen können. Darein ſetzt man des Abends einen lebendigen Maulwurf, der des Nachts durch ſein Geſchrey mehrere zu ihrem Untergange herbeylockt.

Noch ein vorzügliches Mittel iſt folgendes: Man nimmt ſpitzige Glasſtückchen von zerbrochenen Fenſterſcheiben, oder Abgänge bey den Glaſern und ſteckt ſie in ihren Gängen perpendikulär in die Erde. Da ſie mit Gewalt die Erde durchwühlen, ſo ritzen ſie ſich dadurch die Naſe auf und bluten ſich tod, weil eine jede Wunde, nach welcher Blut fließt, für ſie tödlich iſt. Andere legen Zweige von Dornbüſchen, oder andere mit Stacheln verſehene Gewächſe an den Ort, wo das Thier Haufen aufgeworfen hat. — Bey allen dieſen Vertilgungsarten kömmt es hauptſächlich darauf an, daß man ihre Hauptgänge auffindet. Dieß kann aber leicht geſchehen. Man tritt nur ihre Gänge etlichemal zu, oder verſtopft ſie, und wenn ſie dreymal von ihnen wieder geöffnet worden ſind, ſo kann man ſicher ſchließen, daß dieſes Hauptwege ſind, die die Eigenthümer beſtändig durchwandern werden.

Will man ſie im Frühjahr mit Waſſer vertilgen, ſo muß man vorhero die Hügel umſcharren, damit das Waſſer deſto beſſer eindringe *).

Nuz=

*) Man hat noch unzählige Vertilgungsmittel erfunden, allein ſie bewirken mehrentheils nichts. So ſoll ſie

Nutzen. Ihr Nutzen, den ſie den Wieſen, wo ſie nicht zu häufig ſind, verſchaffen, ſcheint erheblicher zu ſeyn, wenn nämlich ihre Hügel im Herbſt und Frühling gehörig zerſtreuet werden, als ihr Schaden. Sie machen den Erdboden durch ihr **Wühlen** locker, verurſachen dadurch, daß der Regen denſelben beſſer durchfeuchten kann, und die aufgeworfene und zerſtreute Erde dünget und erfriſchet die Wurzeln der Gräſer. Sie reinigen dabey die Erde von Regenwürmern und ſchädlichen Inſektenlarven, welche allzeit da, wo ſie wühlen, in großer Menge angetroffen werden, und welche ſowohl als Raupen die Wurzeln der Gewächſe benagen, und auf keine andere Art vertilgt werden können, als auch nach ihrer vollkommnen Entwickelung die Kräuter, Stauden und Bäume entblättern und unfruchtbar machen. Z. B. führe ich nur die ſo häufige Maykäferlarve an, die ſich vier Jahre in der Erde aufhält, und woraus der gemeine braune Maykäfer (Scarabaeus melolontha. L.) entſteht und die ſchädliche Maulwurfsgrille (Gryllus gryllotalpa L.). Denen Wäldern, welche ſchon erwachſenes Holz haben, leiſten ſie durch ihr Wühlen den größten Nutzen, weil dadurch den feſten Boden derſelben Lockerheit und Feuchtigkeit verſchafft wird.

Ihr **Fleiſch** wird in Europa nicht gegeſſen, ob es gleich die Araber für eine Delikateſſe halten ſollen.

Den **Balg** könnte man als ein ſchönes ſanftes Pelzwerk zu Futter und Einfaßung der Kleider und andern Dingen mehr verbrauchen; er wird aber nur bey uns als eine beſon-

z. B. die Anpflanzung des Wunderbaums (Ricinus communis. L.), deſſen Witterung ſie nicht vertragen können, von den Gärten abhalten, und verjagen.

ſonders gute Fütterung zu Blasröhren und zu Geld- und Tobacksbeuteln angewendet. Bey den Blasröhren bringt man das vordere Theil des Felles nach der Mündung zu, und dadurch bekömmt die Kugel, welche durchgeſchoſſen wird, einen vorzüglich ſcharfen Zug. Von Johannistag bis zum Winter kann man ſie als Pelzwerk ſammlen. Die Chineſer kaufen von den Ruſſen genähte Säcke *) von Maulwurfs- fellen zu zwey bis drey guten Groſchen.

Aus ihrem Wühlen will man das **Wetter voraus- ſagen**; denn ſie ſollen kurz vor dem Regen ſehr emſig ſcharren, und bey trockner Witterung tief in die Erde hinabſteigen.

Ihr Herz, Lunge, Leber, Blut und Fett hat keinen mediciniſchen Nutzen mehr.

Schaden. In den **Gärten** ſind ſie allemal, und auch auf den **Wieſen**, wo ſie zu häufig ſind, ſehr ſchädliche Thiere. Sie erſchweren nicht nur das Abmähen des Graſes durch ihre Hügel, ſondern verringern auch den Wuchs und die Menge deſſelben merklich, und verurſachen, daß die Kräuter, unter welchen ſie weggraben, ob ſie gleich nur ſelten die Wurzeln derſelben abbeißen, umfallen und verdorren.

Zuweilen werden ſie auch die Urſache von **Erdfällen**, indem ihre Höhlen dem Waſſer den Weg anweiſen, die Erde zu unterminiren.

Spielarten und Namen.

1) **Der weiße Maulwurf.** Lat. Talpa tota alba. Franz. La Taupe blanche. Dieſe erbsgelbe Spielart findet man ſelten in Thüringen, mehr im Hannöverſchen und Holland.

*) Ein Sack hält 60 Stück.

2) Der geſteckte oder marmorfarbene oſtfrieſiſche Maulwurf. Talpa alba maculata, Oſtfriſica. Lin. La Taupe variée. Buff. Dieſer iſt etwas länger, als der gemeine, blos in Anſehung ſeines ſchwarz- und weiß-ſchäckigen Fells von ihm unterſchieden, und wohnt häufig in Oſtfriesland an den Landſtraßen.

3) Der graue Maulwurf. Lat. Talpa cinerea. Hat einen kürzern Kopf als der gemeine, und eine ſchöne glänzend graue Farbe, die unter dem Bauch in einen graugelben breiten Streif abläuft. Er iſt ſehr ſelten.

Der gemeine Maulwurf heißt auch, Moll, Scharrmaus, ſchwarzer, ſchwarzfahler, europäiſcher Maulwurf.

Die neunte Gattung.

Die Spitzmaus. Sorex.

Kennzeichen.

In der obern Kinnlade befinden ſich 2, und in der untern 4 oder 2 Vorderzähne.

An den Seiten ſtehen mehrere Eckzähne.

Backenzähne ſind verſchiedene, mit ſpitzigen Zacken.

An den Vorder- und Hinterfüßen befinden ſich 5 Zehen.

Die Thiere dieſer Gattung haben einen geſtreckten Kopf, der ſich in einen ſpitzigen Rüßel endiget. Die Augen ſind klein und die Ohren kurz. Die Geſtalt des Körpers ähnelt den Mäuſen und die Bildung des Kopfs den Maul-

würf-

würfen. Sie können vermittelſt ihres Rüßels geſchickt graben. Das Weibchen hat auf jeder Seite des Bauchs 6 Säugwarzen. Es giebt in Thüringen nur zwey Arten.

(21.) 1. Die gemeine Spitzmaus.

Sorex araneus. Linn.
La Muſaraigne. Buff.
The Shrew Mouſe. Penn.

Kennzeichen der Art.

Der Schwanz iſt halb ſo lang, als der Leib, und der Unterleib gelblicht weiß.

Beſchreibung.

Dieſe Spitzmaus, welche in ganz Europa lebt, iſt etwas kleiner und ſchlanker, als die Hausmaus. Sie iſt vom Rüſſel bis zum Schwanze 3 Zoll lang; letzterer hält nur 1 1/2 Zoll und die Höhe iſt 1 Zoll 2 Linien *).

Die Schnauze iſt dünn, geſtreckt, mit Bartborſten verſehen, die rückwärts ſtehen, und von der Spitze des Rüſſels an nach hinten zu nach und nach immer länger werden. Die ſpitzige Naſe, die weit länger als die Kinnbacke iſt, ſteht weit über dem Unterkiefer hervor. In jeder Kinnlade befinden ſich zwey ſpitzige Vorderzähne, wovon die in der obern eingekerbt, nach der Seite gekrümmt ſind, und weit von einander ſtehen, damit die untern längern, und etwas vorwärts gebogenen, in dieſen Zwiſchenraum einpaßen können. Weiter befinden ſich im obern Kiefer auf jeder Seite drey ſpitzige kurze Eckzähne, und im untern zwey. Zackige Backenzähne ſtehen oben auf jeder Seite vier, und unten drey.

*) Par. Ms.: 2 1/2 Zoll; Schwanz 1 Zoll 4 Linien; Höhe 1 Zoll.

Die Anzahl aller Zähne iſt alſo 28. Die Zunge iſt glatt und lang. Die Augen liegen tief, ſind ſehr klein und ſchwarz. Die Ohren ſind unter den Haaren verſteckt, kahl und abgerundet. Der Hals iſt kurz, und der Leib gleich dick und rund. Die ſehr kurzen Vorderfüße ſind ſtärker als die etwas längern Hinterfüße, und haben meiſt lange Nägel: beydes, weil ſie graben müſſen. Der Schwanz iſt geringelt, im ganzen kurz behaart und nur mit einzeln längern ſteifen ſich ausſpreitzenden Haaren hin und wieder beſetzt.

Was die Farbe betrifft, ſo iſt gewöhnlich der Oberleib röthlich braun mit durchſcheinendem grau, und nur ſelten kaffebraun, aſchgrau oder ſchwarz. Der ganze Unterleib vom Rande des Oberkiefers an iſt faſt allzeit gelblicht weiß, ſelten ſchmutzig weiß ins graue fallend. Die kurzen Füßchen ſind völlig weiß, und beynahe ganz kahl. Der Schwanz hat oben die Farbe des Oberleibes und unten die Farbe des Unterleibs. Die ganz weißen Spitzmäuſe mit rothen Augen ſtammen von ſchwachen Eltern ab, und ſind nicht gar ſelten.

Zwiſchen Männchen und Weibchen iſt kein merklicher Unterſchied.

Dieſe Thiere zeichnen ſich beſonders durch ihre Geſchicklichkeit im Graben, Geſchwindigkeit im Laufen und durch ihre Luſtigkeit aus. Sie geben vorzüglich zur Zeit der Begattung einen höchſtwidrigen Knoblauchs- oder vielmehr Biſamgeruch von ſich, und eine einzige, die man einſperrt, kann in etlichen Stunden ein großes Zimmer übelriechend machen. Sie laſſen immer einen hellen pfeiffenden und zwitſchernden Ton von ſich hören, und erlangen ein Alter von 7 bis 8 Jahren.

Aufenthalt. Dieſe Thiere halten ſich im Felde, in Laubhölzern, in hohen Felſengebürgen und in Häuſern auf. Im Felde ſuchen ſie die Steinhaufen auf und im Walde die alten Eichſtöcke und wurzelreichen Gebüſche, graben ſich, da ſie die Natur mit einem Graberüßel, wie den Maulwurf, verſehen hat, unter denſelben und unter dem Mooſe ihre Wohnung und viele Gänge, halten ſie in Geſellſchafft zuſammen, und vertreiben ſich Abends, Morgens und Mittags durch Spielen, indem ſie ſich zu einer Höhle hinein und zur andern wieder herausjagen, die Zeit. In Gebäuden aber wohnen ſie einzeln in Ställen, Scheunen, Kellern, Miſtgruben und alten Mauern und allenthalben in Winkeln, wo es feucht iſt. Im Freyen machen ſie im ſpäten Herbſte unter den Wurzeln der Bäume und Sträucher ein weiches Lager von klargebißenen Grashalmen, und halten ſich in demſelben in den rauheſten und kälteſten Wintertagen auf, ohne in eine Erſtarrung, wie der Hamſter, zu verfallen. Diejenigen aber von ihnen, die in Häuſern an warmen Orten wohnen, ſind nicht nur den ganzen Winter hindurch wach, ſondern pflanzen ſich auch ſogar zu dieſer Jahrszeit fort.

Nahrung. Sie ſuchen in Häuſern Getraide, Mehl, Fleiſch, Brod und allerhand Eßwaaren zu ihrer Nahrung auf, und lieben beſonders alle Fettigkeiten, daß ſie ſogar das Oehl aus den Lampen trinken. Im Felde und im Walde aber gehen ſie des Abends und Morgens auf die Regenwürmerjagd, die zur Zeit der Begattung, nach Gewittern und warmen Regen aus der Erde hervorkriechen, graben ihnen, und den Inſektenlarven und Puppen auch unter dem Mooſe, Raſen und alten abgefallenen Laube nach, fangen große und kleine Käfer und andere Inſekten, wo ſie ihnen aufſtoßen,

 weg,

weg, ſuchen das Aas auf, und benagen die Wurzeln der Weinſtöcke, Eichen, Buchen, Wacholder- und Obſtbäume. Im Winter nähren ſie ſich beſonders von den Inſekten, die ſich unter das Moos oder abgefallene Laub in Winterſchlaf begeben haben, daher man auf mooſigen Wieſen und an andern Orten, wenn der Schnee ſchmilzt, ganze Gegenden umwühlt findet. Daß ſie auch im Felde den jungen Vögeln, die auf der Erde ausgebrütet ſind, nachgehen, wird dadurch überaus wahrſcheinlich, weil ſie die Stubenvögel, Rothkehlchen ꝛc. todbeiſen, in ihre Höhlen ſchleppen und freſſen*).

Fortpflanzung. Sie begatten ſich des Jahrs mehrmalen, und zwar an Orten, wo ſie der ſtäten Wärme genießen, ohne Unterſchied der Jahrszeiten; im Freyen aber im May das erſtemal. Das Weibchen gebiert nach dritthalb Wochen in einer Kluft, in dem Miſte, oder im Graſe unverſteckt auf einem von allerhand Geniſt, Stroh, und Grashalmen verfertigten runden Neſte 5 bis 10 nackende Junge, die ſie drey Wochen lang ſorgfältig an ihren zwölf Brüſten ſäuget.

Feinde und Vertilgung. Ihre Feinde ſind die **Katzen und Füchſe.** Sonderbar iſt es, daß ſie dieſe nur todbeißen, aber nicht verzehren, und man hat daraus geſchloſſen, daß ſie giftig wären. Allein die Urſache ihres Abſcheues mag wohl der ſtarke Biſamgeruch und der ätzende Urin ſeyn, welches beydes dem Fleiſch einen unangenehmen Geſchmack giebt. Die Füchſe, beſonders die jungen, ſpielen mit ihnen, ſchnellen ſie mit dem Munde in die Höhe und fangen ſie wieder auf. Man fängt ſie in Häuſern, wie die andern Mäu-

*) Dieß iſt ſichere Erfahrung.

Mäuſe, in den ſo verſchiedenen und bekannten **Mäuſe**fallen.

Nutzen. Man hat noch bis jetzt keinen vorzüglichen Nutzen, den ſie in dem Zuſammenhange der Dinge, geſchweige denn dem Menſchen leiſteten, entdeckt, da es gewiß iſt, daß ihr Fleiſch auch die hungrigſten Raubthiere und Raubvögel verabſcheuen; man müßte denn dieſes in Anſchlag bringen, daß ſie wohl zuweilen einen ſchädlichen **Käfer** und **Wurm** freſſen mögen.

Die Alten verordneten die **Aſche** einer verbrannten Spitzmaus in der **Arzeney**.

Schaden. Dieſe Maus iſt für die Scheunen, Kornböden, Mehlkaſten, Fleiſchkammern, Weinſtöcke, Frucht- und Waldbäume, und vielleicht für die jungen Vögel, die auf der Erde flück werden, ein ſchädliches Thier. Daß ſie aber giftig ſey, den Pferden in den Bauch krieche, den Kühen in die Eiter beiße und ſie giftig verwunde, iſt Irrthum.

Verſchiedenheiten. Man kennt verſchiedene Spielarten in Abſicht der Farbe:

1) Die aſchgraue Spitzmaus mit dem weißen Unterleibe.

2) Die ſchwarze mit dem weißen Unterleibe. Beyde wohnen vorzüglich im Freyen.

3) Diejenigen, die oben röthlich und unten grau iſt. (Sorex ruſſulus.) So werden ſie mehrentheils im Alter.

4) Die ſchneeweiße oder gelblicht weiße mit rothen Augen. Dieſe weiße Spitzmaus iſt nicht ſo ſelten, als die weiße Hausmaus.

Benennungen. Dieſe Spitzmaus heißt auch an manchen Orten: Biſammaus, Mützer, Müger, Zismaus, An-

gelmaus, und Reutmaus, weil ſie in Raſen flach nach Puppen gräbt (Haſelmaus).

(22) 2. Die Waſſerſpitzmaus.

Sorex Daubentonii ſ. fodiens. Erxl.

La Muſaraigne d'eau. Buff.

The Water-Shrew. Penn.

(Tab. IX.)

Kennzeichen der Art.

Der Schwanz iſt faſt ſo lang, als der Körper; die Zehen ſind mit Schwimmhaaren verſehen.

Beſchreibung.

Dieſe Maus, welche in dem gemäßigtern Theile von Europa wohnet, iſt in Thüringen nicht ſo häufig, als die Waſſerratte. Sie iſt etwas größer, als die gemeine Spitzmaus. Der Körper iſt 4, der Schwanz 2 Zoll 9 Linien lang, und die Höhe iſt 1 Zoll 6 Linien. *)

Die Schnauze, welche flach iſt und ſpitzig zuläuft, iſt bis zum Augen 7 Zoll lang, alsdenn wird der Kopf auf einmal rund, das Thier nimmt bey ſeinem kurzen Halſe immer mehr zu, iſt rund und fett. Die Hinterbeine ſind länger als die Vorderbeine, welche zur Seite der Bruſt am Leibe feſt anſitzen, und weit über dem Knie auf eine ungewöhnliche Weiſe faſt kahl oder nur kurz behaart. Sie haben fünf Zehen und der erſte und fünfte an den Vorder- und Hinterfüßen hat bis an die Ferſe äußerlich eine Reihe langer, ſtei-

*) Par Ms.: Körper 3 Zoll 7 Linien; Schwanz 2 Zoll 7 Linien.

ſteifer, wie ein Pfeil zugeſpitzter, Härchen, wie ein Kamm geſtaltet; die übrigen Zehen aber haben kürzere. Die Nägel ſind ſcharf und fleiſchfarben. Der Schwanz iſt klar geſchuppt und viereckig, und unter demſelben läuft ein Streif längerer Stachelhaare weg, die ſich an der Spitze in einen Pinſel endigen. Der Rüßel iſt ohne Knorpel, bloß, und hat an der Seite ſtehende, runde Naſenlöcher. Der Mund liegt, zur Bequemlichkeit bey Aufſuchung ihrer Nahrung, weit unten, iſt aber am obern Theil bis zur Schnauzenſpitze geſpalten. Der Oberkiefer iſt zur Seite bis zu den Augen mit immer länger werdenden, rückwärtsſtehenden Barthaaren beſetzt. Im Ober- und Unterkiefer ſind, wie bey den Nagethieren, zwey Vorderzähne mit braunen Spitzen, doch ſind die obern länger und einwärts gebogen, da die untern vorwärts liegen. Dann folgen oben vier ſtumpfe, ſehr kleine Eckzähne und drey in Zickzack gereihte ſtarke Backenzähne; im Unterkiefer aber zwey vorwärtsliegende ſcharfe Eckzähne, und drey mit ſpitzigen Zacken verſehene Backenzähne *). Die Augen ſind äußerlich unſichtbar, liegen ſehr tief unter den Haaren in einer Höhle verborgen, ſind ſchwarz und ſo groß, wie ein Hirſenkorn. Die Ohren ſind denen der gemeinen Spitzmaus ähnlich, und ragen nicht unter den Haaren hervor. Die obere Oeffnung bildet einen breiten Rizzen an den Seiten des Kopfs, und die vorwärtsliegenden Ohrlappen legen ſich in zwey Falten, ſchließen feſt an, und decken den tiefer liegenden runden Gehörgang.

Der ganze Oberleib iſt von der Spitze der Schnauze an ſchwarz, wie ein Maulwurf, und ſchimmert an der Sonne ins

*) Man ſieht hieraus, daß dieſes Thier eine ſchickliche Ankettung an die Nagethiere und zwar an die Gattung der Mäuſe macht.

ins kupferfarbene *), beſonders iſt der Rücken von den Vorderſchenkeln an bis zum Hinterſchenkeln abſtechend glänzend ſchwarz; der Unterleib aber iſt außer einem ſchwarzbraunen Punkt an der Kehle oder einer dergleichen Binde um dieſelbe, einem gleichfarbigen Flecken, der zwiſchen den Vorderfüßſen ſich anfängt und in der Mitte des Bauchs ſich ſpitzig endiget, und einem ſchwarzen After, gelblicht weiß. Die Füße und der Schwanz ſind dunkelaſchgrau. Das ganze Thier iſt, wie der Maulwurf, mit ſammtweichen Haaren bedeckt. Getödet nehmen die Haare gleich Waſſer an, lebendig aber laſſen es die ganz feinen Haarſpitzen, wenn ſie in ihrer gehörigen Ordnung liegen, nicht zu. Ihr Fleiſch und ihre Eingeweide riechen wie ein aufgebrochener Fiſch, welches von ihrer Nahrung herrührt.

Das **Weibchen** iſt etwas ſtärker und kürzer, als das Männchen, hat auf jeder Seite des Bauchs 6 Säugwarzen, und ein ſehr großes Geburtsglied, das mit dem After in einer Falte eingeſchloßen liegt.

Bey der Begattung und bey ihren Spielen laſſen ſie ein helles Ziſchen von ſich hören. Ihr Alter iſt noch unbekannt.

Aufenthalt. Dieſe Waſſerſpitzmäuſe ſind mehr eigentliche Waſſerthiere, als die ſogenannten Waſſerratten. Sie leben ſonderlich gern in hellen Kieſelbächen der Berge und in Quellwaſſern in Geſellſchafft der Forellen. Der Schöpfer, der ihnen in dieſem Elemente die Schwimmhaut verſagte, entſchädigte ſie dafür durch ihre haarigen Füße, (Franſenfüße) mit welchen ſie, da ſich dieſe Haare, wie eine Schwimmhaut,

*) Rothbraune habe ich niemals angetroffen.

haut, ausbreiten, ungemein fertig ſchwimmen können. Ihre eigentliche Wohnungen ſind ausgeſchwemmte Höhlen im Ufer unter den Steinen und Gebüſchen, die ſie ſich nach ihrer Bequemlichkeit erweitern und einrichten. Darin halten ſie ſich die meiſte Zeit auf, ſonderlich wenn ſie den Stöhrungen der Menſchen und Thiere ausgeſetzt ſind. Wo ſie dieß aber nicht zu befürchten haben, da rudern ſie oft, beſonders in den warmen Mittagsſtunden über das Waſſer, und die ganze Geſellſchafft eines Baches kömmt eine Viertelmeile weit an einem gewiſſen Orte zuſammen, und vertreibet ſich durch Necken und Jagen aus einer Uferkluft in die andere, und durch Hin- und Herſchwimmen über das Waſſer unter einen beſtändigen Ziſchen, die Zeit. Sie beſuchen aber auch die Ställe und Scheunen, die in der Nähe der Bäche liegen, und halten ſich, wenn ſie Nahrung haben, lange Zeit daſelbſt auf*).

Nahrung. Ihrer Nahrung gehen ſie an unruhigen Orten in der Dämmerung des Abends und Morgens nach; an ſtillen aber zu allen Zeiten, wenn ſie hungert. Sie beſteht vorzüglich in Inſektenlarven, die ſich im Waſſer ausbilden, als Mücken- Schnaaken- und Libellenlarven, beſonders aber der eingehülſeten Frühlingsfliegenlarven (Phryganea L.); doch freſſen ſie auch kleine Waſſerſchnecken, Forellen- und andern Fiſchroggen, und die kleinen weißen und rothen Waſſerwürmchen. Man ſieht ſie daher, wenn ſie ſich füttern wollen, alle Kieſelſteine, die im Waſſer liegen, durchſuchen. Im Nothfall nehmen ſie auch ihre Nahrung aus dem Pflanzenreiche. Im Winter ſchlafen ſie nicht ſo lange

als

*) Ich habe ſie in Ställen angetroffen, die eine ziemliche Strecke vom Waſſer lagen, und wo ſie mit den Kaninchen Klee fraßen.

als die Spitzmaus, ſondern gehen ebenfalls unter dem Eiße ihrer Nahrung im Waſſer nach. Sie gehen ſeltner ans Land als die Waſſerratten, ob ſie gleich auch an niedrigen Ufern durch das Schilf und Ufergras ſchlüpfen, darinnen ſpielen, und Inſekten wegſchnappen.

Fortpflanzung. Sie begatten ſich zu Anfang des Mays in ſeichten Waſſern, und die Weibchen tragen drey Wochen; alsdenn gebähren ſie im Ufer an einem trockenem Orte auf die bloße Erde, oder auf etwas weniges Geniſt 6 bis 8 blinde Junge, die etliche Wochen der Muttermilch bedürfen, ehe ſie auf den Inſektenraub ausſchwimmen können *). Die Jungen ſind oben ſchwarzblau, und unten weiß, und ſpielen den ganzen Tag auf dem Waſſer und üben ſich im Schwimmen.

Feinde. Die Alten haben wohl nur den **Iltis** zum Feind; die Jungen findet man auch zuweilen in einem **Hecht**magen begraben liegen.

Jagd und Fang. Man kann dieſe Thiere nicht beſſer bekommen, als wenn man ſie im Sommer am heißen Mittag oder des Abends 7 Uhr erlauert, und mit Vogeldunſt, wenn ſie durchs Waſſer ſchwimmen, **erleget**. Nur ſelten fangen ſie ſich in kleinen **Tellerfallen**, die man vor ihre Höhlen ganz locker aufſtellt.

Nutzen. Die Menſchen haben noch keinen wichtigen **Gebrauch** von ihnen zu machen gewußt, ob ſie gleich (ihrem Ge-

*) Man kann ihr Neſt ſehr leicht finden, wenn man nur den Ort bemerkt, wo ſich ein Paar (da ſie in der Monogamie leben) immer ſehen läßt, und die Höhle, wo es immer einſchlüpft.

Geruch nach zu urtheilen, und da ſie Fiſchroggen und die Nahrung der Fiſche genießen) nicht übel ſchmecken mögen; auch ihr Balg müßte zu nutzen ſeyn, wenn ſie ſich häufiger fortpflanzten.

Sie freſſen die **Larven** vieler beſchwerlichen **Inſekten**.

Schaden. Sie wären vielleicht ganz unſchädliche Thiere, wenn ſie ſich nicht an der koſtbaren Forellenbrut vergriffen. — Ihr Urin und Blut iſt an rohen Theilen ätzend.

Benennungen. Kleine Waſſermaus, kleiner Maulwurf, Gräber.

3. Der Weißzahn.

Sorex Leucodon. Hermann.

Kennzeichen der Art.

Oben ſchwärzlich aſchgrau, unten weiß, weiße Schneidezähne und behaarter Schwanz.

Er riecht ſtark nach der Wurzel Peucedani und bewohnt Elſas.

4. Die Spitzmaus mit dem vierſeitigen Schwanze.

Sorex tetragonurus. Hermann.

Kennzeichen der Art.

Körper oben ſchwärzlichgrau, unten blaſſer; Schwanz faſt vierſeitig; bräunliche Schneidezähne.

Iſt ohne Geruch und wohnt ebenfalls, ſo wie die folgende, in Elſas.

5. Die

5. Die Spitzmaus mit verkehrtem Schwanze.

Sorex conſtrictus. Hermann.

Kennzeichen der Art.

Ganz ſchwärzlich dunkel aſchgrau.

Der Schwanz iſt zunächſt am Leibe ungewöhnlich dünn, und bald weiter hin dicker. Sie hat keinen Geruch. Herr Hermann hat ſie nur jung beobachtet, und glaubt, ſie erreiche die Größe des Maulwurfs *).

Die

*) Die drey letzten hier beſchriebenen Thiere, welche Hr. Prof. Hermann in Straßburg für verſchiedene Arten hält, finden ſich gewiß alle auch in Thüringen, und ich könnte ſie noch mit zwey Arten vermehren: a) Spitzmaus, deren Schwanz faſt ſo lang als der Leib iſt, und b) deren Schwanz am Ende einen Haarbüſchel hat. Allein ich halte nach langer Beobachtung und Erfahrung dieſe Abweichungen für weiter nichts, als für Veränderungen einer und eben derſelben Art, der gemeinen Spitzmaus, die Härung, Alter, Jahrszeit und Lebensart verurſachen. Junge Spitzmäuſe, wovon ich jetzt zu Ende des Januars ein Exemlar, das ich im Thüringerwalde fieng, vor mir habe, und das kaum noch etwas größer als ein Maykäfer iſt, weil es vielleicht zu Ende des Octobers jung wurde, und deſſen Schwanz faſt gleiche Länge mit dem Körper hat, haben weiße Zähne und einen ganz behaarten Schwanz ohne Stachelhaare. An allen Spitzmäuſen iſt der Schwanz am Ende des Körpers dünner, als weiter hin; nur an einem Exemplare mehr, an andern weniger. Eben ſo iſt faſt bey allen die untere Schwanzſeite eckig, nur bey den Jungen mehr, bey den Alten weniger bemerklich. Alle dieſe Abänderungen habe ich bey Haus- und Waldſpitzmäuſen, und oft alle in einer Geſellſchafft gefunden, ſo daß ich dadurch dieſe Thiere unmöglich als Arten trennen kann.

Die zehnte Gattung.

Der Robbe. Phoca.

Kennzeichen.

Spitzige Vorderzähne ſind in der obern Kinnlade ſechs, die ungleich weit ſtehen und wovon die äußern ſtufenweiße länger und breiter als die innern ſind; in der untern vier, wovon die beyden äußern die mittlern an Größe um etwas übertreffen, zwiſchen welchen ſich eine kleine Lücke befindet.

Die Eckzähne ſtehen einzeln, abgeſondert, merklich gekrümmt, ſpitzig, ſind ohngefähr noch einmal ſo lang als die Vorderzähne; die zwey untern gehen ſchief auswärts.

Die Backenzähne ſind dreyſpitzig, fünf bis ſechs an der Zahl.

Die Zunge iſt geſpalten.

Die Ohren fehlen meiſt.

Die kurzen Füße haben fünf Zehen mit einer Schwimmhaut, und die hintern ſind zuſammen gewachſen; daher der Gang dieſer Thiere ſchleppend, doch ziemlich geſchwind iſt.

Unter dem Waſſer können ſie nicht lange aushalten, entfernen ſich auch nicht weit vom Lande. Sie wohnen faſt in allen Meeren, nähren ſich beſonders von Fiſchen, leben in der Polygamie, und das Weibchen gebiert eins, ſelten zwey Junge. Eine Art.

1. Der gemeine Seehund.

Phoca vitulina. Lin.

Le Phoque. Buff.

The common Seal. Penn.

(Tab. XIII. c. Fig. 1.)

Kennzeichen der Art.

Der Kopf iſt glatt und die äußern Ohren fehlen gänzlich.

Beſchreibung.

Dieſer Robbe, der ſich in allen nordlichen Gewäſſern, und wie man vermuthet, auch gegen den Südpol hin aufhält, wird nicht ſelten in der Oſtſee gefunden, und an den Küſten von Deutſchland, der Inſel Rügen ꝛc. gefangen; daher wir ihn mit Recht unter die deutſchen Säugethiere rechnen. Er erreicht eine Größe von 7 Fuß. *).

Der Kopf iſt platt, dick und mittelmäßig groß, der äußern Geſtalt nach dem Kopf eines kurzſchnauzigen Waſſerhundes nicht unähnlich; daher auch ſein Name. Das Maul iſt aufgeworfen, der Gaumen ſcharf runzlich, die Zunge ein wenig geſpalten. Die Zähne ſind ſo gereihet, daß die 18 obern gerade in die Fugen der 16 untern einſchließen, und ſo ſpitzig und ſcharf, daß er einen armsdicken Stock ohne Mühe in Stücken beißen kann. Die Augen ſind groß, ſchwarz, nicht hervorragend, aber im Waſſer funkelnd. Die äußern Ohrlappen fehlen gänzlich, und der Gehörgang iſt blos mit einer Klappe verſchloſſen. Um die Naſe herum ſtehen lange ſtarke Bartborſten, und ſo auch über den Augen faſt immer vier. Der Hals iſt dick, aufgeſchwollen, voll Runzeln, und er kann ihn lang ausſtrecken, und wieder einziehen.

*) Par. Ms.: Bis 6 Fuß lang.

ziehen. Der Leib iſt dick, rund, faſt wie ein Kegel geſtaltet, um die Bruſt ſtark, und nach hinten zu ablaufend dünner. Die beyden Vorderfüße ſitzen gleich hinten am Kopfe, ſind kurz, weil die Arme mit den Ellenbogen unter der Haut liegen, haben 5 Zehen von ungleicher Länge, mit 3 Gelenken, und langen braunen Klauen. Der vorderſte Zehen iſt der längſte, die folgenden nehmen ſtufenweiße ab, und der hinterſte iſt der kürzeſte. Die Hinterfüße machen mit dem kurzen und platten Schwanz ein Stück aus, haben 5 lange Zehen, von denen die beyden äußerſten länger als die mittlern, und unter dieſen der mittelſte, der kleinſte iſt. Alle vier ſind mit einer lederartigen, haarigen Haut verbunden, Schwimmfüße.

Der ganze Leib iſt mit kurzen, ſtarken glänzenden Haaren beſetzt. Die Farbe iſt dunkelbraun mit weißlich geſprengt; auf dem Rücken hat die braune, und am Bauche die weißliche Farbe die Oberhand. Je älter das Thier wird, deſto größer werden die braunen Flecken ſo daß einige ganz getiegert ſind. Man findet auch lichtgelbe mit ſchwarzen, gröſſern oder kleinern Flecken in der Oſtſee, ganz ſchwarze oder weiße aber niemals; obgleich die alten zuletzt lichte, und ganz weißgraulich werden.

Der Seehund iſt ein neugieriges und beherztes Thier. Aus Neugierde ſtreckt er den Kopf immer aus dem Waſſer, um zu ſehen, was neben ihm vorgeht. Er ſoll den Blitz und Donner ſo ſehr lieben, daß er bey Gewittern ans Land gehet. Durch Geſchrey, oder den unvermutheten Anblick eines Menſchen erſchrickt er und ergreift die Flucht. Unterwegens ſpeyt er beſtändig Waſſer aus dem Munde, um ſich den Weg ſchlüpfrig zu machen, und wirft mit den Hinter-

füßen nach Beſchaffenheit des Bodens Sand, Steine, Schlamm ꝛc. hinter ſich, ja ſpritzt ſogar bey harter Verfolgung einen ſehr übelriechenden, gelben Unrath von ſich. In die Enge getrieben, ſetzt ſich das Männchen zur Gegenwehr, ſperrt den Rachen auf und beißt und ſchlägt um ſich. Dieß thut es auch in der Begattungszeit. Das Weibchen iſt furchtſamer. Sie ſtreiten auch unter einander, mit heftigen Brüllen, um die Weibchen, und um die bequemſten Ruheplätze auf den Steinen und Eisſchollen. Hier muß der ſchwächere allzeit dem ſtärkern weichen, und daher rühren die Narben, die man zuweilen in ihren Fellen antrifft. Ihre Schwimmfüße machen ſie mehr zum Schwimmen als Gehen geſchickt, daher ihr Gang auch mehr eine Art von geſchlängeltem Kriechen iſt, ob ſie gleich in der Flucht ſo geſchwind als ein Menſch zu laufen im Stande ſind. — Die Stimme der Alten iſt ein heiſeres Bellen; und die Jungen mauen, wie die Katzen. Bey Beraubung der Jungen oder in der Gefangenſchafft vergießen ſie häufige Thränen. — Ihr Alter iſt unbekannt.

Aufenthalt. Sie halten ſich an den Küſten der Meere, an den Mündungen der großen Flüße und Bayen auf. Im Sommer ſind ſie gern auf dem Lande, oder in den Eißmeeren auf dem Eiß, und bringen den größten Theil der Zeit auf den Klippen, die aus dem Waſſer hervorragen, oder auf den Eisſchollen mit Schlafen an der Sonne zu. Die Naſe iſt allemal nach der See hinaus gerichtet. Ihr Schlaf iſt ſehr feſt, ſie wachen aber oft auf, und ſehen ſich mit aufgerichtetem Halſe um. Dieß bemerkt man oft am Strande der Oſtſee, wo ihrer 300 Schritte vom Lande oft eine ſolche Menge auf den hervorragenden Steinen liegen, und ſich ſön-

können, daß nicht für alle Platz genug da iſt. Man hat ſie auch fern vom Lande in der See ſchwimmend ſchlafen geſehen. Im Winter ſind ſie mehr in der See, und da ſie in der Scheidewand des Herzens zwiſchen beyden Herzkammern das eyrunde Loch der Amphibien haben, welches andern Säugethieren, die im Waſſer leben, z. B. dem Fiſchotter mangelt, ſo können ſie ſehr gut unter dem Waſſer aushalten. Wenn ſie ſchwimmen, tragen ſie den Kopf meiſt über dem Waſſer empor. Da ſie unter dem Eiße, ohne Luftlöcher zum Athemhohlen und zum Durchgang zu haben, nicht leben können, ſo machen ſie ſich dergleichen nach einigen, durch ihren warmen Athem, und nach andern, durch ihre ſcharfe Krallen; und zwar jene unten weit, oben aber ganz enge, ſo daß ſie nur den Kopf oder auch bloß die Naſe herausſtecken können, diejenigen aber, durch welche ſie aus- und eingehen, weiter. Sie ſind im Stande ſolche Löcher von unten hinauf durch das dickſte Eiß zu machen, nicht aber von oben hinunter und wenn es auch noch ſo dünn iſt. Sie halten ſich auch gern in den Höhlen an den Küſten auf, in welche die See hineingeht, und begeben ſich oft ihrer Nahrung halber auf den Flüßen landeinwärts. So hat man vor nicht gar langer Zeit einen aus der Nordſee gekommenen in der Elbe gefangen. In der Oſtſee will man bemerkt haben, daß ſie im Frühjahr dem Eiße nachzuziehen pflegten, um ſich das ausfallende Haar daran zu reiben. Sie begeben ſich auch des Nachts bey ſtillem Wetter aufs trockne Land, doch nicht weit von der See.

Nahrung. Sie nähren ſich von Fiſchen, und verfolgen beſonders die Heringszüge. Die Möwen jagen ihnen oft ihren Raub ab. Sie freßen aber auch allerley Arten von

Meergraß, und man will auch fingerlange Würmer, wie Spulwürmer in ihren Magen, als ein Nahrungsmittel angetroffen haben.

Fortpflanzung. Die Begattung iſt an keine gewiſſe Zeit gebunden, doch ſoll ſie am gewöhnlichſten im April geſchehen, und die Jungen ſollen alsdenn im Februar fallen. Sie wird auf dem Sande vollbracht und das Weibchen liegt auf dem Rücken. Ein Männchen hat ſeine gewiſſe Weibchen zwey oder mehrere, und letztere bringen auf einem Steine oder dem Eiße, am liebſten in einer unbewohnten Gegend 1, höchſtens 2 Jungen zur Welt. Dieſe werden ohngefähr 14 Tage lang ſitzend, oder wie man auch bemerkt haben will, in der See ſtehend, geſäuget und von der Mutter von allen andern ſehr genau unterſchieden. Sie haben lange weiße, oder ſehr gelbliche Haare, wenn ſie gebohren werden. Dieſe fallen aber nach 4 Wochen zuerſt auf dem Kopfe und an den Hinterbeinen aus, und verwandeln ſich alsdenn in die oben beſchriebene Farbe. Sie laſſen ſich zähmen und folgen ihren Herrn, wie die Hunde, auf dem Ruf.

Fang. Der Robbenfang geſchieht auf verſchiedene Art. Es gehen alle Jahre etliche Schiffe im April und März darauf aus. Die **Robbenſchläger** ſuchen ſie bey Spitzbergen auf dem Eiße, wo ſie in ganzen Heerden liegen und ſchlafen, zu umringen, erſchrecken ſie mit Schreyen, und wenn ſie die Köpfe hervorrecken, und bellen, geben ſie ihnen mit einen **mit Eiſen beſchlagenen Stock** einen derben Schlag auf die Naſe, daß ſie hinſtürzen. Auf dieſe Art können auch die unglücklichen Wallfiſchfänger ihre Schiffe mit Seehundsſpeck und Fellen beladen.

Die

Die Nordländer fangen ſie mit Harpunen, oder Wurfpfeilen, in Gruben oder Netzen, die ſie um die Steine ſtellen, auf welchen ſie liegen, oder vor die Buchten und Meerengen, welche ſie zu beſuchen pflegen. Die Isländer ſollen in einem Tage 60 bis 200 Seehunde fangen können.

In der Oſtſee paßt man ihnen mit Kugelbüchſen auf, wenn ſie auf den Klippen am Ufer liegen, und erſchießt ſie, und ſonſt gieng an manchen Orten ein Mann, mit einem weißen Hemde bekleidet, ſo tief in die See hinein, und ſo nahe an den auf einer Klippe liegenden Seehund, als er nur konnte, und warf alsdenn eine Harpune nach demſelben, ließ die Schnur ſo geſchwind als möglich nach, und wartete bis er ſich tod verblutet hatte, um ihn nach ſich zu ziehen.

Nutzen. Das **Fleiſch** der Seehunde iſt die vornehmſte und liebſte Speiſe der Einwohner der nördlichen Länder, und ſonſt wurde es auch in Norwegen und England ſelbſt auf den Tafeln der Vornehmen gegeſſen. Das alte iſt ſchwarz und zähe, das junge aber ſchmeckt gut.

Der **Speck** wird ſowohl zur Speiſe als zum Thranbrennen gebraucht. Ein fetter Seehund giebt 50 bis 60 Pfund. Den von alten braucht man zum Brennen in Lampen und in Gerbereyen; der von jungen iſt ſo gut, wie Baumöhl, auf dem Sallat.

Die **Milch** iſt weiß, fett, ſchmeckt thranicht und wird gekocht, zu Käſe. Die Bauern in Island hängen die mit Milch gefüllten Magen der Jungen in den Schornſtein, wo ſie ſich in Oehl verwandeln ſoll, das man in Lampen brennen kann.

Die Nordländer brauchen faſt alles von ihnen, Gedärme, Knochen, Sehnen, zu Werkzeugen, Kleidung u. d. g. und ſie ſind ihnen nützlicher als uns die Schafe.

Die rauch gahrgemachten **Felle** werden von den Kürſchnern zu Jagdmüffen, Reiſekleidern, Pferdedecken, für Podagriſten zu Stiefeln und Pantoffeln, von den Sattlern zum Ueberziehen der Koffer und zu Reiſetaſchen gebraucht, und die Engländer überziehen mit dem feinhaarigen Fell der Jungen Tobacksdoſen, Uhrgehäuſe und Meſſerhefte. Auch bereitet man aus den Häuten eine zu Schuhen und Stiefeln taugliche Art Saffian.

Die **Eckzähne** können zu ſchöner Drechsler- und eingelegter Arbeit gebraucht werden.

Wenn die Seehunde oft aus dem Waſſer hervorgucken, ſo ſoll es **Ungewitter** anzeigen.

Schaden. Sie verzehren eine große Menge **Fiſche**, verderben die **Fiſchernetze**, worin ſie auch oft in der Oſtſee gefangen werden, zerreißen die **Angelſchnüre**, um ſich der daran hangenden Pomucheln, welche ſie beym Kopf abbeißen, zu bemächtigen; und in Island ſind ſie dem **Lachsfang** ſehr ſchädlich.

Namen und Varietäten. Das Meerkalb, Seekalb, weil die Schnauze und obere Kinnlade einer Kalbsſchnauze nicht unähnlich ſiehet; der Robbe, gemeine Robbe, Roppe; die Fiſcher an der Oſtſee: Saalhund.

Von dieſem gemeinen Seehund unterſcheidet ſich merklich

der graue Seehund,

welchen Linne' blos als eine Spielart betrachtet, ob er gleich in Geſtalt, Farbe und Sitten gar auffallend von jenen

jenen abweicht, und aller Wahrſcheinlichkeit nach eine eigene Art ausmacht.

Er hat eine breitere Naſe und längere Klauen als jener. Seine Farbe iſt meiſt dunkelgrau, zuweilen gelblich. Seine Größe ſoll nach einigen die der vorigen Art übertreffen, nach andern merklich kleiner ſeyn *).

Er wohnt in der Oſtſee, aber nicht an einerley Stellen mit dem vorhergehenden.

Seine Begattung fällt um Johannistag, und das Weibchen wirft zu Ende des Hornungs auf dem Eiſe im bottniſchen Meerbuſen ein Junges. Dieſes iſt 8 Tage nach der Gebnrt ganz weiß; nach dieſen fallen die Haare aus, und zwar zuerſt auf dem Kopf und den Vorderfüßen, und werden nach 14 Tagen ſchwarzgrau. So lange die Jungen noch klein ſind, wagen ſie ſich nicht ins Waſſer, ſondern rufen, wenn ſie hungern, die Mutter durch Blöcken unter dem Eiß hervor.

Gegen Ende des Märzes, wenn die Jungen ihre Nahrung ſchon ſelbſt ſuchen können, zieht er aus dem bottniſchen Meebuſen in die Oſtſee herunter. Er nimmt ſeinen Weg gerade gegen Süden, und pflegt keiner Landſpitze oder Klippe auszuweichen, ſondern darüber wegzugehen.

Das Fleiſch deſſelben hat einen ranzigern Geſchmack, als vom gemeinen.

*) So war der, welcher dieſen Winter in Greifswalde geſehen wurde kleiner, und nicht viel größer als der kleine geöhrte Seehund, (Phoca puſilla. Buff.)

Vierte Ordnung.

Nagende Thiere. *Glires.*

Die meiſten hieher gehörigen Thiere ſind klein, und nur wenige haben eine mittlere Größe, wie z. B. der Haſe.

Ihre Beine ſind kurz und die Füße lang, und ſie gehen mit den Hinterbeinen, welche allzeit größer und ſtärker ſind, als die vordern, auf der ganzen Ferſe. Ihr Gang iſt ſpringend, und ihre **Fährte** bekömmt daher eine eigne, aber ſehr auszeichnend kenntliche Geſtalt. Hierher rechnen wir 5 Gattungen und 19 Arten.

Die eilfte Gattung.

Die Szavia. Cavia.

Kennzeichen.

In der obern **Kinnlade** befinden ſich zwey keilförmige, getrennte und zugeſpitzte **Vorderzähne**, und unten zwey oder vier, die an einander ſtehen.

An den **Vorderfüßen** ſind **vier** und an den **Hinterfüßen** mehrentheils **drey** Zehen.

Der **Schwanz** fehlt oder iſt nur kurz und kahl.

Ihr Gang iſt hüpfend und langſam. Sie leben in hohlen Bäumen und unter der Erde. Alle ſind urſprünglich in Amerika zu Hauſe, und nur das Meerſchweinchen iſt bey uns einheimiſch worden, und wird als ein zahmes Thier erzogen.

(23) 1. Das Meerſchweinchen.
Cavia Porcellus. Erxleb.
(Mus Porcellus. Lin.)
Le Cochon d'Inde. Buff.
The reſtleſs Cavy. Penn.

Kennzeichen der Art.

Iſt ungeſchwänzt; hat kurze zugerundete Ohren, und die Haare des Leibes ſind theils weiß, theils oraniengelb mit ſchwarz melirt.

Beſchreibung.

Die Größe des Thiers iſt 11 Zoll, und die Höhe 4 Zoll. Der Kopf iſt dick, oben etwas platt, die Schnauze ſtumpf, die Oberlippe geſpalten, aber geſchloßen; Vorderzähne 4, keilförmig und ſchneeweiß und eben ſo 4 Backenzähne auf jeder Seite der beyden Kinnladen mit tiefen Einſchnitten an den Seiten. Zuſammen 20 Zähne; lange Bartborſten um die Lippen und über den Augen. Die Augen ſind groß, braun, hervorſtehend; die Ohren breit, kurz, am Rande etwas ausgeſchweift, auswendig kahl, und inwendig mit einzelnen Haaren beſetzt. Der Hals iſt kurz; der Leib dick und hinten abgerundet. Der Schwanz fehlt gänzlich. Die Beine ſind mittelmäßig; an den hintern Füßen 3 und an den vordern 4 Zehen mit einem ſtumpfen Daumenanſatz, und an den Zehen lange runde Nägel.

Das Haar iſt hart, und auf dem Nacken und Hals etwas länger, als auf dem übrigen Körper. Die Farbe iſt mannichfaltig und mehrentheils gefleckt, ſelbſt an denen, die in

*) Par. Ms.; Gegen 11 Zoll.

in der Wildniß leben. Es giebt daher weiße, ſchwarze, gelbe, braune, erbsfarbene, und bunte von allen dieſen Farben.

Es iſt zärtlich und froſtig, und muß daher im Winter wohl in Acht genommen werden. Es ſchläft oft, aber kurz, und zwar ſitzend mit gekrümmten Rücken, und mit nicht ganz verſchloßenen Augen. Männchen und Weibchen ſchlafen nicht zu gleicher Zeit, ſondern wenn das eine ſchläft, wacht das andere, und ſieht jenes an; doch wohl aus keinem andern Grunde, als bey Gefahr den Gatten, da ſie ſich zärtlich lieben, wecken zu können. Ihr Lauf iſt ziemlich hurtig; ſie machen ihn gern an den Wänden hin, und das geringſte Geräuſch kann ihn unterbrechen, um aufzuhorchen. Sie waſchen, kämmen, und putzen ſich oft, wie die Katzen, ſelbſt unter einander. So fromm und ſanftmüthig ſie zu ſeyn ſcheinen, ſo werden ſie doch oft uneinig zur Zeit der Begattung und bey ihrer Mahlzeit, knirſchen mit den Zähnen, ſtampfen mit den Hinterfüßen, kämpfen, beißen und treten einander. Sie trauen auch niemanden außer ihrem Fütterer. Immer murmeln ſie, beym Hunger aber grunzen ſie, und beym Schmerz ſchreyen ſie gar ſehr.

Das **Weibchen** iſt etwas kleiner, ſchlanker, als das Männchen und hat zwiſchen den Hinterfüßen 2 Zitzen. Sie leben 8 Jahre.

Aufenthalt. Das Vaterland iſt eigentlich das warme Braſſilien. Sie werden aber zum Vergnügen in den meiſten Ländern von Europa, und in Deutſchland und Thüringen im Sommer in Gärten, und im Winter in geheitzten Stuben gehalten. Vorzüglich wollen ſie trocken, warm und in reiner Luft wohnen; verlangen einen weitläufigen Ort, und immer friſches Heu zu einem weichen Lager.

Nah-

Nahrung. Ihr Futter iſt das nämliche, das man den zahmen Kaninchen reicht. Sie freſſen Brod, Gerſte, Hafer, Gras, Salat, Kohl, Laub, Obſt, Rüben und beſonders gern Kohlrüben. Sie genießen die Speißen, wie die Hausmäuſe, auf den Hinterbeinen ſitzend. Sie lecken, wie die Hunde, ihren Trank, und können auch ohne Waſſer und Milch, wenn ſie zuweilen feuchte Speiſen bekommen, leben. Sie freſſen beſtändig, und auch allzeit vorher, wenn ſie ſchlafen wollen. Einerley Speiſen werden ſie bald überdrüßig.

Fortpflanzung. Sie können alle zwey Monate Junge bringen. Das Männchen kämpft oft um ein Weibchen, und letzteres trägt 3 bis 4 Wochen, und bringt 1 bis 4 Junge ſehend und mit Haaren zur Welt. Dieſe werden 12 bis 14 Tage von ihr geſäuget, laufen 12 Stunden nach der Geburt ſchon hurtig davon, und freſſen, und die Mutter läßt gleich, nachdem ſie geworfen hat, das Männchen wieder zu. Der Vater frißt die Jungen gern, ſo wie das Kaninchenmännchen. Nach dem zweyten Monate ſind die Jungen ſchon zur Begattung fähig.

Krankheiten und Feinde. Eine große Art **Milben**, die **Meerſchweinslaus** (Pediculus Porcelli) plagt ſie gar ſehr, und dem **Durchfall** und der **Auszehrung** ſind ſie oft unterworfen.

Nutzen. Ihr unſchmackhaftes **Fleiſch** wird ſelten gegeſſen, und ihr **Balg** ſteht als **Pelzwerk** in gar keinem Werthe.

Die **Ratten** und **Wanzen** ſollen vor ihnen weichen.

Scha-

Schaden. Sie zernagen, beſonders die trächtigen Weibchen, faſt alles, was ihnen vorkommt, als Holz, Kleider, und beſonders Lederwaaren.

Namen. Meerſchweinchen, Meerferkel, Meerfärdel, und Meerſäulein heißen ſie, weil ſie, wie die Schweine grunzen, und übers Meer, beſonders von den Holländern zu uns gekommen ſind; Afterhaſe, Afterkaninchen, Ferkelmaus, der Tobaya.

Die zwölfte Gattung.

Der Biber. Caſtor.

Kennzeichen.

Zwey Vorderzähne oben und unten, keilförmig zugeſchärft, die obern hintern der Schärfe etwas ausgehöhlt.

Backenzähne 4 auf jeder Seite, ſeltner unten 5.

An den Füßen 5 Zehen; die hintere ſind Schwimmfüße.

Der Schwanz iſt platt und ſchuppig. In Deutſchland giebt es nur eine Art.

1. Der gemeine Biber.

Caſtor Fiber Lin.

Le Caſtor. Buff.

The Beaver. Penn.

Kennzeichen der Art.

Der eyförmige Schwanz iſt von oben niedergedrückt und kurz.

Be=

Beſchreibung.

Dieſes Thier, das nur noch ſelten in Deutſchland an der Elbe, Oder, um die Donau, und an einigen Flüſſen der Mark Brandenburg*) angetroffen wird, iſt 2 1/2 Fuß lang, und ſein Schwanz hält über 11 Zoll Länge und 5 Zoll Breite **).

Der Kopf iſt kurz, etwas zuſammengedruckt, die Schnauze dick und ſtumpf; die unterſten gelben Vorderzähne ſind 1 Zoll und die obern 10 Linien lang. Backenzähne ſtehen auf jeder Seite oben und unten 4. Die Augen ſind klein; die Ohren kurz, zugerundet, und im Pelze verſteckt; der Hals kurz und dick; der Rücken gewölbt; der Schwanz zunächſt am Leibe den vierten Theil behaart, weiter hin länglichtoval, glatt, in der Mitte der Länge nach erhaben, und ſchuppig, mit darzwiſchen ſtehenden einzelnen ſteifen Haaren. Das Thier trägt ihn horizontal. Die Beine ſind kurz; die Füße ſtehen etwas einwärts. Die Vorderfüße haben 5 getrennte Zehen, und die Hinterfüße 5 weit längere mit einer Schwimmhaut verbundene, deren vierte dem Anſcheine nach zwey Nägel hat. Nahe am After und der Harnröhre ſammlet ſich in gewiſſen Bälglein aus beſondern Drüſen ein gelblichtes zähes und ſchmieriges, nach dem Ausdrocknen dunkelbraunes bröckliches Weſen, von einem unangenehmen ſtarken Geruch, und eckelhaft bittern Geſchmack, das unter dem Namen Bibergeil bekannt iſt. Er bedient ſich vielleicht dieſer Fettigkeit, um ſein Haar damit fett zu machen.

Das

*) In dem fürſtlichen Garten Hellbron, eine Stunde weit von Salzburg giebt es Teiche für ſie.

**) Par. Ms.: Länge 2 Fuß 4 Zoll; Schwanz 11 Zoll lang und 3 bis 4 Zoll breit.

Das Haar auf dem Kopfe iſt ſtruppig, verdeckt die Bildung deſſelben, und die Augen zum Theil; am Leibe iſt das längere und ſtärkere tiefkaſtanienbraun und glänzend; das kürzere und weichere aber gelbbraun. Doch wechſelt die Farbe nach der Gegend, in welcher das Thier wohnet; denn je weiter nordwärts es wohnet, deſto dunkler wird ſie, und fällt oft ganz ſchwarz aus; ja es giebt auch zuweilen ganz weiße Thiere dieſer Art, weiße mit grauen Flecken, und weiße mit untermengten rothen Haaren.

Der Biber kann, wenn er jung gefangen wird, leicht gezähmt werden, und iſt alsdenn ein ſanfmüthiges, ruhiges, trauriges und gleichgültiges Thier, und verräth gar nicht die ſcharfen Sinne und Fähigkeiten, die es in der Freyheit zeigt. Es iſt ganz ohne alle Leidenſchafften, und legt ſeine Wildheit ſo weit ab, daß man es im Hofe herum laufen laſſen kann, ja daß es ſeinem Fütterer nachläuft, und Waſſer, das ihm in der Freyheit zu ſeinem Aufenthalte ſo unentbehrlich ſcheint, iſt ihm nicht nothwendig. Ein Erwachſener wird nie zahm, und fürchtet den Menſchen gar ſehr. Wenn er nicht ausweichen kann, ſo richtet er ſich in die Höhe, ſitzet mit zuſammengelegten Vorderfüßen auf den Hinterfüßen, und ſoll dabey Thränen vergießen. Er geht auf dem Lande langſam und lahm, ſchwimmt aber hurtig, und taucht ſchnell, aber nicht lange, unter. Er geht auf den bloßen Hinterfüßen, wenn er in den vordern etwas trägt. Er hat vortreffliche Sinne, und der Geruch iſt außerordentlich fein. Unreinlichkeit kann er gar nicht vertragen. Er ſchläft feſt, und liegt dabey ſelten, wie die andern Thiere, auf der Seite, ſondern mehrentheils auf dem Bauche oder Rücken. Daß ſich dieſe Thiere vor allen übrigen durch Klugheit und In-

duſtrie auszeichnen, beweiſen ihre Gebäude, und ihre Schildwachen, die ſie immer ausſtellen, um jeder Gefahr ausweichen zu können.

Das **Weibchen** hat vier deutliche Säugwarzen an der Bruſt. — Bey der Begattung geben ſie einen ſchmatzenden, aber ſtärkern Ton, wie die Eichhörnchen, von ſich. Bey ihren Kämpfen aber ſchreyen ſie, wie ein heiſeres Schwein, und rufen immer: Karr, karr! Sie leben 15 bis 20 Jahre.

Aufenthalt. Den Biber trifft man in allen gemäßigten Ländern von Europa und Amerika an. In Nordamerika iſt er in großer Anzahl, wiewohl er ſich auch ſchon bey zunehmender Bevölkerung von den Küſten weg in die innern wüſten Gegenden zurückgezogen hat. In allen bewohnten Gegenden lebt er zerſtreut, flüchtig, oder in Erdhöhlen verborgen, und da er auf dieſe Art keine Geſellſchafft formiren kann, ſo hat man auch noch keinen Bau von ihm geſehen. In wüſten, einſamen, ſtillen, dicht bewaldeten und waſſerreichen Gegenden hingegen wohnt er in großen Republiken von mehr als 100 bis 200 dieſer Thiere in einer Geſellſchafft, und da bemerkt man erſt ſeinen Inſtinkt zur Arbeit und ſeinen Kunſttrieb. Die europäiſchen Biber ſind daher nur einſame Grubenbewohner, welche einen ſchmutzigen und an der Erde abgeriebenen Balg haben, und an den Ufern der Seen, Flüße und andern Gewäſſer wohnen. Hier machen ſie ſich Gruben in die Erde, wie die Fiſchottern, und zuweilen auch einen Graben etliche Fuß tief, um einen kleinen See zu bilden, der bis in die Oeffnung ihrer Höhle dringt, welche ſich in der Länge bisweilen über 100 Fuß erſtreckt, und immer weiter nach und nach in die Höhe geführt iſt. Hierdurch können ſie ſich bey Ueberſchwemmungen ſichern. Die in Geſell-

ſchafft lebenden Biber aber vereinigen ſich im Junius und Julius in Truppen von 100 bis 300 an dem Ufer eines Flußes oder Sees, um hier ihre Häuſer (Burg) anzulegen. In Anlegung derſelben wählen ſie in einer Ebene beſchattetes, ſeichtes, langſam fließendes Waſſer, in welchen ſie bequem arbeiten können. Etwas tiefe Buchten in den Flüßen ſind ihnen darzu die bequemſten Plätze. Damit ihnen das Waſſer nicht zu niedrig werden kann, ſo führen ſie zuförderſt unterhalb der anzulegenden Wohnung, einen Damm von hinreichender Länge, ſenkrecht von dem Ufer ab, den ſie mit erſtaunlicher Kunſt verfertigen. Der Grund darzu beſteht aus Stücken von Baumſtämmen, an welchen Pfähle eingeſtoßen ſind, und zwar ſo, daß die gegen das Waſſer gerichteten ſchräge ſtehen. Hierauf wird der Damm 4 bis 5 Ellen dick von Zweigen und dazwiſchen gekneteter Erde ſo dicht aufgeführet, daß er eine ſehr lange Dauer hat, und oben ſehr artig mit Raſen bedeckt.

Die Wohnungen liegen zuweilen einzeln, zuweilen 10 bis 12 und noch mehrere beyſammen. Sie ſind von verſchiedener Größe; kleine, in denen nur 1 bis 2 und größere, in welchen 5 bis 6 Paar beyſammen wohnen. Der Umfang derſelben iſt oval oder rund, und beträgt bis 30 Fuß, ſo wie die Höhe 8 und mehrere Fuß hat. Der Grund wird wiederum von Stücken gefällter Bäume ſehr ordentlich gelegt, die Wände werden ſenkrecht darauf aufgeführt, worauf ein rundes Dach gewölbt, und alles mit Erde dicht ausgeknetet und dick überzogen wird. Die mehreſten haben 3 Geſchoſſe, eines unter dem Waſſer, das andere mit dem Waſſer gleich, das dritte über der Waſſerfläche. Zwey Zugänge ſind an jeder Seite, deren einer vom Ufer, der andere vom

Grun=

Grunde des Waſſers aus hinein führet und tiefer iſt, als die Dicke des Eißes beträgt. Solche große Wohnungen werden von ganzen Bibergeſellſchafften gemeinſchafftlich verfertiget, wobey ein jedes Individuum, ſein eignes angewieſenes Geſchäffte hat. Einige fällen Bäume und zernagen ſie; andere wälzen die zernagten Stücke in Geſtalt der Balken oder Pfeiler nach dem Waſſer; ein dritter Theil ſcharrt Löcher in den Grund; ein vierter rammelt die Pfähle ein; ein fünfter ſchafft Zweige herbey, und verflicht die Pfähle; ein ſechster ſchleppt Erde, Steine und Thon herbey; ein ſiebenter ſchafft dieß an eigene Plätze; andere verkleben und vermauern es. Sie ſcheinen auch bey ihren Bauen einen oberſten Baudirector zu haben, deſſen Befehl alle gehorchen müſſen, und hierin den Bienen ähnlich zu ſeyn. Die Bäume, welche dem Biber die Baumaterialien zu ſeinem Hausbaue liefern, ſind harte Arten von Laubholz, Eichen, Eſchen u. d. g., wovon ihm die ſtärkſten Schwellenbäume nicht zu groß ſind. Die weichen Holzarten, die er fället, gebraucht er nur zur Nahrung. Er geht bey dieſer Arbeit vorſichtig zu Werke, um nicht von dem fallenden Baume getroffen zu werden. Deswegen kerbt er den Stamm an der Seite, wohin er fallen ſoll, unten ein, und nagt ihn alsdenn an der andern Seite, und ſo rings herum ab. Die dabey abgehenden Späne räumt er mit den Vorderfüßen aus dem Wege. Wenn der Baum liegt, ſo beißt er die Aeſte ſo glatt ab, und entzwey, als wenn ſie mit der Axt gehauen wären; dann zertheilt er den Stamm in Ellen lange, oder kürzere, auch wohl längere Stücken, je nachdem er ſtark iſt. Von den dicken Stämmen, die ſich wegen ihrer Stärke und Entlegenheit nicht gut fortſchaffen laſſen, nimmt er nur die Aeſte. Die zu dieſen Verrichtungen erforderliche Zeit ſtehet natürlicherweiſe mit der

 Härte

Härte und Dicke des Stammes im Verhältniß. Einen weichen Stamm, von einer Viertelelle im Durchmeſſer, ſoll ein Biber in einer Stunde fällen können. Mit harten ſtärkern Stämmen hingegen bringt er, wie man ſagt, nach und nach 3 Monate auch wohl länger zu. Zuweilen wird dieſe Arbeit von mehrern Bibern zugleich verrichtet, welche in wenig Minuten mit Durchnagung eines Baums fertig werden können. Das ſo zurechtgemachte Holz ſchaffet er ſodann fort. Dieß thut er mit den Vorderfüßen, womit er das Holz umklaftert, und theils zieht, theils vor ſich her ſchiebet. Zu dieſem Behufe legt er Wege an, die er von allem Strauchwerke reiniget, und ſo führet, daß ſie endlich alle in einer einzigen Straße zuſammenlaufen. Die Erde, deren er zum Damm und Holzbaue benöthiget iſt, ballet er mit den Vorderfüßen, faßt ſie zwiſchen ſelbige und den Kopf, und trägt oder ſchiebt ſie bis an den Ort ihrer Beſtimmung. Durch den Abfall derſelben wird der Weg immer gebahnter und glätter. Wenn dieſe Dinge zu Waſſer fortgebracht werden müſſen, ſo hält er ſie auf die erwähnte Art, und ſchwimmt mit den Hinterfüßen und dem Schwanze auch gegen den Strom ohne Schwierigkeit.

Nahe bey der ſo künſtlich erbauten Wohnung pflegt der Biber in das Ufer Röhren zu graben, die ihm theils zum Aufenthalte, theils zur Communication mit benachbarten Wäldern dienen. Er führt ſie ſchräge aufwärts und wenn ſie den letztgemeldeten Gebrauch haben ſollen, gern an einem Waſſer oder Sumpfe wieder heraus, da ſie dann zuweilen eine Länge von mehr als 100 Schritten erlangen. Dieß thun aber nicht alle Biber, ſondern nur einige, die man in Canada Caſtors terriers nennt. Die untere Oeffnung einer

ſolchen

ſolchen Höhle iſt, wie der untere Eingang eines Biberhauſes, ſo tief unter dem Waſſer, daß ſie nicht vom Eiße verſtopft werden kann. Etwa 5 bis 6 Fuß lang geht ſie enge fort, erweitert ſich ſodann 3 bis 4 Fuß ins Gevierte, um einen kleinen Teich zu bilden, und geht ſodann wiederum enge in die Höhe, bisweilen über 1000 Fuß weit.

Alle dieſe Arbeiten verrichtet der Biber des Nachts. Am Tage ruhet er den Sommer hindurch in ſeiner Wohnung auf einem von allerley Gräſern, ſonderlich der Blaſenſegge (Carex veſicaria L.) bereiteten Lager am Rande des Waſſers. Er ſönnet ſich auch zuweilen in dem obern Eingange oder außer ſeiner Wohnung. Bey veränderten Waſſerſtande begiebt er ſich in das höhere oder tiefere Geſchoß, wohin er zugleich ſein Lager mitnimmt.

Will ihn das Waſſer zu nidrig werden, ſo erhöhet er den Damm, in welchen er bey allzu hohem Waſſer eine Oeffnung zum Ablauf des Ueberflußes zu machen, und auch dieſelbe wieder zu verſtopfen weiß. Kommen große Ueberſchwemmungen und beſchädigen den Bau, ſo vereinigen ſich alle die beſondere Geſellſchafften und gehen an die Ausbeſſerung.

Im Winter halten ſich die Biber vorzüglich in den gedachten Röhren auf, die ſie im Herbſte beziehen, und zu Anfang des Frühjahrs wieder verlaſſen. Sie kommen in dieſer Jahrszeit nur ſelten zum Vorſchein, um friſche Nahrung zu ſuchen. Ihr Lager in denſelben bereiten ſie aus lauter, von dem gefällten Holze abgenagten, feinen Spänen, die dem Drechsler Spänen gleichen. In ihren Hütten herrſcht ſtäte Eintracht und Frieden. Sie wechſeln ihren Aufenthalt darinne und im Waſſer ab, in welches ſie auch

in ihren Wohnungen beſtändig den Schwanz und die Hinterfüße eintauchen. Wenn ihnen die Jäger nachſtellen, und ihren Damm und Wohnung zerſtören, ſo zertheilen ſie ſich ins Feld, graben ſich Löcher in die Erde und erſticken eine lange Zeit ihren Kunſttrieb.

Nahrung. Die Nahrung des Bibers iſt die Rinde von Pappeln, Espen, Birken, und allerley Arten Weiden; in Amerika ſind der Biberbaum (Magnolia glauca. L.), die dortige Eſche (Fraxinus americana. L.), der Storaxbaum (Liquidambar ſtyraciſluum L.), Saſſafraß, und die ſüſſen Gummiarten ſeine Lieblingsſpeiſen. Im Sommer füttert er ſich von Feldobſt und allerley Wurzelwerk, das er von Calmus, den Seeroſen, Schilf, Schaftheu und u. ſ. w. nimmt, bisweilen auch von Krabben, Krebſen und Fiſchen. Zu Anfang des Winters ſammlet er von den erſtgenannten Baumarten Zweige, und trägt ſie in die Röhren dahin, wo ſie weder frieren, noch verwelken können. Die ſtärkern Weidenſträucher ſenkt er, nachdem er vorher die Ruthen abgebiſſen und eingetragen hat, um die Burg herum unter dem Waſſer in die Erde. Von dieſem Strauchwerk nagt er im Winter die Rinde zu ſeiner Nahrung ab. Daß er auch Fiſche, Krabben und Krebſe genießt, iſt daher wahrſcheinlich, weil er ſich auch zu andern Fleiſchſpeiſen gewöhnen läßt. Er frißt, wie die Eichhörnchen auf den Hinterfüßen ſitzend, und bringt das Futter mit den Vorderfüßen zum Mund. Seines Unraths entledigt er ſich außerhalb ſeiner Wohnung, in welcher er keine Unreinigkeiten duldet.

Fortpflanzung. Der Biber und die Biberin leben in Monogamie, begatten ſich im Winter und zwar in aufrechter Stellung. Die Mutter ſoll 4 Monate trächtig ſeyn,

und bringt in einer Röhre auf dem oben beſchriebenen Lager im März 2 bis 3 blinde Junge, welche ſie allein erzieht. Das Männchen entfernt ſich alsdenn und beſucht nur zuweilen die Wohnung. Nach 4 Wochen bringt die Mutter den Jungen ſchon Zweige zum Nagen, und nach 6 Wochen gehen ſie mit ihr aus. Wenn ſie erwachſen ſind, übergeben ihnen die Eltern ihr Hauß, und bauen ſich, wo möglich ein anderes darneben. Im erſten Jahre geben die Jungen ſchon Zeichen der Mannbarkeit von ſich, ob ſie gleich im dritten erſt völlig ausgewachſen und zur Zeugung geſchickt ſeyn ſollen. Sie laſſen ſich leicht zähmen.

Feinde. Die Biber haben große Feinde an dem **Vielfraß** und **Fiſchotter**; doch iſt ihm die Nachſtellung des letztern eben nicht fürchterlich, weil ein Biber wohl drey Fiſchottern auf ſich nehmen kann; und wo ſie dieſe Feinde merken, ſuchen ſie ſie auszurotten. Sonſt haben ſie von den Nachſtellungen anderer Thiere wenig zu befürchten, weil ſie ſich auf ihr ſehr ſcharfes Gebiß und ihre Behutſamkeit verlaſſen können. Denn auf dem Lande, wo ihnen ſtärkere Raubthiere könnten gefährlich werden, trifft man ſie ſelten 20 Schritte weit von ihrer Wohnnng entfernt an, und wenn ſie ihrer Nahrung nachziehen, ſo gehen ſie in Geſellſchafft mit Wache aus, welche ihnen die Gefahr meldet, worauf ſie ſich ins Waſſer flüchten.

Jagd. Der Biber gehört zu den Regalien der Fürſten. Der Jäger ſpürt ihn an ſeiner Fährte, die der Fiſchotterfährte nicht unähnlich iſt, nur daß die Vorderfüße ſich ohne Schwimmhaut ausdrücken, und an den geſchälten und gefällten Stämmen und Bäumen.

Man fängt ihn mit einem Tellereiſen, welches wie ein Fuchseiſen zwey gute Federn hat. Dieß legt man nahe an ſeine Wohnug, wo er ausſteigt, bedeckt es, wo möglich, mit Laub, und befeſtigt es; oder in einem **Netze** von ſtarken Leinen, eines Fingers dick. Dieß ſtellt man nur des Nachts auf das Land, wo ſein Ein- und Ausgang iſt, läßt ihn durch Hunde aus der Gegend, wo er ſchält weg, und hineinjagen und ſchlägt ihn tod; oder man legt es ins Waſſer in Geſtalt eines Sackes vor die Oeffnung, ſchickt einen Stöberhund in den Bau, und läßt den Biber ins Netz treiben.

Man fängt ihn auch mit einer **Wathe**. Man macht nämlich eine Wathe von 15 bis 18 Ellen, wie eine gemeine Fiſcherwathe mit einem langen Küttel, und mit Geſenke und Bley. Dieſe legt man ſehr behutſam vor die Oeffnung der Biberwohnung ins Waſſer, ſchicket einen Dachshund in den Bau, der ihn heraus ſtöbert. Wenn er nun in die Wathe fährt, ſo wird dieſe ſchnell aufgehoben, er liegt, wie ein Fiſch, drinnen, und kann durch einen Schlag auf den Kopf, da er einen dünnen Scheitel hat, leicht todgeſchlagen werden. Ihn in **Reuſen** zu fangen iſt mißlich.

Nutzen. Das **Wildpret** des Bibers iſt von doppeltem Geſchmacke; denn das Fleiſch der vordern Theile bis zu den Nieren hat faſt den Geſchmack des Dachſes; das übrige aber von den Schenkeln und Schwanze hat den Geruch und Geſchmack des Fiſches. Man ißt den Biber in Klöſtern zur Faſtenzeit, und in Cartheuſerklöſtern wohlzugerichtet zu allen Zeiten gern. Der **Schwanz**, der oft 3 bis 4 Pfund ſchwer iſt, und die **Hinterpfoten** ſind ein beſonderer Leckerbiſſen. Die Wilden an der Hudſonsbay, in Canada, und überhaupt

in Nordamerika, und die Kalmucken ſchätzen das Biberfleiſch ſehr hoch.

Der reine **Balg** iſt ein vortrefliches Pelzwerk zu Müffen, Mützen und andern Verbrämungen; die ſchwarzen werden am meiſten geſchätzt und die weißen ſind die ſeltenſten.

Das zarte und weiche Haar der Biber wird zu feinen Strümpfen, Tüchern, Handſchuhen, und vornämlich zu Caſtorhüten verarbeitet, und 1 Pfund koſtet 9 Rthlr.

Das **Leder** wird vom Sattler zum Beſchlägen der Koffer und Reiſekaſten, vom Schuſter zu Pantoffeln, und vom Siebmacher zu Sieben verbraucht.

Der harten ſchneidenden **Vorderzähne** bedient man ſich zum Vergülden und Glätten, und die Wilden brauchen ſie ſtatt der Meſſer und Meiſel.

Das **ausgeſchmolzene Fett** brauchen die Aerzte, wie andere Fettigkeiten in Nervenkrankheiten, Krämpfen, Gliederreiſſen ꝛc.

Der **Bibergeil** (Caſtoreum) wird als eine der wirkſamſten Arzeneyen in der Apotheke verkauft, wegen ſeiner Nerven ſtärkenden, Krampf- und Schmerz-ſtillenden und übrigen Kräfte, und wird auch von Jägern als eine ſehr gute Witterung bey den Raubthieren benutzt. Das beſte iſt das Rußiſche, welchem man das Preußiſche an die Seite ſetzt. Drey Biber liefern etwa zuſammen ein Pfund.

Schaden. Dieſe Thiere ſind den Waldungen und Waſſerbauen ſchädlich, weil ſie viele Bäume umhauen und die Dämme verwüſten.

Benennungen. Der Caſtor, Bieber, Erd- oder Landbiber; und die Kaufleute geben den Fellen noch eine drey-

 fache

fache Benennung; nämlich **friſche**, **getrocknete** und **fette** Biber. Die **friſchen** Biber, auch Winterbiber oder Moskowitiſche Biber genannt, ſind diejenigen, die im Winter gefangen werden, und die ſchönſten zu Unterfutter, da ſie noch keine Haare verlohren haben. Die **getrockneten** oder magern Biber werden im Sommer gefangen, haben durch die Härung eine Menge Haare verlohren, und werden daher auch haarloſe oder Sommerbiber genennt. Dieſe braucht man in Hutfabriken. Die **fetten** Biber ſind diejenigen, die von den Wilden in Nordamerika eine Zeitlang getragen, und als Bettdecken gebraucht werden, wodurch ſie gleichſam eingeöhlt ſind. Sie werden bloß zu Hüten verarbeitet.

Die dreyzehnte Gattung.

Die Maus. Mus.

Kennzeichen.

Oben und **unten** ſind zwey **Vorderzähne**

An den **Vorderfüßen** mehrentheils vier, und an den Hinterfüßen fünf **Zehen**.

Die hierher gehörigen Thiere leben mehrentheils unter der Erde in Höhlen und Schlupfwinkeln, wo ſie ſich meiſt im Winter ein weiches und warmes Lager bereiten, einige wenige davon in und an dem Waſſer, oder auf den Bäumen und in den Höhlen derſelben. Faſt alle haben einen länglichten Kopf, eine ſpitzige Schnauze, an welcher die untere Kinnlade merklich kürzer iſt, als die obere, gelbe oder braune Vorderzähne, einen langgeſtreckten Körper, wenn

ſie

ſie ſich ausdehnen, und einen gewölbten Rücken, wenn ſie ſtille ſitzen. Ihr Gehör, Geſchmack, Geruch und Gefühl iſt ſehr fein. Die Hinterfüße ſind ſtets höher, als die Vorderfüße, wodurch ſie im Stande ſind, ſich deſto leichter Höhlen zu graben, und wodurch ſie, da ſie hüpfen, eine **Fährte** (Tab. XIV. Fig. 13.) machen, in welcher zwey und zwey Spuren neben einander, oder gewöhnlicher nur zwey neben einander, und zwey einzelne nachſtehen. Sie treten mit dem ganzen Hinterfuß auf, laufen geſchwind, klettern und ſchwimmen. Sie ſind furchtſam und lichtſcheu, und gehen daher mehrentheils nur des Nachts aus. Ihre **Nahrung** nehmen ſie vorzüglich aus dem Pflanzenreiche, doch auch aus dem Thierreiche. Sie lieben die Geſellſchafft ihres Gleichen, und machen ſich immer etwas zu thun, ſpielen, puzzen ſich, machen wunderliche Stellungen, und benagen aus Durſt, Muthwillen und zum Zeitvertreib, was nur benagbar iſt. Die Jungen werden blind gebohren. Da die Anzahl der Thiere, die zu dieſer Gattung gerechnet werden, ſo groß iſt, ſo hat man ſie, um ſie deſto leichter unterſcheiden zu können, in gewiſſe **Familien** getheilt. Folgende Familien und Arten ſind in Deutſchland befindlich.

Erſte Familie.

Rattenſchwänzige Mäuſe.

Mures myoſuri.

Kennzeichen.

Die Vorderzähne ſind ſcharf, die untern beſonders ſpizzig, die Ohren im Verhältniß des Kopfs ziemlich groß; der

Schwanz

Schwanz lang, ſo dünnhaarig, daß er faſt nackt erſcheint, und in ſchuppige Ringe abgetheilt. Hierher gehören fünf Arten.

(24) 1. Die Ratze.

Mus Rattus. Lin.

Le Rat. Buff.

The common Rat. Penn.

Kennzeichen der Art.

Der Schwanz iſt länger, als der oben mit ſchwarzen, und unten mit grauen Haaren beſetzte Leib.

Beſchreibung.

Dieß ſchädliche Thier, das ſeit zweyen Jahrhunderten auf dem ganzen Erdboden, die allerkälteſten Gegenden ausgenommen, beſonders durch die Schiffahrt *), verbreitet worden iſt, wird in Deutſchland ſehr häufig gefunden.

Der Körper deſſelben wird oft bey gutem Futter 8 Zoll lang, der Schwanz iſt faſt immer um den dritten Theil länger als jener, und die Höhe iſt beynahe 3 Zoll. **) Der Kopf iſt lang, faſt eyrund, die Naſe etwas erhaben, die Schnauze ſpitzig, und im Munde befinden ſich oben zwey kurze Schneidezähne, unten zwey längere ſpitzige Vorderzähne und in beyden Kinnladen auf jeder Seite drey viereckige gereifte Backenzähne. Zuſammen nur 16 Zähne. Die Zunge iſt lang und glatt. Der Mund hat lange rückwärtsſtehende Barthaare, die

*) Nach Amerika iſt es dadurch aus Europa gebracht worden.

**) Par. Ms.: Körper 7 Zoll 3 Linien.

die länger als der Kopf ſind. Die Augen ſind groß, rund, hervorliegend und ſchwarz, den Ohren näher als der Naſenſpitze; und jedes mit einer kurzen und langen Borſte. Die Ohren von halber Kopfslänge, hervorſtehend, faſt kahl, durchſichtig, und eyrund. Der Hals hat faſt Kopfsdicke, und von da wird der Leib bis zum Schwanz immer breiter. Die kleinen Vorderfüße haben, neben den vier vollkommenen Zehen, noch einen Daumenanſatz mit einem ſtumpfen platten Nagel, der manchen Mäuſearten fehlt, und die größern Hinterfüße haben fünf Zehen. Der lange Schwanz hat viele *) Ringe mit kleinen Schuppen, zwiſchen welchen kurze ſteife, ſchwarze Haare hervorkommen, und dieſer Theil iſt es, welcher dem ſonſt nicht übelgeſtaltetem Thiere ein ſo unangenehmes und eckles Anſehen giebt.

Die gewöhnliche Farbe iſt blauſchwarz, am Kopf am dunkelſten und nach dem Unterleibe bläßer oder aſchgrau auslaufend; doch giebt es auch kohlſchwarze, aſchgraue, und nur ſehr ſelten weiße mit rothen Augen. Die Ohren haben eine mit Aſchgrau vermengte Fleiſchfarbe. Die Pfoten ſind weiß und kahl. Im October ziehen ſie wie alle Mäuſearten ihr dichteres Winterkleid an, und im März wieder aus.

Es ſind die Ratten, wilde, zornige und beiſige Thiere. Wo ſie in Geſellſchafft leben, raſen ſie Tag und Nacht auf den Böden und Dächern herum, jagen, zanken und beißen ſich, und werden dadurch oft Stöhrer der nächtlichen Ruhe der Menſchen. In der Gefangenſchafft und Verfolgung ſpringen ſie den Menſchen nach den Händen und dem Geſichte, und beißen heftig. Dagegen will man aber auch dieſe gute Eigenſchafft an ihnen bemerkt haben, daß die jüngern die

*) Man zählt ihrer 250.

die alten kraftloſen und blinden Ratten bis an ihren Tod in ihren Winkeln der Ruhe genießen ließen, und ſie daſelbſt reichlich mit Futter verſorgten, warteten und pflegten. Von ſolchen bejahrten Ratten ſagt man, daß ſich ihrer zuweilen 6, 8 und mehrere, die in ihren Wohnungen das Sterbeſtündlein abwarteten, mit ihren Schwänzen in einander verwickelten, und ſo den berüchtigten Rattenkönig bildeten *).

Sie haben eine hellſchreyende Stimme, die man hört, wenn ſie in Geſellſchaft ſpielen, oder ſich zur Zeit der Begattung beißen, und leben acht Jahre.

Das **Weibchen** hat eine ſpitzigere Schnauze, und kürzern Schwanz, aber breitern Leib, und 10 Säugwarzen.

Auf-

*) Ich habe Gelegenheit gehabt verſchiedene Jahre große Geſellſchaften von Ratten genau zu beobachten, habe aber weder die große Liebe der jungen Ratten gegen die alten, noch einen ſogenannten Rattenkönig bemerkt. Man findet zwar oft lahme, blinde, und auf andere Art verſtümmelte Thiere dieſer Art in Winkeln, wo Futter liegt, allein das ſchleppen die andern nicht aus Mitleid zur Nahrung für dieſe Elenden dahin, ſondern für ſich. Sie leben auch gewöhnlich nicht lange, ſondern werden entweder von den geſunden todgebißen, wenn ſie in deren Gegenwart von dem eingetragenen Vorrath zehren, oder ſterben für Hunger, wenn nicht immer Vorrath genug da iſt. Tode Ratten, die Gift gefreſſen hatten, und die zuſammengelaufen waren, wie wenn ſie ſich ihr Unglück und ihren Schmerz hätten klagen wollen, habe ich oft haufenweiſe in Winkeln gefunden, aber niemals regelmäßig mit ihren Schwänzen in einander verwickelt. Lebende habe ich auch oft ſehen in einem Kreiſe herumlaufen, und mit ihren Schwänzen ſpielen, aber niemals habe ich ſie zuſammenhängend, auch nur einen Augenblick wahrgenommen. Doch dieß ſind nur meine Erfahrungen!

Aufenthalt. Ihre Wohnung ſchlagen die Ratten zwiſchen den Leim- und Holzwänden der Pferd- und Kühſtälle, Scheunen, Fußboden, oder unter den Dielen und breternen Fußböden der Fruchtböden und Fruchtkammern, oder in alten Dachrinnen und Abtritten, in verfallenen Gebäuden, und in den Klüften zwiſchen den Gebäuden auf; ſelten wohnen ſie bey uns im Felde in alten hohlen Weidenbäumen. Sie nagen ſich durch die Wände Gänge von einem Gebäude zum andern, und verſchaffen ſich dadurch Spaziergänge durch die Häuſer ganzer Straßen. Da ſie den Menſchen überall nachziehen, ſo findet man ſie ſogar in den tiefſten Schachten. Wenn Schiffe ankommen und ausgeladen werden, ſo ſchwimmen ſie unterdeſſen ans Land.

Nahrung. Es ſind äußerſt gefräßige Thiere, und ihre Nahrung beſteht beynahe in alle dem, was der Menſch genießt. Sie freſſen Fleiſch, Speck, Butter, Käſe, Obſt, Wurzel- und Knollengewächſe u. ſ. f., aber vorzüglich lieben ſie Mehlſpeiſen und Getraide. Auf Getraideböden kann daher eine kleine Geſellſchafft in kurzer Zeit einige Malter Körner, ſonderlich Hafer aushöhlen, und in den Rückenhaaren ihres dichten Balges, das ſie aufſträupen und feſt zuſammen drücken können, in ihre Schlupfwinkel tragen, und alſo wichtigen Schaden verurſachen. Außerdem rauben ſie den Tauben und andern kleinen Vögeln, die unter den Dächern niſten, ihre Eyer und Jungen, und wagen ſich ſogar an junge Kaninchen. In Hungersnoth zernagen ſie Kleider, Leder, Holzgeräthe, gehen andere Mäuſe an, und freſſen ſich unter einander ſelbſt auf. Letzteres thun ſie beſonders alsdenn, wenn ihrer mehrere in Gefangenſchafft gerathen, und ohne Futter ſind. Im Winter trinken ſie ſehr wenig, und

lecken

lecken Schnee; im Sommer aber iſt ihr Durſt wegen ihrer hitzigen Natur oft brennend, und man ſieht ſie zuweilen heerdenweiſe nach dem Waſſer wandern, um zu trinken und zu baden. An Orten, wo ſie alsdenn kein Waſſer finden, nagen ſie an feſten Körpern, um den Mund feucht zu erhalten, und thun aus dieſer Urſache in Bibliotheken großen Schaden. Um ſie alſo hier unſchädlich zu machen, darf man ihnen nur alle Tage ein flaches Gefäß mit Waſſer hinſtellen, und um ſie zu vertilgen, dürfte man es nur vergiften; allein man hat die Bemerkung gemacht, daß dieſe liſtigen Thiere der Tod einiger Vergifteten abſchreckt, von dieſen tödlichen Waſſer zu trinken. Wo ſie Gelegenheit haben, ſuchen ſie auch ſehr gern die Milchtöpfe zu öffnen, um ſich an dieſem Tranke zu laben. Ihrer Nahrung gehen ſie gewöhnlich im Finſtern nach, doch auch am Tage an ſolchen Orten, wo ſie die Katze nicht zu fürchten haben, ja hier werden ſie oft ſo dreiſte, daß ſie auch die Gegenwart des Menſchen nicht ſcheuen.

Fortpflanzung. Da die Ratten ſehr verliebte Geſchöpfe ſind, ſo vermehren ſie ſich auch ſehr ſtark. Ihre erſte Begattung geſchieht im Frühjahr, März und April, und ihr folgt gewöhnlich eine zweyte, ja wohl gar eine dritte. Das Weibchen trägt beynahe vier Wochen, und bringt in einem verborgenen Winkel auf einem von Heu, Stroh, und andern weichen Materialien verfertigten Lager vier bis ſieben nakkende, blinde Junge zur Welt. Sie bleiben 10 Tage blind, die Mutter hegt die zärtlichſte Liebe gegen dieſelben, und vertheidiget ſie mit Lebensjahr gegen ihren mächtigen Feind, und jedesmaligen Sieger, die Katze. Sie ſehen jung blau aus. Wegen der vielen Geſchwiſter, die ſie bekommen,

neh=

nehmen dieſe Thiere in manchen Häuſern, beſonders auf Kornböden ſo überhand, und werden ſo dreiſte, daß ſie öffentlich herumlaufen und unter menſchlichen Augen rauben.

Krankheiten. Sie werden im Alter gern blind; und ſind ſehr oft mit dem Stein behaftet, deren man viele in der Blaſe und den Harnwegen findet.

Feinde. Ihre größten Feinde ſind die **Katzen** und **Wieſeln.** Außerdem plagen ſie die **Bandwürmer, Blaſenwürmer, Egelwürmer,** (Veſicariae) **Kratzerwürmer,** (Echinorynchus) **Haarwürmer** (Trichocephalus) und **Madenwürmer,** und dieſe Plage hat ſie faſt mit allen Mäuſearten gemein.

Fang und Vertilgung. Ihre Fährte bildet gewöhnlich ein Dreyeck, weil eine von den Spuren der Vorderfüße in einer von den neben einanderſtehenden Hinterfüßen ſteht, und die andere nur einzeln nachgeſetzt iſt.

In Gebäuden, wo kein Getraide liegt, kann man ſie mit den bekannten **hölzernen** und **eiſernen Mäuſefallen** durch Lockſpeiſen von Speck oder in Fett geröſtetem Brode leicht vertilgen. Oder man ſetzt ihnen klar geſtoßenen ungelöſchten Kalch, mit Malz vermiſcht, hin, und darneben ein Gefäß mit Waſſer. Jene Nahrung reitzt ſie zum Trinken, und dieß wird die Urſache ihres Todes. **Arſenik,** mit Mehl oder Malz vermiſcht, ihnen vorzuſetzen, oder **Giftkügelchen** hinzuſtreuen, iſt aus vielen Urſachen nicht rathſam, beſonders in Getraidekammern und auf Kornböden. An letztern Orten helfen ohnehin, außer einigen guten Katzen, alle zuvorgenannten Mittel, nicht viel, weil ſie ſich, wo ſie

Getraide haben, nicht leicht durch jene künſtlichen Lockſpeiſen verführen laſſen. Man vertreibt ſie auch durch einen Teig aus Mehl und Eiſenſpänen mit gebratenem Speck vermiſcht.

Als ein vorzügliches Mittel wird folgendes angeprieſen: Man ſtellt etliche hölzerne Fallen eines Abends zugleich an verſchiedenen Orten auf, um die Ratten lebendig zu fangen. Die Gefangenen läßt man des Morgens in einen Sack laufen. In demſelben ſucht man ſie beym Kopf mit der Hand zu fangen, ſtreift den Sack über die Hand her, daß der Leib blos wird, und taucht ſie bis an den Kopf in, mit altem Fiſchthran verdünnten, Wagentheer. So geſalbet läßt man ſie dann lebendig wieder loß. Die Angſt und der Eckel von dem ihnen anklebenden Theer jagt ſie durch alle ihre Gänge, bis ſie ſterben, und dieſer Geſtank, den die Ratten nicht ausſtehen können, vertreibt ſie alle. Der nächſte Nachbar muß ſich freylich der Ankömmlinge auf eben die Art zu entledigen ſuchen.

Das beſte Mittel aber iſt wohl dieſes: Man nimmt ein ziemlich großes Faß, richtet es auf dem Boden in die Höhe, umwickelt es mit alten Tüchern, füllt es halb mit Waſſer, legt einen Stein hinein, deſſen Spitze über das Waſſer hervorragt, und überſpannt die obere Oeffnung mit einem ſteif angezogenem weißgegerbten Schaffelle, welches in der Mitte übers Kreuz etliche Einſchnitte hat, wodurch es hier ſchlaffer wird, und eine unſichtbare Oeffnung erhält. Dieß Fell beſtreut man am Rande mit Hafer, und auf den Stein ſetzt man eine lebende Ratte, die durch ihr Winſeln, da ſie ſich mit Waſſer umgeben und ohne Nahrung ſieht, ihre übrigen Kammeraden zur Hülfe herbey lockt, welche dann,

wenn

wenn ſie auf die ſchlaffen Einſchnitte des Felles laufen, unverſehens in das Waſſer ſtürzen und erſaufen.

Nutzen. Was den Nutzen dieſer Thiere anlangt, ſo ſcheint es beynahe als wenn ſie gar keinen leiſteten; allein bey einigen Nachdenken ſehen wir doch, daß ſie nicht nur ein Glied in der großen Kette der Geſchöpfe ausmachen, ſondern auch wirklich nützen ſollen. Sie dienen nämlich einigen Raubthieren zur Nahrung, ihr **Fleiſch** wird in manchen Weltgegenden z. B. auf den Inſeln Jamaika und Martinique, in Siberien und Niederäthiopien von den Menſchen geſpeißt, hat ſchon manchen Seefahrer in Hungersnoth das Leben erhalten, und ihr **Balg** könnte auch wohl als Pelzwerk genutzt werden, ſo wie ihn die rußiſchen Lappländer zum Rand an dem untern Theile ihrer Mützen, und zur Einfaßung ihrer Unterkleider brauchen.

In der **Medicin** braucht man weder Blut, noch Koth, noch Fett mehr.

Schaden. Der große Schaden, den dieſe Thiere in den Wohnungen der Menſchen ſtiften, ergiebt ſich aus ihrer Nahrung, da ſie nicht allein alle mögliche Getraidearten, und alle Nahrungsmittel, die die Menſchen genießen, angehen, ſondern auch Papier, Bücher, Kleidungsſtücke, Wände ꝛc. zernagen und beſchädigen.

Benennungen. Sie haben verſchiedene Namen: Ratten, Hausratten, Rattenmäuſe, große Hausmäuſe, Hausratzen.

(25.) 2. Die Wanderratte.

Mus decumanus. Pallas *).

Le Surmulot. Buff.

The brown Rat. Penn.

(Tab. X. Fig. 1.)

Kennzeichen der Art.

Sie hat einen ſehr langen ſchuppigen Schwanz; der Rücken iſt mit grauen Stachelhaaren beſetzt, und der Unterleib iſt weiß.

Beſchreibung.

Die Wanderatte iſt eben ſo boshaft, raubſüchtig und ſchädlich, ja in gewiſſer Rückſicht noch ſchädlicher, als die Hausratte, und faſt von gleicher Geſtalt. Sie ſoll erſt ſeit dieſem Jahrhunderte in Europa bekannt, und durch oſtindiſche Schiffe dahin gebracht worden ſeyn. Man findet ſie in Thüringen auf dem Felde, an den Ufern der Flüße und in den Mühlen in ziemlicher Anzahl.

Ihre Länge vom Kopf bis zum Schwanze beträgt 10 Zoll und drüber, die Länge des Schwanzes 8 Zoll **), und die Höhe 3 1/2 Zoll ***). Der Kopf iſt 2 1/2 Zoll lang und an

*) Ein Rußiſcher Profeſſor und großer Naturforſcher, der beſonders auf ſeinen Reiſen die Naturgeſchichte gar ſehr bereichert hat.

**) Par. Ms.: Körper 9 Zoll; Schwanz über 7 Zoll.

***) Das vor mir liegende Männchen, das ich, da es über einen Bach ſchwamm, mit einem Stocke todſchlug, hat einen 11 Zoll und 3 Linien langen Körper und 8 1/2 Zoll langen Schwanz, und das Weibchen, das ich in einer Feldmühle fieng, einen 10 Zoll langen Körper und 8 1/2 Zoll langen Schwanz.

an dem breitern Theil zwiſchen den Ohren 1 1/2 Zoll breit. Er läuft von der Stirn bis zum Mund eyförmig in einer dünnen Schnauze aus. Einen halben Zoll unter der Naſenſpitze iſt die Mundöffnung, welche mit einem großen Barte verſehen iſt, wovon die längern obern Haare 3 Zoll haben, weiß, und die kürzern untern, ſchwarz ſind. Die Vorderzähne ſind braungelb, und die zwey ſpitzigen untern 3/4 Zoll und die zwey ſtarken breiten obern 1/4 Zoll lang. In jeder Kinnlade befinden ſich auf jeder Seite drey viereckige gereifte Backenzähne, wovon der vordere der breiteſte iſt. Die Zunge iſt lang, dick und glatt. Die Augen ſind groß und ſchwarz und über und neben denſelben ſtehen ebenfalls 2 Zoll lange borſtenartige Haare. Die Ohren ſind kürzer als an der Hausratte, doch hervorragend, kahl, oval, und der Gehörgang ſchmal. Der Hals iſt 3/4 Zoll lang und erhaben. Von der Stirn läuft der Körper immer breiter zu, bis zu den Hinterſchenkeln, wo er zwey und einen halben Zoll breit wird. Von da nimmt er einen Zoll lang wieder ſpitzig ab, und der Balg, der daſelbſt gleichſam hohl zu ſeyn ſcheint, umſchließt oben ein Stück Schwanz, und unten beym Männchen die großen Teſtikeln und den After. Der Schwanz iſt klar beſchuppt *), läuft ſpitzig zu, und hat zwiſchen jeder Schuppe ſchwarze kleine Borſten. Die Vorderfüße ſind von der mittlern Zehe an bis zum Leib 2 3/4 Zoll lang, und haben vier mit kurzen Nägeln verſehene Zehen, und einen unmerklichen Daumenanſatz mit einem noch unmerklichern ſtumpfen Nagel; die Hinterfüße aber ſind bis zum Leibe 4 Zoll lang mit fünf gewöhnlichen Mäuſezehen. Alle vier Füße ſind faſt kahl, ſtark und dick, wie geſchwollen, und haben zwiſchen jedem Zehen

*) Er hat ohngefähr 200 ſchuppige Hauptringe.

eine drey Linien lange Membrane, die ihnen beym Schwimmen nützlich iſt.

Der Balg iſt wegen der vielen langen ſchwarzen ſtarken Haare viel rauher anzufühlen, als bey der Hausratte und den übrigen Mäuſearten.

Der Kopf iſt vom Mund bis zur Stirn aſchgrau, von da bis zum Ende des Rückens röthlich grau, welche Farbe die röthlichen Spitzen der kürzern Haare, und die langen ſchwarzen Stachelhaare verurſachen. Von den weißen Grundhaaren und den ſchwarzen ſteifen Haaren bekommen die Seiten und die Schenkel der Vorder- und Hinterfüße eine graue Farbe. Die Kehle, Bruſt, Bauch und Füße ſind ſchmuzzig weiß.

Das Weibchen ſieht mehr grau, als röthlich auf dem Rücken aus, iſt weißer am Unterleibe, hat etwas längere und weiter auseinander ſtehende Ohren, halb ſo kurze Schneidezähne, einen beynahe ganz weißen Schwanz, ſechs Säugwarzen an der Bruſt, und ſechs am Hinterbauche, und der Balg iſt weicher anzufühlen.

Dieſe Thiere ſchwimmen ſehr ſchnell, und tauchen auch unter, wozu ihnen nicht allein die kleine Zwiſchenhaut der Hinterfüße, ſondern auch ihr weites Fell, welches verurſacht, daß ſie ſehr viel Luft einpumpen können, beförderlich iſt. Ihre Stimme iſt hellpfeiffend; ihr Alter aber unbekannt.

Aufenthalt. Sie halten ſich im Sommer im Felde, in den hohen Ufern der Flüße, in den hölzernen und ſteinernen Einfaßungen der Bäche in Städten und Dörfern, unter Wehren, und vorzüglich in den Mühlbetten und Radeſtuben auf, im Winter aber ſchlüpfen ſie, oder graben ſie ſich vor-

zügs

züglich gern in die Mühlen, und in die Häuſer, welche nahe an Flüßen liegen, als Gerbereyen u. a. m., und wohnen da gern in den Abzügen, beſonders in denen, die zu den Kellern führen. Ihre Wohnungen ſind alſo entweder ſchon aufgefundene Höhlen, die ihnen das Waſſer ausgeſchwemmt und die Hamſter und Maulwürfe ausgegraben haben, oder ſolche, die ſie ſich ſelbſt in den Ufern der Teiche und Flüße und in den Häuſern graben.

Nahrung. Alles, was die Hausratten als Nahrungsmittel zu ſich nehmen, genießen auch die Wanderratten; doch lieben ſie wirklich die Speiſen aus dem Thierreiche mehr, als aus dem Pflanzenreiche. An einem Orte, wo ihnen ihr feiner Geruch Fleiſchſpeiſen verräth, laſſen ſie alle Getraidearten unberührt, und gehen jener Nahrung nach. Ja ſie töden junge **Tauben, Hühner, Enten** und Gänſe *), wagen ſich ſogar an die alten Thiere von dieſen Arten, ſuchen ſie in Geſellſchafft zu überwältigen, und freßen die fetten Schweine an. Auf den Feldern beißen ſie die Aehren ab, in Gärten höhlen ſie die Knollengewächſe aus, und in Wäldern verheeren ſie die Eichel- und Buchecker ſaat. In Gerbereyen nagen ſie große Löcher in die gegerbten und ungegerbten Felle, und in den Mühlen freßen ſie das Fett aus den Pfannen, in welchen die Räder und Mühleiſen laufen, beſteigen die Mehlkäſten, durchfreßen die Getraideſäcke. Vorzüglich merkwürdig iſt, daß ſie den Käſe ſo ſehr lieben, daß ſie oft weite Gänge unter der Erde hingraben und große Haufen aufwerfen,

*) Ich habe eine unter den jungen Enten, die an einem Teiche ſaßen, wie ein Marder würgen, und da ſie verfolgt wurde, ſich ins Waſſer ſtürzen und auf den Boden ſo geſchickt weglaufen ſehen, wie eine Waſſerratte.

ſen, um in einem Keller zu dieſen Leckerbißen, den ſie von weiten riechen müſſen, zu gelangen. Im Winter, wo ſie ſich mehrentheils in die Gebäude begeben, nähren ſie ſich beſonders von den Exkrementen der Menſchen in den Abtritten.

Fortpflanzung. Sie pflanzen ſich zu eben der Zeit und auf eben die Art, wie die Hausratten, fort. Die Mütter bringen auf einem weichen Bette, das ſie ſich in einer von ihren oben beſchriebenen Wohnungen bereiten, des Jahrs zwey- und dreymal, vier bis ſechs Junge zur Welt *), die in ihrer Jugend grau ſind. Die Alten vertheidigen dieſelben grimmig. Sie begatten ſich auch zuweilen, wenn ſie nicht ihres gleichen finden können, mit den Hausratten, und die Baſtarden haben verſchiedene Eigenſchafften von beyderley Eltern gemein **).

Feinde. Nur gute **Katzen** und die **Uhue** wagen ſich an dieſe beißigen Thiere.

Fang. Man fängt ſie, wie die Ratten, in **hölzernen** und **eiſernen Fallen**, welche man ihnen mit in Fett gebra-

*) Zwölf bis funfzehn Junge habe ich niemals in einem Neſte gefunden; und ihre ſtarke Vermehrung iſt mehr eine Folge davon, daß ſie weniger Feinde als die andern Mäuſe haben, und ſchwerer zu vertilgen ſind.

**) Ich habe ſo eben eine ſolche Baſtardart vor mir, welche Größe, Kopf und Leib von der Wanderratte, Ohren und Füße von der Hausratte, und die Farbe von beyden vermiſcht hat. Sie iſt 11 Zoll lang, hat einen Schwanz von 9 Zoll, der an der Wurzel wie ein Finger dick iſt. Der Oberleib hat bey ſchwärzlichem Grunde lange röthlich graue und ſchwarze Stachelhaare, die den Balg ſehr rauh machen; der Unterleib iſt ganz dunkelaſchgrau, wie bey der gewöhnlichen Hausratte.

gebratenem Fleiſch ankörret. Auch die Frettchen laſſen ſich auf ſie abrichten.

Nutzen. Man kennt keinen Nutzen von ihnen, als daß ſie den **Katzen** und **Uhuen** zur Speiſe dienen; denn daß ſie aus Scheunen und Ställen die Ratten und andere Mäuſe vertrieben, ſcheint nach vielen Erfahrungen ungegründet zu ſeyn.

Den **Balg** könnte man ſeiner ſtarken und dichten Haare und ſeiner Feſtigkeit halber, als Pelzwerk brauchen.

Ihr **Fleiſch** hat auch keinen eckelhaften Rattengeruch.

Schaden. Der Schaden iſt ſehr groß, den ſie in Häuſern, Gärten und Feldern verurſachen, und ſie ſind die ſchädlichſten Mäuſe, die wir kennen. Sie könnten, wenn ſie ſich ſo ſtark vermehrten, wie die andere Mäuſearten eine Landplage werden. (ſ. Nahrung.)

Benennungen. Dieſe Ratte wird auch noch, die große Ratte, große Waldratte, wilde Ratte, Springratte, hüpfende Ratte, Sûrmûlot, Erdratte, große Waſſerratte, Feldratte genannt; heißt oder fälſchlich die **norwegiſche Maus**, da man ſie in ſo kalten Ländern, wie Norwegen iſt, ſo viel ich weiß, noch nicht angetroffen hat.

(26) 3. Die Hausmaus.

Mus muſculus. Lin.

La Souris. Buff.

The Mouſe. Penn.

Kennzeichen der Art.

Sie hat einen ſehr langen Schwanz, iſt kleiner und bläßer aſchgrau, als die Hausratte, und ihr ſtumpfer Daumenanſatz hat keinen Nagel.

Beſchreibung.

Die Hausmaus iſt ein artiges, munteres, aber auch ſehr gefräßiges und ſchädliches Thierchen, welches in Rückſicht auf Geſtalt und Aufenthalt ſehr vieles mit der Ratte gemein hat. Die Länge des Körpers beträgt 3 Zoll 3 Linien, die Länge des Schwanzes 3 Zoll, und die Höhe 1 Zoll 9 Linien*). Der Kopf läuft oben eyrund ab, die Naſe iſt ſpizzig und hinter derſelben verdickt ſich die Schnauze durch die vielen großen ſchwarzen Barthaare. Die Augen ſind groß, ſchwarz und hell, die Ohren groß, dünn, beynahe kahl, ſchwarz gerändelt und weit offen. Nebſt den zwey langen blaßgelben ſpitzigen Vorderzähnen befinden ſich im Unterkiefer 3 ſtumpfzackige Backenzähne auf jeder Seite, deren erſter 6, der zweyte 4, und der dritte 3 Zacken hat, und im Oberkiefer außer dem 2 gelblichten Schneidezähnen auf jeder Seite drey mit Punkten erhabene Backenzähne, deren erſter ſehr groß iſt. Der Hals iſt kurz, und der Hintertheil des Körpers läuft ſtumpfer zu, als bey den andern Mäuſen. Die Vorderfüße haben 4 Zehen, an welchen der Daumennagel der Hausratte fehlt, und die Hinterfüße fünf derſelben. Der Schwanz

*) Man findet zuweilen alte Mäuſe dieſer Art von außerordentlicher Größe und Farbe in Häuſern und in Wäldern, die man deswegen nicht für verſchiedene Arten halten muß. Ich habe zuweilen ſolche Mäuſe gefangen, deren Körper 4 Zoll 3 Linien und der Schwanz 4 Zoll hielt. Der Kopf und Vordertheil des Leibes war ſchwarzgrau; der Rücken dunkelgrau mit durchſchimmernden gelb; der Schwanz ſchwarzgrau; der Unterleib hellgrau mit einem großen ſchneeweißen Flekken auf der Mitte des Bauchs; der After hochgelb eingefaßt; die Zehen der Hinterfüße ſchneeweiß. Par. Ms.: Körper 3 Zoll; Schwanz faſt die nämliche Länge.

Schwanz iſt ſehr klar geſchuppt, beynahe ganz kahl, und nur ſehr einzeln mit kurzen ſteifen Haaren beſetzt, die oben ſchwärzlicht und unten weißlicht ſind.

Die Farbe des Kopf, Rückens und der Beine iſt bläſſer, als bey der Ratte, und daher fahl, jedoch zuweilen auch dunkel- und hellaſchgrau, und völlig grau, je nachdem die gelblichten Spitzen der kürzern Haare lang oder kurz gezeichnet ſind. Der Untertheil des Halſes, der Bruſt und des Bauchs iſt bläßer, oder ins gelblichte ſpielend, und verliert ſich zwiſchen den Hinterbeinen gewöhnlich in einen gelben After. Die ganz weißen Mäuſe, welche ſo leichtſcheu ſind, daß ſie nur in der Dämmerung recht ſehen können, ſind ſelten.

Dieſe Thiere ſind ſchnell, liſtig, aber ſchüchtern, und furchtſam. Sie ſind ſo große Liebhaber der Muſik, daß ſie ſich nicht nur an ſolche Orte hinziehen, wo immer muſiziert wird, ſondern auch am hellen Tage dabey herumlaufen, und von Vergnügen betäubt ihre angebohrne Furchtſamkeit vergeſſen. Wenn ſie in Zimmer kommen, wo Klaviere ſtehen, ſo ſuchen ſie allzeit dieſe Inſtrumente zuerſt auf, und ergözzen ſich an dem Klimpern, das ihr ſchädliches Hin- und Herlaufen auf den Saiten verurſacht. — Nur eine heiſere Stimme hört man in der Todesnoth von ihnen. Man hat Hausmäuſe 6 Jahre lang gefüttert, ſie können alſo in der Freyheit noch älter werden. — Zwiſchen Männchen und Weibchen iſt kein merklicher Unterſchied.

Aufenthalt. Ihren Aufenthalt haben ſie nicht nur in Häuſern, ſondern auch in Wäldern. In Eichen- und Tannenwäldern wohnen ſie in hohlen Stöcken und Stämmen, und unter den Wurzeln der Bäume; in Häuſern aber

graben

graben ſie ſich Löcher in die Erde, leben unter den Fußböden, in den Klüften und Ritzen der Gebäude, und unterſcheiden ſich dadurch merklich von der großen Hausmaus, daß ſie ihr Quartier nicht leicht eher verwechſeln, als bis ſie durch Noth und Gefahr gezwungen werden.

Nahrung. Die Hausmäuſe ſcheinen an gar keine beſtimmten Nahrungsmittel gebunden zu ſeyn, da ſie beynahe alles, was ihnen vorkommt, genießen, ja ſelbſt das Bley nicht unbenagt laſſen. Doch nähren ſie ſich von fetten Sachen und Getraide am liebſten; daher man ſie auch am häufigſten auf Kornböden, in Mehl- und Speiſekammern, in Küchen und Kellern findet. Ihr Geruch iſt ſo fein, daß ſie auch durch die Leim- und Breterwände ihre Leckereyen riechen, und ſich vermittelſt ihrer ſcharfen Zähne Zugänge dahin zu verſchaffen ſuchen. Um ſich mit geräuchertem Fleiſch und Würſten zu ſättigen, klettern ſie an rauhen Wänden in die Schornſteine hinauf, und großen gemäſteten Schweinen freſſen ſie Löcher in den Speck. Außerdem genießen ſie Brod, Butter, Käſe, Oehl, Kraut, Rüben, Kohlrabi, Kartoffeln, und beynahe alle Arten von Wurzelgewächſen. Die Mäuſe dieſer Art, welche ſich im Walde aufhalten, ernähren ſich von Eicheln, Bücheln, Beerkernen, Saamen und Wurzeln verſchiedener Bäume, Stauden und Kräuter. Sie gehen vorzüglich des Nachts, oder wenn es ganz ſtill iſt, ihrer Nahrung nach, und entfernen ſich nicht weit von ihren Höhlen, damit ſie beym geringſten Geräuſch entfliehen können. Sie wählen daher auch jedesmal ihren Aufenthalt an ſolchen Orten, wo ſie ihre Nahrung in der Nähe finden, und ſind daher genöthigt, ihn immer zu verändern. Da ſie noch mehr, als die Ratten Kleider, Bücher und alles,

was

was ihnen im Wege ſteht, oder liegt, benagen, und dieß beſonders bey heftigem Durſt thun ſollen, ſo ſtellt man ihnen eben ſo, wie jenen, Theeſchalen mit Waſſer an dergleichen Orte, wo ſie ſchädlich werden können, hin. Wo ſie ſchmackhafte Speißen für ſich finden, tragen und verbergen ſie ſich dieſelben in ihren Schlupfwinkeln.

Fortpflanzung. Sie vermehren ſich, wie die andern Mäuſe, des Jahrs mehr als einmal, und begatten ſich im April und May gewöhnlich das erſtemal; diejenigen aber unter ihnen, welche an warmen Orten, unter den Fußböden und zwiſchen den Wänden der Zimmer ihre Wohnungen aufgeſchlagen haben, pflanzen ſich auch den Winter über fort. Das Weibchen trägt 3 Wochen und etliche Tage, und da dieſe Thiere die Geſellſchafft ihres Gleichen lieben, ſo findet man oft in einem Winkel mehrere Neſter von Stroh, Heu, Federn und allerhand weichen Materialien, die in der Nähe gefunden werden, in deren jedem vier bis acht blinde nackende junge Mäuſe liegen. Die Mutter liebt ihre Kinder ſo zärtlich, daß ſie auch den Menſchen, der ſich ihrem Wochenbette nahet, nicht ſcheut, ſondern ängſtlich um ihn herumläuft, wie wenn ſie ihn zum Mitleiden bewegen wollte, ſie nicht wegzunehmen. In 14 Tagen können die Jungen ſehen und ſchon die Mutter verlaſſen. Wegen ihrer lächerlichen Poſituren, ziehen manche Perſonen auch junge, ſonderlich weiße Mäuſe auf, und ſie werden ſo zahm, daß ſie ihnen das Futter aus den Händen nehmen, und auf einem gewiſſen Ton oder Ruf herbeykommen. Ja es giebt Alte, die, wo ſie keine Verfolgung befürchten, oft ſo dreiſte werden, daß ſie am hellen Tage in die Zimmer kommen, und ihre Nahrung ſuchen, die ſich an gewiſſe Zeiten gewöhnen

laſſen,

laſſen, wenn ſie kommen müſſen, um ihren Tiſch gedeckt zu finden, alsdenn ſich ſattfreſſen, und das übrige in ihre Höhlen tragen. Die weißen laſſen ſich als eine eigne Race leicht fortpflanzen, und hecken wie die aſchgrauen alle fünf Wochen.

Feinde. Hunde, Katzen, Wieſel, Marder, Iltiſſe, Igel, und viele Raubvögel ſind ihre Verfolger.

Fang und Vertilgung. Wenn man im Schnee eine ſehr kleine Fährte ſieht, wo alle vier Füße in zwey Spuren ſtehen, die wie im Zickzack fortlaufen, ſo iſt ſie gewöhnlich von einer Hausmaus.

Man vertreibt dieſe ſchädlichen Gäſte in Häuſern vorzüglich durch gute Katzen, durch Gift, und verſchiedene bekannte Arten von hölzernen und eiſernen Mäuſefallen. Giftkügelchen findet man in jeder Apotheke. Auch vermiſcht man Mehl und Zucker mit Arſenik und ſetzt es ihnen hin. In die Mäuſefallen lockt man ſie mit geröſtetem Brod oder Speck. Die ſogenannten Doktor Luthers Fallen, oder die mit Ziegelſtücken und Backſteinen, welche man mit drey ſchwachen Hölzchen, an deren eines man die Lockſpeiſe heftet, aufſtellt, die bey der geringſten Berührung zuſammenfallen, und die nagende Maus erquetſchen, ſind die wohlfeilſten und beſten.

Nutzen. Außer daß dieſe Thiere in der Natur den Nutzen ſchaffen, daß ſie den Katzen, Iltiſſen, Mardern, Wieſeln, Igeln und Raubvögeln zur Nahrung dienen, ſo eſſen auch die Menſchen in manchen Gegenden, als die Tunguſen, und Bewohner der Inſel Martinique ihr Fleiſch ohne Eckel, und in der Medicin brauchte man ſonſt ihr warmes

mes Blut zur Zertheilung des Geſchwulſtes der Mandeln, und ihren Koth als Purgiermittel.

Die Japanenſer zähmen ſie, **lehren ihnen allerhand Künſte**; und ernähren ſich auf dieſe Art. Die Perſer glauben, daß eine aufgerißene Maus, auf einen Schlangenbiß gelegt, das Gift ausziehe.

Schaden. Der Schaden, den dieſe unangenehmen Gäſte auf den Fruchtböden, in den Vorraths- und Speißekammern ſtiften, iſt aus ihrer **Nahrung** bekannt. Außerdem verderben ſie auch noch durch ihr **Nagen** und ihren **Urin** vieles Hausgeräthe und die Kleidungen der Menſchen. Die Saiten auf muſikaliſchen Inſtrumenten, als Flügeln und Klavieren ſpringen, wenn ſie mit ihrem Urin benetzt werden.

Namen. Gemeine Maus.

(27) 4. Die große Feldmaus.

Mus ſylvaticus. Lin.
Le Mulot. Buff.
The Field-Rat. Penn.

Kennzeichen der Art.

Der Rücken iſt gelbbräunlich und der Bauch weiß.

Beſchreibung.

Dieſe Maus, welche in ganz Europa angetroffen wird, iſt in Thüringen eine der ſchädlichſten wegen ihrer großen Fruchtbarkeit. Die Länge ihres Körpers beträgt 4 Zoll *), die

*) Par. Ms.: Länge des Körpers, ſo wie des Schwanzes faſt 4 Zoll.

die Höhe aber 1 Zoll 6 Linien, und beym Männchen hat der Schwanz die Länge des Körpers, beym Weibchen aber iſt er kürzer, ohngefähr 3 Zoll lang.

Ihr Kopf iſt verhältnißmäßig größer als an der Hausmaus, dick, eyrund, die Naſe etwas erhaben, und die Schnauze ſtumpf. Der Mund iſt ſehr klein und enthält vier braune Vorderzähne, und 12 ſtumpfe Backenzähne, wovon die in der obern Kinnlade auf der Oberfläche ſtumpfwinklich eingeſchnitten ſind, und die in der untern Kinnlade aus lauter erhabenen Punkten beſtehen. Aeußerlich iſt er mit ſehr langen Fühlhaaren beſetzt, die an der Wurzel ſchwarz und übrigens weiß ſind. Die Zunge iſt dick und glatt. Die Augen ſind ſehr groß, hervorſtehend und ſchwarz, jedes oberhalb mit einer feinen Borſte — die Ohren hervorragend, eyrund, pergamentartig, beynahe kahl und ſchwärzlich. Die Füße haben vorne, ohne den Daumenanſatz mit einem ſtumpfen Nagel, vier und hinten fünf Zehen, und ſind ſehr zart.

Die Schnauze iſt aſchgrau, um den Mund herum weiß. Der Rücken und die Seiten haben wegen der roſtfarbenen Haarſpitze eine röthliche Farbe; doch iſt der mittlere Rückenſtreif dunkler oder grauer wegen der dichtern und längern Stachelhaare. Kehle, Bruſt und Bauch ſind weiß, die Füße blendend weiß, und nur das alte Männchen hat oft von der Bruſt bis zum After einen gelben Streif, und an jeder Seite der Bruſt zwey ſolcher Punkte. Wenn ſie im October den Winterpelz angezogen hat, ſo iſt ſie graubraun *).

Der

*) Man darf ſich durch dieſen ſehr auffallende Farbenwechſel nicht irre führen laſſen, und die rothen, die man im Sommer fängt, und die graubraunen, die man im Winter fängt, für verſchiedene Arten halten.

Der Schwanz iſt klarſchuppig, ſeine Haut läßt ſich ſehr leicht abſtreifen und die kurzen einzelnen Zwiſchenhaare ſind auf ſeiner Oberſeite ſchwarz uud auf der Unterſeite weiß.

Sie bekommt durch ihre Farbe und ihr munteres Geſicht ein ſehr angenehmes Anſehen; kann geſchickt ſchwimmen und noch geſchickter klettern. — Sie läßt keine Stimme von ſich hören und ihr Alter iſt unbekannt.

Das **Weibchen** iſt kürzer als das Männchen, der Schwanz iſt allzeit kürzer als der Leib und die Farbe mehr grau als röthlich.

Aufenthalt. Dieſe Thiere leben unter der Erde in Löchern, die ſie ſich graben, und zwar in ſandigen Aeckern, Wieſen, Gärten und Wäldern. In den Feldern ſchlagen ſie ihre Wohnungen gern in den umgepflügten Zwiſchenräumen der Aecker, den ſogenannten Rainen auf, weil ſie hier weniger den Stöhrungen des Pfluges ausgeſetzt ſind. Wo ſie dieſe nicht haben, ſuchen ſie ſolche Aecker auf, wo die Stoppeln untergeackert ſind, weil ſie da bequem wohnen und niſten können. Im Herbſte laſſen ſie ſich mit dem Getraide gern in die Scheunen fahren, und verſtecken ſich im Stroh und Heu bis zum Frühjahr. Andere, die nahe an Häuſern im Sommer leben, ſuchen ſie im Winter auf; die übrigen aber bleiben im Felde und Walde in ihren Höhlen, in welchen ſie, wenn hoher Schnee liegt, warm genug wohnen, und mehrentheils zwey Zugänge eine ſchräge und ſenkrechte haben.

Nahrung. Die Nahrung dieſer Thiere beſteht im Felde beynahe aus allen Feldfrüchten; im Walde aus Fichten- Kiefer- und Tannenſaamen, aus Eicheln, Buchecker,

Haſelnüßen, allerhand Beeren, Beerkernen, Baumſaamen, und aus den Schalen der jungen Bäume und Baumwurzeln; in den Gärten aus mancherley Wurzelwerk, beſonders der Zwiebelgewächſe, und in Häuſern aus dem, wovon ſich die Hausmaus nähret. In der Aerndte ziehen ſie ſich in Menge unter die aufgeſtellten Garben und freßen die Aehren aus. Im Winter bleiben diejenigen, die im Felde wohnen, entweder auf dem eingeärndeten Haferäckern, und ſuchen die ausgefallenen Körner unter dem Schnee auf, oder gehen in die Wälder, wenn ſie ihnen nahe liegen, nähren ſich von abgefallenen Saamen und Früchten, erklettern die Sträucher, die zu dieſer Jahrszeit noch Beeren haben, leſen ſie ab, und thun in Buchwäldern bey lange und hoch liegendem Schnee großen Schaden, indem ſie die Schale der jungen Buchen von der Erde an, ſo hoch als der Schnee liegt, abnagen. Im Herbſte trifft man zuweilen in ihren Höhlen oder unter einem Strauch einen Vorrath von Beerkernen und Sämereyen an, den ſie dahin zuſammengetragen haben. In Hungersnoth freßen ſie ſich einander ſelbſt auf. Wenn ſie ſich zu ſtark vermehrt haben, ſo reitzt ſie ihre Natur ſelbſt zu ihrem Untergange. Ein innerer Trieb treibt ſie nämlich in gewiſſen Jahren zur Herbſtzeit an, ſich in große Heerzüge zu ſammlen und eine Auswanderung vorzunehmen. Ihre Reiſe treten ſie allzeit nach der Aerndte an, marſchiren immer gerade aus, ſteigen über Berge und ſchwimmen über Flüße, und verliehren ſich ſo nach und nach, indem ſie entweder von Raubvögeln und Raubthieren, die ihnen nachziehen, gefreſſen werden oder erſaufen. Gar merklich wird eine ſolche Wanderung, und wenn man ſie auch nicht zu ganzen Heeren bey Tage und des Nachts im Mondenſchein ziehen ſähe, durch die Hechte, deren Magen, wenn ſie zu einer ſolchen Zeit gefan-

gefangen werden, mit ſolchen Mäuſen ausgeſtopft iſt. Sie ſind daher wirkliche Zugthiere *).

Fortpflanzung. Sie begatten ſich im Frühjahr gleich in den erſten warmen Tagen, wenn der Schnee die Erde wieder entblöſet hat. Das Weibchen trägt drey Wochen und etliche Tage, und begattet ſich bis im ſpäten Herbſt alle fünf Wochen; ja in Häuſern pflanzt es ſich auch im Winter fort. Es ſucht ſich gern einen Klumpen untergegrabenen Miſt auf den Aeckern aus oder macht ſich in eine Höhle ein feines rundes Neſt von weichem Gras, Moos und Stroh und bringt 4 bis 10 nackende blinde Junge auf einmal zur Welt, die es nur 12 Tage bis zur gänzlichen Oeffnung der Augen ſäugt, und alsdann ihrer eigenen Sorge überläßt, um ſich aufs neue befruchten laſſen zu können. Die Vermehrung dieſer Thiere iſt daher, in trockenen Sommern außerordentlich groß; und nur ein baldiger Winter reibt die letztern Bruten wieder auf, wo man dieſe ohnmächtigen Thiere häufig auf dem Schnee herum kriechen und verhungern und erfrieren ſieht. Sie ſehen in der Jugend grau aus.

Krankheiten. Blindheit an einem oder beyden Augen iſt eine ihrer gewöhnlichſten Krankheiten.

Feinde und Vertilgung. Zu ihrer Vertilgung hat die Natur ſchon von ſelbſt durch ihren Trieb bey ihrer zu ſtarken Vermehrung Reiſen anzuſtellen, und durch naſſe Jahre geſorgt; allein auch die **Wölfe, Füchſe, Marder,**

 Iltiſſe,

*) Der Aberglaube in Thüringen ſagte ſonſt bey einer ſolchen Auswanderung, wo plötzlich ein ganzer Zug in eine Gegend einfiel, daß es Mäuſe geregnet habe. Im Jahr 1780 war die letzte.

Iltiſſe, **Wieſel**, und Raubvögel, als die **Weihen**, **Mäuſefalken**, **Eulen**, die **Raben** und **Krähen** richten beſonders im Winter große Niederlagen unter ihnen an. Sonſt hat man viele durch Brodkugeln, welche mit Arſenik vermiſcht waren, und in die Furchen der Aecker und Beete geſtreut wurden, aus der Welt geſchafft; allein dieß Mittel iſt wegen vieler unvorherſehbarer Unglücksfälle nicht anzurathen, und man muß hier die Natur allein wirken und helfen laſſen. In den Häuſern fängt man ſie in den gewöhnlichen **Mäuſefallen** mit fetten Lockſpeiſen, und in den Scheunen ſoll man ſie mit guten Erfolg, indem man die Wände mit den ſtachlichten **Wacholderſträuchern** beſetzt, zum Weichen bringen.

Wenn man im Schnee oder im Sande eine kleine **Spur** von einem Thiere findet, wo die Füßchen in einem Dreyeck, oder zwey und zwey zuſammen ſtehen, in einem Zickzack fortlaufen, und bey tiefem Schnee eine Linie in der Mitte derſelben fortgezogen iſt, welche der Schwanz verurſacht, ſo iſt es gewöhnlich die Fährte dieſer Feldmaus.

Nutzen. Man weiß keinen Nutzen von ihnen anzugeben, als daß ſie verſchiedenen **Raubthieren** und **Raubvögeln** zur Nahrung dienen müſſen. Allein ihr ſchönes **Fellchen** könnte vielleicht gebraucht werden.

Schaden. Der Schaden ergiebt ſich aus ihrer Nahrung. Vorzüglich nachtheilig werden ſie in den jungen Buchenwäldern in harten Wintern, wenn es keine abgefallene Buchecker giebt, auf dem Vogelheerd und in der Schneide. Sie erſteigen die Beerreißer, wenn ſie auch noch ſo glatt ſind, und freßen die Vogelbeeren (Ebereſchenbee-

ren) ab. Wenn ſie einmal einen Schneidegang wiſſen, kann man nicht genug vorbeeren. Sie fangen ſich nicht ſelten über ihrem Diebſtahl in den aufgeſtellten Schlingen, beißen aber jederzeit, wenn ſie ſich nicht am Halſe erdroßeln, die Vogelbänder entzwey, und laufen wieder davon.

Benennungen. Dieſe Maus heißt auch: Waldratte, Waldmaus *), gelbbraune Feldmaus, Heermaus, Feldmaus, braune Maus, Nielmaus und bey vielen Jägern fälſchlich die kleine Haſelmaus.

(28) 5. Die Brandmaus.

Mus agrarius. Pallas.

(Tab. X. Fig. 2.)

Kennzeichen der Art.

Der Schwanz iſt lang und ſchuppig, der Körper röthlichbraun, und über den Rücken läuft ein ſchwarzer Streif.

Beſchreibung.

Dieſe Maus trifft man oft genug in Thüringen an. Sie unterſcheidet ſich merklich von voriger durch ihre Größe,

*) Ob diejenige Maus, welche ich oben beſchrieben habe, auch diejenige iſt, welche die Naturforſcher mit dem Namen, Waldmaus, belegen, kann ich nicht näher beſtimmen, da mir die Angabe der Größe von fünf und einem halben Zoll, die dieſe haben ſoll, im Wege ſteht. Ich habe von meiner Art viele 100 gefangen, habe aber keine jemals größer gefunden, als ich angegeben habe. Vielleicht verwechſelt man dieſe Maus mit der großen Hausmaus, deren Maas und Farbe ich oben in der Anmerkung S. 442 angegeben habe, und welche man in dieſer Geſtalt zuweilen in Gehölzen antrifft.

kurze abgerundete Ohren, und Farbe. Ihre Länge beträgt 4 Zoll 9 Linien, die Länge des Schwanzes 3 1/2 Zoll und die Höhe 1 1/2 Zoll *). Der Kopf iſt länglichter als bey der vorigen Art, faſt eyrund, 1 Zoll 3 Linien lang und die Schnauze ſpitzig. Der Mund ſteht in gerader Linie unter den Augen, alſo weit hinten. Das Gebiß iſt eben daſſelbe, das die zuvor beſchriebene Feldmaus hat. Die Augen ſind klein, ſtehen hervor und ſind ſchwarzbraun. Ueber jedem Auge ſtehen auf 2 weißen Wärzchen eine große und kleine ſchwarze Borſte und hinter dem hintern Augenwinkel eine gleiche noch kleinere Borſte und ein Wärzchen. Die Ohren ſind klein, 5 Linien lang, ragen nicht viel unter den Haaren hervor, ſind auswendig beynahe kahl, inwendig mit vielen gelblichen Haaren beſetzt, ſtark abgerundet und nach außen zu umgelegt. Die ganze Maus iſt dick und ſtark, und der Körper vom unbemerkbaren Hals an ein runder Cylinder.

Die Schnauze iſt aſchgrau; die Barthaare ſind an der Wurzel ſchwarz, übrigens weiß; von den Augen bis zur Stirn iſt der Kopf rothgrau; der ganze Oberleib nebſt Bakken, Seiten, Schultern und Schenkeln, im Sommer ſchön roſtfarben, im Winter graubraun. Zwiſchen den Ohren zieht ſich dann ein glänzend ſchwarzer, zwey Linien breiter, Streif über den Rücken hin bis 1/2 Zoll vor das Ende des Körpers. Der ganze Unterleib iſt weiß, doch nicht ſo ſchön, als an der vorigen Art, weil der aſchgraue Grund mehr vorſchimmert; die Füße ſind fleiſchfarben. Die fünf Schwülen an den Hinterfüßen, und die ſechs an den vordern ſind aſchfarben. Der dünn- und weißbehaarte Schwanz hat

*) Die kleinern rothgrauen, die man im Herbſt fängt, ſind gewöhnlich Junge oder Weibchen. Par. Ms. Körper über 4 Zoll; Schwanz über 3 Zoll.

hat oben ſchwarze und unten weiße Schuppen. Das Männchen hat einen ſehr großen Hodenbeutel, der, ſo wie der After, ſchwarz gezeichnet iſt.

Das **Weibchen** iſt merklich kleiner und minder hell als das Männchen.

Man hört keine Stimme von dieſen Mäuſen, und wie alt ſie werden, iſt nicht bekannt.

Aufenthalt. Sie haben mit der vorigen Art einerley Aufenthalt. Sie leben im Felde, in Gärten, und vorzüglich in Laubhölzern, im Winter auch in Häuſern. Im Felde trifft man ſie gewöhnlich auf Erbſenäckern, und in Gärten in Baumſchulen an.

Nahrung. Von alle dem, was jene Art genießet, ernähret ſich auch dieſe. Vorzüglich wählt ſie zu ihrer Nahrung Fruchtkerne. Sie ſucht daher die Baumſchulen auf und frißt die geſäeten Aepfel- Birn- Kirſch- und Pflaumenkerne weg. In Gärten und Wäldern ſucht ſie unter den Kirſchbäumen die Kerne, und beißt ſie ſehr geſchickt auf. Auf den Erbsäckern und Erbsbeeten thut ſie großen Schaden, indem ſie die geſäeten und eingelegten Erbſen ausſcharrt und bis auf den Keim ausfrißt. Sie frißt auch in der Noth andere Mäuſe ihrer Gattung und Art auf.

Fortpflanzung. Sie pflanzt ſich ebenfalls, ſo wie die vorige Art fort, nur nicht ſo ſtark.

Feinde. Die Brandmaus hat eben die Feinde, welche ihre Verwandtin, die vorher beſchriebene Feldmaus hat, und wird beſonders von weißen und braunen **Milben** ſehr geplagt.

Vertilgung. Zur Vertilgung dieſer Mäuſe pflegt man eingeweichte Erbſen, Stückchen Kartoffeln, Rüben

u. d. g. mit Arſenik, das in Baumöhl aufgelößt iſt, zu beſtreichen, und hiervon in jedes gangbare Mäuſeloch etwas zu legen. An den Verfall dieſer Eingänge bemerkt man, ob dieß Mittel gewirkt hat.

Nutzen. Ihr Nutzen ſchränkt ſich bis jetzo blos darauf ein, daß ſie verſchiedenen Raubthieren und Raubvögeln zur Nahrung dienen müſſen.

Schaden. Daß dieſer groß ſey, erſieht man aus ihrer Nahrung, beſonders richten ſie im Frühjahr in Miſtbeeten großen Schaden an.

Benennung. Dieſe Maus wird auch, Ackermaus, Streifmaus, und Erbsmaus genannt, und letzteres deswegen, weil ſie ſich ihrer Nahrung halber gern bey dieſer Pflanze aufhält. *)

6. Die Rüßelmaus.

Mus Serocinus. Herrmann.

(Tab. X. Fig. 3.)

Kennzeichen der Art.

Der Schwanz hat die Länge des Körpers, iſt etwas behaart, und die Schnauze iſt rüßelartig.

Beſchreibung.

Die Länge dieſes Thieres, das bey der großen Ueberſchwemmung zu Ende des Octobers 1787 auf den Außenwer-

*) Die alten Brandmäuſe habe ich niemals kleiner als die Hausmaus gefunden, wie man doch angiebt, ſondern allzeit von der oben angegebenen Größe. Auch ſind mir in Thüringen, bey ſorgfältiger Beobachtung keine Durchzüge von dieſen Thieren bekannt.

werken der Stadt Straßburg gefangen, und dem Herrn Profeſſor Herrmann daſelbſt gebracht wurde, iſt 5 Zoll, wovon der Schwanz gerade die Hälfte ausmacht *). Die obere Kinnlade iſt zugeſpitzt, faſt wie an der Spitzmaus; die Oberlippe geſpalten. Die Vorderzähne ſind blaßgelb. Der Bartborſten ſind 7 Reihen, und ſtehen in die Höhe. Die Ohren ſind hervorragend, rund und behaart. An den Vorderfüßen ſind 4 Zehen nebſt einer Warze ſtatt des Daumens, und an den Hinterfüßen 5, wovon der äußere ziemlich weit zurückſteht. Die Klauen ſind ſehr kurz.

Die Farbe iſt gelb mit grau gemiſcht, und der Bauch weiß. Hinten am Leibe, an der Wurzel des Schwanzes iſt das Gelbe reiner, vom Grauen unvermiſchter, und eher aufs fuchsrothe ſtechend. Der Schwanz iſt einfärbig, mit ſchuppigen Ringen und darzwiſchen eingeſtreuten Haaren beſetzt, unten etwas haariger, nach und nach abnehmend, an den Seiten und von unten her etwas gedrückt, von unten mit einer kaum merklichen Furche ausgehöhlt.

Zweyte Familie.

Haarſchwänzige Mäuſe.

Mures cunicularii.

Kennzeichen.

Die untern Vorderzähne haben eine breite Schneide. Der Schwanz iſt kurz, mit kurzen Haaren ſo dicht bedeckt, daß die Ringe nicht deutlich zu erkennen ſind. Der Kopf iſt dick und kurz, die Ohren, Füße und Zehen ſind klein. In Thüringen giebt es zwey Arten.

*) Par. Ms.: Länge 4 Zoll 6 Linien.

(29) 1. Die Waſſerratte; der Erdwolf.

Mus amphibius. ſ. terreſtris. Lin.

Le Rat d'eau. Buff.

The Water-Rat. Penn.

Kennzeichen der Art.

Der Schwanz hat ohngefähr die halbe Länge des Körpers; die Ohren ſind kurz, kaum aus dem Felle hervorragend; an den Vorderfüßen befindet ſich eine kurze Daumenwarze mit einem kleinen Nagel.

Beſchreibung.

Dieſe ſchädliche Amphibie, die in ganz Europa und dem nördlichen Aſien lebt, wird in Thüringen an den Ufern der Flüße, in den Gärten, Feldern und Wäldern in großer Menge angetroffen. Sie erlangt die Größe der Hausratte, iſt aber ſtärker. Die Länge vom Kopf bis zum Schwanz beträgt 7 Zoll, der Schwanz 4 Zoll *) und die Höhe 2 1/2 Zoll.

Der Kopf iſt rund und dick, 1 3/4 Zoll lang, und ſcheint wegen der weiten Backen breiter, als lang, zu ſeyn. Die Schnauze iſt kurz, ſtumpf, zwiſchen den eyrunden Naſenlöchern der Länge nach getheilt. Nur die Naſe iſt kahl und fleiſchfarben. Die vier Vorderzähne in beyden Kinnladen, wovon die untere nicht ſpitzig, ſondern eyrund auslaufend und einen halben Zoll lang ſind, ſind braun. Sie ſind äußerlich ſichtbar und theilen die Oberlefze weit. In der obern Kinnlade befinden ſich außerdem auf jeder Seite drey Backenzähne, deren Vertiefungen 12 Dreyecke geben, die in einem Zickzack an einander hängen; in der untern aber ſtehen

*) Par. Ms. Körper 6 Zoll 3 Linien; Schwanz 3 1/2 Zoll.

ſtehen auf jeder Seite vier Backenzähne, die ebenfalls und noch regelmäßigere Dreyecke in einem ſcharfeckigen Zickzack bilden, weil ſie kleiner ſind, und kaum merkliche Vertiefungen haben. Man kann auch jeden Winkel für einen eigenen Zahn anſehen, indem er ſeine eigene Wurzel hat und ſich leicht ablößen läßt. So geſtaltete Backenzähne waren ihr zum Zermalmen der Wurzeln und Körner nöthig. Beyde Lefzen ziehen ſich zwiſchen dem Raum, der die Vorderzähne von den Backenzähnen ſcheidet, in den Mund, und ſind inwendig, eben ſo wie äußerlich, mit harſchen Haaren beſetzt. Die Backen ſind, wie geſagt, dick, aufgeblaſen, und die Barthaare, welche neben der Naſe bis zu den Augen auf vielen Wärzchen ſtehen lang und ſchwarz, zuweilen mit weißen Spitzen. Die Augen ſind mittelmäßig groß, ſchwarzbraun, und liegen in tiefen Höhlen. Die Ohren ſind unter den langen Haaren äußerlich beynahe ganz unſichtbar, dünn, breit, wenig behaart, grau, weit offen, und am Rande nach außen zu umgebogen. Der Leib ſchließt ohne merklichen Hals dicht am Kopfe an, iſt rund und dick und wird am Hinterleibe kaum etwas ſtärker als dieſer.

Die Vorderfüße ſitzen dicht am Leibe an, und haben vier Zehen und am Daumenanſatz, der weit zurückliegt, wie die Hausratte, einen ſtumpfen länglichten Nagel. Die Hinterfüße haben fünf lange Zehen, ſitzen weit hinten, da wo der Körper nach dem Schwanze zu wieder ſpitzig ausläuft, ſind ohne eigentliche Schwimmhaut, doch ſind die Zehen, ſo wie an den Vorderſüßen mit einer kleinen Membrane verbunden. Der Schwanz iſt geringelt, und mit vielen Stachelhaaren, ſo wie die Füße, beſetzt.

Das

Das ganze Thier iſt mit einem dichten Pelze verſehen. Die kürzern Haare des Kopfs, Rückens und der Seiten haben ſchwarzblauen Grund und braune Spitzen; zwiſchen dieſen ſtehen einzelne längere ſchwarze Haare, die von der Schnauze an bis zum Ende des Rückgrats am engſten ſtehen, und alſo dem Obertheile ein ſchwarzbraunes Anſehen geben, die Backen und Seiten aber braun laſſen. Die Kehle, der Unterhals und die Gegend des Afters iſt aſchgrau; die Bruſt und Bauch aber rothbräunlich; die Schenkel und Füße grau, obgleich der Grund des ganzen Unterleibes dunkelaſchgrau iſt. Der Schwanz iſt auf dem Obertheile ſchwarz, auf dem Untertheile ſchmutzig weiß, und da die Haare dichter ſtehen, ſo hat er auch nicht das eckelhafte Anſehen, wie an der Hausratte.

Das **Weibchen** iſt vom Männchen darinn unterſchieden, daß der Kopf nicht ſo dicke, bauſige Backen hat, der Unterleib hellaſchgrau, und der Schwanz oben röthlich iſt. Außerdem hat es acht Säugewarzen, vier auf der Bruſt zwiſchen den Vorderfüßen, und vier am Bauche zwiſchen den Hinterfüßen.

Zwey vorzügliche Eigenſchaften zeichnen dieſe Thiere beſonders aus: die Kunſt ſehr geſchickt zu graben, und zu ſchwimmen. Sonſt haben ſie gleiches Naturell mit der Hausratte. Man ſieht ſie zuſammen ſpielen, ſich jagen, zanken und beißen, und wenn ihnen ein Hund angehetzet wird, eben ſo boshaft vertheidigen, ſo daß auch nur gute Hunde und Katzen mit ihnen anbinden. Sie leben auch wohl ſo lange, wie jene, und laſſen bey der Begattung einen ähnlichen Laut von ſich hören.

Auf-

Aufenthalt. Im der Lebensart hat dieſe Maus vieles mit dem Maulwurf und dem Fiſchotter gemein. Sie gräbt ſo geſchickt, wie jener, und ſchwimmt ſo geſchickt, wie dieſer. Ja ſie hat in dieſer Rückſicht ganz die Natur der Ringelnatter; denn man ſindet ſie ſowohl auf den höchſten felſigen Gebürgen, als auch im flachen Felde, und in den Wäldern gräbt ſie ſich in den ſteinigſten Boden unter die Wurzeln der Bäume und Gebüſche ein. Im Felde ſucht ſie feſte Oerter, als Feldbüſche, Raine und Steinhaufen, zu ihrer Wohnung auf. In Gärten wohnt ſie unter den Baumwurzeln, und an Flüßen in den hohen Ufern. Letzteres iſt ihr liebſter Aufenthalt, wenn ſie genug Nahrung in der Nähe hat. Sie gräbt ſich einen ordentlichen Bau etliche Schuh tief unter der Erde und füttert ihn mit Heu, Stroh, und anderm Geniſte aus. Zu dieſem Bau führen verſchiedene Röhren, welche oft etliche 100 Schritte weit nach dem Waſſer, oder einen andern Ort, wo ſie ihre Nahrung findet, hinlaufen. Solche Hauptgänge kann man dadurch von ihren andern unterſcheiden, daß ſie, wenn man ſie, da ſie oft flach über der Erde hinlaufen, zutritt, ſogleich nach etlichen Stunden wieder aufgegraben und gangbar gemacht ſind *). In einem ſolchen Bau, der beſonders im Herbſte nach mehr erweitert wird, indem Zugänge zu Baumwurzeln von ihr verfertiget werden, hält ſie ſich im Winter auf, und kömmt beym hohen Schnee niemals, oder höchſt ſelten an die freye Luft. Ihren aufgeworfenen Haufen, der oft ſehr groß iſt, kann man dadurch von Maulwurfshaufen unterſcheiden, weil man

*) Ich habe bemerkt, daß ein ſolcher Hauptweg vier Jahre von einem ſolchen Thier erhalten wurde, ob er gleich über einen Fahrweg hinlief, und alle Tage verſchiedenemal zerſtöhrt wurde.

man, wenn er weggeſcharrt wird, die Oeffnung allzeit 1 Fuß tief feſt verdämmet findet, welches der Maulwurf nie thut.

Nahrung. Die Nahrungsmittel dieſer Thiere ſind noch mannichfaltiger, als der übrigen Mäuſe ihre, da ſie nicht nur alles genießen, was jene genießen, ſondern auch als Bewohner des Waſſers noch Unterhalt in dieſem Elemente finden. Sie nähren ſich nämlich nicht nur von Pflanzen, welche in und an dem Waſſer wachſen, als Bachbungen, Ließ= oder Rohrkolben (Typha) u. d. g., ſondern fangen auch Krebſe, Waſſerinſekten und allerhand Larven, die in dieſem Elemente ihre Verwandlung zu vollkommenen Inſekten abwarten, z. B. die Hülſen= oder Waſſermottenlarven; ja ſie ſollen ſogar kleine Fiſche rauben und den Fiſchroggen begierig verſchlukken. Allein deshalb würde man ſie kaum mit dem Namen ſchädlicher Thiere belegen können, wenn ſie nicht an den Pflanzen und Bäumen in Wäldern, Wieſen und Feldern, und ſonderlich in Gärten, die an Flüſſen und Teichen liegen, ſo große Verwüſtungen anrichteten. Auf den Wieſen, wo ſie den Graswurzeln nachgraben, werden ſie ſchädlicher, als die Maulwürfe. Sie durchackern den Erdboden flächer, als dieſe, wodurch ein Gewölbe gebildet wird, auf welchem auch die andern Gewächſe, die nicht durch ſie ihrer Wurzeln beraubt ſind, da ſie hohl ſtehen, verdorren müſſen. Auf friſchbeſtellten Aeckern richten ſie ebenfalls Verwüſtungen an, indem ſie nicht nur die erweichten ausgeſäeten Getraidearten und Hülſenfrüchte mit ihren Keimen abfreſſen, ſondern auch die verſetzten zarten Pflanzen des Kohls, Krautes, und der Rübenarten zu ſich in ihre Laufgräben ziehen. In Wäldern verheeren ſie die neuen Anpflanzungen, indem ſie die Wurzeln der zarten Gewächſe abnagen oder unterhöhlen, und

den ausgeſäeten Birken- Buchen- Eichen- Fichten und Tannenſaamen ausſcharren. Den größten Nachtheil aber bringen ſie den Gärten, die an Flüßen und Teichen liegen. Hier werden ſie das, was die Hamſter auf dem Felde ſind. Sie verſammlen ſich an ſolchen Orten zuweilen zu hunderten, und die Ufer werden voller Löcher gefunden, die alle zu den Beeten und Bäumen in den Gärten führen. Sie werden faſt allen Gartengewächſen gefährlich. Da wo ſie wohlſchmeckende Speiſen, als junge Erbſen, Scorzenier und Salat für ſich finden, ackern ſie zwar nicht, kommen aber zu gewiſſen Zeiten des Tages, gewöhnlich um 8 Uhr früh, um 2 Uhr nachmittags, und um 7 Uhr Abends aus ihrem Hinterhalte hervor, hauen ſo viel ſie zu einer Mahlzeit bedürfen, mit ihren ſcharfen Vordergebiß ab, und ſchleppen es in ihre Höhle. Außerdem graben ſie oder gehen in den alten Gängen der Maulwürfe nach den Peterſilien- Paſtinaken- und Selleriewurzeln, höhlen die Unter- und Oberkohlrüben, beſonders die Artiſchockenwurzeln aus, und freſſen die Tulpen- Hyacinthen- und andere Zwiebelwurzeln ſehr gern. Von letztern machen ſie im Herbſte ganze Beete leer, tragen ſie zuſammen auf einen Haufen in ihre Vorrathskammern, und leben davon, wenn ſie der Froſt hindert, die Oberfläche der Erde zu durchwühlen. Man findet in ſolchen Höhlen zuweilen im Frühjahr noch einen großen unverſehrten Vorrath, den man wieder verpflanzen kann. Aber nicht allein unter den Gartenkräutern, ſondern auch unter den Gartenbäumen richten ſie dergleichen Uebel an, indem ſie nicht nur in kurzer Zeit eine ganze Pflanzſchule durch das Benagen der Wurzeln verderben, ſondern auch die dickſten Wurzeln der Obſtbäume aller Art abſcheelen, durchfreſſen, und cirkelförmig umwühlen, daß ſie verdorren müſſen. Dieß

thun

thun ſie nun beſonders im Winter, wo ſelbſt die Weidenbäume nicht von ihnen verſchont bleiben. Den Gerbern freſſen ſie Stücken aus den Thierhäuten, die ſie zur Zubereitung des Leders ins Waſſer legen müſſen. Sie werden alſo durch alle ihre Nahrungsmittel, die ſie zu ſich nehmen, nachtheilig *); man müßte ihnen dann dieß zum Lobe anrechnen, daß ſie auf Angern zuweilen, in Geſellſchafft der Raben und Krähen die Aeſer wegfreſſen, und dadurch die Peſtdünſte derſelben verhindern. **)

Fortpflanzung. Die beyden Geſchlechter dieſer Thiere leben faſt Jahr aus Jahr ein unzertrennlich beyſammen. Der Trieb zur Fortpflanzung ſchläft bey ihnen nur im Winter, regt ſich im Frühjahr zu Anfang des Aprils, und dauert bis in ſpäten Herbſt ununterbrochen fort ***). Männchen und Weibchen locken ſich wechſelsweiſe bey hellen Abenden mit einem hoch und rauh klingenden Laut zum Genuß der Liebe. Letztere gebähren nach einer beynahe vierwöchigen Schwangerſchafft 5 bis 7 blinde, dünnbehaarte Junge, welche 14 Tage an ihnen ſaugen. Die Mütter ſind zärtlich genug, ſie gegen die Angriffe ihrer Feinde zu vertheidigen. Sie ſpringen nach den Hunden, Katzen und Menſchen, und verwun-

*) Daß ſie Enten anfielen, habe ich niemals bemerkt; wohl thut aber dieß die Wanderratte, die auch ſehr häufig Waſſerratte genannt wird.

**) Ihre Freßbegierde ſcheut auch die toden Menſchen nicht. Voriges Jahr wurde im Thüringerwalde ein verunglückter Bettler gefunden, welchen ſie, da er etliche Tage tod gelegen hatte, das Fleiſch von den Schenkeln und Beinen gänzlich abgefreſſen hatten.

***) Ich habe verſchiedenemal Mütter gefangen, die im ſpäten October noch Junge im Leibe trugen.

wunden ſie mit ihrem ſcharfen Gebiße, wenn ſie ihnen ihre Kinder rauben wollen. Glauben ſie in ihrem Neſte ihre Jungen nicht ſicher genug, ſo tragen ſie dieſelben im Munde weg in eine andere Höhle, und man ſieht ſie nicht ſelten alſo beladen über Flüße ſchwimmen *). Wenn der Ackermann ein Neſt auspflügt, und die Jungen nicht gleich tödet, ſo verbirgt ſie die treue Mutter, ehe er ſichs verſieht, in eine andere Höhle, oder trägt ſie, wenn dieſe zu entfernt iſt, einſtweilen unter ein nahes Gebüſch. In manchen Jahren und an manchen Orten, beſonders da, wo Gemüßgärten an Flüße gränzen, iſt ihre Vermehrung ſo ſtark, daß die Ufer der Flüße ganz durchlöchert ſind, und man faſt bey jedem Schritt zu gewiſſen Stunden ein ſolches Thier über das Waſſer rudern ſieht. Sie verurſachen daher den Gärten, die in der Nähe liegen, den größten Schaden, und nur ein ſehr harter Winter, kann ſie an Flüßen, die flache Ufer haben, vermindern, wo man alsdenn viele von ihnen erſtarrt in ihren Höhlen findet. Die Jungen ſehen bis zum fünften Monate am Oberleibe, an den Füßen und am Schwanze ſchwarz aus, am Unterleibe aber dunkelaſchgrau, und erſt nach dieſer Zeit nehmen ſie die Farbe der Alten an. Die Mutter führt ſie nach dreyen Wochen heraus aus ihrer Höhle und ſie bleiben öffentlich auf einem Beete ſitzen und freßen, unterdeſſen ihre Mutter ihre Speiſe z. B. junge aufgeſproßte Erbſen abbeißt, und nach Hauſe trägt. Wenn ſie anfangen zu graben, wel-

ches

*) Neulich fieng ich mit der Hand eine ſolche zärtliche Mutter, die ihr Kind vielleicht aus einer bemerkten Gefahr retten wollte, da ſie eben ſo beladen über einen Bach ſchwamm. Aus Liebe zu ihrem Jungen vergaß ſie ganz ihre Gefahr, und ich konnte ihr daſſelbe nur mit Mühe aus dem Munde bringen.

ches zu eben der Zeit geſchieht, werden ſie den Gärten, Aekkern und Wieſen ſehr ſchädlich.

Feinde. Hechte, wilde **Katzen**, **Füchſe**, **Marder**, beſonders die **Wieſel** und **kleine Horneulen** ſind ihre Feinde. Letztere nähren ſich in unſern Gegenden beynahe allein von ihnen *).

Fang und Vertilgung. Nur höchſt ſelten ſpürt man die **Fährte** dieſer Thiere im Frühjahr im Schnee als ein Dreyeck, da ſie faſt niemals, wenn Schnee liegt, die Oberfläche berühren.

Da ſie ſo ſchädliche Thiere ſind, ſo haben die Menſchen auf vielerley Mittel gedacht, ihrer großen Vermehrung Gränzen zu ſetzen. Dieſe Mittel aber ſind, da ſie gegen Amphibien gerichtet ſind, von verſchiedener Art. In ihrem flüßigen Elemente werden ſie am beſten in **Fiſchreußen** gefangen. Man ſchließt die große Oeffnung derſelben an das Ufer ſo an, daß ſie etliche gangbare Röhren einfaßt. Den mittlern Theil der Reußen verbirgt man gänzlich unter dem Waſſer, bedeckt ihn mit ſchweren Steinen, und das Hintertheil verſtopft man ſehr gut mit Gras. Um allen Entwiſchen vorzubeugen, kann man um dieſelben auch noch einen Zaun von Weiden flechten. Hierein ſchlüpfen ſie nun, wenn ſie ins Waſſer wollen, können nicht wieder zurück und erſaufen, da ſie nicht lange in dieſem Elemente, ohne Luft zu ſchöpfen, ausdauern können. Es giebt Gegenden in Thüringen (z. B. um Erfurt herum), wo in einem Jahre viele 100 auf dieſe Art gefangen werden.

In

*) Ich habe allzeit in dem Magen dieſer Horneule 5 bis 6 Gerippe von ſolchen Mäuſen **allein** gefunden.

In ihrem trockenen Elemente ſind ſie ſchwerer zu fangen, als die Maulwürfe. Doch fängt man ſie zuweilen in einer Fangklammer, (Maulwurfsklammer), welche aus einem ſchmalen, gleich lang zuſammengebogenem federartigen Stück Stahl beſteht, an deſſen vordern Enden zwey Klammern angebracht ſind, die ihre Spitzen einwärts kehren. Dieß Eiſen iſt ohngefähr 1/2 Schuh lang und wird in der Mitte mit einem runden Blech, das an einen Kettchen hängt, in ihre Gänge aufgeſtellt. Bey der geringſten Berührung dieſes Blechs greifen die beyden Klammern zuſammen, und zerquetſchen die Maus. Allein, da ſie auch dieſe Fallen vermeiden, wenn ſie nicht eben auf einem Wege aufgeſtellt ſind, wo ſie einer ihrer Lieblingsſpeiſen z. B. den Zuckererbſen nachgehen, ſo iſt das beſte Mittel ſie zu vertilgen dieſes, daß man ihre eigentliche Wohnung auszuſpüren ſucht, deren Eingang, der beſtändig zugedämmet iſt, öffnet, ſich mit einem geladenem Gewehr davor ſtellt, und ſie, da ſie keine friſche Luft in derſelben vertragen können, wenn ſie kommen, dieſe Oeffnung wieder zuverſchließen, welches gewöhnlich kaum etliche Minuten währt, **todſchießet**. Eben ſo können ſie, wenn ſie zu ihren beſtimmten Stunden verborgen, der Nahrung nachgehen, **ausgehackt**, oder wenn ſie es öffentlich thun, **erſchoſſen** werden. Auch ein **Selbſtſchuß** in ihre Gänge geſtellt, thut gute Dienſte. Man muß aber die Stoßſcheibe feſt machen, weil ſie, wenn ſie auf etwas unerwartetes kommen, nicht wie die Maulwürfe immer weiter vor ſich hinſtoßen, ſondern rückwärts ziehen und ausweichen. Wenn alſo eine ſolche Scheibe locker iſt, ſo ſuchen ſie ſie abzureißen, und neben dem Drath hinzuſchlüpfen. Iſt ſie aber feſt, ſo fangen ſie endlich an zu ziehen und zu ſtoßen und erſchießen ſich.

Nutzen. Ihr Nutzen, den ſie in Deutſchland leiſten, ſchränkt ſich blos darauf ein, daß ſich verſchiedene Raubthiere und Raubvögel von ihnen nähren. Beſonders ſcheinen ſie die einzige **Nahrung der kleinen Horneulen** zu ſeyn.

In Frankreich ſollen die Bauern ihr übelriechendes **Fleiſch** als Faſtenſpeiſe genießen, und an andern Orten werden ihre dicken **Bälge** als Pelzwerk genutzt. So kommen ſie z. B. unter den Handlungsartikeln von Rußland und beſonders von Kjachta vor, woſelbſt ein Sack für 4 bis 10 Rubel verkauft wird, und wo ſie auch als ein Leckerbißen gegeſſen werden.

Schaden. Der Schaden, den dieſe Thiere anrichten, ergiebt ſich aus ihrem Aufenthalte, und aus ihrer Nahrung.

Benennungen und Verſchiedenheiten. Die verſchiedenen Namen dieſer Art ſind, Waſſerratze, (amphybiſche Maus), große Waſſermaus (Mus amphibius). Weiter: Feldmaus, große Feldmaus, Feldratze, Stoßmaus, Reutmaus, Erdſchlüſſel, Scharrmaus, Scheermaus, und in Thüringen **Erdwolf.** (Mus terreſtris.)

Man unterſcheidet gewöhnlich die **große Feldmaus, Stoßmaus** von der **Waſſerratte** als zwey verſchiedene Arten. Allein die genaueſten Beobachtungen beweiſen, daß beyde Namen eine und eben dieſelbe Art bezeichnen. Weder in der Länge des Körpers, des Schwanzes, der Höhe, noch in der Dicke des Kopfs, Größe der Ohren, in dem Gebiße noch in der Farbe der Alten und Jungen, welche bey letztern

wirk-

wirklich ein entſcheidendes Merkmahl abgeben muß *), iſt der mindeſte Unterſchied ſichtbar, und wenn die eine von dieſen Mäuſen auf dem höchſten Berge und die andere in dem tiefſten Fluß gefangen worden iſt. Ihre Oekonomie iſt ſo verſchieden, wie die Oekonomie der **Ringelnatter** (des thüringiſchen Unkes). Manche von dieſen Amphibien leben faſt ſtets im Waſſer, und andere, die auf hohen Bergen wohnen, ſehen es faſt nie.

(30) 2. Die kleine Feldmaus.

Mus arvalis. Pall.
Mus gregarius. Lin.
Le Campagnol. Buff.
The Short-tailed fieldmouſe. Penn.

Kennzeichen der Art.

Der Schwanz iſt einen Zoll lang; die Ohren ragen etwas aus den Haaren hervor; der Daumen an den Vorderfüßen iſt kaum merklich; der Körper iſt rothgrau.

Beſchreibung.

Dieſe Maus iſt faſt durch ganz Europa verbreitet, und vermehrt ſich im thüringiſchen Boden zuweilen ganz ungeheuer. Sie iſt gerade die Waſſerratte oder der Erdwolf im Kleinen, an Geſtalt und Farbe. Der Kopf iſt bis zum Schwanz 4 Zoll, und der dünne Schwanz 1 Zoll 3 Linien lang **). Die Höhe iſt beynahe 1 1/2 Zoll.

*) ſ. oben unter Fortpflanzung S. 465. Ich habe dieſe Vergleichung überhaupt ſehr oft und genau gemacht.

**) Par. Ms. Länge 3 Zoll; Schwanz 1 Zoll.

Der Kopf iſt eyrund, dick und die Schnauze ſtumpf. Die vier Schneidezähne ſind gelbbraun, und die Backenzähne ſind, wie bey der Waſſerratte, oben größere und unten kleinere Dreyecke im Zickzack. Die Augen ſind klein und blauſchwarz, liegen näher nach dem Mund als Ohren zu, und nahe zuſammen, — die Ohren kurz, etwas hervorragend, und inwendig behaart — der Hals kurz — der Leib dick und rund — die Vorderfüße ſehr kurz mit vier Zehen, und einem kleinen Daumen, der einen ſpitzigern Nagel hat, als die übrigen Mäuſe — die längern Hinterfüße fünfzehig.

Von der Schnauze bis zum Schwanzende iſt der Oberleib rothgrau, weil der Balg aus gelblichen und ſchwarzen Haaren beſteht — der Unterleib weißgelb, an der Seite ins bräunliche fallend — die Füße gelblich weiß und die Zehen aſchgrau.

Es iſt die ſchnelleſte, im Graben die geſchickteſte Maus, und ein guter Schwimmer. Im Sitzen ballt ſie ſich zuſammen, und ſteckt den Kopf ſo tief in die Bruſt, daß man keinen Hals ſieht. — Ihre Stimme iſt zur Zeit der Begattung und in der Noth ein helles Quickſen; ihr Alter aber unbekannt. — Sie ſtirbt mehrentheils keines natürlichen Todes.

Das **Weibchen** iſt unmerklich vom Männchen unterſchieden und hat vier Säugwarzen zwiſchen den Vorder- und vier zwiſchen den Hinterfüßen.

Aufenthalt. Dieſe Thiere leben allenthalben in Wäldern und Feldern; in Wäldern mehr in Laub- als Schwarzhölzern, und in Feldern mehr auf den Aeckern als Wieſen. In Feldern verändern ſie ihren Wohnplatz nach den Jahrs-

zeiten.

zeiten. Im Herbſte ziehen ſie den Schnittern nach, und halten ſich, ſo lange die Erndte der Winterfrucht dauert, im Winterfelde auf, und wandern, wenn dieſe vorbey iſt, nach der Sommerfrucht, und beſonders nach den Haferäkkern. Wenn hier der Wind viel Hafer ausgeſchlagen hat, wovon ſie im Winter zehren können, ſo bleiben ſie in dieſem Felde und ſchlagen ihre Winterwohnung daſelbſt auf; wo nicht, ſo ziehen ſie in großen Märſchen über und unter der Erde nach der Winterſaat, und graben ſich da ihre Winterwohnung. Hier bleiben ſie theils bis zum folgenden Herbſt, theils zerſtreuen ſie ſich im ganzen Felde herum. Sehr gern wohnen ſie in den Feldrainen oder unter den Feldbüſchen. Zwey Röhren, ein Eingang und ein Ausgang, führen gewöhnlich zu ihrem Bau; Schlafgemach, Vorrathskammer und Abtritt haben ihre beſondern Abtheilungen in demſelben, und erſteres füttern ſie mit in der Nähe wachſenden, zermalmten Pflanzen aus, damit ſie weich und warm liegen. Eben ſo iſt das Wochenbett des Weibchens beſchaffen. In Wäldern graben ſie ſich unter den Bäumen, Büſchen und Steinen ein. Sie machen ebenfalls, doch nicht ſo häufig, wie die Erdwölfe, flache Gewölbe über der Erde, wenn ſie ihrer Nahrung nachgehen, oder von einem Orte zum andern wandern.

Nahrung. Bis zur Reife des Getraides beſteht die Nahrung dieſer Mäuſe vom Frühjahr an aus zarten Kräuter ; und Graskeimen, und deren Wurzeln in Feldern, Wäldern und Gärten. Alsdenn aber laufen ſie im Felde von allen Orten zuſammen und begeben ſich auf die reifenden Aecker, beißen die Halmen ab, und tragen die Aehren in ihre Höhlen. Hierauf folgen ſie in der Erndte den Schnit-

 tern

tern vom Winter = zum Sommerfelde auf dem Fuße nach, und nähren ſich von den ausgefallenen Körnern und verlohrnen Aehren. Allein auch die Krautfelder laſſen ſie nicht unbeſucht, und benagen alle Früchte derſelben, ſie mögen über oder unter der Erde wachſen. Den größten Schaden aber richten ſie auf der Winterſaat an, wohin ſie ſich begeben, wenn ſie die eingeernteten Felder ausgezehrt haben. Wenn auf einen warmen trockenen Sommer ein kalter ſchneereicher Winter folgt, ſo findet man im Frühjahr die Aecker des Winterfeldes von Kreuzgängen unter dem Schnee ganz durchſchnitten, und die grüne Saat abgefreſſen, wodurch bey ſchlechter Frühjahrswitterung, wenn die Saat nicht ſchnell nachwachſen kann, Mißwachſe entſtehen. Wenn ſie in Stoppeln bleiben, ſo legen ſie ſich ein Magazin von allerhand trockenen Nahrungsmitteln, beſonders von Hafer und Queckenwurzeln an. *) In Laubhölzern nähren ſie ſich von Kernen und Saamen der Bäume und Stauden, und tragen im Winter abgefallene Hagebuten, Wachholderbeeren und vielerley Sämereyen und Kerne zuſammen in ihr Winterquartier. Wenn es im Winter wenig ſchneyet, viel regnet, und zuweilen ſtark frieret, die Winterſaat kurz iſt, und alſo die Nahrung fehlt, ſo wird der Landmann gewöhnlich von dieſen Raubthieren befreyet, und ſie werden in Menge verhungert und erfroren im Frühjahr gefunden.

Fortpflanzung. Männchen und Weibchen ſchlafen Sommer und Winter mehrentheils, ſo wie ich es bemerkt habe, auf einem gemeinſchafftlichen Bette, und ihre Begattung

*) In queckenreichen Gegenden habe ich daher oft noch im Frühjahr Behältniſſe von 4 Zoll im Durchmeſſer und 3 Fuß lang gefunden, die dicht mit Queckenwurzeln voll geſtopft waren.

tung richtet ſich dahero um deſto mehr nach der bald oder ſpät eintretenden warmen Frühlingswitterung. Im April giebt es ſchon Junge. Das Weibchen trägt 3 Wochen, und gebiert faſt alle 5 Wochen, bis zum ſpäten Herbſt, da die Kälte die Vermehrung ſtöhret, 5 bis 8 *) Junge, welche gleich Anfangs die Farbe der Eltern haben, außer daß ihr Schwanz ſchwarzblau iſt. Die Mutter muß ſie treulich warten und pflegen, da man dieſe Thiere in trockenen Sommern in ſo außerordentlicher Menge antrifft, daß ſie eine wahre Landplage werden. Denn es giebt Jahre, in welchen der Wanderer kaum etliche Schritte thun kann, wo ihm nicht einige dieſer Feldmäuſe über den Weg laufen. Nur naſſe und kalte Sommer können dieſer großen Vermehrung Gränzen ſetzen, weil die Näſſe und Kälte nicht nur die Begattung der Alten ſtöhret, ſondern auch dadurch ſehr viel Junge erfrieren und erſaufen. Eben dieß bewirken regenhafte Winter.

Feinde. Feinde ſind die meiſten Raubthiere und viele Raubvögel, **Füchſe, Katzen, Marder, Iltiſſe, Wieſel, Mäuſefalken, Eulen, Raben, Krähen** und **Aelſter.** Dieſen Thieren ſind ſie beſonders zur Winternahrung vom Schöpfer angewieſen.

Vertilgung. Auf dem Schnee ſieht man ihre kleine Fährte zwey und zwey Füße zuſammen in einem Zickzack fortlaufen. Man kann ſie durch abgeſcheelte Wall- und Haſelnüſſe, durch Erbſen und andere Getraidekörner, die in Schierlingskraut abgekocht werden, indem man in jedes Loch etwas von dieſer vergifteten Speiſe ſteckt, vertilgen; beſſer aber, wenn man ein Maas Gerſtenmehl mit einen Pfund weißer

*) Gewöhnlich 8 Junge.

weißer Nießwurz, und 8 Loth Läuſekraut, welches gepülvert und durch ein Haarſieb geſchlagen iſt, vermiſcht, nimmt und dieſes mit 1/2 Pfund Honig und 1/2 Pfund Milch zu einem Teig verwandelt; hiervon Kügelchen in der Größe einer Erbſe macht, und dieſe in die Mäuſelöcher oder auf dem Felde verlohren hinwirft. Sie freſſen dieſe Speiſe mit Begierde, werden davon blind, und ſterben*). Ein anderes Verminderungsmittel iſt dieſes, daß man auf einen Acker, wo ſie zu häufig ſind, beym erſten Schnee Baumäſte hinlegt, auf welche ſich die Krähen und Raben ſetzen, und ſie, wenn ſie aus ihren Löchern ſchlüpfen, auffangen. In Gärten ſoll ſie der Geruch von einigen Knoblauchspflanzen, der ihnen zuwider iſt, verſcheuchen. Man pflanzt daher einige dieſer Gewächſe dahin, wo man ſie wegwünſcht.

Nutzen. Ihr bekannter Nutzen beſteht darin, daß ſie ihren Feinden zur Nahrung dienen.

Schaden. Dieſer iſt zu manchen Zeiten unbeſchreiblich groß, wie man aus ihrer Nahrung und Fortpflanzung ſieht.

Namen und Verſchiedenheiten. Dieſe ſind: Heerdenmaus, kleine Stoßmaus, kleine Reutmaus, Kampagnol, Erdfahren, Ackermaus. Man findet zuweilen von dieſer Art Junge und Einjährige, welche rothgelb oder rothbraun mit etwas grau überlaufen ausſehen. Und dieß iſt wahrſcheinlich die ſogenannte **rothe Maus** (Mus rutilus. Lin.), welche man in Deutſchland, als eine eigene Art antreffen will. Wenn aber in ökonomiſchen Schriften von der **rothen Feldmaus** die Rede iſt, ſo iſt dieß keine andere, als die Waldmaus. (Mus ſylvaticus. Lin.).

Die

*) Dieß Recept iſt probat, und koſtet ohngefähr 8 Gr.

Die dritte Familie.

Hamſtermäuſe, mit Backentaſchen.

Mures buccati.

Kennzeichen.

Die beyden Vorderzähne der obern Kinnlade ſind breit. Sie haben einen kurzen Körper, kurze Füße, einen ſehr kurzen Schwanz, dicken, doch zugeſpitzten Kopf; innerhalb der Backen geräumige Taſchen, worin ſie ihre Nahrung in ihre Baue, die ſie unter der Erde graben, eintragen; ſie erſtarren bey ſtrenger Kälte. Wir kennen nur eine Art.

(31) 1. Der gemeine Hamſter.

Mus Cricetus vulgaris. Lin.

Le Hamſter. Buff.

The german Marmot. Penn.

Kennzeichen der Art.

Er hat zugerundete Ohren, einen kurzen Schwanz, und zu beyden Seiten des Rückens zwey Vorſtenflecken.

Beſchreibung.

Dieß Thier, das die kalten und heißen Länder vermeidet, wird in Thüringen in großer Menge angetroffen, und thut in Gärten und Feldern großen Schaden. Sein unproportionirter Körperbau verdirbt das gute Anſehen, welches ihm ſein feingezeichneter Balg geben würde.

Er hat einen dicken, kurzen, ſtumpfen Kopf, kurzen Hals, langgeſtreckten dicken Körper, einen kurzen, halbnackten,

ten, nur mit einzelnen langen Haaren beſetzten, Schwanz, und niedrige ſtämmige Füße. Die Größe eines völlig erwachſenen Hamſters beträgt 1 Schuh 2 Zoll, wovon der Schwanz 1 3/4 Zoll lang iſt*), und ſeine Höhe iſt 3 1/2 Zoll. Die Oberlippe iſt ſehr geſpalten, wodurch der Mund ſtets geöffnet iſt, und die vier hervorſtehende Schneidezähne ſichtbar werden. Die untern zwey ſind länger, ſchwächer, und mehr gebogen als die obern. Auf jeder Seite befinden ſich oben und unten drey Backenzähne. Die Kinnladen ſind mit einer weiten Haut überzogen, die inwendig zu beyden Seiten, die ihnen ſo nützliche und bequeme Backenblaſen (Backentaſchen) bildet. Es ſind dies zwey häutige, länglicht eyrunde Säcke, die meiſt 3 Zoll lang, und 1 1/2 Zoll breit ſind, deren äußere Fläche glänzend glatt, und deren innere mit ſchleimigen Drüschen beſetzt iſt, welche die eingepreßten harten und ſpizzigen Körner anfeuchten, damit ſie nicht in die Haut einſtechen, oder dieſelbe ritzen mögen. Zu beyden Seiten des Mundes ſtehen Barthaare, davon die kleinern weiß, und die größern ſchwarz ſind. Dergleichen ungleiche ſchwarze Borſten ſtehen auch drey über jedem Auge, und eine auf jedem Backen. Die Augen ſind klein, rund, hervorſtehend und ſchwarzbraun, in der Mitte zwiſchen der Naſe und den Ohren; die Ohren ſelbſt ſind ziemlich groß, zugerundet, dünn und faſt nackend. Die 1 1/2 Zoll langen Vorderfüße haben 4 Zehen mit einem tiefſtehenden kaum bemerkbaren Daumen, der eine ſtumpfe Kralle hat; die etwas höhern Hinterfüße aber haben 5 Zehen, woran die beyden äußern tief und gegen einander über ſtehen; die Fußſohlen ſind mit vielen Schwülen (Wülſten) beſetzt, und die Nägel ſind lang, ſcharf und

*) Par. Ms.: Körper 10 bis 12 Zoll; Schwanz faſt 2 Zoll.

und fleiſchfarben. Der Nabel iſt kahl, und hat in der Mitte eine haarige Röhre, worin eine unſchlittartige Feuchtigkeit ſich befindet. Am Ende des Rückens hinter der Gegend der Nieren läuft an jeder Seite ein langer haarloſer, nur mit kurzen, ſchmutzigbraunen Vorſten beſetzter Flecken mit dem Rückgrate parallel.

In der Farbe und Zeichnung giebts Verſchiedenheiten; denn man findet zuweilen auch in Thüringen ganz ſchwarze, und weiß; und blaßgelbe mit einem fleiſchfarbenen Augenſtern. Die gewöhnlichen Hamſter aber haben einen bunten Pelz, der einen dunkelaſchgrauen Grund hat, und mit weiſſen, gelben, rothbraunen und ſchwarzen Haaren beſetzt iſt. Der Mund iſt nämlich weiß eingefaßt; von der Mitte des Kopfs bis zu demjenigen Theile des Rückens, der den Hinterſchenkeln gleich iſt, hat er eine haſengraue Farbe, indem die weichen, kürzern, lichtgrauen Haare mit längern einzelnen ſchwarzen Stachelhaaren vermiſcht ſind; die Augen und Ohren ſind mit fuchsrothen Haaren umgeben, und die inwendigen Ohren, die Seiten, der äußerſte Theil des Rückens, die auswendigen Schenkel und der Schwanz haben eben dieſe Farbe; die Kehle, Füße und Schwanzſpitze ſind weiß, unter den äußern Ohrwinkel ſteht ein großer weißer Punkt, und die Seiten ſind mit 3 weißen oder lichtgelben länglicht runden Flecken beſetzt; die Bruſt, der Bauch und die innern Schenkel ſind ſchön ſchwarz. Die Haare ſtehen dicht und feſt und machen einen guten Balg.

Das **Weibchen** hat 8 Säugwarzen, 4 an der Bruſt und 4 am Bauche, iſt immer etwas kleiner, und die hellen Farben des Balges ſind immer bläßer.

Bey-

Beyde Geſchlechter laſſen einen kreiſchenden durchdringenden Ton bey ihren Kämpfen und ſchmerzhaften Empfindungen; ein dumpfigtes Pfauchen aber bey Gefahr und Verfolgung im Zorne von ſich hören.

Die herrſchende Leidenſchafft des Hamſters iſt der Zorn. Er läßt ihm bey Zuſammenkünften mit ſeines Gleichen, nicht nur ſo weit die Oberhand, daß bey dem jederzeit entſtehenden Zweykampf der Tod des einen Kämpfers, wenn er nicht die Flucht ergreift, allzeit erfolgt, und die Speiſe ſeines Ueberwinders wird, ſondern er wird auch ſogar ein grauſamer Peiniger, ja oft der Mörder ſeiner Gattin. Gegen alles, was ihm nicht ausweicht, oder ihn ergreift, ſetzt er ſich zur Gegenwehr, und große und kleine Feldmäuſe, die ſich erfrechen mit ihm anzubinden, und nicht plötzlich die Flucht ergreifen, werden ihm immer zur Beute. Vor Hunden und Pferden erſchrickt er nicht. Wird ihm ein Hund angehetzt, ſo wetzt er durch Aneinanderreiben die Zähne, bläßt ſeine weiten Backen auf, murret zornig, ſetzt ſich auf die Hinterfüße, und empfängt ſo mit grimmigen Beißen ſeinen Gegner, der oft furchtſam und ſchwach genug iſt, zu weichen, und ihm den Sieg zu laſſen. Auch das Pferd iſt ihm nicht zu groß, es anzufallen, wenn ihn der Reuter gereitzt hat. Nicht weniger kühn widerſetzt er ſich auch den Menſchen, die ihn mit dem Stocke angreifen, oder mit dem Spaten ausgraben wollen. — Er wird über 8 Jahre alt.

Aufenthalt. Da des Hamſters vorzügliche Nahrungsmittel Körner ſind, und er nur unterirrdiſche Wohnungen zu ſeinem Aufenthalte wählt, ſo findet man ihn an feſten, ſteinigen, thonigen und ſandigen Orten, in Wieſen, Wäldern, Gebürgen und Sümpfen, und daher in vie-

len

len Gegenden Deutſchlands faſt gar nicht, da hingegen er in andern z. B. einigen thüringiſchen Gegenden, wo guter, fruchtbarer, aus Thon und Sand gemiſchter, nicht zu leichter und nicht zu feſter Boden iſt, ſehr häufig angetroffen wird. Seine Wohnung iſt eine Grube (Bau) unter der Erde, in einer Tiefe von 3 bis 4, und im Winter von fünf bis 10 Schuhen angelegt. Wenigſtens zwey Oeffnungen (Röhren) führen zu derſelben, wovon die eine ſchräg, und die andere ſenkrecht hinunter geht. Jene wird der Auslauf genennt, weil er von hier aus gewöhnlich ins Freye geht, und durch dieſelbe ſcharrt er mit ſeinen Pfoten oder trägt in ſeinen Backentaſchen die Erde und andere Unreinigkeiten weg, welches ein großer aufgeworfener Haufe zu erkennen giebt; dieſe aber heißt das Fallloch, iſt immer nur 1 oder 2 Fuß von jener entfernt, und dient darzu, daß, wenn er mit Beute beladen nach Hauſe kehrt, von Menſchen oder Hunden verfolgt wird, oder ſonſt von weiten etwas für ſich unvortheilhaftes bemerkt, er ſich hinein ſtürzen kann. Dieß iſt auch die Oeffnung, durch welche er in der Erndtezeit, oder ſonſt, wenn das Feld laut wird, den Kopf herausſteckt, und ſich vorhero, ehe er ſeiner Nahrung nachgehet, umſiehet, ob es um ihn herum ſicher iſt, um alsdenn durch die andere Oeffnung ruhig ſeinem Geſchäffte nachgehen zu können. Zwiſchen dieſen beyden Oeffnungen befinden ſich verſchiedene Kammern von der Größe einer Rindsblaſe und drüber, die alle ſchön ausgeglättet ſind, und worunter eine zur eigentlichen Wohnung, eine andere für den Unrath, und die übrigen größern zu Vorrathskammern erbaut ſind. Der Vorrathskammern ſind 3, 4 und 5, je nachdem die Grube ein alter oder junger Hamſter verfertigt hat. Beyde Geſchlechter leben außer der Zeit der Begattung getrennt, und

man

man findet auch einen Unterſchied in ihren Wohnungen. Das Weibchen hat nämlich gewöhnlich in dem Bau, in welchem es niederkommen will, neben ſeiner Neſtkammer, die 1 Fuß und drüber im Durchſchnitt hat, und mit weichen Stroh- und Grashalmen ausgefüttert iſt, nicht mehr als eine Nebenkammer, weil es zur Zeit ſeiner Schwangerſchafft und Niederkunft keine Früchte einträgt, und die Familie, wenn die Jungen groß ſind, auseinander geht, dieſe Wohnung alsdenn entweder leer bleibt, oder von einem Jungen eingenommen, oder von der Mutter für den Winter behalten wird, und es dann noch Zeit genug iſt, mehrere Vorraths-kammern anzulegen. Da das Hamſterweibchen eine Mutter vieler Kinder wird, ſo hat es auch die Natur gelehrt, zu ſeiner Wohnung mehrere Falllöcher zu machen, nicht ſowohl um in Gefahr den Jungen deſto eher zur Hülfe eilen zu können, als vielmehr ſich ſelbſt mit dieſen Jungen ein leichtes Rettungsmittel vor den Feinden durch die Flucht zu verſchaffen. In Gärten ſucht der Hamſter ſeine Wohnung gern tief unter den Wurzeln der Bäume, und in Weinbergen unter alten Weinſtöcken und Mauern aufzuſchlagen.

Die Erſtarrung dieſer Thiere in dieſen Wohnungen, ſo ſich beym erſten Schnee ereignet, und bis zur Entblöſung der Erde in den wärmern Tagen des Märzes dauert, iſt von der Erſtarrung der andern Winterſchläfer verſchieden. Da die letztere die bloße Kälte darzu reitzet, ihren langen Schlaf zu beginnen, ſo bedürfen die erſtern außer dem gehörigen Grad von Kälte auch noch die gänzliche Entfernung der friſchen Luft. Denn man hat die Verſuche gemacht, hat Hamſter in Kaſten, die mit Stroh ausgefüttert waren, der größten Kälte ausgeſetzt, und ſie ſind nicht eher eingeſchlafen,

bis

bis man dieſe Kaſten in die Erde eingegraben, und vor dem Zufluß der freyen Luft verwahrt hat; und eben ſo ſind ſie in der größten Kälte nach und nach aufgewacht, ſo bald ſie nur von der Luft berührt wurden. Licht und Finſterniß tragen hierzu nichts bey. Was die Lage eines betäubten Hamſters betrifft, ſo liegt er auf der Seite, hat die Augen verſchloſſen, den Kopf, welchen die Vorderfüße umfaſſen, unter den Bauch gezogen, und die Hinterfüße vor dem Munde. Er iſt in dieſem Zuſtande kalt, und man bemerkt äußerlich weder Athemholen, noch die ſehr langſame Bewegung ſeines Herzens. Bey ſeinem Erwachen giebt es allerhand artige Auftritte. Anfangs entwickelt ſich die zuſammengepreßte Lage ſeiner Glieder, und er dehnt ſie aus. Bald darauf ſpürt man deutlich ſein Athemholen, er öffnet den Mund, gähnt, und giebt ſolche verdrüßliche, knurrende Töne von ſich, wie wenn es ihm gar nicht angenehm ſey, daß er erwacht wäre. Hierauf öffnet er blinzelnd die Augen, und verſucht ſich zu ſetzen, welches ihm aber erſt nach einigen Verſuchen, bey welchen er taumelnd bald auf die rechte, bald auf die linke Seite fällt, gelingt. Nun wagt er es auch, ſich aufzurichten, und auf ſeine 4 Beine hinzuſtellen; es gelingt ihm, und er dehnt ſich, und holt ſauer, ſauer Athem. Endlich fängt er auch an erſtlich herum zu wandern, dann herum zu laufen, und zuletzt ſich zu putzen, zu ſtreichen und ſeine Nahrung zu ſuchen, und iſt ſo, in etlichen Stunden und weniger, ganz der böſe und thätige Hamſter wieder, der er vorher war, ehe er einſchlief.

Nahrung. Die Hamſter verachten keine Koſt. Sie freßen Fleiſch, Gras, Wurzeln, Saamen, Getraide, ſchalige und fleiſchige Baumfrüchte; beſonders nähren ſie ſich

 im

im Frühjahr von Wurzeln, Kräutern, grüner und ausgeſäe=ter Saat, und im Herbſte von allerley Arten von Körnern. Sie gehen am Tage und in der Nacht, vorzüglich aber in der Abend= und Morgendämmerung ihrer Nahrung nach. Im Herbſte pflegen ſie eine anſehnliche Menge Nahrungs=mittel in ihre Vorrathskammern einzutragen. Dieß geſchieht in ihren Backentaſchen, welche ſie durch die Vorderpfoten ſo gedrängt voll ſtopfen, daß man oft Alten begegnet, die zwey händevoll Körner in dieſen Säcken tragen. Um ſie auszu=leeren, drücken ſie mit den Vorderfüßen an das hintere Ende jeder Blaſe, und ſtreichen die Früchte ſo vorwärts heraus. In dieſem Zuſtande, da ſie die Backen voll haben, können ſie weder geſchwind laufen, noch ihr Gebiß brauchen, und man kann ſie jetzt, wenn ſie nicht Zeit gewinnen, ihre Bak=ken leer zu machen, ohne Schaden mit den Händen fangen. Iſt man aber nicht hurtig genug, ſo ſuchen ſie dieß Hinderniß wegzuräumen, ſetzen ſich auf die Hinterfüße, fletſchen die Zähne, ziſchen und murren, ſpringen nach Geſicht und Hän=den und wehren ſich tapfer durch ihr ſcharfes Gebiß. Der Vorrath, den ſie in ihre Winterkammern einſammlen, iſt ver=ſchieden, je nachdem die Früchte in der Gegend, die ſie be=wohnen, verſchieden ſind. Bewohnen ſie Gärten, ſo tragen ſie Stücken Wurzeln, Mohnkapſeln, Bohnen, Erbſen, Obſt ꝛc. ein; bewohnen ſie aber Felder, ſo ſammlen ſie ſich einen Vor=rath von Korn, Waitzen, Gerſten, Wicken, Linſen, Lein=knoten, Hafer, Kartoffeln ꝛc. ein. Die Liebe zur Ordnung und Reinlichkeit, die man dieſen Thieren in ſo hohem Gra=de zugeſchrieben hat, iſt nicht ſo groß, beſonders bey den jungen. Dieß lehrt die Erfahrung bey den Gartenhamſtern, die alles, wie ſie es antreffen, gemengt nach Hauſe in ihre Kammern tragen. Trifft man bey alten Feldhamſtern zuwei=

len

len dieſe Ordnung an, daß alle Getraidearten in abgeſonderten Zellen liegen, ſo kömmt dieß daher, weil ſie von den verſchiedenen Getraidefeldern, ſo wie ſie reif und von den Menſchen eingeerndtet werden, nach und nach ihren Vorrath eintragen. Sie fügen denſelben dicht zuſammen, preſſen auch die weich gewordenen Mohnköpfe dicht in einander, und beißen die Keime, die etwa an den Getraidearten ausſproßen möchten, ab. Dieſe eingeſammleten Früchte gehen ſie nicht leicht eher an, als bis ihnen das weite Feld ihr Futter verſagt, genießen ſie dann ſo lange, bis ſie ihr feſter Winterſchlaf überfällt, und das, was übrig bleibt, zehren ſie bey ihrem Erwachen vollends auf. Wenn ſie ihre Speiſen genießen wollen, ſo ſetzen ſie ſich mehrentheils auf die Hinterfüße, bringen ſie mit den Vorderfüßen zum Mund, wie die Eichhörnchen, und hülſen die Körner vorhero künſtlich aus. Sie trinken wenig, ſind aber oft, wenn der Durſt zu heftig wird, ſo uneckel, ſich ſelbſt auszuſaufen.

Fortpflanzung. Die Hamſter begatten ſich öfters des Jahrs zweymal, und zwar das erſtemal zu Anfang des Frühlings am Ende des Märzes, und den ganzen April durch, und zum zweytenmal zu Ende des Junius. Da bisher Männchen (Ramler) und Weibchen (Betze) von einander abgeſondert gelebt haben, ſo beſuchen ſie ſich nun wechſelsweiſe, lieben ſich zärtlich, ja vertheidigen ſich einander, da ſie außer dieſer Zeit grauſam genug ſind, einander zu mißhandeln, ja gar zu töden. Sie begegnen ſich entweder nur vor ihren Höhlen, pflegen der Liebe, und trennen ſich wiederum, oder halten ſich auch einige Tage zuſammen in einer Höhle auf. Das Männchen beſucht oft zwey Weib-

chen oder zwey Weibchen beſuchen ein Männchen, allein zwey Männchen dürfen nicht bey einem Weibchen zuſammentreffen, denn geſchieht dieß, ſo entſtehen blutige Gefechte, die ſich nicht anders, als mit der Flucht, oder dem Tode des ſchwächern Theils endigen können. Sobald ſich das Weibchen ſchwanger fühlt, ſo geſchieht die Trennung wiederum, und zwar mehrentheils im Zank, und ſo oft ſich nachher beyde Gatten einander begegnen, ſo betragen ſie ſich eben ſo feindſelig, als wenn ſie ſich immer fremd und feind geweſen wären. Die Zeit der Schwangerſchafft dauert faſt 5 Wochen, und ein altes Weibchen gebiert 6 bis 16 Junge, und ein junges 3 bis 6, die nackend, blind, und mit Zähnen zur Welt kommen. Die Mutter ſäugt und ernährt ſie nicht länger als 3 Wochen, und liebt ſie nicht ſo zärtlich, wie andere Mütter, denn wenn ihre Jungen in Gefahr gerathen, ſo ſtellt ſie ſich nicht ſo verwegen, wie ſonſt, zur Wehre, ſondern ſucht ſich, ſobald ihr der Feind zu ſtark ſcheint, entweder durch die Flucht zu retten, oder vergräbt ſich in ihre Höhle, verſtopft den Eingang, ſo wie ſie ſich weiter verkriecht, und verläßt auf dieſe Art ſtiefmütterlich ihre Kinder *). Nach den erſten 14 Tagen fangen die Jungen ſchon um den ſchiefen Eingang ihrer mütterlichen Wohnung an ſo viel Löcher, als ihrer ſind, zu graben, nach 3 Wochen aber werden ſie völlig ausgeſtoſſen, müſſen allein für ihren Unterhalt ſorgen, und ſich eigene Wohnungen bauen. Die Kinder aus dem erſten Wochenbette begatten ſich noch in demſelben Jahre, und bringen wäh-

*) Dieß iſt ein Zug in der Geſchichte dieſes Thieres, der uns in Verbindung mit der Vermehrung, dem Nutzen und Schaden deſſelben zu manchen Betrachtungen über die Weisheit des Schöpfers der Natur Anlaß geben kann.

während der Erndte ihre Jungen. Wegen dieſer großen und ſchnellen Vermehrung darf man ſich nicht wundern, wenn zuweilen im gothaiſchen Lande, deſſen dritter Theil doch kaum von dieſen ſchädlichen Thieren heimgeſucht wird, in einem Jahre etliche dreyßig tauſend ſind gefangen, und dieſer Abgang das folgende Jahr doch kaum iſt geſpürt worden. Die Jungen laſſen ſich zähmen, wie wohl ſchwer, weil ſie ihre unbändige Leidenſchafft, der Zorn, niemals verläßt. Auch ſchaden ſie gezähmt, indem ſie alles benagen, was ihnen vorkommt. In Gegenden, wo ſie unbekannt ſind, werden ſie, wie die Murmelthiere für Geld gezeigt.

Feinde. Sie ſind den Verfolgungen der **Wieſel, Marder, Iltiſſe, Füchſe, Katzen, Eulen** und **Mäuſefalken** ausgeſetzt, und eine Art großer **Milben** zerbeißt ſie zuweilen ſo ſehr, daß ſie räudig werden und ſterben. Auch wohnen **Bandwürmer** in ihnen.

Fang und Vertilgung. Die gewöhnliche und nützliche Art ſie auszurotten, iſt das **Ausgraben**, welches im Herbſte von den ſogenannten Hamſtergräbern, die eine Zeitlang ihre Nahrung davon haben, geſchieht. Der Hamſter verſucht dabey verſchiedene Kunſtgriffe ſeinem Verfolger zu entgehen. Sobald der Gräber dem Wohnzimmer nahe kommt, ſo dreht er ſich anfangs blos in demſelben herum, und wühlt alle Zugänge zu, und da iſt der ſchicklichſte Zeitpunkt ihn tod zu ſchlagen; läßt er ihm aber Zeit und öffnet die Grube, wo er ſich aufhält, ſicher, ſo kömmt er unverſehens hervor, ſpringt ihm nach Geſicht und Händen, und wo er einbeißt, hängt er ſich ſo feſt ein, daß er ſich lieber todſchlagen, als loßfahren läßt, oder gräbt ſich in einer Zeit von 5 Minuten 3 bis 4 Ellen weiter in der Erde von

ſeiner eigentlichen Wohnung, und verſtopft den Gang ſo gut, daß er ſchwer zu entdecken iſt. Die Hamſtergräber bekommen ihre Mühe reichlich belohnt, da ſie nicht nur oft einen Vorrath gutes und ſchönes Getraide von 1 Centner und drüber finden, ſondern auch den Balg, und wenn ſie wollen, auch das Fleiſch nützen können *). — Man hat noch verſchiedene Methoden dieſes ſchädliche Thier zu vertilgen.

Vor der Erndte, ehe ſie ihre Nahrung häufig finden, kann man ſie leicht in **Töpfen** fangen, die man etliche Schritte von ihrem Bau entfernt in die Erde gräbt, auf welche eine ſchwere ſteinerne Platte eingepaßt iſt. Man nimmt ein Holz, wie eine Gabel geſtaltet, und ſtellt den Stein mit dieſer Gabel, an deren ſpitziges Ende man ein Stückchen Brod geſteckt hat, ſo auf, wie man Mäuſefallen aufzuſtellen pflegt, daß nämlich bey Berührung des Brods die Platte den Topf und den Hamſter verſchließt. Dieſen zu locken, kann man von ſeinen Röhren bis zum Topf etliche Stückchen Brod ſtreuen. Dieſe Fallen fangen ſehr leicht und gewiß.

Man hat auch eine Maſchine erfunden, welche aus einem ſtarken Blaſebalg beſteht, in deſſen Röhre eine Kapſel von durchlöchertem Eiſenblech angebracht iſt. In dieſe werden kleine leinene Läppchen, die in Schwefel getaucht ſind, gelegt und angezündet. Hierauf wird die Röhre des Blaſebalges in den Bau geſteckt, und der Schwefeldampf in alle Gänge deſſelben verbreitet. Sobald der Bau mit Rauch angefüllt

*) Die Obrigkeit hat nöthig auf die Hamſtergräber ein wachſames Auge zu haben, indem ſie oft nur das Getraide wegnehmen und die ſchädlichen Hamſter laufen laſſen, um das folgende Jahr wieder erndten zu können, wo ſie nicht geſäet haben.

gefüllt iſt, wird die Maſchine aus der Oeffnung genommen, und dieſe mit Erde feſt verſtopft. Der Hamſter muß in dieſem Dampfe erſticken.

Auf Aeckern, wo das Waſſer nicht weit herbey zu holen iſt, kann man ihn noch leichter vertilgen. Man verſtopft die Falllöcher, und gießt durch den ſchiefen Eingang ſo viel Eimer Waſſer in die Grube, daß er, durch das Waſſer verjagt, herausgekrochen kömmt, wo man ihn leicht töden kann. Hierbey iſt zu beobachten, daß man nicht nachlaſſen darf, einzugießen, wenn gleich anfangs die Höhle gefüllt zu ſeyn ſcheint; denn ſo bald er Waſſer ſpürt, macht er einen Damm vor den Eingang, welcher aber leicht eingeſchwemmt wird, wenn man fortfährt einzugießen. Nur zuweilen gelingt es ihm der Fluth zu entgehen, indem er ſich nämlich ſenkrecht und dann wieder wagerecht in der Erde fortgräbt, den Gang feſt verſtopft, und dadurch verurſacht, daß wegen des Winkels, das Waſſer ſtehen bleibt, und ihn nicht erreicht.

Noch eine andere Art, dieſe Thiere auszurotten, iſt, wenn man Kügelchen aus ſchönem weißen Waizenmehl und pulveriſirten weißen Nieswurzblättern mit Honig vermiſcht, bereitet, trocknet, und in die Löcher wirft. Nach etlichen Tagen kann man die Höhlen zuſcharrren, und man wird bemerken, daß ſie nie wieder aufgeſcharrt werden, und alſo die Bewohner getödet ſind. Eben dieſe Wirkung thun Brod- und Rübenwürfelchen mit Arſenik beſtreut, in ihre Höhlen geworfen. Ferner im Frühjahr für etliche Groſchen Mercurium ſublimatum gekauft, zerdrückt und im Waſſer eine halbe Stunde gekocht, alsdenn Gerſte hinzu gethan, ſo viel, daß ſie völlig bedeckt wird; des andern Tages in jedes Ham-

ſterloch einen Theelöffel voll gelegt, ſo werden die Bewohner deſſelben in etlichen Stunden tod ſeyn.

Die Natur hilft auch gewöhnlich alsdenn ſelbſt, wenn ihre Vermehrung ſo ſtark iſt, daß ſie eine Landplage werden könnten. Eine trockne und kurze Erndte, wo ſie das Einſammeln verſäumen, oder nicht genug einſammeln können, und ein anhaltender, langer, abwechſelnder Winter macht, daß ſie in ihren Löchern hungers ſterben müſſen.

Nutzen. Der Schaden, den ſie an Feld- und Gartenfrüchten thun, ſcheint ihren bekannten Nutzen weit zu überwiegen. Sie dienen den Wieſeln, Iltiſſen, Mardern, Füchſen, Eulen und Habichten zur Speiſe, und können auch von Menſchen gegeſſen werden. Ihr Balg könnte als Pelzwerk weit mehr benutzt werden, als bishero geſchehen iſt. Die Felle, welche im Frühjahre, wenn ſie nach ihrem Winterſchlaf wieder ausgehen, ihre vorzügliche Güte haben, ſind ſchön und dauerhaft. Das Stück koſtet aber doch nicht mehr, als 3 und 4 Pfennige. Der Kürſchner wirft den unterſten Theil des Bauchs bis auf einen kleinen ſchwarzen Streif an jeder Seite des Rückens als unnütz weg. Es werden allezeit 60 Felle zuſammengeneht, und zwey Schock werden unter dem Namen eines Sackes für 3 bis 4 Reichsthaler von ihm verkauft.

Schaden. Die Hamſter ſchaden den Getraidefeldern unter allen Thieren am meiſten. Man findet oft in einem Hamſterloche 1 Centner Früchte, an Erbſen, Wicken, Gerſte, Hafer, Waizen, Rocken, Leinknoten u. d. g., und von dieſen Getraidearten ſuchen ſie allzeit das beſte aus, und tragen es ein. Auch die grüne Saat zehren ſie ab. Man berechne

rechne hieraus den Schaden, wenn in einem kleinem Bezirk um Gotha herum zuweilen in einem Herbſte 30000 Hamſter ſind ausgegraben und getödtet worden!

Ihre zornigen, geifernden Biße verurſachen auch oft ſchwer zu heilende Wunden; daher man ſagt, daß die Hamſter giftig wären.

Verſchiedene Abweichungen und Benennungen. Man findet zuweilen in Thüringen ganz ſchwarze mit weißem Munde und Füßen, ſchwarze auf dem Rükken mit großen weißen Flecken gezeichnete, weiße mit ſchwarzen Flecken und weiße, oder weißgelbe mit einem rothen Augenſtern, Kackerlacken.

Außer dem Namen Hamſter, wird dieſes Thier auch Hamſtermaus, große Feldmaus, Straßburgiſches Murmelthier, Kornhamſter, Kornferkel, Grentſch, Grutſchel, (Erdwolf) Krietſch genennt.

Vierte Familie.

Alpenmäuſe, Murmelthiere.
Mures alpini, ſoporoſi.

Kennzeichen.

Ihr Körper iſt groß, dick, der Kopf ſtumpf und groß, die Ohren klein oder fehlen. Die Zähne ſind groß, nicht ganz bedeckt, und haben eine keilförmige Schärfe; oben 5, und unten 4 Backenzähne auf jeder Seite. Der Schwanz iſt kurz und haarig. An den Vorderfüßen ſind 4 Zehen und ein ſehr kurzer Daumen, an den Hinterfüßen 5. Die Schlüſ-

ſelbeine ſind vollkommen. Sie wohnen unter der Erde, graben, klettern, nähren ſich von Wurzeln und Körnern, verrichten ihre Geſchäfte am Tage und erſtarren im Winter. Zwey Arten.

1. Das Murmelthier.

Mus Marmotta. Lin.

La Marmotte. Buff.

The alpine Marmot. Penn.

(Tab. XI. Fig. 1.)

Kennzeichen der Art.

Ohren und Schwanz ſind kurz und langhaarig.

Beſchreibung.

Das Murmelthier trifft man in Oeſtreich und Tyrol an, und die Länge ſeines Körpers iſt gegen 1 Fuß 8 Zoll des Schwanzes 6 3/4 Zoll *), ohne das Haar an der Spitze deſſelben, und es wiegt 6 bis 9 Pfund.

Der Kopf iſt dick und wird von dem ſitzenden Thiere öffters etwas aufwärts getragen. Die Schnauze iſt dick und ſtumpf; die Oberlippe geſpalten, und bis an die Naſe aufwärts gefurcht. Die Vorderzähne ſind mit einer abgerundeten Spitze verſehen, und pommeranzenfärbig. Die Augen ſind von mäßiger Größe und ſtehen in der Mitte zwiſchen Naſe und Ohren, doch dieſen ein wenig näher. Auf jedem Auge und Backen ſteht eine Warze mit längern und kürzern Borſten. Die Ohren ſind kurz, rund, haarig, und in den Haaren verſteckt. Das Haar auf und hinter den Backen iſt vorzüglich lang, daher die dicken Backen. Der Körper iſt kurz, dick, mit flachem breiten Rücken, und einer ſchlaf-

*) Par. Ms.: 18 Zoll; Schwanz 6 Zoll.

ſchlaffen Haut umgeben, die ſackförmig nach den Füßen her- unterläuft. Eine Haarnath läuft von der Kehle über die untere Seite des Leibes bis an den After. Der Schwanz ſteht gerade aus, und iſt langhaarig. Die Füße ſind kurz und haben lange kahle Fußſohlen, weil das Thier auf den Ferſen geht. Der Daumen an den Vorderfüßen iſt kegel- förmig, und mit einem rundlichen undeutlichen Nagel ver- ſehen. Die Klauen der übrigen Zehen ſind ziemlich lang, gebogen, ſpitzig, oben einigermaßen flach; die an den Hinter- füßen kürzer, als die vordern.

Der Kopf iſt auf dem flachen Scheitel mit angedrückten ſchwarzen und darzwiſchen durchſtechenden weißgrauen Haa- ren bedeckt. Die Spitze der Schnauze iſt gelblich weißgrau; die Bartborſten ſchwarz. Die Ohren haben graue und weiße Haare, und hinterwärts kurze ſchwärzliche Bürſtchen. Der Hals und Rücken ſind oben weißgrau, ſchwarz und weißgelb melirt; die Seiten des Halſes und Leibes hinter den Vor- derfüßen bräunlich gelb; etwas dunkler das Ende des Leibes hinter den Hinterfüßen; noch dunkler Kehle, Bruſt und Bauch; die Vorderbeine äußerlich, wie die Mitte des Rük- kens; die Hinterbeine, wie die Seiten des Halſes; die Füße oben auf ſchmutzig weißgelblich; der Schwanz lichtbraun mit ſchwarzbraun melirt und an der Spitze ganz ſchwarzbraun.

Sie leben in großen Geſellſchafften, um ſich, da ſie un- bewehrt ſind, bey Gefahr zu ſichern, und lieben den Son- nenſchein gar ſehr, indem ſie ſich ſtundenlang ſönnen. Ehe ſie ſich legen, und auch wenn ſie weiden wollen, richten ſie ſich allzeit auf den Hinterbeinen in die Höhe, und ſchauen ſich um; das erſte, das jemanden erblickt, giebt der ganzen Geſellſchafft ein warnendes Zeichen mit einem durchdringen-

den

den ſcharfen Pfiffe, die andern antworten alle durch das nämliche Zeichen, und alle nehmen ſtille alsdenn die Flucht. Aus der Anzahl, der auf einander folgenden Pfiffe wiſſen die Jäger, wie groß die Anzahl dieſer Thiere in einer Gegend iſt. Eben wegen ihrer großen Wachſamkeit ſind ſie, wo viele beyſammen ſind, nicht leicht zu erſchleichen, denn da wacht immer das eine oder das andere und zwar auf einer gewiſſen Anhöhe. Sie müſſen ein überaus ſcharfes Geſicht haben. Sie erzeigen ſich gegen kein Thier feindſelig; wenn ſie verfolgt werden, ſo fliehen ſie, und ändern, um ſicher zu leben, wohl gar ihren Wohnort, ſo daß ganze Familien von einem Berge zum andern ziehen. In die Enge getrieben, ſetzen ſie ſich aber gegen Menſchen und Thiere zur Gegenwehr, und beißen und kratzen gewaltig. Wenn ſie ſpielen, murren ſie, wie junge Hunde. Sie leben 9 bis 10 Jahre.

Aufenthalt. Das Vaterland dieſer Thiere ſind die hohen Alpen Europens und Aſiens. Sie bewohnen nur die höchſten Gebirge, wo kein Holz mehr wächſt, und wo gewöhnlich weder Menſchen, noch Heerden zahmes Vieh hinkommen. Vorzüglich wählen ſie durch ſteile Felſen abgeſchnittene freye Plätze und die kleinen engen Thäler, welche die ſteilen Gebirge und nadelförmigen Felſenſpitzen zwiſchen ſich laſſen, zu ihrem Aufenthalte. Sie ziehen durchaus die weſtliche und ſüdliche Seite, die der Sonnenwärme am meiſten genießt, den andern vor, und vermeiden mit Sorgfalt alle feuchten Plätze, ob ſie gleich eine friſche Quelle in der Nähe ſehr lieben. Es halten ſich, wie ſchon oben angemerkt worden, von dieſen Thieren allzeit eine Menge zuſammen, welche eine einzige Familie ausmachen. In der Gegend ihres Aufenthalts ſieht man zwar allemal viele Löcher und

Höh=

Höhlen, beſonders unter Steinen und kleinen Erdhöhlen, deſſen Gänge gegen den Berg gerichtet, bald gerade hinein, bald wieder abwärts gehen, beſonders, wo der Boden nicht ſehr ſteil iſt, bald ſich wieder aufwärts ziehen, oft hin und herlaufen, und ſich zuweilen auf beyden Seiten vertheilen. In einer ziemlich weitläuftigen Gegend aber, und meiſtens in dem ganzen Bezirke ihres Aufenthalts, iſt nur eine einzige Höhle, die eigentliche Winterwohnung, welche mehrentheils nur aus einer einzigen Röhre, und aus der eigentlichen Höhle beſteht, die wie ein Backofen ausſieht, welche die Landleute vor ihren Häuſern haben. Darin liegen die Thierchen, ſo viel ihrer ſind, ringsherum, eins an dem andern, und jedes zuſammengerollt. Die Höhle iſt ſehr glatt, und man findet nicht viel Erde vor der Mündung derſelben aufgeworfen; denn ſie verſtehen die Kunſt, die losgekratzte Erde mit ihren vordern breiten Pfoten nicht nur hinter ſich zu werfen, ſondern in dem Baue gleichmäßig zu vertheilen, und feſt zu ſchlagen. Dieſe Winterhöhle iſt außer dem Zugange gänzlich verſchloſſen, und die Fluchtgänge, wenn ſich welche finden, ſind nur was zufälliges, nichts nothwendiges und entſtehen wohl erſt während dem Nachgraben der Menſchen, wenn einige Thiere wach werden, und ſich zu retten ſuchen. Einen eignen Abtritt haben ſie gewöhnlich nicht neben ihrer Winterbehaußung, weil ſie ihn nicht nöthig haben, da ſie nichts mehr freßen, wenn ſie das Winterquartier beziehen; jedoch mögen ſie ihn vielleicht alsdenn nöthig haben, wenn ſie im Frühjahr bey noch liegendem Schnee aufbrechen, und die Sommerhöhlen noch nicht beziehen können. Die andern Röhren ſind nur ſogenannte Sommerröhren, theils auch kleine Fluchtlöcher, wo man das Ende mit dem Arm oder Stock erreichen kann. Jedennoch ziehen ſich

einige

einige Sommerhöhlen auch ſehr weit hinein, ſind aber inwendig nicht breiter als die Zugänge ſelbſt, deren oft mehrere ſind. Zu Fluchtröhren brauchen ſie auch Klüfte unter Felſenſenſtücken und Steinen. In den Sommerhöhlen findet man niemals Heu, und ſie ſind ſchon äußerlich von den Winterwohnungen ſehr leicht zu unterſcheiden. Man findet nämlich vor dieſen Sommerwohnungen viel Erde aufgeworfen, welche jährlich, ſo wie die anwachſende Familie mehrere Kammern nöthig macht, zunimmt. In einigen dieſer Kammern liegt auch viel Koth, und es ſcheint, daß ſie dieſelben zu bloßen Abtritten brauchen. Auch findet man im Auguſt und September vor den Eingängen der Winterwohnungen etwas Heu liegen, von welchen ſich vor den andern Höhlen nie eine Spur zeiget, und zu Anfang des Octobers ſind die Mündungen derſelben feſt verſchloſſen, welches ein ſicheres Zeichen iſt, daß ſich die Thiere nun wirklich einquartirt haben. Die Weite der Mündungen und Röhren iſt kaum ſo groß, daß eine Fauſt eindringt, und es iſt kaum begreiflich, wie die Thiere hindurch können. Sie graben ſehr ſchnell und weichen aufſtoſſenden Hindernißen, als Felſen und Steinen geſchickt aus. Die Mündung des Hauptganges iſt 2 bis 6 Schuh hinein feſt von innen mit Erde, Steinen, Sand, Leimen und Gras ausgemauert, worunter ſich oft 1 Fuß lange Steine befinden. Die Länge dieſer Röhre iſt nicht immer gleich; oft muß man 2 bis 5 Klaftern weit hinein 1/2 bis 2 Klaftern tief graben, ehe man zu ihrem Bette kommt; oft geht es weder weit, noch tief hinein. Das Winterlager ſelbſt iſt eine runde oder eyrunde 3 bis 7 Fuß im Durchmeſſer habende Höhle, größer und kleiner nach dem Bedürfniß ihrer Familie und nach Zulaßung des Bodens eingerichtet. In dieſer liegt dürres aber rothes Heu in Menge, und die

Thiere

Thierchen hart an einander, mit dem Kopf gegen den Hintern gekehrt, und man ſagt, mit der Naſe im After, oben auf dem Heu, ganz kalt, und in ſolcher Erſtarrung und Erkältung des Bluts, daß ſie ohne Leben und Athem zu ſeyn ſcheinen. Man findet 2 bis 14, am öfterſten aber 5 bis 9 zuſammen. Sonſt hat man auch wohl in eben derſelben Höhle 2 Neſter und 2 Familien angetroffen. Das Heu tragen ſie im Munde in die Höhle, faſſen es ſo, daß es wie ein Knebelbart ausſieht, und ſtreichen das, was locker iſt, mit den Vorderpfoten ſorgfältig ab; ſie laden es alſo einander nicht auf den Bauch, und laſſen ſich auf dem Rücken zur Höhle ſchleppen, und ſcharren es auch nicht blos allein vor der Mündung ihrer Behauſung zuſammen, wie man ſonſt geglaubt hat. Dieß ſieht man auch daher, weil die zahmen, wenn ſie ſich ein Winterlager bereiten wollen, ſich mit allen, was ſie finden, mit Tüchern, Lumpen, Laub, Stroh ꝛc. den Mund voll ſtopfen, und es zuſammen ſchleppen. Dieß Heumachen geſchieht in den ſchönſten Tagen des Auguſts, und ſie verwechſeln es vermuthlich alle Jahre mit neuem, weil man viel Heu unter dem Auswurfe des Baues findet, der ſich jährlich vergrößert. Von demſelben freßen ſie aber im Winter nichts.

Sie beziehen ihre Winterquartiere nach der Verſchiedenheit der Gegenden und des Jahrgangs nach Michaeli bis in den Weinmonat, und kommen eben ſo zu Ende des Märzes oder im April wieder hervor. Sie liegen alſo 5 bis 6 Monate in Erſtarrung. Es darf, wie beym Hamſter, keine äußere Luft zu ihnen dringen, wenn ſie erſtarren ſollen; das ſieht man aus der genauen Verſtopfung des Eingangs, welche ſie von innen nach außen zu verrichten. Bey ihrem Auszuge

ſtoßen

ſtoßen ſie auch den Pfropf nicht nach außen heraus, welches auch nicht möglich ſeyn würde, ſondern ſie nehmen nach und nach die Erde, Steine, das Heu u. d. g., woraus er beſteht, von der Seite hinweg. Wenn man ſie an die Wärme oder Sonne bringt, ſo fangen ſie nach wenig Minuten an zu ſchnarchen, und bewegen ſich taummelnd hin und her. In warmen Zimmern kann man ſie den ganzen Winter über wachend erhalten; doch wollen ſie darzu, und zum Freßen, wenn ſie erſt aus der Erſtarrung kommen, gezwungen ſeyn. Nach ihrem Erwachen im Frühling begeben ſie ſich in die mittlere Gegend der Gebirge, um daſelbſt ihre Nahrung zu ſuchen; aber bey herannahenden Sommer ſteigen ſie wieder in die Höhe um der Einſamkeit zu genießen. Im Herbſte, ehe ſie einſchlafen, ſind ſie ſehr fett, und im Frühjahr, wenn ſie erwachen, gewöhnlich ſehr mager. Im Sommer fliehen ſie bey Ungewitter und Regen oder Gefahr allzeit in ihre Höhlen, und verlaſſen ſie nur an ſchönen Tagen, ohne ſich jedoch weit davon zu entfernen.

Nahrung. Ihre Nahrung beſteht aus Kräutern und Wurzeln, und aus dem zärteſten und kräftigſten Graſe. Sie ſollen beſonders das kräftige Muttern (Phellandrium Mutellina L.), Alpenwegrich (Plantago alpina L.), Bärenklau, Genipi (Achillea moſchata. L.), Alpenſinau (Alchemilla alpina), Zweyweibige Grindwurz (Rumex digynus), Alpendorant (Antirrhinum alpinum), Alpenklee (Trifolium alpinum), Alpenſternblume (Aſter alpinus) lieben. Die gezähmten aber genießen allerhand Speiſen, Fleiſch, Obſt, Brod, Wurzeln, Milch und Butter, beſonders Mandeln, Nußkerne, rohe Kaſtanien, Roſinen, getrocknete Zwetſchen u. d. g. Im Frühjahr, wenn noch Schnee liegt,

müſ-

müſſen ſie ihr Futter weit ſuchen. Mit der Morgendämmerung gehen die alten Murmelthiere aus ihren Löchern und fangen nach Aufgang der Sonne an zu weiden, und weiterhin laſſen ſie auch die Jungen heraus gehen. Dieſe ſpringen dann nach allen Seiten herum, jagen einander, ſetzen ſich auf die Hinterfüße und bleiben in dieſer Stellung gegen die Sonne gerichtet, mit der Miene eines außerordentlichen Wohlbehagens, lange Zeit ſitzen. Alle, jung und alt, ſetzen ſich, ehe ſie anfangen das Gras zu ihrer Nahrung abzumachen, auf ihre Hinterſchenkel in einen Kreis herum, und drehen ihre Köpfe nach allen Seiten. In der heißeſten Jahrszeit, und ehe ſie den Winterſchlaf beginnen, ſieht man ſie um die nahen Quellen, und die Jäger wollen ſie auch an den Salzlecken bemerkt haben. Sie ſaufen nur höchſt ſelten, und wenn ſie es thun, ſo recken ſie den Kopf in die Höhe, wie die Gänſe, wenn ſie ſaufen, und drehen ſich ſogleich aus Furcht nach allen Seiten um. Ihr Magen und ihre Gedärme ſind im Winter ganz leer, wie ausgewaſchen. Dieß findet man ſchon ehe ſie ſich ſchlafen legen; denn ſie ſollen wirklich, ſobald ſie den erſten Froſt empfinden, ſo viel und lange Waſſer trinken, bis es klar und rein wieder von ihnen abgeht. Der Magen iſt daher zu dieſer Zeit ſehr klein und wie zuſammen geſchrumpft.

Fortpflanzung. Sobald ſie erwachen, ſind ſie munter, ſcherzhaft, luſtig, und fangen an ſich zu begatten, welches alſo gewöhnlich im April und May geſchieht. Sie tragen ohngefähr 4 bis 6 Wochen, und bringen nur einmal des Jahrs 2 bis 4 Junge in den weichen Winterhöhlen zur Welt, die im Junius ſchon gefunden werden, und im Julius ſchon ziemlich hurtig herum laufen können. Die Mütter bewachen

ſie fleißig. Sie laſſen ſich jung zähmen, lernen allerley poſſierliche Stellungen, tanzen, und auf dem Wink ihrer Herrn gehorchen. Sie fallen die größten Hunde an, wenn ſie gereitzt werden, und beißen ſie; freßen in aufrechter Stellung; klettern auf Bäume; ſteigen an nahe zuſammenſtehenden Mauern hinauf, und die Savojarden richten ſie ab, an einen Stock zu gehen, und in den Schornſteinen hinauf zu ſteigen.

Fang und Jagd. Wenn die Murmelthiere zahm gemacht werden ſollen, ſo werden ſie ganz jung **gehaſcht**, wenn ſie von den Müttern aus der Höhle geführt werden.

Geſchoſſen können ſie nur werden, wenn man ſich vor Tages Anbruch vor ihnen ins Gebüſch, oder hinter eine trockene Mauer, die man von Steinen zu dieſer Abſicht erbauet, den Wind entgegen, verſteckt hat. Man muß aber die Schildwache zn erlegen ſuchen, ſonſt pfeifft dieſe den andern und man wartet vergeblich auf ihre Wiederkunft.

Der Fang durch das **Ausgraben** iſt aber der angenehmſte und nützlichſte, wenn er zur rechten Zeit geſchehen kann. Hierbey ſondirt man von Zeit zu Zeit mit einem Stock den Gang der Röhre zur Winterwohnung, welche man ſich ſchon frühe bemerkt und beſteckt hat. Man gräbt ſie gemeiniglich auf St. Gallustag, und man kann ſie, wenn ſie 3 Wochen oder 1 Monat ſchon gelegen haben, leicht wegnehmen, da ſie alsdenn alle auf ihrem Bette erſtarrt liegen. Kömmt man aber zu frühe, ehe ſie ganz ſchlafen, ſo verfehlt man meiſt ſeinen Zweck, indem ſie ſich während des Grabens auf der andern Seite Ausgänge verſchaffen, oder ſich verſtecken. Hier wird den Gräbern auch oft ein Arm voll Heu zur Beute, womit ſie Lämmer und Ziegen füttern können.

Man

Man ſtellt auch Steinplatten, welche man mit Sprenghölzern, wie die Mäuſefallen, aufſtellt, vor die Mündung ihrer Sommerhöhle, bedeckt die Fluchtlöcher, und ſie werden von dem Stein, wenn ſie an das Stellholz ſtoſſen, erſchlagen. In einigen Gegenden werden ſie von den Landleuten, die Liebhaber der Jagd ſind, mit Hunden aufgeſucht, und in Fallen oder Schlingen, die man vor ihren Höhlen anbringt, gefangen.

Nutzen. Das Fleiſch iſt hart und ſchwer zu verdauen; doch eßen es die Schweitzer gekocht und gebraten mit Kohl ſehr gern. Es ſoll wie Schweinefleiſch ausſehen und ſchmecken, und ihm ſein beſonderer Geruch durch ſtarke Gewürze leicht benommen werden können. Gegen den Winter iſt es ſehr fett. Aus den Keulen macht man eingepöckelt und geräuchert kleine gute Schinken.

Der Balg iſt ein guter Futterpelz, und giebt roh oder ſchwarz gefärbt Müffe und allerhand Gebräme.

Das Fett dient ſtatt des Oels in Lampen, und die Bergbewohner bedienen ſich deſſelben zu einer Arzeney wider viele Krankheiten.

Sie ſollen Wetterpropheten ſeyn, und durch ihr Pfeiffen die Veränderungen des Wetters anzeigen. Wenn ſie die Bewohner der ſchweizeriſchen, tyroliſchen und italieniſchen Alpen, nicht auf den Bergen herum ſpielen ſehen, ſo halten ſie dieß für ein Zeichen, daß es den folgenden Tag regnen wird. Ja ſie ſollen ſogar durch Auswerfung ihres Schuttes Erzgänge verrathen.

Viele arme Savojarden nähren ſich durch ſie, indem ſie ſie herum tragen, tanzen und allerhand Künſte machen laſſen.

Schaden. Die zahmen werden oft durch Nagen an Hausgeräthe und andern Dingen ſchädlich.

Benennungen. Murmelmaus; Murmeutle; Miſtbellerle; Alpenmaus; Alpenratze; Bergratze.

2. Die Zieſelmaus.

Mus Citellus. Lin.

Le Souslic. Buff.

The earleſs Marmot. Penn.

(Tab. XI. Fig. 3.)

Kennzeichen der Art.

Der Körper iſt lang, der Kopf klein und dick, die Füße kurz und fünfzehig.

Beſchreibung.

Die Zieſelmaus iſt weit verbreitet, und findet ſich in Pohlen, Ungarn, dem ſüdlichen Rußland, faſt durch ganz Aſien; wird aber jetzt in Schleſien, Böhmen und Oeſtreich nur noch ſelten angetroffen. Es iſt ein ſehr artiges Thier, welches zwiſchen dem Murmerthier und Hamſter in der Mitte ſteht. Mit jenem hat es Farbe, äußere Geſtalt und Sitten gemein, und dieſem gleicht es an Größe, innern Körperbau, Backentaſchen u. ſ. f. Die Größe iſt 9 bis 12 Zoll und die Länge des Schwanzes 4 Zoll. *)

Der Kopf iſt dick; die Naſe ſchwärzlich, oben mit feinen Härchen beſetzt. Die Schnauze iſt faſt kegelförmig; Stirn und Scheitel platt. Die Oberlippe geſpalten, die Unterlippe ſehr kurz; zur Seiten ſchwarze Bartborſten, die

kürzer

*) Par. Ms.: Körper 7 bis 10 Zoll; Schwanz 3 Zoll.

kürzer als der Kopf ſind. Vier kürzere Borſten ſtehen über jedem Auge und vier auf jedem Backen. Die obern Vorderzähne ſind gelblicht, die untern weißlicht. Der vorderſte Backenzahn in der obern Kinnlade iſt etwas kleiner, als die übrigen, und koniſch, und die hinterſten ſind oben und unten die größten. Alle größern Backenzähne ſind faſt, wie bey den Raubthieren, ſpitzzackig. Die ſchlaffen Backen haben Taſchen. Die braunen oder ſchwarzen Augen ſind groß und hervorſtehend. Alle Theile des äußern Ohrs ſind da, doch flach am Kopf angedrückt und unter den Haaren verborgen, ſo, daß man ſtatt der äußern Ohren nur einen dicken behaarten Wulſt ſieht, der das Anſehen hat, als ob die vorher abgeſchnittenen äußern Ohren, ſich wieder vernarbt hätten. *) Der Körper iſt lang, oben vorwärts gehöhlt, hinterwärts gewölbt; unten weniger bauchigt, als beym Murmelthier. An der Daumenwarze iſt eine koniſche, ziemlich hervorragende Kralle; die übrigen Zehen der Vorder- und Hinterfüße ſind groß, ſchwarz und ſpitzig. Der etwas geringelte Schwanz iſt gewöhnlich kürzer, als die Hinterfüße, und beſonders zu beyden Seiten mit langen Haaren beſetzt, die das Thier, wie das Eichhörnchen, ausbreiten kann.

Die Haare ſind weich, glatt, faſt einen halben Zoll lang, am Kopf etwas ſtärker, und haben zwiſchen ſich noch ein anderes wolliges Haar, welches auf dem Rücken weiß und am Bauche bräunlich iſt. Die Farbe iſt gewöhnlich oben aſchgrau und unten ziegelfarbig; doch finden ſich ſehr viele Spielarten, worunter folgende drey beſonders merkwürdig ſind:

 Die

*) Daß ſie alſo, wie der Maulwurf, gar keine äußerliche Ohren hätten, iſt ungegründet.

Die gewäſſerte Zieſelmaus. Sie iſt oben weißlichgrau mit braun oder gelb wellenförmig gemiſcht. Der Scheitel iſt gleichfarbig oder dunkler grau; der übrige Kopf, Hals und Füße röthlichgelb, um die Naſe und Augen dunkler. Die untere Seite des Körpers iſt blaßgelblich. Sie iſt groß, und hat einen längern ſtark behaarten und grau und braun gefärbten Schwanz. Sie kömmt hauptſächlich an der Samara vor.

Die geperlte oder getiegerte Zieſelmaus iſt graubraun mit weißen Flecken, womit der Rücken ziemlich gleichförmig beſäet iſt. Die untere Seite und Fläche des Kopfs und Körpers iſt weißgelblich; die Gegend zwiſchen der Naſe und den Augen aber, ſo wie die Hinterfüße, hinterwärts gelbbräunlich. Die Augen ſind weiß umfaßt. Der Schwanz iſt kürzer, gelbbräunlich, und weniger behaart. Die Größe iſt mittelmäßig. Sie wohnt um den Don in Caſaniſchen, und an der Lena.

Die gelbliche Zieſelmaus iſt graubraun, entweder gleichfarbig, oder ein wenig gewäßert oder gefleckt, unten ſchmutzig weiß, und am Kopfe dazwiſchen bräunlich. Der Schwanz iſt gewöhnlich kurz und gleichfarbig. Man findet ſie in der Größe eines Murmelthiers und einer Waſſermaus. Sie wohnt beſonders in warmen Gegenden *).

Die Zieſelmäuſe laufen hüpfend, ſchlüpfen durch alle Oeffnungen, wo nur der Kopf durchkommen kann, richten ſich zuweilen auf den Hinterfüßen auf, um ſich umzuſehen, ſpielen mit einander im Sonnenſchein vor den Höhlen u. ſ. w. Sie ſchla-

*) Alter und Jahrszeit ſcheint mir an der Verſchiedenheit der Farbe dieſer Thierart, ſo wie bey allen Mäuſen, ſehr viel Antheil zu haben.

ſchlafen mit zuſammengeballten Körper, auf den Hinterfüſſen ſitzend, nicht nur die ganze Nacht, ſondern auch bey Tage bey ſtürmiſchem Wetter und vollem Magen, ſehr feſt. — Der Laut des Männchens iſt pfeiffend und ſcharf, die Weibchen aber, die ſich öfterer hören laſſen, geben einen kläglichern und ſchwächern Ton von ſich.

Aufenthalt. Statt daß der Hamſter fettes Erdreich liebt, ſo baut die Zieſelmaus im freyen Felde in trockne, erhabne und gebaute Gegenden in raſigen oder leimigen Boden, nimmt auch ſogar mit einem dürren, feuchten, ſalzigen, ſandigen und felſigen Grunde vorlieb. Nur Wälder und Sümpfe vermeidet ſie.

Jedes dieſer Thiere bewohnt ſeine eigne, ſelbſtgegrabne oder von andern verlaßne Höhle, und man findet in der Heckzeit die Weibchen oft anderthalb Klaftern tief unter der Erde. Die Höhlen ſelbſt haben ohngefähr 1 Schuh im Durchmeſſer, ſind gewölbt, länglicht rund und mit trocknem Graſe ausgefüttert. Nach dem Alter des Thieres hat es mehr oder weniger Gänge, wovon aber nur einer geöffnet iſt, die übrigen aber ſo mit Erde verſchloſſen ſind, daß man ſie kaum bemerkt. Der offne, enge, im Graſe verborgene Gang dient ihm des Sommers zum Ein- und Ausgange. Im September, wenn es am fetteſten iſt, verſchüttet es ihn aber mit Erde, gräbt ſich anderwärts einen neuen aus der Höhle bis an den Raſen hindurch, und verſchläft dann den Winter betäubt in ſeiner Höhle. Durch die Wärme des Frühlings, wenn der Schnee geſchmolzen iſt, erweckt, bricht es dann den neuen Gang vollends durch, kömmt ſehr mager hervor, und macht dieſen zu ſeinem Aus- und Eingang den Sommer über. An den verſchütteten, nahe zu-

ſammenliegenden Gängen kann man erkennen, wie viel Jahre das Thier dieſe Höhle bewohnt hat.

Es ſcheut das Waſſer, und bleibet auch beym Regen in ſeiner Höhle.

Nahrung. Sie nähren ſich von Roggen, Waizen, Hafer, Erbſen, Leinſaamen, Hanf; von zärtern Kräutern, als Klee, Vogelwegtritt, Geisklee (Cytiſus volgenſis. L.), ſtrauchender Robinie (Robinia fruticoſa. L.), Affenbeeren (Empetrum procumbens. L.), Mehlbeeren (Arbutus Uva urſi. L.), und allerley Wurzeln. Auch freßen ſie Mäuſe und Vögel. Die zahmen genießen gern Fleiſch und Milch, und Getraide, Obſt und Brod. Sie trinken wenig und leckend, den Schnee aber lecken ſie nicht. Die kleinern Speiſen nehmen ſie, wie faſt alle Mäuſe mit dem Munde, die größern aber mit den Vorderpfoten auf. Nach der Mahlzeit kämmen und putzen ſie ſich ſehr artig mit den abgeleckten Vorderpfoten. Sie ſollen ſich im Herbſt einen Vorrath für den Winter ſammlen.

Fortpflanzung. Sie begatten ſich im März oder April und in den kältern Gegenden im May. Nach 25 bis 30 Tagen gebiert das Weibchen 3 bis 8 blinde, nackte, weißliche und ziemlich unförmliche Jungen, welche in einem Monate ſchon halb ſo groß als die Mütter ſind, aber erſt im Sommer dieſelben verlaſſen. Sie vermehren ſich ſehr ſtark. Die Jungen werden, ſo wie die alten, die Weibchen ausgenommen, welche immer beißig und wild bleiben, in einem Tag ſo zahm, daß ſie das Kettchen, und die Geſellſchafft der Menſchen gewohnt ſind.

Sein:

Feinde. Die Iltiſſe, Marder, große und kleine Wieſel, verſchiedene Falken und die Krähen ſetzen ihrer großen Vermehrung einigermaßen Schranken.

Fang. Sie werden in Schlingen und Fallen gefangen, oder ausgegraben, oder durch Waſſer, das ſie gar nicht leiden können, aus ihren Höhlen gejagt.

Nutzen. Ihr Fleiſch iſt einigen ſyberiſchen, den ungariſchen Bauervölkern beſonders im Herbſt, wenn ſie fett ſind, eine ſehr angenehme Speiße, und ſelbſt die vornehmen Kalkmuken, die ſie mit ihren Milchbrandwein zu bereiten, und ihnen dadurch den Geſchmack der Ferkel zu verſchaffen wiſſen, genießen ſie gern.

Die Felle dieſer Thiere werden als Pelzwerk zu Unterfutter, Mützen u. d. g. genutzt, und ſind wegen ihrer Leichtigkeit und Wärme in großem Werth. Die ungariſchen Bauern machen Geld- und Tobacksbeutel aus denſelben.

Schaden. Sie nehmen die jungen Vögel aus den Neſtern, die ſie auf der Erde antreffen, und ſollen, wie die Hamſter, Getraide in ihre Höhlen ſammlen.

Benennungen. Der Zieſel, Zeiſel, Ziſel, Erdzeiſel, Erdzeiſelchen, die Zieſelratte, pohlniſche Maus, Bilgmaus, der Suslic, (Kritſch,) orientaliſche Hamſter.

Fünfte Familie.

Winterſchläfer.

Mures lethargici.

Kennzeichen.

Sie haben lange Ohren und Schwänze, wovon letztere ganz mit Haaren bedeckt ſind, und ſich meiſt in einen Haar-

büſchel endigen. Sie erſtarren in der Kälte und ſchlafen den ganzen Winter hindurch.

1. Der Siebenſchläfer.

Mus Glis. Pallas.
Sciurus Glis. Lin.
Le Loir. Buff.
The Fat-ſquirrel. Penn.
(Tab. XII. Fig. 1.)

Kennzeichen der Art.

Der Schwanz iſt lang und dick behaart, der Körper aſchgrau, unten weiß.

Beſchreibung.

Dieß Thier, das einzeln in Deutſchland, beſonders in Oeſtreich angetroffen wird, iſt der Glis der alten Römer, welchen ſie auf eine eigene Art*) mäſteten, und als eine große Delikateſſe verſpeißten. Der Körper iſt 6 3/4 Zoll und der Schwanz 4 3/4 Zoll lang **). Der Kopf iſt länglich eyrund; die ſchwarzen Bartboſten länger als der Kopf. Die zwey obern Vorderzähne ſtehen ſenkrecht, die untern etwas nach oben eingebogen; alle vier pomeranzenfarbig; auf jeder Seite in beyden Kinnbacken 4 Backenzähne; zuſammen 20 Zähne. Die Augen ſind groß, hervorſtehend und mit einem ſchwarzbraunen Ring umgeben; die Ohren abgerundet, dünn und nackt; der Körper ſtärker als beym gemeinen Eichhorn; der Schwanz ſehr zottig. Die Vorderfüße ſind, wie beym Eichhorn, aber ſtark, und haben 4 Zehen, die hintern haben 5 Zehen und 6 Schwielenhäute.

Der

*) In beſondern Glirariis.

**) Par. Ms.: Körper 6 Zoll; Schwanz 4 1/2 Zoll.

Der Balg iſt ungemein weich und ſchön, faſt wie Grauwerk. Die Backen ſind weiß; der Oberleib grau mit ſchwarz und ſilberweiß vermiſcht; der Unterleib weiß mit einem Silberglanz; der Schwanz grau.

Er hat viel Muth, vertheidigt ſich aufs äußerſte gegen ſeine Feinde, und beißt gewaltig um ſich. — Er lebt über 6 Jahre.

Das **Weibchen** hat 4 Säugwarzen an der Bruſt und 6 am Bauche.

Aufenthalt. Sein Vaterland iſt der gemäßigte Theil von Europa und Aſien, wo er ſich in waldigen Gegenden, beſonders in weniger hohen Eichen- und Buchenwäldern aufhält. Er klettert auf die Bäume, und ſpringt vermittelſt ſeines zottigen Schwanzes von einem zum andern, wie das Eichhorn, nur nicht mit der großen Geſchicklichkeit und Leichtigkeit, da er nicht ſo lange Beine, und dafür einen dickern Bauch hat und fetter iſt. Den ganzen Winter bringt er in einer Erſtarrung und Betäubung zu, welche von Erkältung des Bluts herrührt. Er ſucht alsdenn trockene Höhlen in Klüften, Felſen und Bäumen auf, die er mit weichem Mooſe belegt, und kommt ſelten vor Ende des Aprils wieder zum Vorſcheine, es müßte denn ſehr warme Witterung im Frühjahr einfallen *).

Nah-

*) Es iſt bekannt, daß die Wärme des Menſchen, und faſt aller Säugethiere zu allen Zeiten über 30 Grade über den Gefrierpunkt ſteigt. Man hat aber den Verſuch gemacht und die Kugel eines kleinen Wärmemeſſers in den Leib des Siebenſchläfers, der großen und kleinen Haſelmaus geſenkt, und die Wärme niemals ſtärker, als bis zum zehnten Grade gefunden. Wenn alſo dieſer geringe Vorrath von innerer Wärme nicht mehr

Nahrung. Seine Nahrung beſteht in Bucheckern, Haſelnüſſen, Kaſtanien und andern wilden Früchten, und er bringt ſie mit den Vorderpfoten ſitzend zum Munde. Er beſchleicht aber auch die Vogelneſter, und frißt die Eyer und Vögel aus denſelben.

Fortpflanzung. Er begattet nach ſeinem Erwachen aus dem Winterſchlaf ſogleich und wirft im Junius 3 bis 6 Junge in einem hohlen Baume, die ſich nicht leicht zähmen laſſen, ſondern ſtets ihre Wildheit beybehalten.

Feinde. Der **Waldmarder**, die **wilde Katze** und der **Uhu** ſind ſeine gefährlichſten Feinde.

Fang. In Italien macht man **Gruben** in den Wäldern, die man inwendig mit Moos beſtreut, nachher wieder mit Stroh bedeckt, auf welches Bucheckern geworfen werden. Hierzu wählt man einen trocknen Ort gegen Mittag unter dem Abhange eines Felſen. Hier verſammlen ſich die Siebenſchläfer in großer Anzahl, machen ſich ſehr fett,

und

mehr durch die äußere warme Luft unterhalten wird, und wenn das Thermometer nicht höher als 10 oder 11 Grade unter dem Gefrierpunkte ſteht, ſo müſſen dieſe Thiere erſtarren. Dieſe Erſtarrung kann aber auch nicht länger dauern, als die Urſache, welche ſie hervorbrachte. Daher erſtarren ſie an hinlänglichen warmen Orten gar nicht, oder leben auch wohl gar im Winter oder Frühjahr im Freyen auf, wenn das Thermometer etliche Tage 12 bis 14 Grade ſteht. Daraus darf man aber nicht folgern, daß dieß Verhältniß der Wärme bey allen Arten der Winterſchläfer einerley ſey, welches auch der Erfahrung widerſprechen würde, da die verſchiedenen Winterſchläfer zu verſchiedenen Zeiten ſchlafen gehen und wieder aufwachen.

und werden gegen Ende des Herbſtes in ihrer Erſtarrung angetroffen und weggenommen.

Nutzen. Ihr Fleiſch ſoll in Geſchmack viel Aehnlichkeit mit dem Fleiſche des Meerſchweinchens haben. Sie werden im Herbſte beſonders fett und wohlſchmeckend.

Ihr Fell iſt ein brauchbares Pelzwerk, und wird von den Kürſchnern mit Kalk gewöhnlich ſchwarzfleckig gepeitzt.

Schaden. Die Bucheckern, Haſelnüſſe und Kaſtanien mag man ihnen wohl gönnen, aber dadurch bekommen ſie doch den Namen ſchädlicher Thiere, daß ſie die Neſter der Vögel beſchleichen, und was ſie darin antreffen, freſſen.

Benennungen. Rellmaus; Mauseichhorn; Billich; Schlafrätte; Ratz; Schlafratz; Greul; Grauwerk; Raſſelmaus.

(32) 2. Die große Haſelmaus.

Mus quercinus. Lin.

Le Lerot. Buff.

The Garden-Squirrel. Penn.

(Tab. XII. Fig. 2.)

Kennzeichen der Art.

Der Schwanz iſt lang, haarig und durch die Augen geht ein ſchwarzer Streif.

Beſchreibung.

Dieſe Haſelmaus hält ſich in dem ganzen gemäßigten Europa auf, und wird in Thüringen nicht ſelten angetroffen. Die Länge des Thieres iſt 6 Zoll, des Schwanzes 4 1/2 Zoll*), und die Höhe 2 1/4 Zoll. Der Kopf iſt 1 1/2 Zoll

*) Par. Ms.: Körper faſt 5 1/2 Zoll; Schwanz 4 Zoll.

Zoll groß, wie bey einer Ratte geſtaltet, doch in eine etwas ſpitzigere Schnauze auslaufend. Die obern breiten Schneidezähne ſind kurz und braun, und die untern längern, ſehr ſpitzigen Vorderzähne weißgelb. In der obern und untern Kinnlade befinden ſich auf jeder Seite vier am Rande eingekerbte, und in der Mitte vertiefte Backenzähne, oben der kleinere und ſpitzigere hinten, und unten vorne. Die Zunge iſt dick und glatt. Die Augen ſind groß, hervorliegend, ſchwarz ins bräunliche fallend — die Ohren 3/4 Zoll lang, eyrund und kahl. Von der Mundſpitze bis zur Schwanzwurzel läuft das Thier immer nach und nach mit unmerklichem Halſe ſtärker zu. Die kurzen Vorderfüße haben vier Zehen, einen kurzen Daumen, der tief ſitzt und einen kleinen Nagel hat, und die Hinterfüße fünf Zehen. Die Nägel ſind ſcharf und weiß. Der Schwanz iſt dick behaart, breit, beſonders beym Männchen, und hat nur mehrentheils die oben angegebene Länge; denn man findet nicht ſelten Haſelmäuſe, deren Schwanz faſt die Länge des Körpers hat. Er wird gerade ausgetragen.

Die Farbe des Thieres iſt folgende: Der Obertheil des Kopfs iſt von der Schnauze an bis zur Stirn fuchsroth. Am Ende der langen, ſchwarz und weiß gezeichneten Barthaare über der Naſe läuft durch die Augen und unter den Ohren weg ein ſchwarzer glänzender Streif, der unter den Ohren nach dem Halſe zu, wo er ſich endiget, ſtärker wird. Hinter den Ohren befindet ſich ein ſchwarzer Punkt, und dieſe Theile ſelbſt ſind fleiſchfarben. Von dem Halſe bis zur Mitte des Schwanzes iſt der Oberleib ſchmutzig braun, wegen der hervorſtehenden ſchwarzen Stachelhaare. Die Seiten fallen von dem röthlichen ins aſchgraue ab, und der ganze

Un=

Unterleib iſt von der Naſenſpitze an gelblichtweiß. Vom Schulterblatt bis zum Fußgelenke läuft ein ſchwarzer abnehmender Streif herab; eben ſo befindet ſich an den Hinterſchenkeln ein ſchwarzer Streif, der bis an die Ferſen reichet. Vorder- und Hinterpfoten und Unterſchwanz ſind weiß. Die letzte Hälfte des Schwanzes iſt ſchwarz nnd endigt ſich in einen weißen Pinſel. Die ganze Maus bekommt von dieſen verſchiedenen Farben und beſonders von dem ſchön gezeichneten Kopfe ein vortreffliches Anſehen.

Das **Weibchen** unterſcheidet ſich vom Männchen durch einen ſpitzigern Kopf, dünnern Leib und Schwanz und hat acht Säugwarzen.

Dieſe Thiere können ſehr geſchickt klettern, und laufen und ſpringen daher von einem Baume zum andern, wie die Eichhörnchen.

Sie leben nur für den Sommer; denn im Winter liegen ſie in unthätiger Betäubung. Die Kälte ihres Bluts, deſſen Wärme niemals die Temperatur der Luft übertrifft, ja oft noch geringer iſt, verurſacht ihren Winterſchlaf, der jedoch nicht ſo feſt iſt, und ſo ununterbrochen fortdauert, wie beym Hamſter. Denn nicht nur jede warme Witterung im Winter wecket ſie, ſondern auch bey jeder kleinen Wunde, die ihnen im feſteſten Schlaf gemacht wird, laſſen ſie Zuckungen ſehen, und ein dumpfes Geſchrey hören. Wenn man ihre Entwickelung zum neuen Leben beobachten will, ſo darf man ſie ja nicht plötzlich zu nahe ans Feuer bringen, denn ſonſt erſticken ſie, oder es zerſpringen ihre zarten Blutgefäße und töden ſie, ohne daß ſie ſich bewegen.

Uebrigens ſind es boshafte, zänkiſche und beiſige Thiere. — Ihre Stimme iſt ziſchend, und wird nur in den Lei-

den-

denſchafften des Zorns und der Liebe gehört. — Ihr Alter ſoll ſich nur auf 6 Jahre erſtrecken.

Aufenthalt. Was ihren Aufenthalt anbetrifft, ſo leben ſie ſowohl in kleinen buſchigen Feldhölzern, als auch in großen Tannen- Eichen- und Buchenwäldern, und in den Gärten, welche an die Waldungen gränzen. Im Sommer halten ſie ſich meiſtens, wenn ſie nicht ihre Nahrung auf der Erde ſuchen müſſen, auf den Bäumen auf, die ſie mit Hülfe ihrer ſcharfen Nägel ſehr geſchickt zu beſteigen wiſſen. Im Herbſte aber kommen ſie herab, und ſuchen eine Höhle in einem hohlen Baum, in einer alten Mauer, oder in einem Felſen auf, jagen auch nicht ſelten die Maulwürfe und Erdwölfe aus ihren Wohnungen, legen ihr Wintermagazin daſelbſt an, und erſtarren, in eine Kugel zuſammengerollt, beym erſten harten Winterfroſt und fallenden Schnee. Diejenigen, die in Gegenden ſich aufhalten, wo nahe Gebäude liegen, ſchleichen ſich ſehr gern beym Anfang des Winters in dieſelben, und bringen da in Scheunen, Ställen, und auf alten Böden, in abwechſelnder Betäubung, den Winter zu.

Nahrung. In Wäldern nähren ſie ſich von Haſelnüſſen (daher ihr Name Haſelmaus), von Bucheckern, Fichten- und Tannenſaamen, von allerhand Beeren und Beerkernen, auch, wo Felder in der Nähe ſind, von Hafer und Waizen. Sie beſteigen die Ebereſchenbäume, wenn die Beeren reif ſind, und thun auch in Schneiden, wo ſie dieſelben abfreßen, großen Schaden. In Gärten zernagen ſie das ſüße Obſt, um die Kerne herauszubringen, und ſtellen beſonders den Pfirſchen- Aprikoſen- Wallnuß- und Pflaumenkernen ſehr nach. Sie durchſuchen auch in ihrem Bezirke emſig alle Bäume und Sträucher, um junge Eich-

hörn-

hörnchen, junge Vögel und Vogeleyer zu finden. Ihre vorzügliche Sommernahrung beſteht aber aus Miſtkäfern, daher man ſie auch an den Orten in Wäldern, wo Viehhallen ſind, am häufigſten antrifft *).

Sie ſind jederzeit gut bey Leibe, vorzüglich aber des Herbſtes, wo ſie das Fett den Winter über nöthig haben, um den Abgang der Ausdünſtungen erſetzen zu können. Sie ſammlen ſich auch zuweilen im Herbſte einen Vorrath entweder in ihrer Winterwohnung, wo ſie die Betäubung erwarten, oder in einem eigenen Magazine, und gehen ihn beym Erwachen in warmen Wintertagen oder zu Anfang des Frühjahrs an. Wenn ſie ihre Nahrung genießen, ſo ſtellen ſie ſich meiſt auf die Hinterfüße, und bringen ſie mit den Vorderfüßen zum Mund mit allerhand lächerlichen Fratzen, wie die Eichhörnchen.

Fortpflanzung. Der Trieb zur Fortpflanzung erwacht bey dieſen Thieren im May, und ſie begatten ſich auf der Erde, nachdem ein oder mehrere Männchen das Weibchen mit beſtändigem Ziſchen und Pfauchen verſchiedenemal Baum auf und ab gejagt haben. Die Mutter trägt 3 1/2 Woche und gebiert fünf, ſelten vier oder 6 Junge in einem Neſte auf

*) Dieß ſcheint etwas parador zu klingen; allein man öffne nur den Magen ſolcher Thiere im Julius und Auguſt, und man wird ihn das meiſtemal mit nichts als Stücken von Roßkäfern vollgeſtopft finden. Ich habe auch bemerkt, daß ſie in Häuſern, die im Walde lagen, oder in welche ſie mit den Holzwellen gefahren wurden, die Taubenhäuſer und Schwalbenneſter beſuchten und nach und nach allen jungen Schwalben und Tauben die Köpfe abfraßen.

auf einem Baume, das einem Eichhörnchen, Raben, einer Droſſel, Amſel ꝛc. gehört, und das ſie entweder von dieſen Thieren verlaſſen findet, oder ihnen abjagt. Bisweilen aber, wenn ſie dieſe Bequemlichkeit nicht haben kann, iſt ſie auch genöthiget, ſelbſt in einem dichten Fichtenbäumchen oder in einem zuſammengelegten Scheidholz- und Reiſighaufen, etliche Reiſer, etwas Moos und Haare zuſammen zu tragen, und ſich ein Wochenbett mit einer Decke zu bereiten, das aber allzeit von wenig Geſchick in der Baukunſt zeuget. Die Jungen ſaugen lange, und verlaſſen die mütterliche Wohnung nicht vor ſechs Wochen. Die Mutter trägt ihnen einſtweilen genug Nahrung zu, und ſie ſelbſt gehen zuweilen in der Gegend ihres Neſtes auf den Raub aus. Nach dieſer Zeit haben ſie ſchon beynahe die Größe ihrer Mutter erlangt; und dieß iſt die Urſache, warum dieſe höchſtens nur zweymal des Jahrs Junge zur Welt bringt. Die Jungen ſehen auf dem Oberleibe aſchgrau, und am Unterleibe weiß aus, doch haben ſie die ſchwarzen Streifen am Kopf, an den Beinen, und eine weiße Schwanzſpitze; und dieſe Farbe behalten ſie bis zum folgendem Jahre *). Wenn ein Menſch einem ſolchen Neſte zu nahe kommt, ſo pfaucht die Alte, wenn ſie eben

*) Ich glaube daher, daß man Unrecht hat, wenn man die Haſelmäuſe in aſchgraue und braunrothe eintheilt, oder aſchgrau für ihre Hauptfarbe annimmt. Es iſt wahr, man fängt und ſieht im Herbſte oft mehr aſchgraue als braunrothe, die die Größe der Alten haben; allein dieſe alle haben noch ihr Jugendkleid an, das ſie erſt im folgenden Sommer nach der erſten Begattung ablegen. Eben ſolche aſchgraue Haſelmäuſe ſind wohl die Siebenſchläfer, (Mus Glis), die auch in unſern Gegenden gefunden werden ſollen. Ich habe wenigſtens den wahren Siebenſchläfer in Thüringen nie angetroffen.

eben zu Hauſe iſt, mit glühenden Augen und fletſchenden Zähnen auf ihn zu, und ſpringt ihm, wenn er ſich nicht vorſieht, oder es unvorſichtig wagt, ſie oder ihre Jungen zu beleidigen, nach Geſicht und Händen und beißet ſehr ſchmerzlich. So ſchön das Thier ausſieht, und ſo rein es ſeinen Körper hält, ſo unrein hält es das Neſt, worin die Jungen liegen, weil es den Unrath nicht, wie die andern Thiere, wegträgt. Der Geſtank davon, der einen weiten Bezirk anfüllt, mag wohl einige ſeiner Feinde, den Marder und die wilde Katze von ſeinen Jungen verſcheuchen, verräth ſie aber dagegen dem Jäger und den Hunden.

Feinde. Ihre Verfolger ſind die **wilden Katzen, Baummarder, Wieſel** und die **Uhue**, aber ſie unterliegen dieſen Mördern nur nach einem harten Kampfe.

Vertilgung. Man vertilgt ſie vorzüglich durch das **Schießgewehr.** Es wird aber eine beſondere Geſchwindigkeit darzu erfordert, ſie zu erlegen, da ſie bey Erblickung eines Menſchen ſich pfeilſchnell in den Gipfel des Baums, auf welchem ſie ſich befinden, verfügen, und von da von einem Baum zum andern mit Hülfe ihres büſchlichten Schwanzes ſpringen.

In Häuſern, oder in ihren ſonſtigen bekanten Schlupfwinkeln fängt man ſie in **eiſernen Tellerfallen**, die man mit Käſe belegt, welchen ſie beſonders lieben, und um darzu zu gelangen oft ſtarke Breter durchnagen.

Im Herbſte fangen ſich ſehr viele in den Schneiden in den für die Vögel aufgeſtellten Schlingen, und man bekommt ſie, wenn ſie nicht Zeit haben, ſich loszubeiſen, auf dieſe Art ſehr oft in ſeine Gewalt.

Nutzen. Weder ihr Fleiſch wird gegeſſen, noch ihr Balg benutzt, ob man gleich beydes könnte.

Schaden. Sie ſchaden in Wäldern und Gärten durch Auſſuchung ihrer Nahrung. In den Schneiden freſſen ſie die Beeren ab, und zerbeiſen die Vogelbänder.

Namen. Sie heißt auch, Schlafratte, Eichelmaus, Eichenmaus, weiße Ratte, Holzmaus.

(33) 3. Die kleine Haſelmaus.

Mus Avellanarius. Lin.
Le Muscardin. Buff.
The Dormouſe. Penn.
Tab. XII. Fig. 3.)

Kennzeichen der Art.

Der Körper iſt rothgelb, die Kehle weißlicht.

Beſchreibung.

Dieß ſchöne, muntere Thierchen bewohnt das wärmere Europa, und iſt in Thüringen ſeltener als die vorige Art. Die Länge des Körpers beträgt 3, und des Schwanzes 3 Zoll 3 Linien *); es hat alſo die Größe der Hausmaus, iſt aber dicker, und der Schwanz wird beſonders von der Mitte bis zum Ende breit und dickhaarig. Der Kopf iſt dick und breit; die Schnauze läuft ſtumpf zu. An derſelben ſtehen auf jeder Seite 20 Wärzchen mit eben ſo viel ſchwarzen langen Barthaaren mit weißen Spitzen. Die Augen ſind groß, ſchwarz, blitzend, und ſtehen näher nach den Ohren als nach der Schnau-

*) Par. Ms.: Körper, wie Schwanz, faſt 3 Zoll.

Schnauze zu. Ueber und neben denſelben ſteht auf jeder Seite eine einzelne Barthaare. Die Ohren ſind kurz, abgerundet, ſehr dünne, auswendig und inwendig kurz behaart, und liegen breit am Kopf an. Das Gebiß iſt, wie das bey der vorhergehenden Haſelmaus, und eben ſo ſind die Füße, außer daß an den hintern der Daumen ohne Nagel iſt.

Der Körper iſt oben bald hellfuchsroth, bald braunroth, bald rothgelb glänzend, und läuft nach dem Bauch weißgelb, und nach der Bruſt und Kehle zu weißlich ab. Im Winter iſt der Balg mit ſchwärzlichen Stachelhaaren überlaufen, die beſonders an der letzten Hälfte des Schwanzes ſehr merklich werden. Der Schwanz hat etliche weiße Haare an der Spitze.

Es übertrifft in ſeinem Betragen alle Mäuſearten, und iſt an Artigkeit, Poßierlichkeit und Munterkeit, ſo wie an Schnelligkeit, die Bäume und Stauden zu erſteigen, dem Eichhörnchen ſehr ähnlich. Es giebt in Gefahr einen quickſenden und ziſchenden hellen Ton von ſich, und lebt über 6 Jahre.

Aufenthalt. Dieß Mäuschen verdient eigentlich den Namen Haſelmaus, da man es ſelten anderswo als im Haſelgeſträuch antrifft, und zwar an ſchattigen Orten, hinter alten Mauern, Felſen, und Steinbrüchen. Es erſtarrt noch leichter als die vorige Art, im Winter auch in temporirten Zimmern, und wenn es im Freyen in der Mitte des Octobers ſpürt, daß ſein langer feſter Winterſchlaf herannahet, ſo hüllt es ſich in einen Steinritzen, unter den Wurzeln eines Baums oder Buſches in eine Hülſe, die es von Tannennadeln, Moos, Laub und Geniſt bereitet, und

ſchläft bis in die Mitte des Aprils ununterbrochen fort. Wenn es erwacht, iſt es noch eben ſo dick mit Fett überzogen, als da es ſich ſchlafen legte.

Nahrung. Die Nahrung dieſer kleinen Haſelmäuſe beſteht vorzüglich in Haſelnüſſen, welche ſie ſehr geſchickt öffnen können, in Buchecker, und Baumſämereyen, Baum- und Staudenknospen, und in Kernen von allerhand Beeren und Obſt. Im Herbſte legen ſie ſich unter das Laub, in Ritzen und Klüfte von dieſen Nahrungsmitteln ein kleines Magazin an, daß ſie im Frühjahr aufſuchen und auszehren. Sie freßen gezähmt auch Getraide und bringen, wie die Eichhörnchen, alle ihre Speiſen mit den Vorderpfötchen zum Munde mit allerhand artigen Bewegungen und Mienen, im Freyen aber brechen ſie die Haſelnüſſe nicht ab, ſondern öffnen ſie am Buſche hängend, und nur die abgefallenen öffnen ſie, indem ſie ſie zwiſchen die Vorderpfoten faſſen.

Fortpflanzung. Die Mutter bauet in einer ſchattigen Gegend, zwiſchen etlichen dichten Aeſten einer Haſelnußſtaude, ein ziemlich großes, ſchönes Neſt von Laub, Moos, Gras, Reißig und Haaren, überwölbt es mit einer Haube von eben den Materialien, ſo daß es wie ein Ball ausſieht, und läßt zur Seite eine einzige Oeffnung; hat alſo mit dem Eichhörnchen einerley Kunſttrieb. In demſelben bringt ſie im Auguſt gewöhnlich vier blinde Jungen zur Welt, die ſie über einen Monat lang ſäuget. Dieſe ſchlüpfen im September oft auf dieſem Neſte, ſpielen auf den nahen Nußſträuchern herum, pflücken Nüſſe, und laufen beym geringſten Geräuſche wieder hinein. Sie ſehen glänzend fuchsroth aus, und man zieht ſie wegen ihres luſtigen Betragens in Vogelkäfigen auf.

Feinde. Ihre Verfolger ſind wilde Katzen und Baummarder.

Fang. Wenn man nicht ein Neſt ausſpürt, ſo kann man ihrer ſelten habhaft werden. Nicht leicht fangen ſie ſich in den Fallen, die man ihnen mit gewelktem Obſt auf ihre Büſche ſtellt.

Nutzen. Den uns bekannten Nutzen haben bis jetzo noch blos ihre Feinde, denen ſie zur Speiße dienen.

Schaden. Ihr unbeträchtlicher Schaden ergiebt ſich aus ihrer Nahrung, den ſie zuweilen in Gärten thun.

Namen. Die Haſelmaus; Schlafratte; der Nußbeißer; die Waldmaus; die rothe Waldmaus; auch der Siebenſchläfer.

Die vierzehnte Gattung.

Das Eichhorn. Sciurus.

Kennzeichen.

Oben befinden ſich zwey keilförmige **Vorderzähne**, und **unten** eben ſoviel zuſammengedrückte.

Die **vordern Füße** haben vier, und die **hintern** fünf Zehen.

Der zottige Schwanz, den dieſe Thiere haben, und wovon die längſten Haare zu beyden Seiten hinaus ſtehen, unterſcheidet ſie von allen andern. Ihre kurzen Beine, und langen Pfoten machen ſie zum Klettern ſehr geſchickt.

Ihre **Nahrung** nehmen ſie aus dem Pflanzenreiche, und zwar von Früchten, Nüſſen und andern Geſäme.

(34) 1. Das gemeine Eichhorn.

Sciurus vulgaris. Lin.

L'Ecureuil. Buff.

The common Squirrel. Penn.

Kennzeichen der Art.

An den Spitzen der Ohren iſt ein Haarbüſchel *).

Beſchreibung.

Das Eichhorn, welches ganz Europa bewohnt, wird im Thüringer Wald in großer Anzahl gefunden. Im Klettern und Springen iſt dieß Thier dem Marder und an Größe dem Wieſel ähnlich, doch iſt es ſchöner gebaut. Es hat einen platten faſt viereckigen, dicken, ſpitzig auslaufenden Kopf. Die Naſe ſteht hoch. Die Oberlippe iſt überragend, und die untere merklich kürzer. In jeder Kinnlade befinden ſich zwey Schneidezähne; die obern ſind keilförmig, die untern zuſammengedrückt, länger, und beweglich zur Beförderung des Benagens ſehr harter Speiſen **). Auf jeder Seite ſtehen vier große gereifte Backenzähne, und vor dieſen noch zwey kleinere: zuſammen 22 Zähne. Die Lippen ſind mit kurzen, ſteifen, weißen Haaren beſetzt. Zur Seite der Naſe ſtehen 5 Reihen ſchwarzer langer Bartborſten, und über den Augen und auf den Backen 3 ſolcher Barthaare. Die Augen ſind groß, rund, ſchwarzbraun, hervorſtehend, und

*) Nach der Härung im Frühjahr, und bey den Jungen ſelten.

**) Dieſe Beweglichkeit kann man nur an lebendigen, und an toden, ſo lange ſie noch warm ſind, bemerken, außerdem ſitzen ſie ſo feſte, wie die andern, im Zahnfleiſch.

und ſtehen etwas näher nach den Ohren, als nach der Schnauze zu. Der Hinterkopf iſt erhaben. Die Ohren ſind lang und aufgerichtet, mit ſträupigen langen Haaren an den Spitzen bewachſen. Der Hals iſt kurz; der Rücken immer gewölbt. Die ganze Größe des Körpers vom Kopf bis zum Schwanz iſt 9 Zoll; die Höhe 4 Zoll und die Länge des Schwanzbeines 8 Zoll, und bis zur Spitze 10 Zoll*). Das Haar ſteht in die Höhe und iſt etwas zurückgebogen. Der Schwanz, des Thieres größte Zierde, iſt zottig; die längſten Haare deſſelben ſtehen zur Seite hin, und geben ihm das Anſehen einer Schwungfeder; ſitzend liegt er auf dem Rücken, laufend aber iſt er ausgeſtreckt. Die kleinen aber ſtarken Schenkel ſind mit großen Füßen und dicken Zehen verſehen. Die Vorderfüße enthalten vier mit ſcharfen grauen Nägeln beſetzte Finger, und ſtatt des Daumens einen ſtumpfen Nagel. Die Hinterfüße haben fünf Zehen. Das Eichhorn berührt, wie alle Nagethiere, die Erde mit ſeinen langen Ferſen, weswegen es auch aufrecht ſitzen kann.

Die Farbe des gewöhnlichen Eichhorns iſt fuchsroth oder rothbraun, und verliert ſich an der Kehle und am Bauch ſanft in einen breiten weißlichten Streif. Der Grund iſt immer aſchgrau, und an dem Schwanze aſchgrau und weiß gemiſcht. Schnauze und Augenlieder ſind weißgelb. Das zweyjährige zieht im November einen Winterpelz an, wovon die hervorſtehenden ſtachlichten Haare, beſonders an den Seiten, aſchgrau, roth und weiß ſind, und ihm ein graugeſprenkeltes Anſehen geben. Im Alter behält es immer dieſe graurothe Farbe, doch mit rothem Schwanz, Füßen und Ohrbüſcheln. Sonſt giebt es ſchwarze, ſchwarzbraune, blau-lichte,

*) Par. Ms.: Körper 8 Zoll; Schwanz 9 Zoll.

lichte, ſchäckige, und nur höchſt ſelten weißgelbe Eichhörnchen mit rothen Augen, welche aber alle nur eine Art ausmachen und in nichts als in Anſehung ihres Kleides, das ſie tragen, von einander unterſchieden ſind.

Geſicht und Geruch ſind ihre ſchärfſten Sinne, außerdem aber iſt ihr feines Gefühl bey der Aenderung des Wetters zu bewundern. — Ihre Stimme iſt in der Fröhlichkeit und Begattungszeit ein Pfeifen, bey Freude und Furcht ein Klatſchen, und im Zorn, Schmerz und in der Gefangenſchafft ein Knurren und Ziſchen. — Sie leben 6 bis 7 Jahre.

Das **Weibchen** iſt kleiner als das Männchen, und ſein Schwanz iſt nicht mit ſo langen und dichten Haaren beſetzt.

Das Betragen dieſer ſo vortheilhaft gebildeten Geſchöpfe zeichnet eine ins Poßierliche fallende Unruhe aus. Wenn ſie ſich auf der Erde befinden, und einen Menſchen oder Hund gewahr werden, ſo ſuchen ſie geſchwind einen Baum zu erreichen, laufen auf der entgegengeſetzten Seite deſſelben hinauf, machen zuweilen Halt und ſchielen unvermerkt an der Seite des Baums hervor nach ihrem vermeynten Feinde, klatſchen und ziſchen einigemal, und ſo bald dieſer die Augen von ihnen weggewendet hat, ſo wiſſen ſie ihm mit der größten Liſt zu entwiſchen, indem ſie ſehr geſchwind und unbemerkt den Gipfel des Baums zu erreichen ſuchen, und dann ſo leiſe als möglich von einem Gipfel zum andern ſpringen. Sie ſind im Stande mit Hülfe ihres zottigen Schwanzes 12 Fuß weit entfernte Bäume zu erfliegen. Zum bloßen Gehen und langſamen Schreiten ſcheinen ſie zu leicht gebaut, daher ſie immer kleine Sprünge mit abwechſelnden großen thun.

Sie halten ſich gerne trocken und reinlich, und ſitzen daher immer auf ihren Hinterfüßen, putzen und lecken ſich. Sie fliehen die Sonnenhitze und lieben den Schatten. In der Brunſt- und Heckzeit ſind ſie ſehr boshaft und leiden keinen von ihren Kammeraden in dem Umkreis, von welchem ſie einmal Beſitz genommen haben, ſondern verjagen ihn mit grimmigen Bißen. In der äußerſten Verfolgung können ſie ſehr geſchickt über einen Fluß oder Teich ſchwimmen, und brauchen wenigſtens in Thüringen keines Bretchens, wie man vorgiebt, ja ſie ſpringen lieber bey Verſuchen vom Bretchen ab, und ſchwimmen mit eingetauchtem Rücken und Schwanz.

Aufenthalt. Die Eichhörner wohnen in Wäldern, und in Gärten, die in ihrer Nähe liegen. Sie bauen ſich viele Neſter, und zwar in Schwarzwäldern von dünnen Reiſern und Moos, und in Laubhölzern von Reiſern mit Blättern, oder dürren Reiſern und dürren Blättern. Sie ſind alle mit einer coniſchen Haube, wie die Aelſterneſter, verſehen, in welcher ſich ein Eingang, der dem Winde entgegen, oder gewöhnlich nach Morgen zu angebracht iſt, befindet. Auf der andern Seite am Stamme des Baums, da dieſe Neſter meiſt in der Mitte des Baums am Stamme angebracht ſind, iſt noch überdieß eine kleine Oeffnung gelaſſen, durch welche ſie im Nothfall vor ihrem Feinde entſchlüpfen können. Jedes Paar hat deren wenigſtens vier, und zwey davon ſind beſonders groß, und ihre Hauptwohnungen. Auch beziehen ſie die leeren Raben und Aelſterneſter und richten ſie nach ihren Bedürfniſſen ein. Sie ſind Wetterpropheten, verrathen den Sturm durch ihr Pfeiſen und Klätſchen, und verſtopfen den Eingang ihrer Wohnung an derjenigen Seite,

wo der Wind herſtürmen wird. Bey fürchterlichen Gewittern, ſtarken Regengüſſen und heftigen Winden verſchließen ſie ſich ganz in dieſelbe.

Nahrung. Sie ſuchen ihre Nahrung meiſtens in Gärten und Wäldern, deren Ertrag durch ſie geſchmälert wird. Sie freſſen Obſtkerne, Nüſſe, Eicheln, Roth- und Weißbuchſaamen, Ahorn- und Maßholderſaamen, Tannen- und Fichtenſaamen, Beerkerne, Baumknospen, Heidel- und Mehlbeerblätter und Schwämme. Ein Pärchen kann leicht in etlichen Tagen allen Birnen eines Süßbirnbaums zernagen, und die Kerne heraus freſſen. Die Früchte der Wallnußbäume können ſie eben ſo bald abnehmen; und man muß ihre große Geſchäfftigkeit bewundern, wenn ſie einen ſolchen Baum auskundſchafften. Tagelang pflücken ſie ununterbrochen Nüſſe, und tragen ſie fort. Sie machen weite Wege und zwar auf der Erde weg, um ſich dieſe angenehme Koſt zu verſchaffen. Im Winter und Frühjahr freſſen ſie abgefallene Nüſſe, Eicheln, Buchecken, Beerkerne, Laubknospen, Baumrinde und vorzüglich Tannen- und Fichtenſaamen, deren Zapfen ſie zu Mehl zermalmen, um dieſe Körner heraus zu holen; im Sommer und Herbſte aber ſpeiſen ſie Obſtkerne und Nüſſe. Von Nüſſen und Eyerſchwämmen legen ſie ſich ein Magazin in einem Neſt, oder in einem hohlen Baum, oder auch in einem ſelbſt gegrabenen Loch unter einem Buſch oder Stein, an, deſſen Vorrath ſie aber nicht bis zum Winter ſparen, ſondern in regenhaften Herbſttagen ſchon angreifen und verzehren. Pfirſchen- und Aprikoſenkerne ſind ihnen Gift. Wenn ſie freſſen, ſitzen ſie auf den Hinterpfoten, bringen mit den vordern, als mit Händen, die Speiſe zum Munde, und man ſieht oft an ihren freund-

lichen

lichen und lächerlichen Mienen, wie gut ihnen eine Nuß ſchmeckt. Im Winter lecken ſie ſtatt des Waſſers den Schnee gern.

Fortpflanzung. Im März ſind dieſe Thierchen zum erſtenmal brünſtig (läufiſch), und es entſteht zu dieſer Jahrszeit da, wo ſie häufig ſind, ein allgemeiner Krieg unter ihnen. Man ſieht zuweilen 10 bis 12 auf einem Baume im blutigen Kampfe um Gatten und Gattinnen ſtreiten. Die Farbe macht in der Liebe keinen Unterſchied, ſondern es begatten ſich ſchwarze und rothe zuſammen und zeugen Junge. Das Männchen hat ein ſehr großes Zeugungsglied, und iſt beſonders ſehr geil. Das Weibchen trägt beynahe vier Wochen und bringt im April oder May 3 bis 7 blinde Junge in einem von ihren Neſtern, das ſonderlich gut mit Moos und Laub ausgefüllt iſt, zur Welt. Den Jungen ſind die Augen acht Tage verſchloſſen und ſie werden von der Mutter drey bis vier Wochen geſäuget, alsdenn beklettern ſie ſchon die Bäume, ſpielen unter ſich, und mit dem Obſt und Nahrungsmitteln, die ihnen die Alten herbey tragen. Während den erſten vier Wochen muß man alſo ihre Neſter erſteigen, und die Jungen herausnehmen, wenn man ſie zähmen will. Allein hierbey muß man dieſe Vorſichtigkeitsregel beobachten, daß man ſie gleich zum erſtenmal wegnimmt, weil ſie die Eltern, wenn ſie die Witterung von Menſchenhänden durch ihren ſcharfen Geruch bey dem Wochenbette bemerken, in ein andres Neſt, das oft mehr als 1000 Schritte von dieſem entfernt iſt, tragen, und man ſie alsdenn nur mit der größten Mühe wieder finden kann. Man findet oft in einem Neſte ſchwarze und rothbraune beyſammen, wenn die Eltern, die ſie zeugten, von verſchiedener Farbe waren, ja es fallen

auch,

auch, obgleich beyde Eltern rothbraun ſind, ſchwarze aus*). Man ernährt ſie anfänglich mit Milch und weißem Brod, alsdann freſſen ſie Nüſſe, Mandeln und Backwerk. So wild ſie in der Freyheit ſind, ſo zahm werden ſie in menſchlicher Geſellſchafft. Ihre poßierliche Stellungen machen dem Liebhaber, obgleich ihr Haar ſehr unangenehm riecht, viel Vergnügen; nur muß man ihnen die Vorderzähne ausbrechen, und ſie in ein eigen Häuschen anketten, damit ſie durch ihren Biß und ihr Nagen nicht ſchaden können. — Sie begatten ſich mehrentheils noch einmal im Jahr; allein dieſe zweyte Begattung iſt mit keinem Kriege verbunden, wie die erſte. Die Jungen verlaſſen die Alten ſchon nach dem zweyten Monate und ſuchen ſich ihre Nahrung ſelbſt auf. Diejenigen aus dem erſten Wochenbette ſind ſchon um Michaelis beynahe zu ihrer vollſtändigen Größe herangewachſen.

Krankheiten. In ſehr harten Wintern **ſterben** ſie, wenn der Fichten- und Tannenſaamen mangelt und der Schnee zu tief und zu lange liegt, daß ſie nicht auf der Erde ihre Nahrung in abgefallenen Nüſſen und Kernfrüchten ſuchen können, **Hungers** und **erfrieren.** Man findet ſie alsdann in ihren Neſtern tod liegen, und in ihrem Magen haben ſie nichts als ein Bischen unverdauliche zernagte Holzrinde und Zweige **).

Fein-

*) Dieſe Bemerkung habe ich oft gemacht.

**) Zu Anfang des Winters 1782 gab es eine ſolche Menge Eichhörner in Thüringen, daß dem Wanderer im Walde beynahe jede 30 Schritte ein ſolches Thierchen aufſtieß. Den kommenden Frühling (und bis jetzo) ſah man ſie nur noch ſehr einzeln. Viele glaubten, ſie wären wegen Mangel des Tannenſaamens, ihres Hauptnahrungsmittels ausgewandert; allein bey genauerer Un-

Feinde. Nur ſelten erſchleicht der **Fuchs** ein Eichhörnchen, das ſich auf der Erde befindet, deſto mehrere aber fängt der **Baummarder**, deſſen Hauptnahrung ſie ſind. Er jagt ſie ſo lange von einem Baume zum andern, bis ſie unter ſtätem Angſtgeſchrey ermüdet ſich ihrem grauſamen Feinde ergeben müſſen. Die Jungen ſucht er in ihren Neſtern auf und trägt ſie ſeinen Jungen zu. Auch die große **Haſelmaus** beſchleicht die Neſter der Eichhörnchen, und ſchleppt die Jungen als Raub weg. Die **Weihe**, verſchiedene große **Eulen** und der **Buſſard** ſchleppen ſie zur Heckzeit ihren Jungen zu. Von **Flöhen** werden ſie, ſo wie von **Bandwürmern** ſehr geplagt.

Jagd. Die **Fährte** der Eichhörnchen iſt wegen ihrer langen Ferſen ſehr kenntlich. (Tab. XIV. Fig. 14.) Sie ſetzen mehrentheils alle vier Füße, je zwey und zwey, kurz hinter einander, oder auch wohl alle vier zuſammen, ſo daß die hintern in den Spuren der vordern ſtehen, und die Zehen ſtehen ſehr weit von einander. Ihre Füße müſſen, da ſie ſchädliche Thiere ſind, der Obrigkeit von den Jägern ausgeliefert werden.

Man fängt ſie in **Schlingen**, die man in ihrem Gange aufſtellt, und auf Bäumen in **Fallen**, die aus zwey Bretern beſtehen, woran das oberſte auf leicht aufgeſtellten Hölzern beweglich ruht, ſo daß es bey Berührung der, an den

klei:

Unterſuchung fand man, daß ſie alle noch da waren, aber entweder erſtarrt in ihren Neſtern oder unter dem Schnee vergraben lagen. Die Jagdhunde, die dieſe Leichnamme ausſpürten, machten dieſe Entdeckung zuerſt, und fanden das ganze Frühjahr hindurch eine große Menge derſelben.

kleinen Hölzern befeſtigten, Lockſpeiſe, die aus Nüſſen beſtehen kann, niederfällt, und ſie erſchlägt. Gewöhnlich aber werden ſie mit der **Flinte** oder dem **Blasrohr** erlegt. Man muß ſie ſehr vorſichtig greifen, wenn ſie nicht gänzlich getödet ſind, da ſie mit einem einzigen Biß ihrer ſcharfen und langen Zähne die ganze Hand durchbeißen können.

Nutzen. Ihr **Fleiſch** iſt, da ſie aus dem Pflanzenreiche ſehr gute Speiſen genießen, eßbar. Ein gebratenes Eichhorne hat faſt den guten Geſchmack einer gebratenen Henne, und die ſchwarzen ſollen die wohlſchmeckendſten ſeyn.

Die **Bälge** der deutſchen Eichhörner werden nicht genug genutzt, ob ſie gleich ein brauchbares Pelzwerk zu Mützen und Handſchuhen abgeben. Diejenigen Winterbälge aber, die unter dem Namen **Grauwerk** oder **Vehe** (petit-gris) bekannt ſind, werden vorzüglich geſchätzet. Aus Sibirien kommen die beſten, und werden häufig zu Futter, Ausſchlag, und Müffen verarbeitet. Die Kürſchner nennen die hellen, **weißes Grauwerk**, und die dunklern, **ſchwarzes**, obgleich weder die erſtern ganz weiß, noch die letztern ganz ſchwarz ſind. Der Rücken wird eigentlich zu Unterfutter für Manns- und Weibskleider, die Vehwammen oder die Bäuche zu den anſehnlichſten Futtern, und die Ohren ſtatt der Hermelinſchwänze zu Auszierung der Unterfutter gebraucht.

Aus den **Schwanzhaaren** verfertigt man Mahlerpinſel. — Die alten Aerzte brauchten das Fleiſch, Fett und Gehirn als **Arzeneymittel**.

Die Eichhörner ſind lebendige **Wettergläſer**, und empfinden die ſtürmiſche Witterung einen halben Tag vorher.

Man

Man ſieht ſie dann, wie raſend auf den Bäumen herum- ſpringen, hört ſie verſchiedene Töne von ſich geben, und findet bey der Unterſuchung ihrer Neſter, daß ſie den Eingang, wenn er auf der Seite war, wo der Sturm herkommen ſollte, verſtopft, und die andere Seite des Neſtes geöffnet haben.

Die große Munterkeit, Lebhaftigkeit, Leichtigkeit und Behendigkeit, mit welcher ſie alle ihre Handlungen verrichten, und ihre Gelehrigkeit und Reinlichkeit hat ſie auch in die Geſellſchafft der Menſchen gebracht.

Schaden. Den größten Schaden thun dieſe Thiere in Geſellſchafft der Mäuſe an der Eichel- Roth- und Weißbuchenſaat, indem ſie den ausgeſtreuten Saamen aus der Erde wieder hervorſcharren und freßen. Außerdem beißen ſie die Spitzen der Fichten- und Tannenzweige ab, und freßen die Knospen derſelben, ſo wie die Baumknospen von verſchienen Bäumen und Sträuchern. Sie zernagen die Tannen- und Fichtenzapfen, die ſüßen Birnen und Aepfel. Wallnüſſe und Haſelnüſſe tragen ſie in Menge weg. Nur unter der grauſamen Bedingung, daß ihnen die Zähne ausgebrochen werden, können ſie zum Vergnügen der Liebhaber gezähmt werden, außerdem werden ſie durch ihr Nagen am Hausgeräth und durch ihren giftartigen Biß ſchädlich *).

Ver-

*) Das zahmſte Eichhorn fühlt oft den Trieb nach ſeiner verlohrnen Freyheit in ſich, beſonders im Frühjahr zur Zeit der Begattung ſeiner freyen Brüder, es wird wild und beißt unverſehens jeden, der ſich ihm nur nähert, in dieſem Paroxismus. Uns ſind drey Beyſpiele ſeit kurzem bekannt, wo ſehr zahme und

 artige

Verſchiedenheiten und Namen. Im Thüringer⸗walde haben wir folgende Spielarten, die nur der Farbe nach unterſchieden ſind, und ſich unter einander begatten.

1) Das **rothbraune**, gemeine Eichhörnchen, das Ecker⸗chen, Eichhermelin, der Springſuß, das Eichkatzle.

2) Das **ſchwarze** mit weißer Kehle und Bauch.

3) Das **aſchfarbene**, oder graublaue mit weißer Bruſt und Bauch und einer röthlichen Einfaßung des Unter⸗leibes. Es ſcheint aus der Vermiſchung obiger beyden Arten zu entſpringen. Es iſt das ſchönſte; aber nicht häufig.

4) Das **ganz graue** Eichhorn mit ſchmutzig weißer Bruſt und Bauch, und einem röthlichen Strich über den Rücken.

5) Das **Schäckchen**. Von dieſem giebt es wieder zwey Unterarten, a) ſolche, die roth und weißgefleckt und b) ſolche, die weiß und ſchwarz gefleckt ſind. Sie ſind auch ſehr einzeln. Man könnte

6) hieher auch noch die **ſchneeweißen** mit roſenrothen Augen rechnen, die man zuweilen antrifft. — Wenn dieſe ſo verſchieden gezeichneten Spielarten untereinan⸗der Junge zeugen, ſo bekommen ihre Haare oft eine aus ihrer Eltern Farbe zuſammengeſetzte Zeichnung *).

Die⸗

artige Eichhörnchen, die ihren Gebietern ſonſt auf den Wink folgten, dieſelben, ohne vorhergegangene Beleidigung, durch ihren Biß ſo ſtark verwundeten, daß das Gift deſſelben nicht geheilet werden konnte, ſondern die Finger abgelößt werden mußten.

*) In unſerm Kabinette haben wir z. B. ein Eichhorn, deſſen Oberleib und Schwanz pechſchwarz und der Un⸗terleib fuchsroth iſt.

Diejenigen, die in nördlichern Ländern, ſonderlich an den Ufern des Obi und am Bakal-See wohnen, bekommen im Winter einen ganz grauen Balg, der unter dem Namen des oben benannten Grauwerks bekannt iſt.

Die funfzehnte Gattung.

Der Haſe. Lepus.

Kennzeichen.

In beyden Kinnladen findet man 2 Vorderzähne, doch ſind die obern doppelt, ſo daß hinter den äußern gröſſern noch 2 kleinere liegen.

An den Vorderfüßen ſind 5, und an den Hinterfüßen 4 Zehen.

Man ſagt gewöhnlich von den Thieren dieſer Gattung, daß ſie einen natürlichen Uebergang von den nagenden, zu den wiederkäuenden machten, weil man ihnen ein Wiederkäuen zuſchreibt.

(35) 1. Der gemeine Haſe.

Lepus timidus. Lin.

Le Liévre, Bouquet. Buff.

The Hare. Penn.

Kennzeichen der Art.

Die Ohren ſind länger als der Kopf und an der Spitze ſchwarz. Der kurze Schwanz hat eine ſchwarze Oberſeite.

Beſchreibung.

Der Haſe, welcher alle Gegenden der Erde, die heiſſeſten Zonen ausgenommen, bewohnet, iſt in Deutſchland und beſonders in den thüringiſchen Feldern und Wäldern ſchaarenweiſe zu finden. Seine Länge iſt 1 Fuß 10 Zoll, die Höhe 10 Zoll und der Schwanz (die Blume, Federlein) mißt 3 Zoll *).

Der Kopf iſt länglich, herunterwärts gebogen, nach der Spitze zu ſchmal und vom Munde bis zu den Ohren abgerundet. Die Schnauze iſt dick und groß, mit langen Barthaaren beſetzt; beſonders iſt der innere Theil der Lefzen mit Haaren bebrämt. Er hat oben vier Vorderzähne, nämlich zwey vorne, die durch einen Einſchnitt getheilt zu ſeyn ſcheinen, und zwey hinter denſelben, welches bloße Stifte ſind; unten befinden ſich nur zwey Schneidezähne, oben an jeder Seite 6 und unten 5 ſchmale Backenzähne; zuſammen 22 Zähne. Die Naſenlöcher ſehen wie ein zweyter Mund aus, welche Täuſchung die Vertiefung der Naſenſcheidewand verurſachet. Man nennt eine ſolche Vertiefung eine Haſenſcharte. Die Augen ſtehen zur Seite, ſind groß, weit hervorragend, ſchwarz und blöde. Die Ohren (Löffel) ſind lang, an der Spitze ſchwarz, und ſcheinen ſich an ihrem Urſprunge zu berühren. Die Natur verſagte ihm ein ſcharfſehendes Auge, gab ihm aber dafür ein ſcharfhörendes Ohr und eine feine Naſe. Er hat einen ſtarken Hals, eine enge fleiſchige Bruſt, einen langgeſtreckten und überall gleichdicken Leib. Die Vorderfüße (Vorderläufte) ſind kurz, dünne und mit 5 Fingern verſehen, und die Hinterfüße (Sprünge) ſind länger, ohngefähr halb ſo lang als der Körper und haben vier Zehen.

Bey

*) Par. Ms.: Körper 1 Fuß 8 Zoll; Schwanz 2 3/4 Zoll.

Beyde haben ſchwarze lange, ſpitzige und ausgehöhlte Nägel, und ſogar die Fußſohlen ſind mit Haaren dicht beſetzt. Er geht auf dem ganzen Hinterfuß bis zur Ferſe.

Die Farbe ſeines Balges, der mit wolligen Haaren (mit Wolle) und einzelnen Stachelhaaren dicht beſetzt iſt, iſt oben gelb und ſchwarz geſprengt, zur Seite röthlicher und unten gelb und weiß. Der kurze Schwanz ſteht in die Höhe gekrümmt, und iſt oben ſchwarz und unten weiß.

Der Haſe hat die Augen ſtets offen und ſchläft ſogar mit ganz oder halb offenen Augen, weil ſie ſeine kurze, gleichſam abgeſchnittene Augenlieder nicht bedecken können, und ihm die Augenwimpern fehlen. Er ſitzt immer auf den Hinterfüßen, welches man ein Männchenmachen nennt, und ſpielt oft mit ſich ſelbſt, mit Feldmäuſen, und mit ſeines Gleichen. Seine längern Hinterfüße verwandeln ſeinen Gang in ein ſtetes Hüpfen; und er iſt auch aus dieſem Grunde ſchneller, wenn er Berge beſteigt, als wenn er herunter läuft. — Seine Stimme iſt zur Zeit der Begattung ein dumpfes Murkſen, und in der Noth und Todesſtunde ein lautes ängſtliches Geſchrey, wie es die ganz kleinen Kinder hören laſſen. — Sein Lebensziel hat er in acht bis zehn Jahren erreicht.

Beyde Geſchlechter, der Haſe (Ramler) und die Häſin (der Setzhaſe, Mutterhaſe) haben noch beſondere Kennzeichen, wodurch man ſie von einander unterſcheiden kann. Der Ramler iſt kürzer gebaut, hat breitere Lenden, einen ſtärkern, rundern, wolligern Kopf, einen längern und ſtärkern Bart, kürzere und breitere Ohren, iſt röther auf den Schultern und Vorderblättern als die Häſin, und mit brei-

tern und weißlichen Ohren, die er oben nahe zuſammen und über dem Rücken neben einander hinhält, verſehen. Der Setzhaſe hingegen iſt größer und langgeſtreckter als der Rammler. Die Wolle iſt auf dem Rücken grau und fällt ins ſchwärzliche; die Seitenfarbe lichter; die Blume länger und nicht ſo weiß, und breit, als bey jenem, und er ſperrt die Ohren weiter von einander, und legt ſie an den Seiten hin.

Aufenthalt. Von Natur iſt der Haſe furchtſam und und ſchreckhaft, ſo daß ihm das geringſte Geräuſch, daß zuweilen Fröſche, Eidexen und Schlangen verurſachen, aus ſeinem **Lager** vertreiben kann. In Gegenden, wo er ſich Sommer und Winter im Felde aufhalten muß, gräbt er daſſelbe mehrentheils auf die Mittelfurche des Ackers in Geſtalt eines Ovals, ſo lang als er ſelbſt iſt, und ſo tief, daß ſein Rücken noch etwas hervor ſieht, und zwar im Sommer in ſolchen Gegenden, wo er die Nordluft, und im Winter, wo er die Sonne genießen kann, im Winter alſo nach Süden und im Sommer nach Norden zu. Er liegt darinnen, wie ein Knauel, zuſammengedrückt, die Vorderfüße dicht am Kopf angezogen, und die Hinterfüße unter den Leib verkürzt, und man hält ihn ohne die gehörige Kenntniß und Uebung für eine Erdſcholle. So lange als das Getraide noch auf dem Halm ſteht, geht er nicht aus demſelben, und bis zum Winter bleibt er in den Stoppeln. Alsdenn aber ſucht er in Gegenden, wo er Wälder und Feldhölzer in der Nähe hat, dieſelben zu ſeinem Aufenthalte auf. Er ſteht nicht gern Regen, Hagel, Schnee, ſtürmiſche und kalte Winde, große Kälte und außerordentliche Hitze aus, und meidet beſonders alle Gegenden, wo ihn im Winter die ſcharfen Oſt- und Nordwinde treffen könnten, und wo er im Sommer der bren-

brennenden Sonnenhitze ausgeſetzt wäre. — Um in ſeinem Wohnſitze vor ſeinen Feinden, beſonders den Hunden ſicher zu ſeyn, hat ihn die Natur gelehrt, ihnen die Spur durch Wiedergänge und Abſprünge zu verwirren, daß ſie ihn weder durch den Geruch noch durch die Verfolgung des Weges, den er genommen hat, finden können. Wenn er nämlich aus dem Felde in das Holz nach ſeinen Lager zurück kehrt, welches man im Winter ſehr deutlich an der Fährte bemerken kann, ſo geht er in einiger Entfernung in gerader Linie eine ganze Strecke vor ſeinem Lager vorbey, wendet ſich dann auf dem nämlichen Wege wieder zurück, thut, wenn er ein wenig gegangen iſt, nach der Seite, wo ſein Lager ſich befindet, etliche Sprünge, geht wieder etliche Schritte, und ſpringt wieder nach der Seite des Lagers ab, und dieß thut er noch etlichemal, bis er ſeinem Lager gerade gegen über kömmt, wo er wiederum etliche Sprünge zur Seite thut, und dann mit einem großen Sprunge ſich in daſſelbe ſtürzet.

Wenn man zuweilen durch das Getraide ganzer Fluren ſchmale, ſchöne Wege von 1 Fuß Breite findet, die die abergläubiſchen Landleute den Bilſenmähern *) zuſchreiben, ſo ſind es Haſenſtraßen, auf welchen ſie ihrer Nahrung und den Geſchäfften der Liebe nachgehen.

Nahrung. Die Haſen nähren ſich von Getraide, beſonders von Hafer, Kohl, Krautblättern und Krautfrüchten,

 von

*) Bilſenmäher ſollen Hexen ſeyn, die durch die Flur gehen, mit der Sichel dieſe Wege ſchneiden, und das Getraide nach Hauſe tragen, welches denn ihr Patron der Teufel ſo ſegnet, daß in den wenigen Garben ſo viel Körner ſtecken, als ſie das ganze Jahr zur Leibes Nahrung und Nothdurft nöthig haben.

von Wurzeln, Gras und Heu, und lieben beſonders die Pflanzen, deren Saft milchartig iſt. Im Winter thun ſie der unter dem Schnee verborgenen Saat, welche ſie durch Aufſcharren entblößen und abfreſſen, großen Schaden, nagen die Rinde aller jungen Bäume, der Linden= und Erlenbäume ausgenommen, und die Spitzen des jungen Schlagholzes, und beſonders des Schwarzdorns ab. Junge Gerſtenſaat, Pappelrinde und Laub, Esparſette und Radischen, welche ſie aus der Erde graben, ſind ihre Lieblingsſpeiſen. In ſehr harten Wintern werden ſie von den Jägern mit Heu und Erbſenſtroh gefüttert.

Der Regel nach gehen ſie nur mit einbrechender Nacht ihrer Nahrung (Aeſung) nach; in den längſten Sommertagen aber verlaſſen ſie ſchon ſechs Uhr ihr Lager, und im Winter, wenn zu tiefer Schnee liegt, und ihre Nahrung ſparſam iſt, gehen ſie den ganzen Tag auf die Aeſung. Auch die Häſinnen, welche Junge ſäugen, die ſie abzehren, ſteigen am Mittage auf und befriedigen ihren Hunger ungeſcheut.

Da dieſe Thiere ihre Oberlefze ſtets bewegen, indem ſie alles beriechen, ſo ſagt man, ſie käueten wieder. *)

Fortpflanzung. Die Haſen begatten ſich (laufen, rammeln) bey warmem Wetter ſchon im Jänner und Hornnung, im März aber ſind ſie am hitzigſten. Der Ramler iſt zu dieſer Zeit flüchtig, ſchwärmt allenthalben herum, wo es Häſinnen giebt, und ſpürt ihnen durch ſeinen guten Geruch auf der Erde, wie die Hunde, nach, wenn er ſie verliert. Es folgen einer Häſin bey der erſten Begattung zuweilen 3 bis 4 Haſen mit einem ſtäten Knurren nach, und kämpfen ſehr heftig

*) 3 Buch Moſ. 11, 5. u. f.

heftig um ſie, indem ſie ſich auf die Hinterbeine ſtellen, und mit den Vorbeinen nach einander ſchlagen und beißen. Dem Sieger, oder demjenigen, welcher ihr am beſten gefällt, ergiebt ſie ſich, und dieſer hält ſich denn mehrentheils den ganzen Sommer hindurch allein zu ihr, und begleitet ſie während ihrer Schwangerſchafft allenthalben hin. Nach 30 oder 31 Tagen ſetzt ſie das erſtemal 1 bis 2, dann aber gewöhnlich 3 Junge im Felde, entweder in ein flachgegrabenes und zuweilen mit ihren Haaren ausgefüttertes Neſt, oder in einen Miſthaufen, und im Walde in Moos zwiſchen junge Tannen, oder Sträucher, in abgefallenes Laub oder hohes Haidegras. Die Jungen werden mit offenen Augen gebohren. Wenn ſie zuweilen vier und fünf Junge zur Welt bringt, ſo erzieht ſie doch meiſt nicht mehr als drey, und läßt die übrigen umkommen. Sie begattet ſich den ſechsten Tag, nachdem ſie gebohren hat, ſchon wieder, und ſäugt die Jungen nur zwanzig Tage, verläßt ſie alsdann, und dieſe müſſen ſich ſelbſt ihre Nahrung ſuchen. Wenn ſie die Mutter ſäugen will, ſo lockt ſie dieſelben um ſich herum, indem ſie die langen Löffel zuſammenſchlägt, welches ein Klappern verurſacht. Das Weibchen läßt das Männchen bis in Julius und länger zu, und kann in einem Jahre, wenn das Frühjahr ohne Schnee und der Sommer trocken iſt, ſehr viele Junge gebähren, woher die ungemein ſtarke Vermehrung der Haſen entſteht. Der **erſte** Satz geſchieht im März; der **zweyte** im May; der **dritte** im Julius, und zuweilen ein **vierter** noch im September. Man glaubt, daß die Häſin wegen des ſonderbaren Baues ihrer Geburtsglieder überſchwängert werden könnte, und daraus erklären die Jäger die Mißgeburten, die man nicht ſelten unter den jungen Haſen im Neſte antrifft.

Die Jungen ſind an der Stirn mit einem weißen ſternförmigen Fleck bezeichnet, den ſie oft ein ganzes Jahr behalten. Sie verlaſſen die Gegend nicht, wo ſie gebohren worden ſind, leben aber einſam, und jedes macht ſich ſein beſonderes Lager. Man kann ſie mit Milch aufziehen, und ſich an ihren Trommeln mit den Vorderfüßen, welches eine Art ihrer Vertheidigung iſt, wodurch ſie ſich nicht allein gezähmt Hunden und Katzen, ſondern auch in der Freyheit ihren ſonſtigen Feinden entgegen ſtellen, und an andern lächerlichen Poſſen, und ihren Schmeicheleyen vergnügen. Ihr vollkommener Wuchs iſt in 15 Monaten vollendet, und ſie begatten ſich noch in demſelben Jahre, da ſie gebohren ſind. Sie zeugen mit den Kaninchen nach vielen Verſuchen keine Baſtardten.

Krankheiten. In der Begattungszeit bekommen die Haſen wegen der übermäßigen Hitze an der Lunge, Leber, dem Herzen, Rücken und den Geburtsgliedern zuweilen **Hitzblattern**, die unter dem Namen Pocken, Finnen und Franzoſen bekannt ſind, und ihr Fleiſch im Sommer eckelhaft machen.

Feinde. Sie ſind der gemeinſte Raub der Raubthiere und Raubvögel; **Wölfe, Luchſe, Füchſe, Hunde, Wieſel, Uhue, Habichte** und **Raben** ſind ihre Verfolger und Mörder. Die Raben ſtoßen nur auf junge Haſen.

Von den **Flöhen** haben ſie im Sommer viele Plage auszuſtehen. Auch machen ihnen die **Bandwürmer**, die **Blaſenwürmer**, die man in der Leber und im Uterus findet, die **Trichuriden**, und die **Zwirn**= (Filaria) und **Egelwürmer** viele Unannehmlichkeiten.

Jagd. An dieſen Thieren machen Jäger und Jagdhunde die erſten Verſuche. Der junge Märzhaſe wird ſchon

als

als ein Leckergericht im Julius und Auguſt auf dem Anſtand geſchoſſen; die eigentliche Haſenjagd aber fängt ſich in der Mitte des Septembers an, und dauert bis zum Februar, oder bis zu der Zeit, wenn ſich der Haſe wiederum begattet.

Die **Fährte** aller vier Füße iſt, da er ſtets, langſam und geſchwinde, gallopirt, wie ein Dreyeck geſtaltet, woran die Grundlinie, oder die Seite, wo die beyden Fährten gerade gegen einander überſtehen dahin weiſet, wohin er gelaufen iſt, und woran die zwey Spuren, die hintereinander ſtehen die Spitze des Dreyecks bilden. Die zwey vordern gegen einander überſtehenden Spuren ſind aber nicht von den vordern Füßen abgedruckt, ſondern von den hintern, und die zwey Vorderfüße machen die Spuren, die nachſtehen. Er hebt alſo, wie die mehreſten Thiere, die auf den ganzen Ferſen gehen, die zwey Hinterfüße zu gleicher Zeit auf, und ſchnellt ſie über die vordern weg. Je geſchwinder er gallopirt, deſto weiter ſtehen die Spuren und umgekehrt. (Tab. XIV. Fig. 12. a. b.)

Er wird im Herbſt im Felde durch **Jagdhunde** aufgejagt und geſchoſſen. — Man hetzt ihn mit Windhunden, denen er oft durch ſeine Querſprünge und geſchickten Wendungen, entkömmt, und hierbey bemerkt man, daß ihm die Natur den Mangel ſeiner Vertheidigungswaffen durch ſeine lange Hinterläufte erſetzt hat, mit welchen er große Sprünge zu machen und beſonders bergan ſehr ſchnell zu laufen im Stande iſt. Er ſteht im Laufen oft ſtill, ſieht ſich aufgerichtet nach ſeinem Feinde um, und thut beym Stillſtehen allzeit mit einem von ſeinen Hinterfüßen einen Schlag auf die Erde. Packt ihn ſein Gegner, ſo ſchnickt und ſchreyt er blos, ohne andere Gegenwehr.

Man

Man erlegt ihn auf dem **Anſtand** des Abends an Feldhölzern, aus welchen er in der Dämmerung, ſeine Nahrung im Felde zu ſuchen, kömmt.

Im Winter wird er vermittelſt des **Treibjagens** im Felde und vermittelſt des **Klapperjagens** im Walde geſchoſſen. Hierbey muß der Jäger in Rückſicht auf die Witterung gewiſſe Regeln beobachten. Denn da der Haſe ein Wetterprophet iſt, und ſchon 24 Stunden vorhero das Wetter fühlt, ſo wählt er auch darnach ſeinen Aufenthalt. Wenn es dahero am Tage regnet, ſo findet man ihn auf trocknen und erhabenen Orten, in Steinbrüchen, an Orten, wo es viele hohe Diſtelbüſche giebt, in kleinen Haiden, und allzeit unter dem Winde; in kalten Nächten, bey Schnee- und Froſtwetter hingegen muß man ihn im dicken Geſträuche aufſuchen.

Man fängt ihn auch in **Schlingen**, welche aus ausgeglüheten dünnen Drath, wie eine Haarſchlinge, gemacht, und in ſeinen gewöhnlichen Gang, wo er durch eine Hecke oder unter einen Buſch wegkriechen muß, aufgeſtellt werden. — In ſeinem Lager erſchießt man ihn, indem man ihn **umgeht**. Es geſchieht dieß, wenn man, bey ſeiner Erblikkung im Lager, ſo lange immer engere Kreiſe gehend um ihn beſchreibt, bis man ihm ſo nahe kommt, daß er erlegt werden kann. Er wird dadurch, da er den Jäger immer auf allen Seiten ſieht und wittert, ſo verwirrt, daß er nicht weiß, an welchem Ende er entfliehen ſoll, und alſo liegen bleibt.

Er wird auch in **Haſennetze** getrieben, und wo er ſelten iſt **eingelappt**. — Bey großem Schnee kann man ihn mit abgekochtem Kohl, den er ſehr weit riecht, hinlocken, wohin man will.

An

An der Naſe und hinter den Ohren iſt er am empfindlichſten, und kann an dieſen Orten durch einen leichten Schlag getödet werden.

Nutzen. Das Fleiſch (Wildpret) des jungen Haſen iſt zart, leicht verdaulich und nahrhaft, und auch der alte Haſe giebt gute Braten und Gerichte. Will man das Alter eines Haſen erkennen, ſo zieht man ihm die Ohren von einander; giebt das Fell nach, ſo iſt er jung, hält es aber feſt, ſo iſt er alt; eben ſo ſind die Glieder eines alten Haſen an den Vorderfüßen größer und ſtärker als an einem jungen.

In Rußland ißt man das Fleiſch nicht, und die Haſen werden nur der Felle halber getödet. Man ſchätzt, daß jährlich in Rußland überhaupt mehr als eine halbe Million Haſen gefangen werden, welche dem Reiche 50000 Rubel einbringen.

Der **Winterbalg** kann gefärbt werden, und dient zu allerhand Pelzwerk.

Aus den **Haaren** werden ſchöne Hüte, geſponnen — Beinkleider, Handſchuhe, Mützen, Strümpfe und Zeuge verfertigt. Die Bälge ſtehen dahero jetzt in einem ſehr hohen Preiſe, und unſere Hutmacher bezahlen das Pfund Haar mit einem Dukaten. In Böhmen werden die ſchönſten Hüte aus Haaſenhaaren gemacht, worzu jährlich 40000 Haſenbälge verbraucht werden. Jedes böhmiſche Kammerguth lieferte ſonſt jährlich 1300 bis 1400 Stück; wovon das Hundert 20 bis 24 Gulden koſtete.

Die Bälge werden für gut befunden, wenn ſie an diejenigen Theile des Körpers angelegt werden, wo Flüße ſind, und verhindern auch das Wundliegen in langwierigen Krankheiten als Unterlagen.

Auch

Auch die Flöhe ziehen ſich nach dem Haſenfell gar gerne. Dieß weiß man in Dalerne in Schweden, wo es ſehr viele Flöhe geben ſoll, ſehr gut zu benutzen, um ſie auf eine leichte Art zu fangen. Man bindet nämlich ein Stückchen Haſenfell auf die Bruſt, die Flöhe ziehen ſich den Tag über vom ganzen Körper dahin, und des Abends ſucht man beym Schlafengehn die Stückchen Fell ab.

Die abgehaarten Haſenfelle nutzt der Beutler, Schuhmacher, Siebmacher und Leimkocher.

Die Abgänge bey den Gerbern und Hutmachern geben einen guten Dünger.

Die Hinterfüße gebrauchen die Goldſchmiede zu Glättung des Silbers, die Buchbinder um das Leder mit der Beitze und dem Eyweiß zu überſtreichen, die Phyſiker, wie den Fuchsſchwanz, um den Elektropher damit zu reiben, und jederman als einen kleinen Beſen, um Kleinigkeiten damit abzukehren.

Man bediente ſich ſonſt aller Theile von Haſen in der Medicin, und noch jetzo erkennt man das Blut (den Schweiß) als ein wirkſames Mittel bey den Blutflüßen der Frauenzimmer. Es wird ein reines Stück Leinwand in das friſche Blut getaucht, und getrocknet, alsdann ein Stückchen, wie ein halber Laubthaler groß, in ein Glas weißen Wein gethan, und wenn es den Wein roth gefärbt hat, ſo wird er getrunken. — Das Fett braucht man um Schwären und Geſchwüre zu erweichen und auffreſſen zu laſſen, und zur Vertreibung großer Geſchwulſte.

Die Perſer, bey denen noch viele Theile vom Haſen als Arzeney gebraucht werden, glauben, ein Narr bekäme durch den Genuß der Haſenleber und des Haſenfleiſches ſeinen Verſtand wieder.

Schaden und Mittel dagegen. Der Haſe ſchadet der jungen Saat, dem reifen Getraide, den Kohlfeldern, und den jungen Bäumen, deren Schalen er abnaget. Wenn man um die Pflanzſchulen herum Reiſe einſteckt, deren untere Seite alle 14 Tage mit Schweinefett und Schießpulver beſtrichen wird, ſo werden ſie leicht verſcheucht.

Abweichungen. Die Jäger theilen die Haſen (furchtſame Haſen) ein, in Feldhaſen, in Berg- Wald- Holz- oder Buſchhaſen, und in Sumpfhaſen. Es ſind dieß nur verſchiedene Benennungen, die den Ort, wo ſich der von uns beſchriebene Haſe gewöhnlich aufzuhalten pflegt, bezeichnen. Freilich hat die Lebensart in ſo verſchiedenen Gegenden auch einigen Einfluß auf das Naturel, und beſonders auf das Wachsthum dieſes Thiers, allein dieß ändert die Kennzeichen ſeiner Art nicht ab.

a) Der **Berghaſe** iſt größer, dicker, hat ein dichteres, bräuneres und ſchwärzeres Haar, und iſt mehr weiß unter dem Halſe als der Feldhaſe. Da er im Walde nicht den großen Verfolgungen ausgeſetzt iſt, wie jener, alſo ein höheres Alter erreicht, und im Herbſte und Winter gute Nahrung von Eicheln und Buchecker hat, ſo findet man ihn oft von einer großen Schwere. Man hat in den Hinterbergen des Thüringerwaldes Berghaſen 18 Pfund ſchwer geſchoſſen.

b) Der **Sumpfhaſe** unterſcheidet ſich vom Feldhaſen in nichts, als in Anſehung ſeines Aufenthalts, weil er immer in moraſtigen und ſumpfigen Gegenden und im Schilfe iſt. Sein Fleiſch iſt weißlicht, unſchmackhaft und ungeſund. Man hat bemerkt, daß es mehrentheils Ramler ſind, die dieſen Aufenthalt wählen.

c) Auf

c) Auf den höchſten Gebirgen des öſtreichiſchen Kreiſes, beſonders in Steyermark giebt es, wie in der Schweitz auf den hohen Alpen, **weiße Haſen** (Berghaſen); die aber nur im Winter weiß, und im Sommer von der gewöhnlichen Haſenfarbe ſind. Nur in den nördlichſten Gegenden, z. B. in Grönland behalten ſie Sommer und Winter die weiße Farbe.

Merkwürdig iſt auch, daß man ſchon oft Haſen gefunden hat, aus deren Stirnknochen ein Paar kleine Geweihe gewachſen waren, **gehörnte Haſen.**

(36) 2. Das Kaninchen.

Lepus Cuniculus. Lin.
Le Lapin. Buff.
The Rabbet. Penn.

Kennzeichen der Art.

Die Ohren ſind meiſt unbehaart, und die Hinterfüße ſind ſtets kürzer, als an den Haſen.

Das Kaninchen, welches dem Haſen an Geſtalt und Betragen ſehr ähnlich iſt, unterſcheidet ſich von demſelben vorzüglich dadurch, daß es kleiner iſt, ſehr dünnbehaarte Ohren, und kürzere Hinterfüße hat. Es ſcheint auch aus Bedürfniß mit mehr Naturtrieben begabt zu ſeyn, als der Haſe, indem es zu ſeiner Bequemlichkeit und Sicherheit tiefe Höhlen in die Erde zu graben pflegt. Es hat eben das Gebiß, eben die Geſtalt des Kopfs, Lage der Augen und Ohren, eben den kurzen Schwanz und die behaarten Fußſohlen, aber der Körper iſt mit ſanftern und nicht ſo lan-

gen Stachelhaaren beſetzt. Es bedient ſich eben der Nahrung, wie der Haſe, vermehrt ſich aber ſtärker. Die Länge des Körpers beträgt ohngefähr 1 Fuß 7 Zoll, des Schwanzes 2 1/2 Zoll*), und die Höhe 6 1/2 Zoll, und das Weibchen iſt allzeit etwas größer und ſtärker als das Männchen.

Wir kennen in Thüringen das zahme und wilde Kaninchen. Es machen beyde nur eine Art aus, welche jetzt die zwey verſchiedenen Racen bey uns gebildet haben. Das einfarbige wilde Kaninchen iſt der Stammvater und durch die Zähmung iſt das vielfarbige zahme entſtanden, indem ſich durch die Nahrung, die eingeſchränkte Lebensart und den Aufenthalt, wie bey allen zahmen Thieren, die Farbe verändert hat. Mit den Haſen, mit denen dieſe Thiere doch ſo nahe verwandt, und die ihnen ſogar ähnlich ſind, begatten ſie ſich nach vielfältig angeſtellten Verſuchen nicht, geſchweige denn mit den Katzen, wie man vorgegeben hat. Nur in Gefahr und bey ſchmerzhaften Beleidigungen laſſen ſie eine hellpfeifende Stimme hören. Sie werden zehn Jahr alt.

A) Das wilde Kaninchen.

Le Lapin ſauvage. Buff.

Beſchreibung.

Das wilde Kaninchen, das in den gemäßigten und heiſſen Strichen von Europa und in den wärmern Theilen von Aſien lebt, wird in den Gegenden unſers Thüringens nur da angetroffen, wo es mit Fleiß angepflanzt worden iſt. Es bewohnet nur einige kahle Untergebürge des Thüringerwal-

*) Par. Ms: Körper 1 Fuß 5 Zoll; Schwanz 2 Zoll.

waldes und die gebirgigen Gegenden um Jena und Erfurt herum, ob es gleich ſonſt in Deutſchland nicht ſelten iſt.

Seine Unterſcheidungszeichen von dem zahmen ſind dieſe, daß es **ſchwarze Ohrſpitzen hat, kleiner und ſchlanker** und von **Farbe** gewöhnlich **röthlichgrau** iſt. Da nämlich die wollige Unterlage der Haare ſchmutzig weiß iſt, und die ſteifen darzwiſchen ſtehenden Haare röthlich, ſchwarz und weiß gefleckt ſind, ſo giebt dieſe Zuſammenſetzung eben dieſe röthlichgraue Farbe.

Die Hornhaut der Augen iſt nicht roth, ſondern graulicht.

Kältere Gegenden als unſer Deutſchland kann es in der freyen Luft nicht aushalten, und unterſcheidet ſich alſo darin von dem Haſen, welcher auch unter den rauheſten Himmelsſtrichen ausdauern kann.

Aufenthalt. Dieſe Kaninchen halten ſich in Geſellſchafft zuſammen, und graben ſich mit ihren weißen langen ſcharfen Nägeln an den Zehen der Vorderfüße tiefe, winklich, wie ein Ellenbogen, laufende Höhlen (Baue) mit verſchiedenen Ausgängen (Röhren) in felſigen, am liebſten aber in ſandigen Boden *), und jedes Paar, da ſie in Monogamie leben, bewohnt ſeine eigene Wohnung, und macht ſich dieſelbe ſo bequem als möglich. In derſelben befindet ſich allzeit am Ende eine Kammer, deren Eingang ſo enge iſt, daß ihnen der Fuchs, ihr Erbfeind, nicht nachkriechen kann, obgleich die vordern Röhren, durch das häufige Ein- und Ausgehen oft weit genug ſind, daß er durch dieſelben ſchlüpfen kann. In einem ſolchen Baue gräbt ſich auch das Weib-

*) Daher ſie in großer Anzahl auf den ſandigen Hügeln der Meeresufer, wie in Holland, gefunden werden.

Weibchen eine eigene geräumige Kammer, wo es ſeine Jungen gebiert (ſetzt). Wenn ſie ausgehen, ſo bedecken ſie oft die Röhren mit Sand, daß ihre Wohnungen nicht entdeckt werden ſollen; und wenn ſie an einem Orte Gefahr merken, ſo verlaſſen ſie denſelben; und wenn eine Familie auszuwandern anfängt, ſo folgen die andern alle nach.

Nahrung. Die Nahrungsmittel ſind die nämlichen, die der Haſe zu ſeiner Sättigung bedarf. Sie freſſen (äſen) Laub, Gras, Kräuter, Kraut, grünes und reifes Getraide und Rüben, denen ſie nachgraben. Im Winter ſcharren ſie die grüne Saat auf, müſſen aber auch bey hohem Schnee und ſtarken Froſt mit Knoſpen von Geſträuchen, mit der Schale des jungen Holzes und mit verdorrtem Gras vorlieb nehmen.

Fortpflanzung. Die Mutter wird, wie die Häſin, im Hornung oder März von dem Vater (Ramler, Bock) befruchtet (ſie rammelt), geht vier Wochen tragend, und bringt alsdann auf einem Bette, welches ſie ſich von Grashalmen, und ihren eigenen ausgerupften Haaren bereitet hat, vier bis ſechs blinde Junge zur Welt. Dieſe bleiben 9 Tage blind und 14 Tage in ihrer Höhle; nach welcher Zeit ſie mit der Mutter auslaufen, und ihre Nahrung zu ſuchen anfangen. Noch in den erſten 14 Tagen nach der Geburt wird die Mutter wiederum beſchwängert, und läßt ſich alſo nicht überſchwängern, wie man von der Häſin glaubt, ob ſie gleich eine eben ſo geſtaltete Mutter hat, wie jene. Sie vermehrt ſich mehrentheils viermal des Jahrs, wenn ſie die eintretende kalte und feuchte Witterung nicht daran hindert, Da ſie ihre Kinder ſehr ſorgfältig ernähret und beſchützet,

ſie nicht früher als nach 4 Wochen, wo ſie ausdauern können, ſich ſelbſt überläßt, ſo iſt ſie im Stande in einigen Jahren eine Bevölkerung von etlichen Tauſenden zu bewerkſtelligen. Man ſiehet daher oft mit großem Nachtheil, da jedes Paar zu ſeinem Aufenthalte ſich ſeine eigene Wohnung mit vielen Aus- und Eingängen aushöhlt, daß ſich eine Kolonie von 4 bis 6 Stücken, denen man ein kleines Gebiet anwieß, in etlichen Jahren durch ihr beſtändiges Fortwühlen meilenweit ausgebreitet hat, und ihre Vermehrung alsdenn nur mit Mühe durch die Jagd in engere Grenzen eingeſchränkt werden kann. Die Jungen ſind ſchon im achten Monate zur Fortpflanzung tüchtig und im zwölften völlig ausgewachſen.

Feinde. Die Füchſe, Marder, Iltiſſe, Dachſe, Wieſel, Raben und Raubvögel ſind ihre Feinde, und ſchränken ihre Vermehrung an manchen Orten ſehr ein.

Wenn ſich ein Fuchs in eine Höhle dränget, und Zeit hat den Eingang zur letzten Kammer zu erweitern, ſo iſt die ganze Familie ohne Rettung verlohren.

Dieſe oder eine ähnliche drohende Gefahr geben ſie ſich einander durch das Aufſchlagen mit den Hinterfüßen zu erkennen, auf welches Zeichen, die in der Nähe ſich befindenden ſogleich die Flucht ergreifen.

Jagd. Ihre Fährte iſt der Haſenfährte ähnlich, nur kleiner. Ob ſie gleich nicht die Flüchtigkeit des Haſens haben, ſo machen ſie doch allerhand krumme Sprünge, um ihren Verfolger, den Hund zu verwirren, und ſeiner Mordſucht zu entgehen. Wegen ihres feinen Gehörs und Geruchs

ruchs (Witterung) kann man ihnen mit der Flinte nicht leicht ankommen, indem ſie gleich nach ihrer Grube fahren; allein ſie werden durch kleine **Dachshunde** und beſonders durch **Frettchen**, die man darzu aufzieht und abrichtet, aus derſelben heraus geholet. Man umſtellt nämlich mit dem **Haſengarne** die Gegend des Baues, oder bedeckt mit einem, wie einen Sack geſtalteten, Netze (Haube) eine Oeffnung der Grube, läßt das Frettchen mit einer kleinen Schelle am Halsbande, und mit durch ein Kettchen verſchloſſenem Munde zur Verhütung der Mordſucht, hinein, und verſtopft die übrigen Gänge, und die Kaninchen flüchten gleich, wenn ſie ihren Feind durch ihr Gehör, oder ihren guten Geruch bemerken, heraus, rennen in das aufgeſtellte Garn, und man ſchießt oder ſchlägt ſie in demſelben tod, oder fängt ſie lebendig. Eben ſo verfährt man auch bey der Jagd mit dem Dachshunde, wo die Höhlen weit genug ſind.

Sie werden auch in eiſernen **Fallen** und **Schlingen**, die man vor ihre Wohnungen legt, gefangen.

Man giebt auch noch eine ſonderbare Art, ſich ihrer zu bemächtigen, an. Man ſoll nämlich in jede Höhlen einen großen **Krebs** ſtecken und den Eingang mit obigem Netze belegen. Der Krebs, ſagt man, ſchlich ſich in das Wohnzimmer der Kaninchen, kneipe ſie, und ſie flöhen vor dem unbekannten Gaſt und würden in den vorgelegten Netzen gefangen.

Nutzen. Ihr **Fleiſch**, das ſüß, wie Hühnerfleiſch, ſchmeckt, wird als eine Delikateſſe gegeſſen, und giebt, da ſie bey guter Nahrung feiſter als die Haſen werden, vortrefliche Braten.

Ihr Balg wird als Pelzwerk beſonders zu Unterfutter, da er eine längere Dauer, als der Fuchsbalg hat, verbraucht. Die Haare geben feine Hüte und mit Seide verſetzt, ſchöne Strümpfe und Handſchuhe. (ſ. weiter Nutzen des zahmen Kaninchens.)

Schaden. Sie richten in fruchtbaren Feldern nicht nur durch ihr Wühlen, ſondern auch durch Aufſuchung ihrer Nahrung, wo ſie häufig ſind, großen Schaden an, und werden daher an manchen Orten, wo man ihre Vermehrung nicht einſchränkt, für den Landmann eine Landplage.

Namen. Kaninchenhaſe.

B) Das zahme Kaninchen.

Lepus cuniculus domeſticus.

Le Lapin domeſtique. Buff.

Beſchreibung.

Die zahmen Kaninchen ſind ein wenig größer als die wilden, ſonſt haben ſie beynahe eben dieſelben Eigenſchafften und Merkmale. Man findet ſie von allen Farben. Es giebt weiße, gelbe, rothe, braune, ſchwarze, graue, blaue, aſchfarbene, ſchimmelfarbene, und mit allen dieſen Farben verſchieden gefleckte. Die Augen der hellfarbenen ſind blutroth, und die der dunkelfarbenen bald grau, bald gelb, bald braun, bald blau, die bunten aber, die aus der Vermiſchung von hell- und dunkelfarbenen Eltern abſtammen, haben Augen bald von dem Vater bald von der Mutter. Sie ſind mit einer Nickhaut verſehen. Ihr dünnen Ohren ſind auf der inwendigen Seite beynahe ganz kahl, und auf der auswärtigen mit kurzen ſanften Haaren beſetzt. Sie werden

gewöhn-

gewöhnlich zum Vergnügen gehalten, weil ſie wunderliche Sprünge machen, oft auf den Hinterfüßen gehen, mit den Vorderfüßen mit ihren Geſellſchafftern, ſonderlich, wenn ſie noch jung ſind, ſpielen, ſich mit dieſen Füßen, wie die Katzen putzen, als Männchen und Weibchen ſehr zärtlich mit einander umgehen, und ſonſt artige, ja auch nützliche Thierchen ſind. Sie werden ſo zahm, daß ſie auf einem gewiſſen Ruf oder Pfiff aus ihren Höhlen hervorkommen, ihr Futter aus den Händen bekannter Perſonen nehmen, und ſich vor ihnen kauern und ſtreicheln laſſen. Doch kratzen und beißen ſie auch, ohngeachtet ihrer Zahmheit, bey Beleidigungen heftig.

Aufenthalt. Man weiſet ihnen gewöhnlich ihren Aufenthalt in den Ställen bey dem Rindvieh, Pferden, Ziegen und Schafen an, damit ſie ſich von dem Ueberfluß dieſer Thiere, und von dem Futter, daß dieſe umkommen laſſen, ernähren mögen. Allein hier muß die gehörige Vorſicht gebraucht werden, daß ſie nicht zur Krippe und Raufe kommen können, welches ſie immer durch ihr Klettern, wenn ſie nur irgendwo mit ihren ſcharfen Krallen einhäckeln können, und durch ihr Springen, möglich zu machen ſuchen. Sie verunreinigen dann nicht allein das Futter der Thiere mit ihrem Unrathe, ſondern auch mit ihren Haaren. Dieß verurſacht oft unerklärbare Krankheiten, ja ſelbſt den Tod des Viehes. Auch richten ſie durch ihr Graben an ſolchen Orten allerhand verdrüßliche Unordnungen an. Es iſt daher allerdings rathſam, um dieſe ſchädlichen Folgen zu vermeiden, die Kaninchen aus den Viehſtällen zu verbannen. Man giebt ihnen lieber gut ausgeſchälte leere Schweinsköben, oder andere ausgemauerte oder ausgepflaſterte leere Ställe ein, panzt

zwey Fuß hoch Stroh in dieſelben, und verfertigt ihnen hölzerne ſchmale, röhrenförmige Behältniſſe mit einzelnen Zwiſchenbretern und Eingängen, die den Löchern der Taubenſchläge ähneln, beſetzt damit alle Wände der Ställe, und verſtattet ihnen ſo ihren Trieben gemäß zu leben, weil ſie es dann ohne Schaden thun können. Die Reichen bauen auch in ihren Thiergärten Kaninchenberge, die ſie mit Mauern oder Waſſer umgeben, in welchen ſie ſo wie die wilden, Sommer und Winter in ſelbſtgebauten Höhlen wohnen und ſich fortpflanzen.

Nahrung. Sie begnügen ſich mit allerhand Gras, Laub, Heu und Spreu, und die Blätter des Kopfskrauts und ſeine Strünke, Kohl und alle Arten von Rüben lieben ſie vorzüglich. Mit Hafer gemäſtet werden ſie ſehr fett.

Fortpflanzung. In einem engen Stalle bedarf man zu 6 bis 8 Weibchen nur eines Männchens (Ramlers), welches ſie alle gehörig befruchten kann. Seine Eiferſucht wird auch nicht mehrere Nebenbuhler leiden, wenn ſie ihm nicht an Alter und Stärke ganz gleich ſind; denn ein jüngeres und ſchwächeres männliches Kaninchen findet hier faſt allezeit ſeinen Tod; wobey dieſe merkwürdige Grauſamkeit ſich äußert, daß der Mörder ſeinem Nebenbuhler zuerſt nach den Hoden beißet, und ihm dieſelbe abzureißen ſucht*). Auch die Weibchen werden zornig und beißen nach ihren Geſellſchaffterinnen, wenn ſie ſich vor ihren Augen mit dem gemeinſchafftlichen Männchen begatten wollen. Das Weibchen trägt 30 Tage, und gebiert in einem beſonders dazu verfertigten und mit allerhand weichen Materialien, die es in dem

Mun=

*) Eine Bemerkung, die ich ſelbſt oft gemacht habe.

Munde herbey trägt, und mit ſeinen Haaren ausgefüttertem Loche 4 bis 8 Junge, welche 9 Tage blind ſind, und erſt nach 14 Tagen hervor gehen. Es ſäuget ſie 16 bis 21 Tage uud und verſtopft, wenn es dieſelben, um ſeine Nahrung zu ſuchen, verlaſſen muß, ſorgfältig den Eingang vor ſeinem Gatten und Schweſtern, welchen oft die Luſt ankömmt, ſie zu verzehren. Die Mutter läßt ſich in den erſten 8 Tagen wieder belegen, und heckt 6 bis 7 mal des Jahres im Sommer, und im Winter, wenn der Stall warm iſt. Im ſiebenten Monate ſind die Jungen ſchon mannbar, und zur Fortpflanzung ihres Gleichen geſchickt.

Krankheiten. Die jungen Kaninchen bekommen von allzufetten, und durch Thau beſchädigtem Graße oft den **Durchfall**, welcher, wenn er nicht durch gutes Heu und Hafer, unter welchen man geſtoßen Malz miſcht, gehemmet wird, in die **Ruhr** ausartet, wodurch die ganze Geſellſchafft angeſteckt wird und zu Grunde gehet. Sie bekommen auch die **Raude** oder **Krätze**, die man ihnen durch Einreibung ungeſalzener Butter oft heilen kann.

Feinde. Die **Hunde**, **Katzen**, **Marder**, **Iltiſſe**, **Wieſel** und **Ratten** ſind vorzüglich Feinde der jungen Kaninchen, und die **Bandwürmer** ſind ihnen beſchwerlich.

Nutzen. Das **Fleiſch** der mit Hafer gemäſteten Kaninchen iſt ſchmackhaft.

Die **Bälge** der weißen, blauen und ſchwarzen ſind ein gutes Pelzwerk, und werden zu Mützengebrämen, Aufſchlägen, Fußdecken, Bettdecken, Müffen und Pelzen gebraucht, und der bunten ihre werden mehrentheils ſchwarz gefärbt, oder ihre **Haare** werden vom Hüter zu guten Hüten, und

in Fabriken zu Strümpfen und Zeugen verarbeitet. Die ſchönſten und mehrſten Felle kommen aus England, Moskau, Pohlen und Flandern; und unter den engliſchen werden beſonders die ſchwarzen hochgeſchätzt. Unſere Hutmacher bezahlen das Pfund Haare für 3 Rthl. 8 Gr. — Ihr **Miſt** düngt auch.

Man kann die zahmen Kaninchen zu wilden umſchaffen, wenn man ſie in der Wildniß anſetzt, oder wenn ſie ſich ſelbſt aus den Dörfern, die in gebirgigen Gegenden liegen, entfernen, und fortpflanzen. Die Jungen verwandeln nach etlichen Generationen durch ihren Aufenthalt und Nahrung völlig ihre Farbe, bekommen die bräunliche oder graue Farbe der wilden, und werden wirklich in jene wilde Race umgeſchaffen.

Schaden. Dieſe Hausthiere verunreinigen in Viehſtällen das Futter mit ihrem Unrathe und Haaren, und untergraben und durchbohren die Ställe.

Benennungen. Die verſchiedenen Namen derſelben ſind: Kaninchen, zahme Haſen, Kanickelchen, Karnützchen, Küllen, Haſenkühlein.

Eine Hauptvarietät davon iſt:

a) Das Angoriſche Kaninchen.

Lepus Cuniculus Angorenſis.

Le Lapin d'Angora. Buff.

The Angora Rabbet. Penn.

Beſchreibung.

Dieſe Kaninchen, die ſich durch den großen Nutzen, den ihre Haare leiſten, ſo ſehr empfehlen, werden auch jetzt

in

in Thüringen bekannt. Sie ſind etwas gröſser, als die gewöhnlichen zahmen, und haben einen rundern und dickern Kopf. Sie ſind ſo verſchieden an Farbe, wie die zahmen, und ihre ſeidenartigen Haare, welche oft 5 Zoll lang ſind, ſind etwas krauſe. Das Naturel und die übrigen Eigenſchafften haben ſie mit den zahmen Kaninchen, von welchen ſie eine Race oder Spielart ausmachen, gemein, und ſcheinen nicht über 4 Jahre alt zu werden.

Aufenthalt. Ihre Wohnung muſs ein Platz ſeyn, der mit Holz ausgelegt, und, da ſie die Näſſe nicht vertragen können, trocken iſt, weswegen man ihnen auch Stroh einſtreuen muſs. Sonſt können ſie auch auf dem Speicher und in Kammern gehalten werden, und man macht ihnen eben ſolche Verſchläge, wie den gemeinen Kaninchen. Nur in den kälteſten Tagen des Winters, wenn ihr Aufenthalt nicht gegen die Strenge deſſelben geſchützt iſt, verlangen ſie in unſerer Gegend, daſs ihnen etwas eingeheitzt wird.

Nahrung. So wie ihr Aufenthalt nicht ſehr von dem Aufenthalte der gemeinen Kaninchen verſchieden iſt, ſo iſt auch die übrige Verpflegung faſt dieſelbige, nur fordern ſie als Abkömmlinge aus wärmern Gegenden etwas mehr Aufmerkſamkeit. Ihre Erhaltung iſt auch nicht koſtſpielig, da ſie feuchtes und trocknes Futter, als Gras, Heu, Abfälle von Gemüſsen, eingeweichte Kleye, und Ueberbleibſel von gekochten Speiſen verzehren. Das Gras und die Blätter, welche ſie im Sommer bekommen, dürfen niemals naſs ſeyn, und ſie bedürfen überhaupt keines Waſſers zur Löſchung des Durſtes. Erdkohlrüben, Linſen, Wicken und andere Körner, auch Brod lieben ſie ſonderlich, und nehmen es aus der Hand. Bey einem Gemiſche von Hafer, Kleye und Waſſer

ſer befinden ſie ſich vorzüglich wohl. Das Gras und Heu giebt man ihnen gern auf kleinen Raufen, und füttert ſie des Tages dreymal.

Fortpflanzung. Wenn man Junge haben will, ſo läßt man das Weibchen an einem beſondern Orte zum Männchen. Man hat nicht mehr als ein Männchen nöthig, und wenn man mehrere hat, ſo dürfen ſie doch weder unter einander, noch mit den Weibchen eher zuſammen gelaſſen werden, als bis dieſe belegt werden ſollen. Sie ſind in kurzer Zeit belegt, und beyde Geſchlechter trennen ſich von ſelbſt wieder. Die Mutter bringt nach 4 Wochen 6 und mehrere Jungen, und man kann ſie nach 8 Tagen wieder zum Männchen laſſen. Das erſtemal kommen die Jungen ſelten davon. Wenn bey der Brut mehrere Männchen ſind, ſo muß man ſie nach dem zweyten Rupfen verſchneiden, weil ſie alsdenn mehrere und beſſere Wolle tragen.

Krankheiten. Eine gewöhnliche Krankheit, die mehrentheils die Jungen befällt, deren Unterleib bey fortdaurender Eßluſt allmählich dicker wird, und wo ſie in kurzer Zeit dahin ſterben, ſchränkt ihre Vermehrung, wenn man ihr nicht entgegen arbeitet, gar ſehr ein. Die Leber iſt, wenn man ſie öffnet, merklich größer, als gewöhnlich, verhärtet, und enthält harte Körner. Verwahrung gegen einen feuchten Wohnort und naſſes Futter, und überhaupt obige Behandlungsart in Rückſicht auf Aufenthalt und Nahrung, baut dieſem Uebel gewöhnlich vor.

Feinde. Dieſe haben ſie mit den gemeinen Kaninchen gemein.

Nutzen. Dieſe Thiere verdienen einen vorzüglichen Platz unter den nützlichen Hausthieren, und es wäre der

Mühe

Mühe werth, ſie an unſer kälteres Clima mehr zu gewöhnen, nach und nach gemeiner und ganz einheimiſch zu machen. Außer das ihr Fleiſch eßbar iſt, ſo ſind ihre weichen, ſeidenähnlichen **Wollenhaare**, die alle 14 Tage ausgekämmt und alle 7 Wochen abgeſchoren werden können, von entſchiedenem Werthe. Sie geben, wie Floretſeide, das feinſte Garn zu Strümpfen und Handſchuhen, das vortreflichſte Gewebe mit ſpaniſcher Wolle, Seide und Baumwolle vermiſcht, und die ſchönſten Hüte. Die Strümpfe und Handſchuhe haben wirklich den Preiß der ſeidenen, und die Tücher werden den holländiſchen gleich geſchätzt.

Schaden. Nur durch ihr Graben, worin ſie den wilden nichts nachgeben, werden ſie ſchädlich.

Benennungen. Sie heißen: Seidenhaſen, engliſche Haſen, Rupfhaſen, Königshaſen, Haſenkönige, ungariſche, moskowitiſche und Seidenkaninchen.

Fünf-

Fünfte Ordnung.

Wiederkäuende Thiere. *Pecora.*

In dieſer Ordnung kommen diejenigen Thiere vor, welche den Menſchen vorzüglich durch ihr Fleiſch, Milch, Fett, Haar, Wolle, Haut, Horn u. ſ. w. nützen. Das Wiederkauen ihrer Speiſen, zeichnet ſie beſonders aus, und die geſpaltenen Klauen machen dem Jäger ihre **Fährten** ſehr kenntlich.

Hierher gehören 4 Gattungen und 9 Arten.

Die ſechzehnte Gattung.

Der Hirſch. Cervus.

Kennzeichen.

Unten ſind 8 **Vorderzähne.**

Bey einigen Arten finden ſich auch einzelne **Eckzähne** in der obern Kinnlade.

Die **Hörner** ſind dichte, und fallen jährlich ab; aber die Weibchen ſind mehrentheils ungehörnt.

Sie leben in Wäldern, ſind flüchtig, und es ſoll ihnen die Gallenblaſe gänzlich fehlen.

(37) 1. Der Hirſch.

Cervus Elaphas. Lin.

Le Cerf. Buff.

The Stag. Penn.

Kennzeichen der Art.

Die Geweihe ſind rückwärts gekrümmt und ganz rund.

Be=

Beſchreibung.

Ein Thier, das wegen ſeines ſchlanken Wuchſes, ſeines großen, leicht beweglichen Körpers, ſeiner feſten, biegſamen Schenkel und wegen ſeines anſehnlichen Kopfputzes die meiſten Thiere an Schönheit übertrifft; deswegen, und weil es der vorzüglichſte Gegenſtand der Jagdluſtbarkeiten großer Herren iſt, auch in der Jägerſprache den Beynamen edel bekommen hat. Es iſt wirklich die Zierde der Wälder, hält ſich unter allen mäßigen Himmelsſtrichen auf und iſt auch im Thüringerwalde ſehr gemein. Das Männchen heißt der edle **Hirſch, Rothhirſch** (Hirſchbock, Hirſchboll,) und das Weibchen die **Hirſchkuh, das Wild, Stückwild, Thier, die Hindin.**

Der Wuchs des Hirſches iſt lang geſtreckt und hoch. Er wird oft 7 Fuß lang, 4 Fuß hoch, und der kurze Schwanz (Blume, Bürzel) hält 11 Zoll *). Der Kopf iſt im Verhältniß gegen den übrigen Körper klein, länglich; das Stirnblatt lang und dick. Die Ohren (das Gehör), die beym geringſten Geräuſch aufrecht ſtehen, und die Augen, welche gelb ſind und im Affekte blitzen, ſind groß und ſtehen weit aus einander. Unter dem Vorderwinkel der Augen befindet ſich eine mehr als einen Zoll tiefe längliche Höhle, in welcher ſich eine Materie, faſt wie Ohrenſchmalz geſtaltet, aus Schweiß und andern ausſchwitzenden Feuchtigkeiten ſammlet, mit Haaren vermengt, anfangs weich wie Wachs iſt, nach und nach aber, wie Horn und Stein, beſonders an der Luft hart wird, und den bekannten **Hirſchbezoar**, die Hirſchthräne, giebt. Dieſe Maſſe wird, ob ſie gleich anfangs widrig riecht, nach und nach ſehr wohlriechend, und die Jäger,

*) Par. Ms.: Länge 6 1/2 Fuß; Höhe 3 1/2 Fuß.

ger, welche ſie zuweilen finden, wenn ſie der Hirſch, den ſie oft zur Laſt wird, an Bäumen und Sträuchern ausreibt, halten ſie als eine, allen giftigen Seuchen widerſtehende, Arzeney ſehr hoch. Sie iſt, wo ſie aus den Augenwinkeln hervor kömmt, rund, glatt, glänzend, gelbbraun, und mit ſchwarzen Aederchen durchzogen. Die Naſenlöcher ſind weit und rund. In der untern Kinnlade ſtehen 8 breite Schneidezähne, wovon ſich drey nach der rechten und drey nach der linken Seite etwas kehren. Sie fallen bis ins vierte Jahr einzeln aus und es ſchieben ſich ſtatt derſelben neue, breitere, feſtere, und bräunere ein. In der obern Kinnlade ſtehen zwey krumme ſtumpfe Eckzähne, und auf jeder Seite der beyden Kinnladen 6 ſcharfe zackige Backenzähne: Zuſammen 34 Zähne. Die Hörner, (Geweihe, Gehörn, Geſtänge, Gewicht) ſind rund, dicht, äſtig, mit zurückgebogenen Spitzen (Enden), haben Augenzinken, ſtehen etwas ſeitwärts, und liegen im Laufe waſſerrecht über dem Rükken. Hals und Rücken ſind lang, erſterer erhaben, über ſich hingewandt, und giebt dem Hirſch ein trotziges Anſehen, letzterer an den Lenden etwas eingebogen, an den Keulen und beſonders am Hintertheil (Scheibe, Schirm, Schurz) dick und abgerundet. Die Schenkel ſind hoch, wohlproportionirt, oben ſtark, und unten dünn; die Füße (Läufte) ſind ſchwarzſchalig, glänzend und mit zwey gleichfarbigen Afterklauen, (Oberrücken, Geäfter) die ihnen beſonders in der Flucht bergab, durch das Einſetzen, gute Dienſte thun, verſehen.

Gewöhnlich wiegt ein Hirſch 3 bis 4 Centner, aber nicht ſelten hat man ihn auch in unſerm Thüringerwalde von einer Schwere von 5 Centnern und drüber gefunden; doch iſt ſeine

ſeine Größe und Schwere nach dem guten Futter, das er genießet, verſchieden *).

Seine gewöhnliche Farbe iſt vom Maul bis zum Bürzel fahlroth, (daher der Name **Rothwildpret**) oder kaſtanienbraun, und am Bauche weißlicht; doch verändert (verfärbet) er dieſelbe zweymal des Jahrs, im Frühling und Herbſt. Im April nämlich verliehrt er ſeine alten Haare, bekömmt neue, die entweder gemein **roth**, oder **braunroth**, oder **gelbroth** ſind, und ſich im November mit neuen verdichten, deren Spitzen ins weiße oder gelbweiße fallen, und der Haut ein graues Anſehen geben. Doch findet man auch unter ſeinem Geſchlechte, und zwar mehr als bey andern wilden Thieren Abänderungen in der Farbe; denn es giebt ganz weiße **); ferner an Füßen und Kopf weiß gezeichnete, roth und weiß geſleckte, und endlich auch, wie wohl ſelten, ſilberfarbene Hirſche; die Alten aber ſind ſtets mehr grau, als roth gefärbt.

Diejenigen Hirſche, welche die tiefen Gebürge bewohnen, (**Berghirſche, Gebürghirſche**) ſind gemeiniglich kürzer, ſtärker, ſchwerer und ſchwärzlicher, oder dunkelbrauner, als diejenigen, welche ſich in den Hölzern, die im platten, ſandigen Lande liegen, aufhalten, (**Landhirſche**), welche langgeſtreckter, leichter und rothbrauner ſind, und ein größeres und ſchöneres Geweih bekommen.

Die

*) So erlegte z. B. der Herzog von Weiſenfels 1726 einen, der 8 Centner und 10 Pfund wog.

**) So ſteht jetzt eben ein ganz weißer Achtender auf dem Stutzhäuſer Forſte im Gothaiſchen.

Die Hirſchkuh unterſcheidet ſich merklich vom Hirſch. Es fehlt ihr nämlich ganz das majeſtätiſche Anſehen, da ihr die Natur nicht nur faſt immer die Hauptzierde deſſelben, ſein Geweihe, ſondern auch ſeinen gut proportionirten Körperbau verſagt hat. Sie hat nicht den ſchön gewölbten Rücken, nicht die dicken, runden Keulen, nicht den ſtarken langbehaarten Hals, trägt nicht den Kopf ſo erhaben, ſondern iſt kleiner und dünner gebaut, und geht gebeugter als er.

Der Hirſch wechſelt alle Jahre ſein Gehörn. Der alte (gute) pflegt ſich in den letzten Tagen des Hornungs (welcher Monat, wie manche Jäger glauben, davon den Namen haben ſoll) daſſelbe abzuſchlagen, oder es von ſelbſt zu verliehren; die jüngern (ſchlechten) aber erſt im März, April und May. Einige Jäger glauben fälſchlich, daß die Engerlinge ſich aus der ganzen Haut bis unter das Gehirn fräßen, und daß durch das Jücken, das daſelbſt entſtünde, dieſe Thiere gereitzt würden, ſich an den Bäumen zu reiben und zu ſtoßen, und dadurch das Geweihe abwürfen. Es löſet ſich vielmehr von ſelbſt, indem an den Ort, wo es angewachſen iſt, ein Streifen oder Wulſt rothes Fleiſch in die Höhe quillt, und die Trennung entweder von ſelbſt, oder durch eine geringe äußere Gewalt verurſacht.

Schon nach den erſten 5 Tagen zeigt ſich wiederum auf dem ſogenannten **Roſenſtocke**, der aus der Hirnſchale kurz hervorſtehenden, gefranzten, flachen Erhöhung, ein weicher mit einer rauhen Haut (Baſt) umgebener Knorpel, der in 14 Tagen ſchon eine Stange von 1/2 Fuß mit den erſten Zacken (Augenſproßen) bildet, nach den folgenden 14 Tagen noch einmal ſo groß iſt, und den zweyten Schuß von Enden zeigt, und dann ſo fort wächſt, bis das ganze Geweihe

nach

nach 10 bis 14 Wochen, mit dieſem Baſte eingefaßt, ſeine beſtimmte Größe erhalten hat *). Unterdeſſen läuft er beſtändig mit niedergebogenem Kopfe herum, um die hervorſproſſenden Hörner nicht zu beſchädigen, und heißt ein **Kolbenhirſch.** Wenn das Geweihe ſeine vollkommene harte Spizzen hat (vereckt iſt), welches bey alten Hirſchen im Julius und bey den jüngern im Auguſt ſtatt hat; ſo fängt der häutige Ueberzug an ſich abzulöſen, der Hirſch fühlt ein Jücken, und wird dadurch genöthigt, ſich erſtlich an weichen, ſchwachen, und dann an ſtärkern, härtern Holz, als an jungen Kiefern, Fichten und Tannen, Sahlweiden, Eichen, Birken und Aespen zu reiben, und dadurch dieſen Baſt gänzlich abzuſchlagen. Man nennt dieß das Schlagen, Fegen und die Himmelsſpur, weil nämlich der Jäger an der Höhe der Stelle, wo er ſich gerieben hat, ſeine Höhe, und dadurch ſeine Größe und Alter erkennen (anſprechen) kann. Er reiniget es aber auch zuweilen in einem Tage, und genießt den Abgang, wenn er nicht geſtöhrt wird, ſelbſt, der ſonſt eine köſtliche Speiſe für die Ameiſen iſt; auch von den Waldleuten ſorgfältig aufgeſucht, getrocknet, und zu allerhand Wunderkuren gebraucht wird. Anfangs ſieht das gereinigte Gehörn weiß aus, nach etlichen Tagen wird es gelb, und in 14 Tagen hat es ſeine beſtimmte ſchwarzbraune, oder dunkelgelbe Farbe; und die Spitzen deſſelben macht er durch öfteres Stoßen in die Erde, den Sand und Kieß wieder weiß. Es entſteht, wie man aus wahrſcheinlichen Gründen vermuthen

*) In der Jägerſprache heißt der unterſte Theil an jeder Stange noch: die Roſe; die krauſen Knöpfchen an der Roſe und den Stangen, die Perlen; die nächſten Enden an den Augenſproſſen, die Eißſprüßel, und die oberſten Enden, die Krone.

kann, aus dem Hauptbeſtandtheilen des männlichen Saamens, die, da ſie an andern Orten jetzt entbehrlich ſind, durch die feinſten Kanäle hierher geleitet werden, das alte abtreiben, und in einem neuen erhärten. Bey der Caſtration bleibt nämlich das Geweihe, wenn es da iſt, ſtehen, und wenn es nicht da iſt, wächſt es auch nicht vollkommen wieder, ſondern treibt nur, wenn die Zeit ſeines Wachsthums herbey kömmt, einen kleinen monſtröſen Knorpel. Eben dieß geſchieht bey einer bloß ſtarken Verletzung des Geſchlechtsgliedes (Kurzwildprets, Geſchröts; der Ruthe, des Ziemen, Zimmels). Auch der junge Hirſch erhält erſt, wenn er anfängt mannbar zu werden, ſein erſtes Gehörn, und der Alte eilt erſt dann zur Begattung, wenn daſſelbe völlig erwachſen iſt, und alſo dieſer Saft an einem andern Orte zu einem edlern Zwecke entwickelt und verbraucht werden kann. Die Anzahl und Geſtalt der Enden an einem Geweihe iſt nach dem Alter, der Nahrung und andern zufälligen Urſachen verſchieden. Der junge Hirſch ſetzt nach dem erſten Jahre bloß zwey Spieſe ohne Enden auf, nach dem zweyten eben ſo viele, oder gewöhnlicher zwey Gabeln, d. h. zwey Spieſe mit einem Ende an jedem; nach dem dritten bekömmt er 6 oder 8 Enden, nach dem vierten eben ſo viel, nach dem fünften 10, auch wohl mehr oder weniger, Enden*), und dieß geht in dieſem Verhältniß bis zum achten Jahre fort, nach welcher Zeit die Anzahl der Enden gänzlich unbeſtimmt iſt; doch kennt der Jäger das Alter des Hirſches an der Dicke der Stangen, an der Roſe, die jetzt dicht am Kopfe ſitzt, an den Per=

*) Die Anzahl der Enden wird dadurch beſtimmt, daß man die Enden an demjenigen Geweihe, wo die mehrſten ſind, zählt und verdoppelt.

Perlen, die ſtärker und durchſichtiger werden, an den breitern und tiefern Rinnen, und an der breitern und ausgehöhltern Krone. Man hat Hirſche gejagt, deren Geweihe 66 Zacken*), 3 Fuß Höhe und 28 bis 30 Pfund Schwere hatten. Selten weicht die Stellung und Biegung der Enden in der Folge von der Form ab, die ſie im dritten und vierten Auffatz hatten. Nur Verletzung, während der weichen Hervorſproſſung, können ihnen eine andere Richtung geben und Mißgewächſe verurſachen. Ein Gehörn, das drey, vier und mehrere Spitzen am Gipfel der Stangen zeiget, heißt ein **Kronengehörn**; iſt es daſelbſt breit mit mehrern Zacken an den Seiten, ein **Handgehörn**, und haben die Enden verſchiedene Krümmungen, ein **widerſinniges Gehörn**.

Das Geſchrey des Hirſches iſt dem Geſchrey der Kühe ähnlich, nur anhaltender und heller, ſonſt läßt er, und die alte Hindin auch einen kleffenden abgebrochenen Laut (ein Schmälen, Melden) von ſich hören, wenn ſie einen Menſchen, oder ſonſt etwas auffallendes bemerken.

Das höchſte Alter des Männchens erſtreckt ſich bis ins dreyſigſte Jahr, das Weibchen aber kann ein höheres Alter erreichen, da es nicht den heftigen zerrüttenden Affekten unterworfen iſt.

Der Hirſch iſt von Natur ſanftmüthig und geſellig, zeigt in ſeinem Betragen Großmuth und Adel. Er iſt mit einem

 ſchar=

*) Friedrich der erſte, König von Preußen ſchoß 1696 in dem ſogenannten Cartheuſer= oder Jacobsdorfiſchen zum Amte Fürſtenwalde gehörigen Forſte einen Hirſch von 66 Enden, und machte mit dem Geweihe Friedrich Auguſt, Könige von Pohlen, und Churfürſt von Sachſen ein Geſchenk. Es wird als eine Seltenheit in der Moritzburg aufbewahrt.

ſcharfen Geſicht, leichten Gehör, und überaus feinem Geruch begabt. Seinen Feinden ſucht er anfangs durch die Behendigkeit ſeiner Füße, und verſagen ihm dieſe den Dienſt, durch allerhand liſtige Schwenkungen zu entgehen; befreyen ihn auch dieſe nicht, ſo bemüht er ſich, ſie durch ſeine Stärke und durch die Kraft ſeiner bewafneten Stirn zu überwältigen. Er iſt auch neugierig und liſtig; wenn man ihm pfeifft oder anruft, ſo bleibt er ſtehen, beſieht Vieh und Wagen, die ihm begegnen, ſcheuet auch die Menſchen nicht, wenn ſie keine Hunde und Flinte bey ſich haben, und gehet gelaſſen und ſtolz vor ihnen vorbey. Er liebt die Muſik ſo ſehr, daß er in der Jagd auf den Klang des Waldhorns, der Schallmey und Flöte herbey kommt, und dadurch auch zum Stillſtehen gebracht werden kann. Daher haben auch vielleicht die Hüfthörner ihren Urſprung.

Aufenthalt. Den Aufenthalt (Stand) ändern die Hirſche, theils wegen ihrer Nahrung, theils wegen Aufſezzung ihres neuen Gehörns, theils wegen der Brunſt. Im Winter, wenn in hohen Gebirgen der Schnee ſehr tief liegt, ziehen ſie ſich in die Vordergebirge, beym Anfang des Frühlings aber, wenn ſie den jungen Saamen genoßen haben, wieder zurück. Sie haben überhaupt ihren beſtimmten Bezirk, den ſie bewohnen, und den ſie ſich in einer einſamen Gegend wählen. Aus demſelben kann ſie nur das Wachsthum ihres Geweihes, die Brunſt, der große Hunger, das Holzfällen, und harte Verfolgung verdrängen. Im Winter ſuchen ſie in großen Dickigen den trockenen Abhang eines Hügels auf, wo ſie vor kalten Winden, und häufigen Schnee ſicher ſind, und ſcharren ſich Laub und Moos in ihr Lager. Im Frühjahr, wenn ihr Gehörn weich iſt und wächſt,

ſuchen

ſuchen ſie niedriges ſchwaches Gebüſch auf, durch welches ſie ohne Anſtoß laufen können. Sie leben außer der Brunftzeit in großen Geſellſchafften (Truppen, Rudeln) beyſammen. Die alten Hirſche, welche wenigſtens 5 Jahr alt ſeyn müſſen, machen nämlich die eine Geſellſchafft aus, die Hindinnen mit den Jungen bis ins dritte Jahr, männlichen und weiblichen Geſchlechts, die andere, und die Hirſche von 3 und 4 Jahren die dritte.

In ihrem Ruhelager (Bette) deckt bey kalter Witterung ein Hirſch den andern, um ſich zu erwärmen.

Nahrung. Die ordentliche Zeit ihrer Nahrung (Geäſe) von ihrem Standorte aus nach zu gehen, (den Wechſel zu halten) iſt des Abends beym Untergang der Sonne, und zwar geſchieht dieß in einem Trabe (Trollen). Sie bleiben die ganze Nacht und ziehen in der Morgendämmerung wiederum zu Holze, halten ſich aber, wenn es ungeſtöhrt geſchehen kann, ſo lange in den Vorhölzern auf, bis die Sonne den Morgenthau von ihnen und den Gebüſchen getrocknet hat. Dieſer Rückzug geſchieht langſam und heißt der Kirchgang. Im Frühjahr ſuchen ſie, ſobald der Schnee die Erde entblöſet, die junge Saat und die Brunnenkreſſe dem Wind entgegen, oft eine Meile weit, auf, und verſchaffen ſich dadurch ihre verlohrnen Kräfte in kurzer Zeit wieder.

Nach dem Verluſte ihrer Kopfzierde halten ſie ſich gleichſam aus Schaam einige Tage im Holze verborgen, und genießen bloß die ihnen nahen Frühlingskräuter und Knoſpen. Sie pflegen ſich überhaupt alsdenn, ſo lange ihr Gehörn noch weich und zart iſt, aus Furcht der ſchmerzlichen Verſetzung, entweder in hohen einzeln Stangenhölzern, oder

lieber in niedrigen Buſchhölzern bis zum May aufzuhalten, und von da aus die Wieſen und Felder, die jungen Gehäue und Schläge zu beſuchen, und ſich an dem jungen Sommerwuchſe, an den männlichen Blüten (Kätzchen) der Haſeln, Aespen und Weiden zu erquicken. Diejenigen, die nicht ruhig in den Vorhölzern leben können, ziehen ſich nun in den Hochwald zurück, wo ſie alsdenn Gras, Laub und Kräuter genug haben, um ſich zu äſen. Wenn aber denjenigen, die geheget werden, die Winterſaat zu zähe wird, ſo ſuchen ſie die Sommerſaat ſo lange auf, bis jene reife Körner erhält, wo ſie ſich denn bey ſolcher Nahrung ſo wohl befinden, daß ſie ganze Tage in den hohen Korn- und Waizenfeldern liegen bleiben, und dem Landmann keinen geringen Schaden zufügen. Sie verlaſſen dieſe Nahrung wieder, ſo bald der Hafer, ihre angenehmſte Speiſe, und die Flachsknoten reifen, und raubt ihnen dieſes der erndtende Landmann, ſo machen ſie ſich ſeine Grummetwieſen, ſeine Kraut- und Rübenfelder zu Nutze, in welchen ſie endlich ihre gröſste Feiſtigkeit und diejenige Stärke erlangen, die ihnen bey ihrer jetzt eintretenden Begattungszeit ſo nöthig iſt.

Bey ihren Räubereyen auf Aeckern und Wieſen ſind ſie gewohnt Schildwachen auszuſtellen, die ihnen durch ein weittönendes Auftreten mit den Vorderfüßen die drohende Gefahr zu erkennen geben; alsdenn jagen die ältern Hirſche die jüngern allemal vor ſich hin.

Wenn ſie jenſeits eines Strohms gute Nahrung ſehen, oder wittern, ſo ſchwimmen ſie alle Nacht über.

Während der Begattungszeit nehmen ſie ſehr wenig Speiſe zu ſich, und ſuchen nur für den höchſten Hunger die

nahen

nahen Kraut- Rüben- und Erbſenäcker auf, und genießen alsdenn auch Eyerſchwämme, (Dotterſchwämme, Pfifferlinge, Riechböcke, Agaricus Canthacellus), Fliegenſchwämme, (Todenköpfe, Agaricus muſcarius) und Pilze (Boletus bovinus.) Bis zum harten Winter bedienen ſie ſich der Eicheln, des wilden Obſtes, des abſterbenden Graſes, und der jungen Sprößlinge der Bäume und Sträucher, alsdenn aber müſſen ſie mit Baummoos, beſonders von den Birken, mit den Spitzen von Haidekraut, und altem welken, unter dem Schnee mit ihren ſcharfen Klauen hervorgeſcharrten, Gras, mit junger Aespen- Weiden- Pappel- und Fichtenrinde, mit Buchen- und Birkenknospen, und den jungen Loden von dieſen Bäumen, mit Miſtel, den ſie an Windbrüchen finden, mit Ginſter, Brombeerblättern, Epheu, Kreße und andern Waſſerpflanzen, wenn ſie nicht von Jägern auf ſogenannten Wildraufen mit Heu und Stroh gefüttert werden, vorlieb nehmen. Zu dieſer Jahrszeit wagen ſie ſich in den Walddörfern auch in die Gärten, ſchälen die jungen Obſtbäume, und leſen wohl gar vor den Scheunen und Ställen das verſtreute Stroh und Heu auf.

Sie äſen langſam, und wo möglich mit Wahl, und ſuchen nach der Sättigung allzeit einen Ruheplatz zum Wiederkäuen.

Nicht nur in Thiergärten, ſondern auch in Wildniſſen bereitet man ihnen im Frühjahr und Sommer Salzlecken, indem man in ein Behältniß aus zuſammengefügten Säulen (einen Schrank) ohngefähr 3 Fuß im Quadrat einige Karren Leimen führt, unter denſelben ſchichtweiße ein halb Viertel Salz ſtreuet und einen ſtumpfen Kegel aus dieſer gemengten Maſſe bildet. Man umzäunt zuweilen einen ſolchen Platz mit

Pfählen und Latten ſo hoch, daß die andern Thiere nicht her=bey kommen, die Hirſche aber dieſen Zaun leicht überſprin=gen können, und ſie finden ſich des Abends und Morgens ſehr gern dabey ein.

Im Frühjahr, Herbſt und Winter trinken ſie wegen ihrer ſaftigen und feuchten Nahrung ſehr wenig, allein in der hitzigen Brunftzeit und im heißen Sommer ſuchen ſie die hellen Bäche oft auf. Sie kühlen ſich auch zu der Zeit in denſelben, und in flachen Teichen (ſühlen ſich), ba=den ſich zuweilen und lieben überhaupt in ſchwülen Tagen die kühlen Oerter ſehr. — Der balſamiſche Duft der Ameiſen muß ihnen ein angenehmer und ſtärkender Geruch ſeyn, denn ſo oft ſie einen Haufen antreffen, zerſcharren ſie ihn, ſtehen ſtundenlang dabey, und ziehen dieſen Balſam mit wollüſti=gen Mienen in ſich.

Fortpflanzung. In Gegenden, wo dieſe Thiere geheget werden, alſo häufig ſind, und wo ſie gute Fütterung haben, trennen ſich die alten Männchen ſchon zu Ende des Auguſts (um Bartholomäi) und ſuchen ihre Weibchen in den Wäldern von der Zeit der Abenddämmerung bis zur Morgendämmerung mit gänzlichem Verluſt ihrer angebohr=ner Schüchternheit auf. Sie thun dieſes mit einem melan=choliſchen Anſehen und mit niederhängendem Kopfe, indem ſie wie die Spürhunde mit der Naſe auf dem Erdboden im=mer dem Winde entgegen ziehen, und ſo ſicher ihre Geliebte auffinden. Ihre Brunftzeit tritt alſo zu Ende des Auguſts oder zu Anfang des Septembers (Egidii) ein. Bey den jüngern Hirſchen aber zeigt ſich der Begattungstrieb immer einen halben oder ganzen Monat ſpäter. Dieſe Zeit der Begattung überhaupt dauert 5 bis 6 Wochen. Die Oerter, wo ſie im vorigen Jahre die Freuden der Liebe genoſſen

haben, wiſſen ſie genau wieder zu finden. Das Weibchen läßt den Hirſch vorzüglich des Morgens zu (beſchlagen), und er bleibt demjenigen, welches er zuerſt antrifft, die ganze Brunftzeit über vorzüglich gewogen; doch üben beyde Gatten nicht die gehörige eheliche Pflicht der Treue gegen einander aus, ſondern vermiſchen ſich wechſelsweiſe auch mit andern, und er beſonders fühlt ſich oft ſtark genug mit 20 Weibchen der Liebe zu pflegen. Jetzt iſt es auch, wo das ſonſt ſo ſanftmüthige Thier den Affekt des Zorns zeigt, der oft in Wuth ausartet. Sobald der Hirſch nämlich in ſeiner heftigen Brunft auf ein Trupp Thiere ſtößt, ſo iſt ſein erſtes Geſchäffte, alle die jungen Männchen, die ſich bisher in dieſer Geſellſchafft befanden, zu verſcheuchen, welche dann verſtohlenerweiſe, oder wenn der alte furchtbare Nebenbuhler weggeſchoſſen worden iſt, mit einem einſamen Thier ihren Geſchlechtstrieb befriedigen können. Treffen aber bey dieſer Geſellſchafft zwey erwachſene Hirſche zuſammen, ſo ſehen ſie erſt einander grimmig an, ſcharren die Erde auf, erheben ein entſetzliches Geſchrey und beginnen dann mit ihrem Gehörn unter dem Schall, als wenn ſtarke Stangen zerbrochen würden, die blutigſten Gefechte, wobey ſie ſich zuweilen mit den ſcharfen Enden todſpießen, oder ſo in einander verwikkeln, daß ſie nicht wieder aus einander kommen können, und jämmerlich auf dem Wahlplatz für Hunger ſterben (enden) müſſen. In dieſem Kampf empfängt auch mancher eine Wunde, die ihm zeitlebens zu einem elenden Thiere (Kümmerer) macht. Kurz vor der Brunftzeit und während derſelben ſcheinen ſie auch wirklich zu dieſem Kriege die Spitzen ihrer Waffen durch Reiben an den Bäumen zu ſchärfen, wodurch ſie den Glanz und die Glätte einer Politur erhalten. Das Weibchen ſieht allzeit dieſen Kämpfen gelaſſen zu,

und überläßt ſich nach denſelben dem Sieger ſogleich. Den heftigen Drang ihres Zeugungstriebes kündigen die Hirſche durch Aufſcharrung des Bodens mit den Vorderläuften und Augenſproſſen, welches man den **Brunftplan** machen heißt, an, vorzüglich aber durch ein fürchterliches Geſchrey, das ſie beſonders in der Abend- und Morgendämmerung von ſich hören laſſen, und das, je brünſtiger ſie werden, an Heftigkeit und Stärke zunimmt, ſo daß man es eine Stunde weit hören kann. Sie ziehen ſich dadurch dicke Hälſe, ja zuweilen Kröpfe zu. Dieß thun aber nur die Alten; denn diejenigen, welche noch nicht ihr viertes Jahr erreicht haben, ſchreyen gar nicht, und die es erreicht haben, geben, wiewohl ſelten, einen hohlen gebrochenen Laut von ſich. Nur ſelten laſſen die Hirſche im Jänner und Hornung dieſe grauſenerweckende Töne hören, und es wird, wenn es geſchieht, für eine Vorherſagung noch bevorſtehender großer Kälte angeſehen. Zur Brunftzeit bekömmt auch ihr Unterleib durch die Schärfe des Saamens eine ſchwarze Farbe (den Brand), die ſich mit der neuen **Verfärbung** im Herbſte wiederum verliert.

Nach der Begattung ſucht jedes dieſer Thiere ſeine verlaſſene Geſellſchafft wieder auf.

Man legt auch an bequemen Orten auf Grummtwieſen oder auf Haiden, welche mit Hafer und Rüben bepflanzt ſind, Brunftplätze (Blome) an, die mit einem ſehr tiefen Graben, der nach innen zu aufgeworfen iſt, und Zwiſchengänge (Wechſel) hat, oder mit einer dichten Hecke mit Oeffnungen umgeben werden. Hier kann der Liebhaber der Jagd hinter der Hecke, im Graben, oder in einem erhabenen Schirm die Hirſche der Liebe pflegen ſehen, und nach Gefallen

len die beſten ausleſen und ſchießen. Man macht ihnen auch an ſolchen Orten mit Waldhörnern Muſik, und bemerkt, wie ſie aufmerkſam zuhören und ſich darüber freuen.

Die Mutter trägt (iſt ſchwer, geht hochbeſchlagen) 8 1/2 Monat oder 40 Wochen, ſchleicht ſich bey bemerkter Endigung ihrer Schwangerſchafft von der Geſellſchafft weg, und gebiert (ſetzt) gemeiniglich im Monat May in jungen Schlägen oder dicken finſtern Gehölze auf einem Lager (Bette) von Moos ein und nur ſehr ſelten zwey Kälber*). Vier Tage bleibt das Junge hier liegen, und man kann es betaſten, dann läuft es aber mit ſeiner Mutter davon. Anfangs geht es ihr nach, wenn es aber ſtärker geworden iſt, geht es vor ihr her. Die Mutter hegt die zärtlichſte Liebe gegen daſſelbe, eilt beym geringſten Geräuſch zu ſeiner Hülfe herbey, drückt es, wenn die Gefahr zu nahe iſt, ins hohe Gras und Gebüſch nieder, ſucht alsdenn den Feind auf Abwege zu bringen, und ſäugt es ſo lange, bis ſie ſich wieder trächtig fühlt, da es ſich alsdann ſchon ſelbſt ohne Milch ernähren kann. Bis zum dritten Monat iſt ſeine Farbe weißgelb und braun gefleckt. An einigen Orten heißt es bis zu Michaelis, an andern bis zum folgenden März ein **Kalb**; iſt es männlich, ein **Hirſchkalb**, iſt es weiblich, ein **Wildkalb**. Das Wildkalb bekommt von da an bis zu ſeiner Begattung im zweyten oder dritten Jahre, den Namen eines **Schmalthiers, Althiers**, einer **Hindin** (Hündin,) das Hirſchkalb aber nach dem erſten Jahre, wenn es nur einzelne Spieße aufgeſetzt hat, welche nach dem ſechsten Monate hervor zu keimen anfangen, den Namen eines **Spießers**,

Spieß-

*) Doch giebt es auch in Thüringen Exempel von Müttern, die drey Kälber brachten, und zwar etliche Jahre hinter einander.

Spießhirſches, und im zweyten Jahre, wenn es an den Spießen die Augenſproſſen bekommt, eines **Gablers**, Gabelhirſches. Wenn der Hirſch dreyjährig iſt, ſo heißt er ein Hirſch vom **zweyten Kopf**, im vierten Jahre, nennt man ihn einen Hirſch vom **dritten Kopf**, und im fünften vom **vierten Kopf**, im ſechsten Jahr iſt er ein **ſchlecht-jagdbarer Hirſch**, und im ſiebenten ein **jagdbarer**. Er wächſt bis ins achte Jahr, und wird von der Zeit an ein **Kapitalhirſch** genannt.

Die Jungen laſſen ſich zähmen, lernen ihren Fütterer bald kennen, und kommen bey ſeinem Ruf, oder bey dem Ton eines Inſtruments herbey. Man nimmt ſie ſehr jung weg, läßt ſie an einer Kuh ſaugen oder gießt ihnen die Kuhmilch ein. Man zieht ſich manchmal Hirſchkühe zu dieſem Zwecke auf, daß man die wilden Hirſche durch ſie zur Brunftzeit auf beſtimmte Plätze lockt. Sonſt bedienten ſich die ſpätern römiſchen Kaiſer *), und die alten Deutſchen ihrer zum Zug; zum Reiten aber haben ſie niemals gebraucht werden können, außer daß man ehedem die Grauſamkeit begieng, die Wilddiebe auf Hirſche zu ſchmieden, um ſie dadurch allmählig im Gehölze in Stücken reißen zu laſſen.

Krankheiten. Die ſogenannte **Knotenkrankheit** ruinirt oft, wie die Peſt, die ganze Wildbahn eines Forſtes **). Wenn der Jäger dieſe Krankheit an dem Rothwild bemerkt,

*) Auguſt II. König von Pohlen fuhr mit einem Zuge von 8 Hirſchen und der jetzige Herzog von Meinungen hat noch 6 zu eben dieſem Gebrauch.

**) Beſchreibung dieſer Krankheit ſ. Ochſe. In den Jahren 1748 und 1778 fielen viele 100 Stück Rothwildpret an dieſer Krankheit im Herzogthum Gotha.

bemerkt, ſo kann er weiter nichts thun, als er pürſchet das geſunde weg, oder jagt es in andere Forſte, und läßt das hinkende, da dieſe Krankheit mehrentheils mit Hinken, welches die Knoten verurſachen, verbunden iſt, durch Hunde fangen, ſchneidet ihnen die Knoten aus, und reiniget die Wunden mit Eßig und Salz, welches Verfahren die Geneſung bewirket.

Giftige Thaue machen auch oft große Niederlagen unter dieſem Wild, indem ſie die Auszehrung verurſachen.

Die **Ruhr** erfolgt zuweilen, wenn nach einem harten und langanhaltenden Winter die hungrigen Hirſche bey plötzlich eintretender warmen Frühlingswitterung zu viel junge Knospen von Kräutern und Bäumen freſſen. Man muß daher die Hirſche im Winter immer mit Heu füttern.

Eine zu große Menge **Engerlinge** über der Gurgel, verurſacht ihnen auch oft den Tod, und das **Verhalten des Urins** macht den männlichen Hirſchen oft große Schmerzen, beſonders in der Brunftzeit *).

Die Hirſche leiden auch zuweilen am **Zahnweh**, indem ihnen die **Eck- und Backenzähne** faul werden.**).

In

*) Zur Heilung des letzten Uebels ſoll er folgendes ſeltſame Mittel gebrauchen. Er ſucht nämlich eine Kröte oder giftige Schlange in ihren Löchern auf, zieht ſie durch heftige Athemzüge hervor, tritt ſie tod und verſchluckt ſie. Alsdenn läuft er aus allen Kräften, erhitzt ſich, wirft ſich ins Waſſer, und iſt curirt. Eine artige Fabel!

**) Wenn ſich die Jäger zuweilen wunderten, warum die Hirſche bey der beſten Aeſung mager oder gar Kümmerer waren, ſo habe ich dieſe Krankheit oft als die Urſache gefunden.

In ihren Magen findet man auch zuweilen weißgelbe, ſchalige Steine, welche den Bezoorſteinen gleichen, in Geſtalt einer Kugel, welche **Hirſchbezoor**, **Hirſchkugeln**, **Hirſchſteine** heißen, und woran ſie oft viel leiden.

Feinde. Die Luchſe und **Wölfe** töden die Hirſche.

Der **Afterkriecher** *) legt die Eyer in die Naſe derſelben, wodurch die Engerlinge (Enderlinge), von welchen die Jäger fälſchlich glauben, daß ſie ſie mit ihrem Futter verſchluckten, in dem Magen und in zweyen Beuteln unter der Zunge (Weidemeſſer) über der Gurgel (Droßel) entſtehen, und ſich hier bis zu ihrer vollkommenen Größe von einem zähen Schleim, der immer in Ueberfluß vorhanden iſt, ernähren. Im Julius geben ſie dieſe Larven durch ein beſtändiges Nieſen aus der Naſe von ſich. Dieſe verpuppen ſich in der Erde und verwandeln ſich in 4 bis 5 Wochen in das eigentliche Inſekt, den Afterkriecher.

Die **Vieh**= **Ochſen**= oder **Kuhbremſe** **) legt die Eyer in die Haut, und verurſacht die Engerlinge unter derſelben.

Eine

*) Oeſtrus haemorrhoidalis. L. heißt oft auch Ochſenbremſe und — Afterkriecher, weil er den Pferden die Eyer an den After legt. Die 2 Flügel dieſer Bremſe ſind ungefleckt, das Bruſtſtück iſt ſchwarz, das Schildlein blaßfarben, der Hinterleib ſchwarz, die Wurzel des Hinterleibes weiß und die Spitze gelb.

**) Oeſtrus bovis. L. Die Flügel ſind gefleckt, das Bruſtſtück iſt gelb mit einer braunen Binde, der Hinterleib iſt gelb und an der Spitze ſchwarz. Da die Made im Spätherbſt unter die Haut kriecht, und die Bremſe im Frühjahr auskriecht, ſo iſt das Hirſchleder gewöhnlich im Winter auf dem Rücken ganz voller Löcher und nur im Julius und Auguſt, da dieſe Löcher wieder zu gewachſen ſind, ſind die Häute ganz gut. Dieß gilt auch von den Rehen.

Eine **Laus** (Pediculus Cervi), welche die Jäger Hirſchwanze nennen, weil ſie braun und breit iſt, plagt beſonders die Kümmerer gar ſehr.

Die große **Holzwespe***), deren Stich die tödliche Knotenkrankheit verurſachen ſoll. **Blaſenwürmer** und **Egelwürmer** findet man in ihnen.

Jagd. Der Jäger hat mancherley Kennzeichen, wodurch er das Daſeyn eines Hirſches in einem gewiſſen Bezirke vorher ſagen kann. Von einem guten Jäger wird erfordert, daß er nicht nur die **Fährten** (Tab. XIV. Fig. 15. a) im Gange und Trabe, b) flüchtig) des Spießers bis zum Kapitalhirſch, durch alle Alter hindurch, kenne, ſondern auch die Fährten der alten, trächtigen und gelten Thiere von den Fährten der alten Hirſche, und die Fährten der jungen trächtigen Thiere von denen der jungen Hirſche zu unterſcheiden wiſſe, ja ſogar ihre Schwere anzugeben im Stande ſeyn müſſe. Und wirklich ſo ſchwer die Sache zu ſeyn ſcheint, ſo leicht iſt ſie dem aufmerkſamen Beobachter, beſonders wenn er ſich dabey dieſes Mittels bedient, daß er ſich den Lauft des Hirſches, deſſen er ſich bemächtigt, und deſſen Spur er ſehr genau beobachtet und aufgezeichnet hat, aufhebt, und ſich nach und nach von mehrern eine Sammlung verſchafft, die ihnen das verſchiedene Alter dieſer Thiere anzeigt.

Wir begnügen uns hier nur einige vorzügliche Kennzeichen der Hirſchfährten auszuzeichnen. Eines jagdbaren männlichen

*) Sirex Gigas. L. auch Rieſenwespe. Die Bruſt iſt haarig, die Bauchringe ſind ſchwarz, und der übrige Hinterleib röthlichgelb. Das Weibchen bohrt mit ſeinem ſägeförmigen Legeſtachel in faules Tannen- Fichten und Kiefernholz und legt die Eyer drein.

lichen Hirſches **Fährte** iſt ohngefähr 3 1/2 Zoll lang und 2 1/2 Zoll breit. Seine Schalen ſind breiter und ſtumpfer, als der Hindin ihre, welche ſchmal und ſpitzig zu laufen. Seine Ballen ſind länger, breiter und ſtärker, drücken ſich tiefer ein, und zwar in Geſtalt eines Herzens, da hingegen der Hirſchkuh ihre nur gerade und ſchmal auslaufen, und auch vor den Ballen nicht die gewölbte Erhöhung (den Burgſtall), wie jene verurſachen. Er tritt beynahe gar nicht in die Vorderfährte, ſondern einen Finger breit dahinter, da hingegen das Thier in die Vorderfährte tritt.

Die Spießer haben keine ſcharfe Spitzen an den Klauen, welche geſpalten ſind, die Afterklauen ſtehen hoch und ſind ſehr ſpitzig; bey den andern jungen Hirſchen wird alles nach und nach ſtumpfer, und die Afterklauen ſtehen mit zunehmendem Alter niedriger (ſie werden kürzer gefeſſelt). Im Schnee, Sand, Thon, Thau und Gras laſſen ſich die Fährten immer beobachten. Sonſt merkt der Jäger auch noch auf die verſchiedene Geſtalt der Excrementen (Loſung).

Man bemächtiget ſich des Hirſches auf vielerley Art.

Er iſt es, der die großen theuren Jagdluſtbarkeiten, die **Hauptjagden** verurſacht. Zur Vervollkommung des Vergnügens legt man hierbey oft Teiche an, durch welche die Hirſche zu ſchwimmen gezwungen werden (**Waſſerjagd**), welches ſie auch ſehr geſchickt, und zwar in der Ordnung thun, daß der größte voran ſchwimmt, und der folgende immer ſeinen Kopf auf den Rücken des vordern ſtützt. Auch bey einem ſolchen Jagen hält ihre ſonſtige Sanftmuth die Probe nicht aus, denn wenn ſie ſich zu ſehr eingeſchloſſen und in Gefahr fühlen, werden ſie oft ſo wüthend, daß ſie Menſchen und Hunde mit ihrem Geweihe hart verwunden, zu

Boden werfen und mit Heftigkeit auf ihnen herum ſtampfen. Auch hier iſt es, wo ſie die größte Schnellkraft ihres Kör-pers und ihrer Schenkel zeigen, indem ſie oft über ein Tuch oder Garn von 14 Fuß Höhe ſpringen. Sonſt werden ſie auch von den Jägern geklappert, oder am Anſtand gepür-ſchet. (ſ. in der Einl. Jagd.)

Wenn ſie in Hirſchnetzen gefangen werden ſollen, ſo werden dieſe dem Wind entgegen aufgeſtellt, ſo daß die For-keln inwendig ſtehen. — Die grauſamen Parforcejagden haben größtentheils aufgehört; auch martert man die Hirſche nicht ſo oft mehr langſam durch die zerfleiſchenden Biße der Hetz- und Jagdhunde tod.

Die guten jagdbaren Hirſche, welche wenigſtens 10 En-den haben und 3 Centner wiegen müſſen, werden vom May an bis in die Mitte des Septembers geſchoſſen, die Schmal-thiere und Kälber aber bis Weihnachten; doch pflegt hier die Leckerhaftigkeit der Menſchen auch Ausnahmen zu verur-ſachen. Ueberhaupt aber muß der Jäger allzeit nach Masgabe ſeines Wildſtandes jagen. Wäre die Wildbahn nicht ſtark beſetzt, ſo daß ſich noch mehrere Stücke, ohne Schaden der Landwirthſchafft, nähren könnten, ſo ſollte er nur das alte ab-ſtändige Wildpret ſchießen; wäre aber kein Mangel dran, ſo ſchöſſe er jährlich ſo viel alte Hirſche, als zum Beſchlagen unnöthig ſind; oder hätte er wenig Hirſche und mehrere Thiere, ſo benutzte er von dieſen diejenigen, welche gelte gehen, oder ſonſt alt ſind.

Nutzen. Der Vorzug, den der Menſch dieſem Thiere vor allen andern wegen ſeiner Schönheit eingeräumt hat, hat verurſacht, daß man von jeher darauf bedacht geweſen iſt, alles von ihm zu nutzen.

Das Fleiſch (Wildpret), des Hirſches iſt nach Alter, Geſchlecht und Jahrszeit von verſchiedenem Werth. Das Fleiſch von jungen Hirſchkälbern verſchafft uns ſehr ſchmackhafte Braten; das der Spießer iſt mittelmäßig, von Schmalthieren ſchon beſſer. Das Wildpret der jungen Hirſche von 3 bis 4 Jahren hat den dritten Rang; vom vierten bis ſiebenten iſt es ſchon härter. Das Fleiſch vom Weibchen iſt immer milder und beſſer als vom Männchen. Nur zur Zeit der Hirſchfeiſte von Jacobi bis zur Brunſtzeit haben die Hirſche den beſten Geſchmack; vor derſelben aber ſchlechtes, und nach derſelben noch ſchlechteres. Kurz vor und in der Brunſtzeit können ſie nur genoßen werden, wenn man ihnen gleich nach der Erlegung das Kurzwildpret ausſchneidet, ſonſt bekommt ihr Fleiſch einen gar widerlichen Geſchmack. Das derb gewachſene Fleiſch an den Keulen, Blättern (Bügen), vorzüglich der Theil vom Schwanze über den Keulen bis an die Rippen (Federn), welcher Ziemer heißt, und der Rükken, geben die beſten Braten; nach dieſem folgen die Kehlbraten, zwey Streifen am Halſe, wo der Schlund und die Gurgel liegt, die Nehrbraten, zwey Streifen, die über den Nieren und am Rückgrat liegen, und zuletzte kömmt das Kochwildpret, worunter das übrige, Hals, Bruſt und die Seiten, (Krieben, Wümmer, Wände) begriffen ſind. Die Hirſchohren werden wie Nudeln klein geſchnitten, als ein Fricaſſe zugerichtet, und die Läufte werden wie Rinder- und Kälberfüße, oder als Sülzen (Sulze) verſpeiſet.

Die Haut, wenn ſie nicht zu ſehr durch die Engerlinge durchlöchert iſt, giebt weißgegerbt vortrefliche Beinkleider, Reitkoller, Degenkoppel, Handſchuhe und anderes Riemen-

werk,

werk, rothgegerbt gute Stiefeln, und wird auch als Pelzwerk z. B. zu großen Müffen verarbeitet.

Die **Haare** dienen zum Ausſtopfen der Sättel, Stühle, Polſter und Kiſſen; die guten zu Tapazierungen, die groben zu Fußdecken.

Die **Geweihe** ſind eine Jagdnutzung, müſſen in Jägerhäuſern zum Zierrath Haaken ſeyn, und geben roh oder geraspelt und grün gepeitzt Griffe zu Meſſern und Hirſchfängern. Die Köche machen daraus mit und ohne Wein eine nahrhafte und ſtärkende Gallerte. Mit gebrannten und pulveriſirten Hirſchhorn macht man den Kaffe klar, und man braucht es auch um das Bier, das etliche Tage alt iſt, hell zu machen und wider die Säure zu bewahren. Auf eine Tonne rechnet man für einen Groſchen pulveriſirtes Hirſchhorn. Dieſes wird mit zwey Kannen von dem nämlichen Bier ans Feuer geſetzt, aufgekocht, und warm in die Tonne gegoſſen. Das Bier bleibt eine Nacht ruhig liegen, und wird alsdenn auf Flaſchen gezogen.

Die **Hirſchkolben** werden in Waſſer gekocht, geſchält, mit Baumöhl und Eßig getränkt und wie Salat gegeſſen, oder mit Trüffeln und ſauern Limonen zugerichtet und fricaſſirt, oder mit einer gewürzten Butterbrühe zubereitet. Man macht auch aus dem Hirſchhorn eine **Hirſchhornſchwärze**, die man eben ſo, wie die Elfenbeinſchwärze brauchen kann.

Die Apotheker machen aus dem Hirſchhorn verſchiedene Präparate. Das **gebrannte Hirſchhorn** ſoll ein abſorbirendes Mittel ſeyn, die Schärfen dämpfen, die Schweiße befördern, und die Würmer vertreiben. Der **Hirſchhornſpiritus**, der gleichſam verſtorbene Lebensgeiſter wieder be-

leben ſoll, und mit andern Arzeneyen verſetzt, in vielerley Krankheiten gebraucht wird, iſt bekannt genug. Sonſt giebt es noch das **Hirſchhornmagiſterium**, den **Hirſchhornliquor**, das **Hirſchhornöhl**, das **Hirſchhornſalz**, und das **Hirſchhornſälbchen**.

Aus einem am Feuer gelinde gebrannten Stückchen Hirſchhorn ſoll man auch bisweilen den **Schlangenſtein** (Piedra de la ſerpente) machen.

Die **Kolben**, wenn ſie noch zart und blutig ſind, in kleine Stückchen zerſchnitten, und mit Kreuzwurzſaft über einen Kolben gezogen, ſollen einen vortreflichen Spiritus gegen giftige Biße geben.

Aus den **Klauen** machen die Drechsler Ringe und dergleichen Dinge, und die Ringe hielten unſere Vorfahren wider die Krämpfe ſehr wirkſam.

Das **Mark** iſt eine gute Salbe das Eiſen vorm Roſt zu bewahren, ſoll außerdem Schmerzen lindern, die Hitze in Fiebern ſtillen, aufgeſprungene Hände heilen, gelähmte Glieder wieder geſchmeidig machen, wenn man es ſo warm als möglich auflegt.

Das **Unſchlitt** braucht der Lichtzieher und Seifenſieder; ſonſt iſt es zu Wund- und Brandpflaſtern gut, heilet wundgelegene Theile kranker Perſonen, erfrorne Hände und Füße, und leiſtet den Reiſenden, wenn ſie die müden Füße damit beſtreichen, heilſame Dienſte.

Der **Knorpel**, oder das röthliche Beinchen (Hirſchkreutz, Hirſchbein, Herzbein) das man in dem Herzen des Hirſches an der linken Seite vor der Oeffnung zweyer Arte-

rien findet, welches wie zwey halbe Monde an einander liegt, gewöhnlich 3/4 Zoll lang und 1/2 Zoll breit iſt, und aus verhärteten Sehnen oder Blut entſteht, ſoll gepülvert in mancherley Zufällen der Weibsperſonen, ſonderlich in Hämorrhoidalzufällen und hypochondriſchen Dämpfen gute Dienſte thun, und man findet es noch immer in den Apotheken.

Das **gedörrte Blut** mit Eßig eingenommen treibt den Schweiß, und hilft bey Verrenkungen, Verhebung und Stechen im Leibe. Sonſt brauchte man noch in der Medicin, die **Hirſchknochen**, die **Hirſchklauen**, die **Hirſchthränen** (in der Epilepſie) die **Hirſchblaſe**, die **Hirſchgeilen**, die **Hirſchruthe**, das **Laab** aus dem Magen ungebohrner Hirſchkälber und andere Theile mehr.

Endlich ſo ſind die **Hirſchzähne** aus Aberglauben auch ein Amulet geworden, und werden in goldenen Ringen, beſonders von den Jägern getragen.

Schaden und Mittel dagegen. Die Hirſche ſchaden dem Landmann an ſeinen Feld- und Gartenfrüchten und dem jungen Holzanflug, indem ſie in harten Wintern die Zweige der jungen Birken und vorzüglich der Rothbuchen abbeißen. Man findet zuweilen eine große Strecke junger Buchen, deren Spitzen ſo ſcharf abgebiſſen ſind, wie wenn ſie jemand mit den ſchärfſten Meſſer ſchief abgeſchnitten hätten. — Mittel, ſie von Kohlgärten abzuhalten, ſind, daß man über den Zaun eine Linie zieht, und im Felde an jede Ecke ſeines Ackers ein Stückchen Teufelsdreck einer Welſchennuß groß in Leinwand genäht, flach eingräbt, oder beſſer und ſicherer, daß man einen Faßreif nimmt, die inwendige Seite mit Teufelsdreck in Bergöhl zerlaſſen, beſtreicht, und den

Reif in die Erde ſticht. Der Regen kann alsdenn dieſe Materien nicht abwaſchen, und der Geruch erhält ſich lange Zeit. Sie wittern dieſen eckelhaften Geruch von weiten, und fliehen ihn, wie den Hund. Hanfſaamen um die Aecker herum geſäet, ſichert den Feldbau auch, ſo wie die eingeſteckten Krautspflanzen ein Gemiſch von altem Schmeer und Schießpulver, womit man die am Ende ſtehenden Pflanzen beſtreicht.

Abänderungen und verſchiedene Namen verurſacht ihr Aufenthalt; daher, wie wir oben ſchon bemerkten, 1) der **Berghirſch** (Cervus montanus), welcher gewöhnlich einen längern behaarten Kopf, niedrige und ſchwärzlichere Geweihe, ſtumpfere Schalen, größere Fährten und ein ſchmackhafteres Fleiſch hat, als 2) der **Landhirſch**, Hirſch der Ebenen. 3) Diejenigen, welche ſich auf Kohlſtätten aufhalten, und lange ſchwarze Zoten am Halſe oder auch nur eine dunkelbraune Bruſt haben, nennt man **Brandhirſche**. Sonſt redeten die Jäger auch noch von **Pferde**- und **Bockhirſchen**.

2. Der Damhirſch.

Cervus Dama. Lin.
Le Dain. Buff.
The Fallow Deer. Penn.

Kennzeichen der Art.

Die Geweihe ſind rückwärts gekrümmt, zuſammen gedrückt, und an der Spitze breitzackig.

Beſchreibung.

Dieſer Hirſch, der in Deutſchland, beſonders in den brandenburgiſchen Landen nicht ſelten iſt, hat eine mittel-

mäßige

mäßige Größe, iſt um ein ziemliches kleiner als der Roth-hirſch, doch aber viel ſtärker als der Rehbock, erreicht die Höhe von 3 Fuß und drüber *) und eine Schwere von 300 Pfunden. Er gleicht in ſeiner Geſtalt und Oekonomie dem gemeinen Hirſch gar ſehr. Alle Glieder des Leibes haben faſt gleiche Lage und Bildung. Er brunftet, ſetzet, wirft ab, ſetzt auf, und fegt das Gehörn, wie dieſer, nur alles einen Monat ſpäter. Allein ſein Geweih ſelbſt iſt dünner, platter, dehnt ſich mehr in die Breite, und iſt nach Verhältniß mit mehr Enden beſetzt, iſt nach innen gekrümmt und endigt ſich mit einer langen und breiten Krone (Schaufel). Denn wo die Krone bey den Rothhirſchen iſt, da wird das Gehörn des Damhirſches ganz breit, zuweilen zwey Hände breit, aber nicht dick. Bey den alten ſind oft die Stangen über die Hälfte breit und dünne, und mit vielen Enden verſehen, aber die Enden ſind weder hoch, noch lang, ſondern ganz kurz. Je beſſer nun der Hirſch iſt, je beſſer er die Schaufeln und Enden ausbildet (vereckt); und dieſes Gehörn giebt ihm alsdenn auch ein prächtiges Anſehen. Er wirft es nach Verſchiedenheit ſeines Alters im April bis zum Junius ab, und es wächſt ihm wieder, wie dem edlen Hirſche, aus ſchweißigtem Knorpel mit rauhem Baſte.

Er variirt in der Farbe, und es giebt nicht nur röthliche, braune, dunkelbraune, gelbe, graue, ſondern auch ſchwärzliche, weißgefleckte, und ganz weiße. Der Unterleib fällt allzeit ins weiße.

Er iſt von Natur in der Wildniß flüchtig, munter, ſcheu und muthig, und ſtreitet oft um einen Weideplatz oder eine Gattin viele Stunden lang. In der Gefangenſchafft aber

*) Par. Ms.: Höhe faſt 3 Fuß.

aber, legt ſich ſein Feuer, und er wird ſehr kirre, und furcht-ſam. — In der Begattungszeit hört man ein Geſchrey von ihm, wie vom Rothhirſch, nur weniger ſtark, und es lautet faſt, als wenn ein Menſch vomirt.

Die Antipathie zwiſchen den Roth- und Damhirſchen, da man ſagt, die Rothhirſche wichen ihnen, zögen gar weg, oder nähmen, wenn ſie mit ihnen in einen Garten eingeſperrt wären, von Kräften ab, iſt ganz ungegründet, und nur alsdann, wenn beyde Arten an einem gemeinſchafftlichen Platze gefüttert werden, oder ſich ajen, müſſen die Damhirſche warten, bis die Rothhirſche geſättiget ſind, und oft das genießen, was ihnen jene übrig laſſen.

Ihr Alter erſtreckt ſich ohngefähr auf 20 Jahre.

Das **Weibchen** (Thier, Tanngeis) iſt eben auch, wie beym Rothhirſch, ſchwächer, kleiner, leichter, und hat kein Geweihe.

Aufenthalt. Faſt alle gemäßigten Länder der alten Welt ſind das Vaterland dieſer Thiere. Sie leben geſellig, verſammlen ſich in ſtarken Rudeln, und pflegen ſich nicht leicht zu trennen. Auch die alten Damhirſche (Tannböcke) machen ſich nach der Brunſt in Rudel zuſammen, und leiden eher als die Rothhirſche junge Damhirſche und Weibchen unter ſich. Dieſe ſondern ſich aber mehrentheils von ſelbſt wieder ab, und es hält ſich ſodann das Wild oder Thier mit den jungen oder ſchlechten Hirſchen zuſammen. Sie lieben erhabenes, mit kleinen Hügeln beſetztes Erdreich, und verändern ihren Stand nicht ſo leicht und weit, wie die Rothhirſche. Vom Monat März bis zu Ende des Auguſts ſuchen ſie die Dickige auf, um ſich vor den empfindlichen Mückenſtichen zu ſichern.

Nahrung. Im Winter gehen ſie in die Haiden, wo es Haidekraut oder junge Gehäue und Schläge giebt; und im Sommer nach den Wieſen, und dahin wo ſie junges Holz und Laub haben. Wo die Felder nahe an die Gehölze ſtoſſen, ziehen ſie ſich auch nach der Saat, und in das Getraide; doch machen ſie ſolche weite **Wechſel** nicht nach ihrem Geäſe, wie die Rothhirſche. Wenn Eichelmaſt vorhanden iſt, ſo ziehen ſie dieſer gerne nach. Das übrige iſt wie beym Rothhirſche.

Fortpflanzung. Ihre Brunftzeit fällt einen Monat ſpäter, als bey den Rothhirſchen, nämlich in October, und währet einen ganzen Monat. Der Hirſch jagt ſich lange mit dem Thiere herum, und dieſes iſt 8 Monate trächtig, ſetzet meiſt im Junius 1, auch 2 Kälber, und ſäuget ſie bis wieder zur Brunſt. Bis ins ſechzehnte Jahr dauert die Zeugungskraft. Das junge Thier (Wildkalb, Tannkützel) brunftet ſchon im zweyten Jahre, wenn es keine Noth gelitten hat, ſonſt aber meiſt im dritten. Nach dem erſten Jahre wird das Hirſchkalb ein **Spießer** (Spießert) und ſetzt Spieße auf; nach dem andern Jahre Gabeln, auch wohl 6 bis 8 Enden; nach dem dritten Jahre 8 oder 10 Enden, da denn die Stangen oben breit zu werden anfangen; nach dem vierten Jahre 10, 12, auch wohl mehr Enden, zu welcher Zeit auch die Breite der Stangen oben merklicher wird; nach dem fünften Jahre ſetzt der Damhirſch ſchon ziemlich breite Schaufeln auf; und wenn er erſt Schaufeln aufgeſetzt hat, und es befinden ſich 30 Enden daran, ſo wird er doch nicht nach den Enden benannt (angeſprochen), ſondern heißt ein **guter Schaufelhirſch.**

Feinde. Von den Luchſen und Wölfen werden ſie verfolgt und von einer braunen haarigen Laus (Pediculus cervi) und von den Engerlingen geplagt.

Jagd. Die Fährte (Tab. XIV. Fig. 15. a) im Gang und Trabe, b) flüchtig.) hat ebenfalls wieder die größte Aehnlichkeit mit der Fährte des Rothhirſches, und ein Damhirſch macht ſeine Spur ſo ſtark und breit, als ein Rothhirſch von 6 Enden, oder ein altes Roththier, und das Damthier läßt ſich, wie ein Rothwildkalb im October, ſpüren. Doch muß man wohl merken, daß bey aller Aehnlichkeit doch die Fährten der Damhirſche kürzer gefaßt, die Wände der äußerſten Seiten der Ballen flächer und eröffneter, faſt wie bey den zahmen Ziegen ſind.

Uebrigens gehört er zur hohen Jagd, und wird eben ſo, wie der gemeine Hirſch gejagt. Wenn er von Hunden verfolgt wird, ſo flieht er nicht ſo weit, als ein anderer Hirſch, weichet allen Wegen aus, ſuchet bald ſeinen Stand wieder, und ſtürzt ſich gern ins Waſſer um der Gefahr zu entgehen; wird aber alsdenn meiſt gefangen.

Nutzen. Das Wildpret der Damhirſche, iſt zärter, feiſter, als das Fleiſch des gemeinen Hirſches, und beſonders werden die noch an der Mutter ſäugenden Kälber allem andern Wildpret vorgezogen.

Die Häute ſind faſt noch beſſer als vom Rothhirſch, und geben feinere Beinkleider und Handſchuhe.

Das Unſchlitt iſt auch beſſer, und hat, ſo wie das Haar, Geweih und die Klauen eben den Gebrauch, wie beym gemeinen Hirſch.

Der oſtindiſche Schlangenſtein (Pedra cobra de Capello) ſoll aus dem zerſtückten und calcinirten Geweih gemacht werden.

Die Medicin, welche die Alten von vielen Theilen dieſes Thiers machten, iſt außer Gebrauch.

Schaden. Der Damhirſch ſchadet, wie man aus ſeiner Nahrung ſieht, auf eben die Art, wie der gemeine Hirſch.

Namen. Er heißt auch: Dammhirſch, Dämlein, Dämmhirſch, Tannhirſch, wilder Rehbock. Die guten und ſtarken werden nicht jagdbare, ſondern Schaufelhirſche, und die größten und fetteſten rechte gute Schaufelhirſche genennt.

(38) 3. Das Reh.

Cervus Capreolus. Lin.
Le Chevreuil. Buff.
The Roe. Penn.

Kennzeichen der Art.

Die Geweihe ſtehen aufrecht, ſind knotig, und endigen ſich in zwey Spitzen. Die Hinterbacken ſind weiß.

Beſchreibung.

Das Reh lebt in ganz Europa, die kälteſten Länder ausgenommen, und iſt daher auch in den Unterwäldern des thüringiſchen Gebirges nicht ſelten. Das Männchen heißt der Rehbock oder Bock ſchlechthin, und das Weibchen Reh, Rieke, Hille, Ziege, Gais.

Dieß

Dieß artige ſchmuckere Thier hat mit dem Hirſch und der Ziege viele Eigenſchafften gemein. In der Art der Fortpflanzung und Ernährung iſt es der Ziege ſehr ähnlich, und in der Geſtalt und Farbe dem Hirſch; doch ſtreitet es in vielen Stücken mit letzterm noch um den Vorzug. Es hat nämlich feurigere Augen, glänzendere und glättere Haare, geſchmeidigere Glieder, iſt zwar kleiner, aber dafür auch von der Natur mit mehr Lebhaftigkeit, Muth und Stolz begabt worden. In ſeinem ganzen Betragen zeigt es mehr Gewandheit und Verſchlagenheit. Es kämpft mit jungen Hirſchen und behauptet immer als Sieger ſein Recht.

Seine Größe iſt 4 Fuß 4 Zoll*), die Höhe 2 Fuß 8 Zöll, und der Schwanz (die Blume) iſt 1 Zoll lang und kaum merklich. Der Kopf iſt klein, aber wohlgebildet und läuft in eine ſtumpfe Schnauze aus. Die Augen ſind groß und haben einen blaulichten ovalen Augapfel. Die Thränenhöhlen fehlen. Die Ohren ſind 6 Zoll lang, ſpitzig, inwendig und auswendig wollig, und ſtehen weit von einander. Im Munde ſtehen in der untern Kinnlade ſechs Vorderzähne, welche ihm in der Ordnung, wie dem Schafe, vom zweyten bis vierten Jahre ausfallen und durch neue breitere erſetzt werden, — keine Eckzähne und auf jeder Seite oben und unten ſechs ſcharf geſpitzte Backenzähne, deren jeder inwendig zweymal ausgehöhlt und auswendig zweymal auswärts gebogen iſt.

Dem Kopf des **Rehbocks** giebt das kurze, äſtige, länglicht runde, grade aufrechtſtehende, roſtfarbene, knotige, unebene und dichte Gehörn eine beſondere Zierde. Er trägt ſeinen

*) Par. Ms: Länge gegen 4 Fuß; Höhe 2 1/2 Fuß.

ſeinen wohlgebildeten langen Hals hoch, und ſein Rücken iſt wenig eingebogen. Seine Beine (Läufte) ſind ſchlank und die ſchwarzen Klauen (Schalen) mit den gleichfarbigen eyrunden falſchen Hufen (Afterklauen) glänzen, wie polirt. Sein vorzügliches Merkmal, woran ihn der Jäger ſchon von weiten erkennt, iſt ein langer Haarzopf unter dem Leibe in der Gegend des Zeugungsgliedes (Pinſels).

Die Rieke hat einen ſchmälern Kopf, längern und dünnern Hals, ſchmälere Bruſt und ſchlankern Leib. Sie iſt gewöhnlich ungekrönt, doch findet man ſie auch, wiewohl ſehr ſelten, mit einem Gehörne von zwey Zoll Länge ohne Enden verſehen, das ſie ebenfals, wie er, jährlich abwirft. Sie zeichnet ſich ſchon in der Entfernung durch ihren niedrigtragenden Hals und beſonders durch den langen gelben Haarbüſchel am Geburtsgliede (Feigenblatt) ſehr kenntlich aus.

Die Farbe ändern die Rehe, ſo wie die Hirſche des Jahrs zweymal. Vom Frühjahr bis zum Herbſt ſind die Haare kurz und weich, gelbbraun oder roſtfarben; im Winter aber ſind ſie länger, rauher, aſchgrau und bekommen durch die gelben und weißen Spitzen, die ſie haben, eine röthlich graue Farbe. Sonſt läuft über die Naſe, an der Oberlippe weg, ein ſchwarzer Streif, der übrige Theil der Naſe iſt bis an die Augen ſchwarz und weiß geſprengt, das Untermaul weiß, die Ohren mit einer ſchwarzen Einfaſſung geziert, und an der Wurzel weiß, die Kehle gelb, der Unterhals mit zwey weißen Flecken bezeichnet, und der Bauch ſchmutzig weißgelb. Die Hinterbacken ſind ganz weiß, und dadurch unterſcheiden ſie ſich von den andern Rothwildpret. Das Haar iſt an der Wurzel immer grau; und am Bauche und den Hinterſchenkeln befinden ſich zwey Haarnäthe.

Auch

Auch das Gehörn wechſelt der Rehbock alle Jahr. Im ſiebenten Monat ſetzt er ſeinen erſten Hauptſchmuck, zwey kurze Spieße auf. Dieſe werden bey den folgenden Wechſelungen länger, und erſcheinen im vierten Jahre mit zwey Zacken, welche ſich alsdenn alle Jahre mit neuen vermehren, bis ſie die Zahl ſechs oder acht erreicht haben. Selten findet man Rehbocksgehörne mit 12 Enden. Nach der Brunſt wirft er ſein Gehörn jedesmal ab, welches ihm dann im dritten Monate wiederum vollkommen gewachſen iſt. Das rauhe Baſt deſſelben ſchlägt er im Februar und März an den Birken, Sahlweiden, Tannen und Kiefern ab, und ordentlicherweiſe ſollte ſich daſſelbe in zwey Spitzen endigen, allein weil er ſeinen noch weichen Putz nicht, wie der Hirſch, ſchonet, oder ſchonen kann, und unvorſichtig und muthwillig genug iſt, an den Sträuchern und Bäumen damit anzuſtoßen, ſo findet man ihn gar oft mit wunderlichem Gehörn verſehen.

Beyde Geſchlechter können ſehr ſchnell laufen, fertig ſchwimmen und ihr ſcharfes Geſicht und feiner Geruch macht, daß ſie ihren Feinden oft entgehen; ſie richten deshalb den Kopf immer in die Höhe und nach dem Winde zu und können einen Menſchen auf 300 Schritt weit riechen (im Wind vernehmen).

Ihre Stimme, welche ſie in der Brunſtzeit und beſonders dann hören laſſen, wenn ihnen etwas unvermuthetes aufſtößt, iſt ein helles weitſchallendes dreymaliges Bellen (Schmälen), welches ſie in einiger Entfernung langſam ſchleichend, ſo lange fortſetzen, bis ſie dasjenige deutlich ſehen, was ſie ſtutzig machte, und iſt es ein Menſch oder Hund, ſo laufen ſie mit der größten Schnelligkeit ſtumm davon.

Ihr

Ihr unverkürztes Lebensziel erſtreckt ſich bis ins ſechszehnte Jahr.

Aufenthalt. Die Rehe lieben trocknen Boden und trockne Luft. Ihren Aufenthalt haben ſie dahero gern auf hohen Plänen an den äußerſten Gränzen der Waldungen, wo die Hafer- Erbſen- Linſen- und Grummetfelder in der Nähe ſind, in lichten Hölzern, in Gegenden, wo faule Bäume und vorzüglich die jungen Schläge nahe ſind und die Brombeerſtauden häufig wachſen. Sie vereinigen ſich nicht, wie die Hirſche, in ſtarke Truppen (Rudeln), ſondern leben nur in Geſellſchafft von 3, 4 und 5 Stücken. Der Bock iſt beſtändig um ſeine Gais, deren er eine, zwey, höchſtens drey hat, lebt unter denſelben, und ſeinen Jungen, wie ein Hausvater, und vertheidigt ſie bis auf den Tod. Es beſteht dahero auch eine Rehgeſellſchafft nur aus einer Familie, die ſo lange in der ſchönſten Vertraulichkeit zuſammen lebet, bis die Jungen wiederum neue Familien errichten können. Im Sommer ſuchen ſie den alten Standort wieder, den ſie ſich einmal zu ihrem Aufenthalte erwählt haben, wenn ſie der harte Winter in niedrige dicke Laub- und Schwarzwälder getrieben hatte. Ehe ſie ſich niederlegen, ſcharren ſie allzeit mit ihren Vorderläuften einen runden Platz, des Sommers um auf der friſchen kühlen Erde zu liegen, und des Winters um den Schnee wegzubringen, der ihnen ſonſt die Haare naß und ſchmutzig machen würde.

Nahrung. Ihrer Nahrung (Geäſe) gehen ſie gern des Abends und Morgens auf trocknen Wieſen, in jungen Gehegen und Holzſchlägen nach, wo ſie ſich an den beſten Kräutern und Gräſern, an dem Laub der Weiden und beſonders der Pappeln erquicken. Der Bock tritt allzeit zuerſt

aus dem Holze, und kundſchafftet die Gegend aus, ob es ſicher iſt, und die Ziege folgt ihm nach; hingegen wenn ſie verjagt werden, oder aus Furcht fliehen, ſo geht ſie voran, und er folgt nach, um ſie erſt in Sicherheit zu laſſen. Die Berberis- und Brombeerſtauden ſind ihnen ein ſehr angenehmes Futter und nächſtdem das Geniſt (Ginſter). Sie ziehen auch im Frühjahr, wenn das Getraide noch jung iſt, zu Felde, und thun im Sommer den Waldeinwohnern auf ihren Hafer- Erbſen- und Linſenäckern, beſonders aber in ihren Gemüßgärten, bey zu ſtarker Hegung und Vermehrung großen Schaden, indem ſie vorzüglich die Bohnenblätter ſo ſehr lieben, daß ſie bey aller ihrer natürlichen Schüchternheit und Furchtſamkeit durch die rauſchendſten Verſcheuchungsmittel nicht können vertrieben werden, und im Winter ſind ſie den Baumgärten durch das Benagen der jungen Obſtbäume eben ſo nachtheilig. Da ſie zu dieſer Jahrszeit in Wäldern nur ſelten ſo viel genießbares Moos, Waſſerkräuter und Gräſer, Binſen, Kletten und Diſtelknospen, Weidenblüten, Eicheln, Buchecken und dergleichen abgefallene Früchte finden, wodurch ſie ſich völlig ſättigen könnten, ſo füllen ſie ihren Magen mit Baumknospen, Baumrinden und jungen Zweigen, die ihnen oft unverdaulich ſind. Den Durſt können ſie ſich im Nothfall ohne Quelle durch Ableckung des Thaues und Regens von den Blättern und durch Schnee löſchen. Das Salz lieben ſie, wie die Hirſche.

Fortpflanzung. Der feurige, luſtige Bock tritt zu Ende des Novembers und Anfang des Decembers auf die **Brunft**, und da er, wenn er nicht von andern Weibchen, die ihrer Männchen beraubt ſind, verführt wird, ſeinem einzigen Weibchen treu iſt, und von keinem Nebenbuhler

in

in dem ruhigen Beſitz ſeiner Gattin geſtöhrt wird, ſo brunſtet er auch nicht ſo lange als der herumflatternde Hirſch, und alſo nur einen halben Monat. Er begattet ſich gewöhnlich nur einmal des Jahrs, und nur die Schmalrieke läßt ſich zuweilen aus Geilheit im Auguſt von einem hitzigen jungen Bock, doch ohne Befruchtung, beſpringen (beſchlagen) *). In der Brunftzeit ſcheucht er aus Eiferſucht oder Schaam ſeine Jungen weg, und ſchreyt zuweilen dumpfig und abgebrochen, wovon ihm der Hals aufſchwillt. Er geht auch alsdenn gern in die Waldbäche und ſcharrt den Boden drinnen auf, und die Haare werden ihm am Bauche von den beitzenden Saamen ſchwarz. Die Rehziegen tragen 5 1/2 Monat oder 21 Wochen, und ſetzen im May und Junius mehrentheils zwey Junge, ein Männchen und ein Weibchen, ſelten eins, noch ſeltner drey, an einen düſtern einſamen Ort in Bergen oder in ein dickes Gebüſch an naſſen Wieſen. Vier oder fünf Tage vorher, ehe ſie ſetzt, ſucht ſie ſich nach und nach von ihrem Gatten, ohne, daß er es bemerkt, zu entfernen, den erſten Tag nur etliche Stunden, den andern länger und ſo fort, bis ſie am letzten gar unſichtbar bleibt und ihre Jungen gebiert. Sie thut dieß wahrſcheinlich deswegen, weil ſie glaubt, der Vater würde ſeine Kinder auf-

*) Noch neuerlich hat man mit Zuverſicht behauptet, die Brunftzeit des Rehes ſey im Auguſt und es trage 11 Monate, obgleich der Foetus im erſten Monate unbemerkbar ſey; allein nach unſern eigenen und den Erfahrungen ſo vieler Forſtmänner, können wir dieſe Behauptung nicht unterſchreiben. Aus dem Beweiſe, den man aus dem Wachſen, und Abwerfen der Geweihe hernimmt, ergiebt ſich wohl weiter nichts, als daß die Natur hier nicht den nämlichen Weg betritt, den ſie beym Hirſch gewählt hat.

freſſen, wie es zuweilen zu geſchehen pflegt. Acht Tage bleibt ſie alſo von ihm getrennt, alsdann aber ſucht ſie ihn wiederum in dem alten Stande auf und führt ihn freudig zu ſeinen Junge. Dieſe blöcken ihn, wie die jungen Lämmer, liebreich an, unterdeß ihm ſeine zärtliche Rieke allerhand Liebkoſungen macht. Von der Stunde an trägt er nun wieder für ſie und ſeine Jungen die größte Sorge. Dieſe muntern niedlichen Junge ſind anfangs buntgefleckt, nämlich roth und weiß. Sie ſaugen vier Monate, laufen aber den zehnten Tag ſchon mit ihrer Mutter davon. Die gute Rieke liebt ſie ſo ſehr, daß ſie bey den geringſten Geſchrey derſelben blindlings herbey gelaufen kömmt, und oft einen Menſchen, der ſie betaſtet, ungeſcheut umrennet. Man nennt die junge Rehe auch **Rehkälber**, Rehkätzlein, Rehkützel, Rehzicklein, wenn die männlichen ein Jahr alt ſind, **Spießböcke, Spießer** und die weiblichen, **Schmalthiere, Schmalrehe, Schmalrieken.** Man kann ſie, obgleich mit vieler Mühe, zähmen und gewöhnen, daß ſie, wie die Hunde, mit in Wald laufen. Sehr ſelten fallen ganz weiße Rehe.

Krankheiten. An eben der **Knotenkrankheit** die die Hirſche zuweilen im Thüringerwald befällt, leiden auch die Rehe. — Die **Engerlinge** (ſ. Hirſch) ſollen ihnen zuweilen bey zu ſparſamer Nahrung, wenn der harte Winter bis in die Mitte des Frühlings dauert, den Magen durchfreſſen und wenn ſie ſich im ſpäten Frühjahr in einen Klumpen ballen, um zu ihrer Verwandlung ausgeſpieen zu werden, den Schlund und die Luftröhre verſtopfen, daß ſie elend ſterben müſſen.

In harten Wintern genießen ſie viele Baumrinden und junge Zweige, welches unverdauliche Futter ſich oft in ihrem Leibe in einem Klumpen zuſammenwickelt, in ihren faltigen Ma=

Magen, wie eingeleimt, feſt ſetzt, und die **Auszehrung** verurſacht, wenn es nicht durch die bald hervorkeimenden Frühlingsblätter der Birken- und Haſelſtauden ausgeführt wird. Und dieß iſt die Urſach, warum oft bey tiefem und lange liegendem Schnee die ganze Wildbahn der Rehe ein Opfer des Todes wird. Auch der **Durchfall** oder die **Ruhr**, die nach langem Hunger und zu viel genoßenem jungem Laube entſteht, ſtreckt viele im Frühjahr tod zur Erde nieder.

Feinde. Der jungen Rehe Feinde ſind die **Füchſe** und **Wieſel**, (ſ. Wieſel) und der alten die **Wölfe**, **Luchſe** und **Hunde**; doch fängt der Fuchs im Winter, wenn der Schnee eine Rufft vom Froſte hat, welche das Wild im Laufen hindert, auch alte Rehziegen und Rehböcke. Beym Anblick des grimmigen Wolfes und Luchſes gerathen dieſe ſchüchterne Thiere in die größte Furcht und ergeben ſich oft freywillig, dem Hunde aber entgehen ſie mehrentheils durch Liſt. Wenn ſie ſich nicht durch eine ſchnelle ununterbrochene Flucht retten können, ſo verwirren ſie entweder ſeine Spur durch Seitenſprünge oder drücken ſich plötzlich auf die Erde nieder, laſſen ihn über ſich hinſetzen oder ruhig vorbey laufen.

Da das Reh ein reinlicheres Thier iſt, als der Hirſch, ſo iſt es auch mehr von **Holzböcken** und **Läuſen** (Pediculus cervi) befreyt, als er. Die **Bremſen** (ſ. Hirſch), welche dem Hirſche ihre Eyer im September in die Haut und Naſe legen, thun es auch dem Rehe.

Jagd. Die **Fährte** (Tab. XIV. Fig. 16. a) gehend oder trabend, b) flüchtig) der Rehe iſt geſchränkt und faſt ſtets gezwungen; doch ſpalten ſie auch ihre Klauen, wenn

ſie flüchtig ſind, und ſetzen alsdenn auch die Afterklauen ein. Die Hinterfährte iſt allzeit kleiner, als die Vorderfährte, und der Bock macht ſeine Spur etwas ſtumpfer, als die Ziege. Sie werden eben ſo, wie der Hirſch gejagt, gepürſchet, geklappert und im Garn gefangen. Noch ein beſonderes Jagen iſt das **Rehblatten**, wo der Jäger mit einem Stückchen Birkenſchale oder mit einem Apfelblatt den zweyſtimmigen Ton der Rieke nachahmet, auf welchen betrügeriſchen Ruf der Bock, wie ein Pfeil geflogen kömmt, **aufs Blatt** geſchoſſen wird, und ſo den Tod der Liebe ſtirbt. (ſ. in der Einl. Jagd.)

Nutzen. Das **Wildpret** dieſer Thiere iſt eine vortrefliche Speiſe, und man nützt es das ganze Jahr. Beſonders delikat iſt das Fleiſch der Kälber von 12 bis 18 Monaten, und die Rehzunge.

Die Aerzte benutzten ſonſt die Leber, die Milz, das Gehirn, und die Galle, und das Rehunſchlitt wird, wie das Hirſchunſchlitt, zuweilen noch jetzt in der **Medicin** gebraucht.

Das **Fell** wird roh gahr gemacht und zu Stühlen, Polſtern, und Satteldecken verbraucht. Die gemeinen Chineſer tragen kurze Kamiſöler davon, an welchen das Haar auswärts gekehrt iſt. Die Louiſianer wiſſen die Rehhäute ſehr gut zuzubereiten, worzu ſie beſonders das **Gehirn** dieſer Thiere als das vorzüglichſte Material nützen. Es gehen viele davon nach Frankreich, und bekommen zu Miort den Namen von Gemſenfellen.

Das weißgegerbte **Leder** iſt feiner als das Hirſchleder, und es verarbeitet es der Beutler, wenn es nicht von Enger-

lingen

lingen zu ſehr durchlöchert iſt, zu guten Beinkleidern, Handſchuhen u. d. gl.

Die Haare dienen zu Fütterungen der Polſter und Stühle, und ſind theurer als die Hirſchhaare, weil ſie ſich nicht ſo leicht zuſammenballen.

Die Geweihe werden als Haaken in Landwohnungen angenagelt, von den Drechslern zu Tobacksſtopfern und Pfeiffenröhrchen gedreht, und von Meſſerſchmidten zu Meſſerſtielen gebraucht.

Bey langwierigen Krankheiten iſt wider das Wundliegen ein **Rehbocksfell** das beſte Mittel. Man nimmt nämlich ein langhaariges Rehbocksfell, legt auf die rauhe Seite ein Tuch, welches man mit Hirſchtalg beſtreicht, und wikkelt den Kranken nackend in daſſelbe.

Dieſe Thiere ſollen auch in Waldungen durch ihren **Miſt** und **Urin** Anlaß zu Salpetererzeugungen geben.

Schaden. Das Reh ſtiftet eben den Schaden, den der Hirſch ſtiftet, und nach mehrern, da es ſich in Waldungen im Frühjahr vorzüglich von den Knospen der jungen Bäume und der Sträucher nähret, und auch in Gemüßgärten ſeine Nahrung ſuchet.

Die ſiebenzehnte Gattung.

Antilope, Gazelle. Antilope.

Kennzeichen.

Vorderzähne ſind in der obern Kinnlade keine, in der untern acht.

Die Eckzähne fehlen.

Die Hörner ſind einfach, dicht, inwendig knochenartig, mit einer hornichten Scheide verſehen, die mehrentheils geringelt oder ſpindelförmig gedreht iſt, und werden nicht abgeworfen.

Das Kinn hat keinen Bart.

Einen Thränenſack an Augen haben die mehreſten hierher gehörigen Arten.

Die Klauen ſind bey den mehreſten zugeſpitzt.

Die Säugewarzen liegen zwiſchen den Hinterfüßen.

Die meiſten wohnen in Heerden von 100 und mehr beyſammen.

Die Arten dieſer Gattung ſtehen zwiſchen den Hirſch- und Ziegenarten mitten inne. Dem Anſehen und den Haaren nach gleichen ſie den Hirſchen; den Hörnern nach aber den Ziegen. Die falſchen Hufe ſind bey ihnen kleiner und ſehen Warzen ähnlich. Sie bewohnen das wärmere Aſien und Afrika, und nur eine Art iſt europäiſch, nämlich:

1. Die Gemſe.

Antilope Rupicapra. Erxl.
Capra Rupicapra. Liu.
Le Chamois. Buff.
The Chamois. Penn.
(Tab. XIII. b. Fig. 1.)

Kennzeichen der Art.

Mit aufrechten, runden, hackenförmigen Hörnern, und rothbraunen Haaren auf dem Rücken, und an den Seiten.

Be-

Beſchreibung.

Die Gemſe, welche man auf den Gebirgen von Tyrol, Kärnten, Krain, Steyermark, Salzburg noch häufiger als den Steinbock antrifft, gleicht an Größe und Geſtalt dem Ziegenbock am meiſten, und ſcheint nur um deswillen etwas größer, weil ihre Füße höher ſind, und ihr Hals geſtreckter iſt. Man darf ſie nicht mit dem Steinbock verwechſeln, von dem ſie ihrer ganzen Geſtalt und ihren Theilen nach völlig verſchieden iſt, und mit welchen ſie außer den Haaren, und der Lebensart faſt nichts gemein hat. Das deutlichſte und am meiſten in die Augen fallende Kennzeichen, wodurch ſie ſich von allen andern Thieren unterſcheidet, ſind ihre Hörner. Dieſe ſtehen gleich über den Augen hervor, ſind ſchwarz, rund, aufrecht, mit runzlichen Ringeln umgeben, mit einem glatten Haaken, der nach dem Rücken zu gekrümmt iſt, an 10 Zoll lang. Sie werden mit dem Alter immer größer, und bekommen jährlich einen Ring mehr; die Spitze aber und der Haaken bleiben immer glatt. Inwendig ſind ſie ausgefüllt, und haben nur an der Wurzel eine Höhle von 1 Zoll. Vor den Hörnern befindet ſich in der Haut eine Oeffnung, welche zu einer trockenen und blinden Höhle führet, welche ebenfals dieſen Thieren beſonders eigen iſt. Die Oberlippe iſt ein wenig geſpalten; die Augen groß, röthlich, hell, und ſcharfſehend; die Ohren ohngefähr 5 Zoll lang, und inwendig mit weißen Haaren beſetzt. Der Schwanz iſt 3 Zoll lang. Die Klauen an den Füßen ſind von unten her unausgefüllt und hohl, ziemlich lang, ſcharf zugeſpitzt, und weit aus einander ſtehend.

Die Gemſe hat zweyerley Haare, längere und kürzere. Das längere nimmt den Kopf, Bauch und die Füße ein,

und das längſte am Bauch und Füßen iſt 4 1/2 Zoll lang. Auf dem Rücken ſind die Haare kürzer, ſo wie beym Rehbock; doch ſind ſie auch von zweyerley Art; die eine nämlich iſt länger und flammig, und zwiſchen dieſen ſtecken kleine krauſe Futterhaare. Vorn unter den Knieen iſt ein beſonderer Haarbüſchel. Die Farbe iſt im ganzen braunroth; unten an der Kehle befindet ſich ein breiter weißer Streif; und an der Stirne, neben den Hörnern und am Unterleibe iſt die Farbe ſchmutzig weiß. Der Schwanz iſt ganz ſchwarz. Die abwechſelnde Verſchiedenheit in der Farbe beſteht darinne, daß die Haare im Frühjahr, wenn ſie ihre Rauhheit und Länge verliehren, weißgrau, im Sommer roth, und im Herbſte wieder dunkelbraun, ja meiſtens ſamtſchwarz werden. Sonſt giebt es auch weiße, und gefleckte, doch letztere ſehr ſelten.

Die **Weibchen** haben ebenfals Hörner, und ſind vom Männchen weder in der Größe, noch einer andern auffallenden Eigenſchafft unterſchieden. Sie haben 4 Zitzen.

Es ſind geſellſchafftliche, muntere, flüchtige, vorſichtige, wilde, ſchüchterne und menſchenſcheue Thiere. — Ihre Stimme iſt ein leiſes kaum bemerkliches Blöcken; bey Furcht oder Gefahr aber pfeiffen ſie gar heftig, und bedienen ſich darzu mit der Naſenlöcher. — Sie werden 20 bis 30 Jahre alt.

Aufenthalt. Die hohen beſchneiten Alpen von Europa, in der Schweitz, Savoyen, Dauphine, die pyrenäiſchen und apenniniſchen Gebirge, und vielleicht die meiſten Kettengebirge Aſiens ſind ihr Vaterland. Sie lieben eine reine, dünne Luft, und eine warme, niedrige ſcheint ihnen unerträglich zu ſeyn; doch wagen ſie ſich nicht auf die höchſten, äußerſten Felsſpitzen, wie die Steinböcke, ſondern hal-

ten ſich mehr in den mittlern Berggegenden, und zwar theils auf kahlen Steinklippen, theils im Gehölze und Buſchwerk auf, und man ſieht ſie oft auf den Steinklippen heerdenweiß zu 60 und mehrern beyſammen herum laufen. Sie weiden mit einander, ziehen mit einander von einem Ort zum andern, und ergreifen mit einander die Flucht vor ihren Feinden. Sie ſind furchtſamer im Klettern und Springen, als der Steinbock, und ſpringen alſo weder ſo weit, noch ſo ſchnell, als derſelbe. Wenn ſie einen Felſen hinauf oder herunter ſteigen, ſo geſchieht ſolches nicht in grader, ſondern in einer ſchrägen Linie, beſonders wenn es bergab gehet. Ueber ſteile Felſen ſpringen ſie oft 20 bis 30 Fuß hoch hinunter, ohne ſich halten zu können. Während eines ſolchen Luftſprunges ſchlagen ſie nur drey- bis viermal mit ihren Füßen an den Felſen an. Die Wärme meiden ſie ſo ſehr, daß man ſie auch im Sommer nirgends als im Schatten, bey Schnee und Eiß antrifft, und im Winter in hohen und dichten Wäldern. Ihr Aufenthaltsort iſt alſo im Sommer und Herbſt immer auf den hohen Gipfeln und zwar an unzugänglichen Orten, in Steinriſſen von Felſen eingeſchloſſen, oder an jähen Grasplätzen, aber immer nahe an Schnee und Gletſchern. Sobald der Tag anbricht kommen ſie unter den hohlen Felſen, eingefallenen Felſenſtücken hervor (denn Höhlen und Neſter haben ſie nicht) und weiden. Sobald der Tag ſtärker hereinbricht ziehen ſie ſich aus Furcht vor Verfolgung in abgelegene, unzugängliche, rauhe, wilde, aber allzeit ſchattige Bergthäler, die ſie vorzüglich lieben, und ruhen da neben dem Schnee, wie die gemeinen Ziegen, aus. Sie wälzen ſich ſehr gern im Schnee und auf den Gletſchern, wozu ſie ihre große innerliche Hitze, womit ſie die Natur begabt hat, treibt. Gegen Abend gehen ſie wieder auf die

Weide und bey einbrechender Nacht wieder unter ihre Felſen. So wie die Natur auf den hohen Berggipfeln erſtirbt, ſo ziehen ſie ſich auch herabwärts nach den Wäldern, und ſchlagen in den dichteſten und wärmſten Wäldern ihre Wohnung auf, und zwar gern auf der Sommerſeite und an ſolchen Orten, wo ihnen ihr Inſtinkt ſagt, daß ſie vor den Schneelauvinen am ſicherſten ſeyn. Sie ſuchen hier gern die ſogenannten **Wettertannen** auf, weil ſie deren niedere und ausgebreitete Aeſte vor Kälte und Schnee ſchützen. Die unangenehmſte und härteſte Zeit iſt für ſie der Frühling, wo ſie, um der rauhen Waldnahrung zu entgehen, bis zu den Häuſern in die bewohnten Gegenden herab kommen. Sie gehen zu dieſer Zeit in Bergen nach Plätzen, die an der Sonne liegen, ob ihnen gleich der Weg durch Schnee, der hoch und weich iſt, ſehr beſchwerlich wird, da ihr Körper gar nicht ſo gebaut iſt, daß er ſie tragen kann, und ſie beſtändig ſinken. Wenn ſie über ein ſolches tiefes Schneefeld fliehen müſſen, ſo beſchleunigen ſie dadurch ihre Flucht, daß das letzte auf den Rücken des vor ihm gehenden ſpringt, ſo über den Rücken aller andern ſetzt, und ſich an die Spitze ſtellt; ihm folgt das vorletzte und thut ein gleiches, u. ſ. f.; und ſie ſind auf dieſe Art ſchnell über ein ſolches Schneefeld weg.

Obgleich die Gemſe ein geſellſchafftliches Thier iſt, ſo giebt es doch Einſiedler unter ihnen, wie unter den wilden Schweinen, die alle Geſellſchafft ſcheuen, und nur für ſich einzeln leben. Es ſind die ſogenannten **Stooßböcke**, welche deswegen ſo heißen, weil ſie ſich am liebſten in den Alp-Erlenſtauden, die in der Schweitz Stooß heißen, aufhalten. Es ſind dieß, wie bey den wilden Schweinen, alte Männchen, die vor Alter weißgrau und langhaarig ſind. Sie ſind immer die fetteſten.

Nah-

Nahrung. Sie nähren ſich im Sommer bis zum Herbſte von den vortreflichſten Alpkräutern, welche die Natur blos für ſie hervorgebracht zu haben ſcheint. Im Winter freſſen ſie das hohe Waldgras, und haben ſie dieſes nicht, ſo dient ihnen das Moos, das von Tannenäſten in weißen langen Bärten herabhängt zur Nahrung. Hier bleiben ſie zuweilen, wenn ſie ſich auf die Hinterbeine ſtellen, um dieß Moos zu erreichen, in den Aeſten hängen, und man findet ſie tod. Im Frühjahr ſuchen ſie das jung aufkeimende Wieſengras auf. Von den unverdaulichen Zaſern der Bärenwurz, Gemswurz, Allermannsharrniſch u. d. gl. bilden ſich in den Magen im Winter harte rundliche Kugeln, die ſogenannten **Gemſenkugeln**, (Gemsballen, europäiſcher oder deutſcher Bezoar,) die äußerlich mit einem ſchwarzbraunen, lederartigen Häutchen umgeben ſind, und denen man vor Zeiten, weil ſie einen guten Geruch und bittern Geſchmack haben, allerhand Heilkräfte andichtete. Sie weiden, wie die Rehe, des Morgens und Abends, ſelten am Tage. Daß ſie unterdeſſen eine Schildwache, die Vorgeiß genannt, ausſtellten, welche ſich beſtändig umſähe, und ſobald ſie etwas höre oder ſehe, ein lautes Geſchrey erhebe, wodurch die andern die Flucht ergriffen, gehört zu den Fabeln. Vielmehr iſt jede ihre eigene Schildwache. Jede hält alle Augenblicke den Kopf in die Höhe, durchſchaut die Gegend, oder durchwittert die Luft, und die erſte, welche etwas Verdächtiges entdeckt, warnt die andern. Dieſe Warnungsſtimme beſteht in einem ſtarken Pfeiffen, welches ſo nachdrücklich iſt, daß es ſehr weit durch die Berge hallet, und ſo lange nach einander anhält, ſo lange es nur das Athemholen erlaubt. Anfänglich iſt der Ton ſehr hell und ſcharf, zuletzt aber nimmt er ab, und wird niedriger. Nachdem ſie

eine

eine Weile ausgeruhet, ſo wiederholt ſie dieſe Warnung, ſieht ſich nach allen Seiten um, ſtampft mit den Füßen auf den Boden, und in einem Augenblick iſt die ganze Geſellſchafft über die ſteilſten Felſen weg. Auch wenn ſie ſich gelagert haben, ſtehen ihnen Kopf und Augen immer in der Höhe, und man kann von ihnen mit Recht ſagen, daß ſie mit offenen Augen ſchlafen. Sie lecken mehr Schnee als ſie Waſſer trinken. Sie lieben, wie alle ihnen ähnliche Thiere, das Salz, und finden ſich dahero gern bey Salzlecken und ſolchen Felſen ein, welche ſalzige Feuchtigkeiten ausſchwitzen. Auch lecken ſie Sand, und an Sandſteinen, vermuthlich um ihre Zunge zu reinigen. Im Winter werden ſie ſehr mager, und ſind nur vor ihrer Brunſtzeit vorzüglich fett.

Fortpflanzung. Ihre Brunſtzeit iſt, wie bey den Ziegen, um Martini und zu Ende des Aprils, und zu Anfang des Mays iſt ihre Setzzeit. Jenes iſt der Zeitpunkt, wo ſich die großen Geſellſchafften in kleinere vertheilen, und wo nur 2 und 3 bey einander angetroffen werden. Die Männchen gerathen hierbey oft in ſchwere Zweykämpfe, wenn 2 nach einen Weibchen gehen. Der Ueberwinder empfängt, wie bey den Hirſchen, den Lohn ſeiner Tapferkeit. Die Begattung geſchieht, wie bey dem gemeinen Ziegengeſchlechte. Die Gemſe trägt, wie die Ziege, 20 bis 22 Wochen, und wirft mehrentheils nur 1, ſelten 2 Junge. Sie ſucht bloß ein trocknes und verborgenes Lager unter einem herüberhangenden Felſen auf, ohne ſich ein beſonderes Wochenbett zubereiten. Sie ſäugt das Junge ſechs Monate lang, und nimmt alle Beſchwerden der Erziehung auf ſich, weidet mit demſelben in den ſicherſten Orten, und lehrt es, wenn es Stärke genug hat, über Felſen und Abgründe ſetzen. Man

hat

hat oft mit Verwunderung die mütterliche Sorgfalt beobachtet, wenn ein Feind nahe war, wie ſie ihm zärtlich, wie eine Ziege meckernd, zuruft, wenn ſie über einen Felſen geſetzt hat, und das Junge den Sprung vergeblich verſucht, wie ſie zurück kehrt, und den Sprung ſo lange vormacht, bis das Junge nachſpringt. Die Junge trennen ſich nicht eher von der Mutter, bis ſie mannbar ſind, welches im dritten Jahre geſchieht. Sie ſollen ſich nur ſehr jung, und ſehr ſchwer zähmen laſſen.

Krankheiten. Da ſie immer die friſche geſunde Bergluft und die guten Alpenkräuter genießen, ſo ſind ſie wenig Krankheiten ausgeſetzt. Doch bekommen ſie von übermäßigem Salzlecken die Krätze. Ob ihnen die Gemskugeln, die man oft im Magen, in der Größe einer welſchen Nuß bis zu einer Fauſt findet, und die, ſo lange ſie in ihnen ſind, weich, und nur erſt an der Luft hart werden, Schmerzen verurſachen, iſt unbekannt.

Feinde. Außer den Menſchen verfolgen ſie die Bäre, Wölfe, Luchſe, der große Alpengeyer und Adler, und die Stechfliegen plagen ſie gar ſehr. Die Schneelauvinen vergraben auch zuweilen ganze Heerden.

Jagd. Die Gemſenjagd, die in manchen Gegenden, wo dieſe Thiere wohnen mit der größten Leidenſchafft getrieben wird, iſt mit vieler Gefahr verknüpft, und es ſtürzen jährlich Jäger von den Felſen in die Abgründe, indem ſie von den Gemſen herabgeworfen werden, wenn ſie ihnen den Paß beſetzen wollen. Die Gemſenjäger ſpüren ſie an der Fährte, die der Fährte der zahmen Ziege ähnlich iſt, und ſich in längern und weiter geſperrten Klauen ausdrückt. Die

gewöhn-

gewöhnlichſte Art, ſie zu erlangen iſt (der Anſtand), daß man ihren **Wechſel** merkt, ſich ohne Geräuſch hinter Anhöhen, und Felſen, dem Wind entgegen, weil ſie einen guten Geruch haben, anſtellt, und ſie mit einer guten Pürſchbüchſe todſchießet. Dieß kann man auch bey den Salzlecken, die man ihnen anlegt.

Sonſt ſtellt man auch **Klopfjagden** an, wie bey andern Thieren, indem ſich Schützen dem Wind entgegen anſtellen, und ſich durch Treiber und Hunde die Gemſen zutreiben laſſen.

Man lappt ſie auch, wenn ſie auf niedrige Berge kommen, **des Nachts ein**, macht Feuer hinter die Lappen, und treibt ſie am Tage zum Schuß.

Die eigentlichen Gemſenjäger, die **Gemſenſteiger** heißen, ſcheuchen ſie auch von einer Klippe zur andern immer in die Höhe, klettern mit ſcharfen Fußeiſen nach, und wenn ſie ſie ſo weit gebracht haben, daß ſie nicht weiter können, ſo treten ſie ihnen ganz nahe, ſetzen ihnen das **Thillmeſſer**, eine Art Hirſchfänger, an die Seite; die Thiere reiben es ſich von ſelbſt ein, und ſtürzen ſich dann vom Felſen herab.

Nutzen. Das **Fleiſch** der alten Gemſe iſt ein hartes und zähes Wildpret, aber der Jungen ihres giebt eine vortrefliche Speiße, und wird theuer bezahlt. Es giebt Gemſen von 50 Pfunden.

Die **Häute** ſind ſehr dicht und werden vom Weißgerber zu ſehr gutem Leder bereitet, das Beinkleider, Handſchuhe, Kollers u. ſ. f. giebt. Die Kollers halten ſehr lange, und leiden gar nicht durch die Näſſe. Man braucht es auch

zur

zur Reinigung des Queckſilbers, welches durchgedrückt wird. Ein Fell koſtet 6 bis 9 Gulden.

Die **Milch** ſoll die guten Eigenſchafften der Ziegenmilch haben.

Das **Talg** wird, wie das Ziegentalg, benutzt, und eine fette Gems hat oft 10 bis 12 Pfund.

Die **Hörner** braucht man zu Stockknöpfen; die Schmiede zum Aderlaſſen der Pferde.

Das **Blut** (Schweiß) aus der friſchen Wunde trinken die Gemſenjäger, und glauben ſich dadurch gegen den Schwindel auf den ſteilſten Felſen zu ſtärken. Ueberdieß hält man das Gemſenblut in der Medicin, beſonders in der Pleureſie für ſehr wirkſam.

Die **Gemſenkugeln** und andere Stücke brauchten die Alten in der Arzeney. So hielten ſie z. B. das Unſchlitt in Milch zerlaſſen und eingenommen für ein ſicheres Mittel in der Lungenſucht.

Verſchiedenheiten und Benennungen. Man unterſcheidet 2 Racen. Die eine, von den Schweizern **Gratthier** genannt, iſt klein und rothbraun, bewohnt die höchſten Bergſpitzen und ſteilſten Felſen im Sommer, nährt ſich von den beſten Kräutern und verläßt die oberſten Theile der Wälder auch nicht bey dem größten Eiß und Schnee. Sie ſoll außerordentlich wild und ſcheu ſeyn. Die andere iſt dunkelbrauner und etwas größer, hält ſich in Büſchen, Wäldern und zuweilen in den Thälern der Berge auf, nährt ſich von guten Kräutern und kleinen Zweigen der Tannen, und heißt **Waldthier**. — Sollte aber nicht etwa unter beyden Racen der Unterſchied nicht größer und der nämliche ſeyn,

wie unter Feld- und Waldhaſen, oder Feld- und Berghirſchen? Wer oft in der Natur ſelbſt unterſucht, und beobachtet hat, findet dieſe Bemerkung vielleicht ſehr wahrſcheinlich.

Dieſe Thiere heißen noch: Gämſe, Steinziegen, wilde Feldgeis, Felſengeis, Steingeis, Felſenantilope; und das Männchen beſonders: Gemſenbock, Damhirzlein.

Die achtzehnte Gattung.

Die Ziege. Capra.

Kennzeichen.

Dieſe Gattung hat 8 **untere Vorderzähne** und keine **Eckzähne.**

Die **Hörner** ſind hohl, zuſammengedrückt, gereift, und beyden Geſchlechtern eigen.

Das Kinn hat einen langen Bart.

Die **Säugwarzen** ſitzen zwiſchen den Hinterfüßen.

1. Der Steinbock.

Capra Ibex. Lin.
Le Bouquetin. Buff.
The wild Goat. Penn.
(Tab. XIII.)

Kennzeichen der Art.

Mit mondförmig zugerundeten Hörnern, die oben knotig, und nach den Rücken gebeugt ſind.

Beſchreibung.

Dieſes merkwürdige Thier wird nur höchſt ſelten noch in Deutſchland in den höhern Schneegebürgen von Tyrol und Salzburg angetroffen. Es übertrifft an Größe unſere Ziege weit, und wiegt im Alter einige Centner.

Der Kopf iſt im Verhältniß mit dem übrigen Körper ſehr klein; die Schnauze dick und etwas gekrümmt; die Augen groß, rund, hell und feurig; die Ohren kurz und eyrund. In der Bildung des Kopfs hat es mehr Aehnlichkeit mit dem Hirſch, als der Ziege. Der Bart iſt ſehr lang. Die Hörner haben eine ſchwärzliche Farbe und eine ſchräge Richtung nach hinten. Nach außen krümmen ſie ſich niederwärts, und ſind mit der Spitze bisweilen etwas einwärts gebogen. Ihre Länge beträgt 1 1/2 Elle; ſie ſind alſo nach Verhältniß des Körpers und Kopfs ſehr lang und ſtark. An ihrer Wurzel ſind ſie ſehr breit und verjüngen ſich ganz unmerklich nach ihren Spitzen hin. Ihre ſcharfen, nach der Länge gehenden, Kanten bilden eine Art von Vorderfläche, welche durch ſchräge, höckrige, und gleichlaufende Kanten bezeichnet iſt. Dieſe höckerigen Querkanten oder Knotenringe ſind jedesmal in deſto größerer Anzahl vorhanden, je älter das Thier iſt. Das Gehörn eines alten Steinbocks wiegt wohl 20 Pfund, hat oft 24 Knotenringe, welche ſein Alter anzeigen, und eins hält bis 3 Maas Waſſer. Er iſt dickleibig. Die Beine ſind dünn; die Klauen lang, ſcharf, geſpalten, feſt, ſpitzig, inwendig hohl, und nach der äußern Seite mit einem hervorſtehenden Rahde begränzt. Der Schwanz iſt kurz, unten kahl, übrigens mit langen Borſten beſetzt.

Der Bart iſt rothfalb oder ſchwärzlich. Die Haare des Leibes ſind lang, röthlich braun, oder rothfalb, im Al-

ter grau; längſt dem Rücken geht ein brauner Streif, und ober- und unterhalb den Vorderbeinen befindet ſich ein ſchwarzer und weißer Flecken. Der Schwanz iſt an der Wurzel und den Seiten weiß, oben und am Ende ſchwarz. Im Winter iſt der Leib mit einem doppelten Pelze bekleidet, der obenher ein ziemlich ſprödes, unten aber ein feineres und dichteres Haar hat.

Die **Steinbockziege** iſt viel kleiner, aber doch merklich größer als die Hausziege, hat einen kleinen Bart, weit kleinere Hörner *), eine hellere Farbe, und 2 Zitzen.

Sie ſind ſcheu, flüchtig, und können, ohnerachtet es ſchwerfällige Thiere ſind, mit der größten Leichtigkeit ſteilen Felſenwänden hinauf laufen, und abgeſchnittene Felſen und die tiefſten Abgründe nöthigen ſie nie ihren Weg zu ändern, ſondern ſie fliegen mit der größten Schnelligkeit ſchnaubend von einer Klippe zur andern; ja ſie ſind die ſtärkſten Springer unter allen bekannten Thieren. Sie ſtürzen ſich auch wohl von jähen Anhöhen herunter, ohne ſich zu ſchaden, weil ſie allzeit die Hörner vorhalten.

Aufenthalt. Sie bewohnen die höchſten Schneegebirge, Felſen und Steinklippen der Alpen, daher man ſie in dem Waliſerlande, Savoyen, der Schweitz, auf den Pyrenäen, carpatiſchen Gebirgen, dem Taurus, Caucaſus, in Siberien, Kamtſchatka, und vielleicht auf den meiſten hohen Gebirgen der alten Welt antreffen ſoll **). Hier halten ſie ſich

*) Nach Hrn. von Haller und Hrn. Blumenbach iſt ſie ungehörnt.

**) Nach den Erfahrungen und Behauptungen des Hrn. D. Girtanner ſoll dieſe Art in Tyrol und den Steyer-

ſich in kleinen Heerden auf den ſteilſten, für Menſchen beynahe unzugänglichen, Felſen auf, bahnen ſich den Weg durch

Steyerſchen Alpen ausgegangen, und der einzige Ort, wo ſie ſich jetzt noch fände, die unbeſteiglichen Gletſcher des Thals von Aoſt in Savoyen ſeyn. Die Steinböcke anderer Gegenden hält er von ganz anderer Art. Das unbekannte Verſchwinden derſelben von den Alpen, da ſie doch im vorigen Seculo daſelbſt noch ſehr gemein waren, erklärt er ſich ſo. Er ſagt: die Größe des Steinbocks und die Länge und Schwere ſeiner Hörner zeige an, daß er nicht für die Gegend, die er jetzt bewohne, geſchaffen ſey. Sein natürlicher Aufenthalt ſchienen die ſubalpiniſchen Gebirge zu ſeyn. Hier hätten ſonſt bey den dichteſten Wäldern und einer geringen Bevölkerung ganze Heerden geweidet. Aber ſo wie die Bevölkerung zugenommen hätte, ſo wären auch die Steinböcke genöthiget worden, ſich weiter in die Höhe auf die Felſen zu ziehen, um den Verfolgungen der Menſchen zu entgehen. Hier hätte aber ſogleich eine große Menge derſelben aus Mangel an Nahrung, vor großer Kälte und durch die Raubvögel, welche den Jungen nachzuſtellen pflegen, ums Leben kommen müſſen. Da der Steinbock ferner der Blindheit ſehr unterworfen wäre, welche ihren Grund offenbar in dem ſehr ſtarken Rückprall der Sonnenſtrahlen vom Schnee hätte, ſo verurſachte auch dieß vielen den Tod. Die Jäger hätten ihm verſichert, daß gegenwärtig kaum noch überhaupt 100 Stück von dieſer ganzen Art Thiere übrig wären.

Der Erzbiſchoff von Salzburg unterhält in ſeinem, eine Stunde weit von Salzburg gelegenen, Garten Hellbron eine Heerde Steinböcke. In dem großen Park deſſelben iſt in der Mitte ein waldiger Berg. Eine ſchroffe Felſenſtirn auf einer Seite deſſelben dient dieſen Thieren zu einem natürlichen Aufenthalt, und ſie ſollen, ihrer zunehmenden Seltenheit wegen in den Gebirgen des Landes hier nachgezogen werden.

den Schnee, ſetzen über Abgründe weg, ſpringen von Felſen zu Felſen, beſteigen mit etlichen Sprüngen die höchſten und ſteilſten Felſen, wenn ſie nur irgend eine kleine Unebenheit antreffen, wo ſie ſich anklammern können, und kommen nur in die Thäler, wenn ſie bey Verfolgung nicht weiter klettern können, oder von den Schneelauwinen, und vom Schwindel, den ſie zuweilen bekommen ſollen, ergriffen werden. Sie lieben vorzüglich die Einöden, ſcheuen die heftige Sonnenhitze, ſo wie die übermäßige Kälte. Im Sommer bewohnen ſie die Nordſeite der Gebirge, im Winter aber ſuchen ſie die Mittagsſeite und die Thäler. Sie laufen über das Eiß, ſobald nur etwas Schnee darauf gefallen iſt.

Nahrung. Ihre Nahrung beſteht aus Kräutern und allerhand wildem Geſträuche, ſo auf den höchſten Bergen wächſt. Sie lecken beſtändig an den Steinen, beſonders an ſolchen, welche vom Salpeter und Salz angelaufen, mürbe und kalkartig ſind.

Fortpflanzung. Der Steinbock tritt im October auf die **Brunft**, iſt einen ganzen Monat hitzig, ſammlet ſich alsdann wieder in Rudel, und bleibt am Fuße der Gebirge. Die Ziege, die wohl 21 Wochen, wie die zahme trächtig iſt, gebiert 1 Junges, ſelten 2. Dieſe laſſen ſich, wenn ſie bald gefangen werden, leicht zähmen *), werden bey ihrer großen Munterkeit, die ſie beybehalten, überaus kirre, und ſchmeichelhaft, wie die andern Ziegen, ja laſſen ſich ſogar unter dieſen mit der Heerde auf die Weide treiben und begatten ſich mit ihnen.

Jagd

*) Die Bewohner der Inſel Creta ſollen die Jungen mit den Hausziegen aufziehen.

Jagd. Die Jagd des Steinbocks, iſt wie die Gemſenjagd, ſehr mühſam und gefährlich, und Hunde kann man dabey gar nicht gebrauchen. Wenn er vom Jäger ſoweit in die Enge getrieben und verfolgt wird, daß er keinen Anlauf mehr gewinnen kann, um ſich von einem Felſen zum andern zu ſchleudern, ſo rennt er mit einem gewaltigen Stoß auf ihn zu, und ſtürzt ihn, wenn er nicht geübt genug iſt, um mit der gehörigen Geſchicklichkeit auszuweichen, in das nächſte Thal herab.

Nutzen. Das **Fleiſch** des Steinbocks, das im Geſchmack dem Hirſchwildpret an die Seite geſetzt wird, ſoll zähe und ſchwer zu verdauen ſeyn, wird aber gegeſſen.

Die **Hörner** werden, ſo wie von andern Thieren verarbeitet, beſonders zu Trinkgeſchirren für Jäger und Hirten; große Herren laſſen ſie zierlich ausſchneiden und mit Gold oder Silber einfaſſen, da ſie alsdann theuer bezahlt werden; auch brauchen ſie die Chineſer und Türken zu den beſten Bogen.

Die **Haut** wird mit den Haaren zu Kleiderfutter verbraucht, und ohne Haare von den Semiſchgerbern zu Leder zubereitet, welches aber wenig geachtet wird, da ſie überaus dünne iſt.

Das **Blut** wird in der Heimath dieſer Thiere als ein ſchweißtreibendes Mittel gebraucht.

Schaden. Er verurſacht zuweilen den Tod des Jägers, der ihn verfolgt.

Verſchiedenheiten. Nach den Abbildungen zu urtheilen, mag es wohl gar verſchiedene Varietäten unter dieſen Thieren geben, die aber beyde in den Tyroler- und Schwei-

zer=Alpen ſich aufhalten müſſen. Die eine muß ein glattes hirſchartiges Fell, und die andere ein langes zottiges Ziegenfell haben. Die letztere iſt die bekannteſte und gewöhnlichſte.

(39) 2. Die Ziege; der Bock.

Capra Hircus. Lin.
Le Bouc; la Chevre. Buff.
The domeſtic Goat. Penn.

Kennzeichen der Art.

Dieß Thier hat gekerbte, unebene, hohle Hörner und am Kinn einen Bart.

Beſchreibung.

Die Ziege, welche jetzt ein ſo nützliches Hausthier allenthalben geworden iſt, hat den Steinbock (Ibex) oder den wilden Bock (Capra Aegagrus) zu ihrem Stammvater. In den thüringiſchen Walddörfern findet man ſie faſt in allen Häuſern. Man kann ſie als das Mittelthier zwiſchen dem Reh und Schaf betrachten, da ſie ſo viele Merkmale mit beyden Thieren gemein hat. Ihre Größe iſt nach ihrer Wartung und Nahrung verſchieden. Gewöhnlich iſt ſie über 4 Fuß lang und 2 1/2 Fuß hoch *).

Der Kopf des **Bocks** iſt kurz, ſchmal, mit Haaren dicht bewachſen, welches ihm ein wildes Anſehen giebt. Er läuft von der breiten Stirn gerade aus bis zur Naſe, die ſchiefe Löcher hat. Die Backen ſind dick. Die Oberlippe hängt über die Unterlippe hin, und beyde ſind mit Drüſen rund

*) Par. Ms: Länge 4 Fuß; Höhe 2 Fuß.

rund um beſetzt. Der Mund enthält in der untern Kinnlade acht Schneidezähne; die Eckzähne fehlen, und auf jeder Seite ſtehen ſechs ſcharfkantirte Backenzähne. Die Vorderzähne werden zu eben derſelben Zeit, und in eben derſelben Ordnung mit neuen verwechſelt, wie bey den Schafen, und man kann alſo ihr Alter nicht nur, wie bey den Kühen, nach den Knoten der Hörner, ſondern auch nach dieſen Zähnen beſtimmen. Die großen Augen haben einen eyrunden oben und unten gedruckten, gelben Augapfel mit einer beynahe rechteckigen Pupille; ſie ſpielen tückiſch unter den langen Kopfhaaren hervor, und ſind, ſo wie die langen Ohren weit abſtehend. Viele Böcke und Ziegen ſind mit Hörnern verſehen, die aber nicht einerley Beugung und Länge haben. Manche Böcke haben Hörner, welche über 2 Fuß lang ſind. Sie ſind mehrentheils gerunzelt, ſpiralförmig, oder bloß zurück gekrümmt, an den Seiten zuſammen gedrückt, an der Wurzel breit, und an den auswärtsgebogenen Enden ſpitzig zulaufend. Bis kurz vor der Spitze ſind ſie hohl, und machen die Scheide eines ſaftigen Knorpels aus, welcher in denſelben in die Höhe ſteigt. Bey den meiſten Ziegen und auch bey manchen Böcken findet man vor dem Halſe einen langen Bart, oder zwey Verlängerungen der Haut, welche man Eicheln oder Glöckchen nennt, und die bis 3 Zoll lang ſind. Der Hals iſt lang, der Rücken ſteigt allmälig bis zur Hüfte, und ſenkt ſich alsdenn plötzlich wieder. Der kurze Schwanz iſt unten ganz glatt, die Beine ſind dick und die Füße weißklauig.

Der Körper iſt auf der Haut dicht mit weißer Wolle bedeckt, und über dieſelbe legt ſich dann das fünf Zoll lange Haar, und bildet auf dem Rücken einen Scheitel. Die längſten Haare befinden ſich an den Hinterſchenkeln; Hals, Kopf,

Schwanz und Beine ſind mit kurzen ſteifen Haaren beſetzt. Die Farbe iſt mehrentheils weiß, doch findet man auch ſchwarze, aſchgraue, blaulichte, ſchwarzbraune, und mit dieſen Farben gefleckte, und die licht- oder erbsgelben mit einem ſchwarzen Streif über dem Rücken ſehen ſchön aus.

Die Ziege unterſcheidet ſich vom Bock durch den längern und glättern Kopf, längern und ſchmälern Hals, längern Leib, durch die kürzere, weniger gebogenere Hörner und kürzere, aber feinere Haare.

Die Ziege hat ein lebhaftes Naturel, ſo, daß alle ihre Handlungen muthwillg, ungeſtümm und flüchtig geſchehen. Ihr ganzes Betragen iſt wunderbar, widerſprechend und launig. Sie bezeugt ſich tückiſch, und freundſchafftlich, ſtößig und liebkoſend gegen die nämliche Perſon. Bald iſt ſie ſehr biegſam und bald wieder im höchſten Grade ſtörrig. Heute geht ſie ihrem Feinde muthig mit ihrer harten Stirn entgegen, und morgen bebt ſie mit den größten Hörnern furchtſam vor ihm zurück. Heute begleitet ſie ihren Verſorger allenthalben hin, wohin er gehet, und morgen flieht ſie ihn von weiten. Jetzt ſchleicht ſie ganz bedächtlich und langſam ihren Weg dahin und plötzlich ſtreckt ſie ſich zur Erde nieder. Jetzt ſpringt ſie muthwillig herum, ſchlägt vorn und hinten aus, und auf einmal ſteht ſie ſtill da, wie vom Blitz gerührt, und ſieht ſtarr vor ſich hin. Ueberhaupt ſcheint ſie aber dem Menſchen von Natur zugethan zu ſeyn, und ſoll auch in öden Gegenden keine merkliche Wildheit annehmen. — Ihr Meckern und Schreyen, wodurch ſie ihre Leidenſchafften ausdrückt, iſt jedermann bekannt. — Sie wird nicht über 12 Jahre alt.

Aufenthalt und Nahrung. Die Ziegen, welche entweder in einem eigenen Stalle allein, oder in einem Stalle neben anderm Vieh gehalten werden, verlangen ein reinliches und trockenes Lager, weil ſie von Unreinlichkeit und Feuchtigkeit ſehr leicht krank werden. So leicht ſie die heißeſten Sonnenſtrahlen, Gewitter und Regengüſſe ausſtehen können, ſo ſehr ſuchen ſie aller Kälte nach Möglichkeit auszuweichen. Der Stall, oder Ort, wo ſie ſtehen, muß alſo täglich gereinigt, und vorzüglich im Winter mit friſchen Stroh beſtreut werden.

Die Böcke befinden ſich in Pferdeſtällen ſehr wohl, wo ſie das, was die Pferde von ihrem Futter herabfallen laſſen, aufſuchen, und verzehren. Und dieß iſt die leichteſte Art ſie zu ernähren. In ihren Nahrungsmitteln verlangen ſie Abwechſelung. Im Sommer füttert man ſie in Ställen am beſten mit Bergkräutern und Gräſern, mit grünem Laub, Kohlblättern, geſchnittenen Rüben u. ſ. f. Fettes Wieſen- und Gartengras verwüſten (verurzen) ſie nur, indem ſie ohne den dringenſten Hunger bloß die trocknen Kräuter ausſuchen; doch können ſie auch an Kleefutter gewöhnt werden. Das Laub der Brombeerſtauden und Roßkaſtanien, ſo wie die Frucht von letzterm Baume, lieben ſie gar ſehr. Sie verabſcheuen ſelbſt die Wolfsmilch, welche ſie purgiret, nicht. Man hat den Verſuch gemacht, und ihnen 576 Kräuter vorgelegt, und gefunden, daß ſie 449 davon fraßen, und 127 unberührt ließen. Bewundernswürdig iſt es, daß ihnen ein ganzes Bündel Schierling nichts ſchadet, da hingegen Flöhkraut, die Blätter und Frucht vom Spindelbaum (Evonymus europaeus) ihnen Gift ſind, und zu viel Eicheln ihnen ſo krampfhafte Schmerzen verurſachen, daß ſie zur Unzeit ihre Jungen werfen.

An manchen Orten werden ſie im Sommer, entweder, wenn ihrer nicht viel ſind, zugleich mit den Schafen, oder, wenn ſie eine Heerde ausmachen, von einem eigenen Hirten allein auf die Weide getrieben. Ein Mann iſt nicht im Stande mehr als 40 bis 50 Ziegen zu weiden, weil ſie ſehr unbändig ſind und leicht über Gräben und Zäune ſpringen. In wilden, felſigen, bergigen, unfruchtbaren, trocknen und magern Gegenden iſt es ſehr wohl gethan, wenn ſie ausgetrieben werden, und ſie thun keinen merklichen Schaden, wenn ſie nur von Weinbergen, jungen Laubholzgehegen und Gartenzäunen, weil ſie die Rinde von vielen Bäumen, junge Zweige und Baumknospen ſehr lieben, ſorgfältig entfernt werden. Es iſt grauſam, wenn man dieſen muntern und hurtigen Thieren in der Jugend zwey Vorderzähne ausbricht, und einen von ihren Hinterfüßen mit Durchſchneidung einer Sehne lähmt, damit ſie auf der Weide keinen Schaden thun ſollen. Ein guter Hirte muß und kann eine ſolche Behandlung entbehrlich machen. Auf der Weide ſuchen ſie beſonders trocknes Moos, Steinflechten, dorniges Geſträuch und trockne Kräuter auf, und befinden ſich in ſumpfigen und feuchten Gegenden und zu fetten Weiden nicht wohl; daher man ſie in ebenen Gegenden nur ſelten zu halten pflegt. Sie ſind nicht ſo zärtlich, als die Schafe, können in der größten Sonnenhitze auf den Spitzen der Berge ihren Mittagsſchlaf halten, und befinden ſich ſo weit beſſer, als im Schatten auf dem weichſten Graſe. Auch Regen und Ungewitter ſind ihnen nicht zuwider, nur die Kälte können ſie nicht ſo gut, wie die Schafe, ausdauern. Das bethaute Gras, welches den Schaf- und Rindvieh ſo ungeſund iſt, iſt ihnen geſund, und ſie können daher des Morgens, ehe der Thau verdünſtet iſt, auf die Weide geführt werden.

Den

Den Winter über erhält man ſie mit Heu von ſogenannten dürren Gärten und Bergwieſen, und mit getrocknetem Laube, das im September abgeſtreift worden iſt. Ihr Getränke, das ſie täglich zweymal verlangen, würzet man mit Kleyen, Leinkuchen, und zuweilen mit Salz. Mit Hafer, Kohlrüben, weißen, gelben Rüben und Kartoffeln mäſtet man ſie.

Fortpflanzung. Die Ziegen werden in der Hauswirthſchafft bis jetzo in Thüringen noch vorzüglich ihrer Milch halber gehalten, und da in derſelben ein merklicher Unterſchied in Anſehung des Geſchmacks ſtatt findet, indem manche Ziegen ſehr übelſchmeckende, oder wie die Landleute ſagen, meckernde Milch geben, ſo werden nur diejenigen zur Zucht auserleſen, von welchen man gute, wohlſchmeckende Milch bekommt.

Dabey muß eine **Zuchtziege** noch folgende Eigenſchafften haben. Sie muß ziemlich hoch ſeyn, ein breites Kreutz, breite Lenden, dicke Schenkel, große Eiter und lange Zitzen (Striche) und lange und viele Haare haben, und der **Zuchtbock**, der ſich mit ihr begatten ſoll, muß groß ſeyn, einen kurzen, fleiſchigen Hals, kleinen Kopf, niederhängende Ohren, dicke Schenkel, ſtarke Beine, viele und weiche Haare, und einen langen und dicken Bart haben. Und da es in unſern Gegenden Ziegen und Böcke mit Hörnern und ohne Hörner giebt, ſo, daß man bey letztern nur den Anſatz darzu unter der Haut fühlt, ſo wählt der Landmann vorzüglich die ungehörnten, weil jene in den Ställen durch ihr muthwilliges Stoßen und Bohren die Wände beſchädigen.

Allein neben dem Nutzen, den die Ziege durch ihre gute Milch leiſtet, würde man noch einen wichtigen durch ihre

Haare

Haare erlangen, wenn man dieſelbe zu verfeinern ſuchte. Dieß könnte (wenn man nicht ganz dieſe gute Race einzuführen vermöchte) einſtweilen mit der Vermiſchung unſerer Ziege mit dem **angoriſchen Ziegenbocke** geſchehen. Und man hat wirklich auch ſchon nicht ohne Vortheil den Verſuch gemacht, und unſere Ziegen von angoriſchen Böcken beſpringen laſſen, und die Haare der Lämmer ſind ſehr verfeinert worden. Man könnte ihnen bald eine noch größere Güte verſchaffen, wenn man bey der Fortpflanzung die nämlichen Regeln beobachtete, die man bey der Fortpflanzung der Schafe mit ſpaniſchen Widdern befolget. (ſ. Schaf Fortpflanz.)

Die Ziege verlangt den Bock (bockt) gewöhnlich nur in den Monaten September, Oktober und November, und man befriedigt ihr Verlangen alsdann, wenn man voraus ſieht, daß die Lämmer zu einer ſolchen Zeit zur Welt kommen werden, wo ihnen das Wetter und Futter zuträglich iſt. Sie giebt dieß Bedürfniß durch ein unaufhörliches Meckern zu erkennen. Zuweilen wird ſie auch im Monat May noch einmal brünſtig. Der geile Bock, der im zweyten Jahre eine Heerde von 100 Ziegen belegen kann, begattet ſich zu allen Zeiten, und ſtinkt beſonders im Herbſte, wo ſein Fortpflanzungstrieb am ſtärkſten wirkt, ſehr heftig. Die Gais trägt 21 bis 22 Wochen und ſetzt (hippelt, lammt) gewöhnlich 1 oder 2, zuweilen 3 und ſelten 4 Lämmer (Zickelchen), die ſie vier oder fünf Wochen lang ſäuget. Sie hat oft ſchwere Geburten auszuſtehen, weswegen ſie eine beſondere Aufſicht verlangt. Man füttert ſie vor und nach ihrer Niederkunft einige Tage mit Heu. Den Jungen keimen die Hörner im zweyten Monat hervor. Das Böckchen iſt nach einem Jahre, und das Gaischen im ſiebenten Monate ſchon zur

Fort=

Fortpflanzung fähig. Allein man geſtattet das Werk der Zeugung dem Bock nicht eher als nach dem dritten, und der Ziege nach ihrem zweyten Jahre, und nach dem fünften Jahre läßt man den Bock nicht mehr beſpringen, und nach dem ſiebenten die Ziege nicht mehr trächtig werden, weil vor und nach dieſer Zeit die Jungen keine gute Nachzucht geben.

Wenn man im Winter die Ziegen unter die Schafe ſtellt, ſo laſſen ſie ſich, beſonders die Jungen, von den Schafböcken beſpringen, und bringen ſonderbare Baſtarden zum Vorſcheine, die beyderley Eltern ähneln.

Das Verſchneiden der Böcke geſchieht entweder im ſechſten Monate, wenn man auf den Nutzen des Fleiſches ſieht, weil dieſes dann nicht den üblen Geſchmack des Bockfleiſches annimmt, ſaftig und zart wird, oder erſt im zweyten Jahre, wenn man auf die Haut Rückſicht nimmt, welche, da ſie alsdann ihr völliges Wachsthum erreicht haben, größer, ſtärker und dauerhafter wird.

Krankheiten. Die Ziegen ſind nicht ſo vielen Krankheiten ausgeſetzt, wie die Schafe.

Von allzufetten Kräutern bekommen ſie leicht den **Durchfall**, der zuweilen zur **Ruhr** und tödlich werden kann, aber im Anfang durch dürres Futter leicht ſich hemmen läßt.

Außerdem ſind ſie eben ſo, wie die Schafe, der **Drehkrankheit** (Ringkrankheit, dem Schwindel) unterworfen, welche eben die Kennzeichen und Urſachen, wie bey den Schafen hat, und auf eben die Art geheilet wird.

Wenn ſie nach dem Werfen **aufſchwellen**, ſo gießt man ihnen zwey Löffel voll Wein mit Kümmel in den Hals.

Wenn

Wenn ſie die **Waſſerſucht** bekommen, ſo ſchneidet man ihnen unter der vorderſten Schulter die Haut ein wenig auf, daß das Waſſer herausläuft, und ſtreicht das Loch mit weißem Pech zu.

Die von großer Hitze erhärteten Eiter beſtreicht man mit ſaurer Milch.

Noch einige Krankheiten mehr haben ſie mit den Schafen gemein, welche ſich auch wie bey dieſen heben laſſen.

Feinde. Der **Wolf.** Eine Art von weißgelber **Milbe** plagt ſie, und die **Blaſenwürmer** und **Madenwürmer** verurſachen ihnen oft Krankheiten *).

Nutzen. Die Ziege nutzet durch ihr Fleiſch, ihre Milch, Haut und Haare.

Die Ziegenlämmer, welche, wenn ſie noch an ihrer Mutter ſaugen, geſchlachtet werden, haben ein zartes, ſchmackhaftes und leicht verdauliches **Fleiſch**, das dem Lammfleiſch gleich geſchätzt wird. Das Fleiſch der Ziege iſt, wenn ſie guter Art iſt, auch ohne Bocksgeſchmack, aber härter und ſchwerer zu verdauen, als das Schöpſenfleiſch. Der beſchnittene Bock hat ein nahrhaftes, aber allzeit unſchmackhaftes Fleiſch.

Das **Talg**, wovon nicht ſelten bey einer gemäſteten Ziege zehn Pfund gefunden werden, wird von Gerbern zu Zubereitung des Leders und von Lichtziehern zur Verfertigung guter harter Lichter vorzüglich geſucht. In der Arzeney wird es

*) Daß der Gaismelker, Ziegenſauger, (Tagſchlaf, Caprimulgus Lin.) ein Vogel, ſich des Nachts an die Eiter der Ziege hänge und die Milch ausſauge, iſt eine alte Fabel.

es als zertheilend, ſchmerzſtillend und heilend gebraucht, beſonders iſt es denen, die ſich wund geritten haben, ſehr nutzbar.

Einige Aerzte empfehlen die **Galle** wider die fallende Sucht, als ein bewährtes Mittel. Wenn der Körper des Kranken vorher durch Abführung iſt gereiniget worden, ſo muß derſelbe die neun erſten Tage des Mayes hindurch die Galle von einem jungen Ziegenbocke in Honig aufgelößt, einnehmen. Dabey muß er ſich nicht nur während der Kur, ſondern auch nach derſelben das ganze Jahr hindurch alles Weins enthalten.

Das getrocknete **Blut** wird bey Quetſchungen, das geronnene Blut aufzulöſen, gebraucht.

Die Ziegen werden bey uns bloß ihrer **Milch** *) halber gehalten, welches ein vortrefliches Getränke für geſunde und kranke Menſchen iſt, da ſie dünner und leichter zu verdauen iſt, als Kuhmilch. Wie viele Haushaltungen der armen Walddörfer ernährt beynahe allein die Milch einer einzigen guten Ziege und trocknes Brod!

Vorzüglich aber iſt die Milch wegen ihres medicinischen Nutzens berühmt, da ſie nicht allein vielen Kranken ein geſundes Nahrungsmittel, ſondern auch ein bewährtes Heilungs-

*) Man trifft auch zuweilen Böcke an, die neben dem Hodenbeutel noch mit einem Eiter verſehen ſind, und Milch, wie die Ziegen geben. So befand ſich 1763 auf dem Gute Waldau, nahe bey Biſchoffswerder in Oſtpreußen, und noch neuerlich in der Gegend um Göttingen ein Thier dieſer Art.

lungsmittel iſt. Es iſt bekannt, daß die Ziege einen gereinigtern Geſchmack hat, als die Kuh, und dahero immer die beſten Kräuter auswählt, da hingegen jene auf der Weide alles unter einander verſchluckt. Man zieht aus dieſem Grunde mit Recht bey Kranken die Ziegenmilch der Kuhmilch vor, und giebt ihr den Rang gleich nach der Eſelsmilch, und ſie iſt noch fetter und nicht ſo eckel, als dieſe. Man hat bemerkt, daß die Ziege vorzüglich zuſammenziehende und bittere Kräuter genießt, und ſchreibt deswegen ihrer Milch auch eine ſtärkende Kraft zu. Es iſt ſogar verſucht worden, eine Ziege, deren Milch man zur Kur brauchen will, beſonders mit einem oder etlichen Kräutern zu füttern, welche gegen die Krankheit, die man heilen will, vorzügliche Kräfte haben, und man rühmt die guten Folgen dieſes Verfahrens. So hat man z. B. für ſchwindſüchtige, denen dieſe Milch ſonderlich ſehr heilſam iſt, die Ziegen im Frühjahr mit Gänſeblumen, Huflattig, Lungenkraut, Neſſeln u. d. gl. gefüttert; gegen den Scorbut mit Kreſſe, Bachbungen, Löffelkraut; gegen die Hämorrhoidalbeſchwerden mit Schafgarbe, und alsdenn dieſe Milch vortreflich gefunden. Weiter hat man durch Verſuche entdeckt, daß ſie alle mögliche zu Pulver geſtoſſene Arzeneyen, wenn ſolche anfänglich in geringer, nach und nach aber in größerer Quantität unter das Futter gethan, und mit Küchenſalz vermiſcht worden ſind, ohne Widerwillen verzehrt haben, und ihre Milch dadurch die geläuterten Kräfte der Arzeney bekommen hat.

Die wohlſchmeckenden friſchen Ziegenkäſe ſind bekannt genug. — In Italien werden aus der Ziegen- und Schafmilch die ſüßen guten Käſe gemacht, die den Namen Ricotta haben. Die ſüße Milch wird nämlich mit ihrem Rahm abgeſot-

geſotten, und alsdenn mit einer Säure von einigen Tropfen Salzgeiſt oder Laab geſchieden, wodurch die ſchweren und groben Käſetheile zu Boden ſinken, die leichtern und feinern aber mit dem Rahm in die Höhe ſteigen; dieſe werden mit einem kleinen ſpanneweiten runden Binſenkörbchen abgeſchöpft, die Molke muß abtröpfeln, und den folgenden Tag können dieſe Käſekörbchen ſchon verkauft und der Käſe kann genoßen werden.

Aus den **Ziegenfellen** wird Corduan, Saffian, Pergament, eine Art Juften, Chagrain nnd gewöhnliches weißgegerbtes Leder bereitet. Die ſchönſten Corduane kommen aus der Lavante, Conſtantinopel, Schmirna und Aleppo; nächſt dieſen folgen die ſpaniſchen, ungariſchen und franzöſiſchen. In Deutſchland macht man auch Leder, das man Corduan nennt; man iſt aber an manchen Orten damit zu frieden, wenn man die ſchon bereitete weiße Bocksfelle aus der Türkey, meiſt über Venedig kommen läßt, und ſie ſelbſt närbet, färbet und glättet. Die Bocksfelle geben beſonders gute Beinkleider und Handſchuhe, und aus den ungebohrnen Lämmerfellen wird das feinſte Pergament verfertiget. Das ſogenannte Hühnerleder iſt nichts anders, als die obere abgezogene, weiß gelaſſene oder blau, grün, roth und violet gefärbte Haut des Ziegenfells, woraus die ſchönen Sommerhandſchuhe gemacht werden, und die glaſirten däniſchen Handſchuhe entſtehen aus dem Leder der jungen Ziegenfelle.

Die weichen kurzen **Haare** werden vom Hutmacher, mit andern Haaren vermengt, zu Hüten, und allein zu Stricken, Bürſten, beſonders den ſogenannten Magenbürſten und Pinſeln genutzt, und die langen werden zu Paruken und Salleiſten (Salbenden) an den Tüchern verarbeitet;

 lange

lange und kurze aber ſpinnen die Landleute zu Garn und verfertigen daraus Strümpfe und Socken. Es würde ſich der Mühe verlohnen, wenn man durch öfteres Kämmen der Ziegen und Trockenhaltung der Ställe dieſe Haare zu veredlen ſuchte, ſie im Frühjahr abſchüre, gleich den Kameelhaaren kämmte, ſpänne, und zu ſtarken Zeugen verweben ließ; und dieſer Nutzen würde um deſto größer werden, wenn man ſich die Verbeſſerungen unſerer Ziegen und ihrer Haare durch die angoriſchen Böcke ernſtlicher angelegen ſeyn ließe. Die einzeln Verſuche, die man mit glücklichem Erfolg in Deutſchland ſchon gemacht hat, ſollten uns zur Nachahmung reitzen. — Aus den Ziegenhaaren macht man auch die in der Färberey gebräuchliche Haarfarbe.

Die **Hörner** werden zuweilen, wie anderes Horn von den Drechslern verarbeitet, und die arabiſchen Schröpfer zerſchneiden, wenn ſie ſchröpfen wollen, die Haut mit einem ſchlechten Meſſer, und ſetzen ſtatt der Schröpfköpfe abgeſägte Bockshörner auf die Wunde.

Der **Miſt** der Ziege iſt eine gute Düngung, beſonders auf kalten naſſen Aeckern. Eben derſelbe ſoll auch friſch in Gegenden geſtreut, wo Maulwurfshaufen ſind, ein wirkſames Mittel ſeyn, dieſelben zu verjagen, weil ſie ſeinen Geruch nicht vertragen können.

Schaden. Bey nachläßiger Hütung werden die Ziegen durch das Schälen der Bäume, Benagen der Zweige, und Abfreſſen der Knoſpen den Gärten, Weinbergen und Wäldern ſchädlich, und die gehörnten zerſtoßen die leimenen Wände der Ställe.

Die nützlichſte Varietät iſt:

a) Die angoriſche Ziege.
Capra (Hircus) Angorenſis. Lin.
La Chevre d'Angora. Buff.
The Angora Goat. Penn.

Beſchreibung.

Dieſe Ziege hat von Angora, ihrem Vaterlande, den Namen bekommen. Sie heißt auch Seidenziege und das Männchen Seidenbock und gehört zu unſerer Art, weil ſie ſich auch in unſerer kältern Gegend mit unſern Ziegengeſchlechte begattet und fortpflanzet. Sie hat lang herabhängende Ohren, und unterſcheidet ſich dadurch von der unſrigen gar merklich. Die Augen ſind groß, lebhaft, und ſtehen weit von einander. Die Hörner des Bocks ſind lang, breiten ſich in einer wagerechten Richtung von beyden Seiten des Kopfs aus, und winden ſich in Schneckenlinien zuſammen. Die Ziege hat kürzere und vorne niedergebogene Hörner, welche mit ihrer gekrümmten Spitze bis ans Auge reichen, und mancherley Biegungen und Richtungen haben. Der Hals iſt kurz. Die Beine ſind länger, aber der Leib kürzer, als an der gemeinen Ziege.

Das Haar hängt in 8 Zoll langen, feinen, ſeidenartigen Locken an den Seiten herab, ſo daß die halben Beine mit dieſen lockigen Haaren bedeckt ſind. Man hat ſie auch von verſchiedenen Farben; allein die eigentlichen angoriſchen Ziegen ſind blendend weiß.

Aufenthalt und Nahrung. Dieſe Hausthiere werden in ihrem Vaterlande in großen Heerden unterhalten,

und der Ertrag ihrer ſeidenartigen Haare macht den eigentlichen Reichthum von Angora aus. Nach dem Beyſpiel der Holländer, Engländer, Venetianer, und Schweden, hat man auch dieſe nützlichen Ziegen in Deutſchland, im Oeſtreichiſchen auf dem Fürſtlich Lichtenſteiniſchen Gütern, in Bayern, Franken, um Anſpach herum, in der Unterpfalz, ohnweit Heidelberg zu Toſſenheim an der Bergſtraße, und an andern Orten einheimiſch zu machen verſucht. Sie gewöhnen ſich ſehr leicht an unſer Clima, und nehmen mit eben der Nahrung und Wohnung, wie unſere gemeinen Ziegen vorlieb. Im Sommer weiden ſie an den magerſten und unfruchtbarſten Orten, indem ſie vorzüglich die guten Kräuterſpitzen lieben; im Winter aber und bey naſſem und ſchlechtem Wetter nehmen ſie auch mit bloßem Heu vorlieb. Bey guten Futterkräutern und Kleefutter befinden ſie ſich auch in einem reinlichen Stalle gar wohl. Sie müſſen ihres Nutzens halber oft gekämmt und gewaſchen werden.

Fortpflanzung. Sie pflanzen ſich nicht nur unter ſich in unſern Gegenden fort, und bringen alle Frühjahr zwey auch wohl drey Junge zur Welt, ſondern ſie können auch mit Vortheil mit inländiſchen Heerden vermiſcht werden, und man kann ſchon in der vierten Zeugung auf dieſe Art Junge mit ſeidenen Haaren bekommen. Verhütet man beſonders, daß kein Bock wieder mit dem von ihm abſtammenden Gaiſen zur Vermiſchung kommt, ſo gelangt man noch eher zu ſeinem Zweck, und man könnte auf dieſe Art in kurzer Zeit ein ganzes Land mit dieſen nützlichen Thieren anfüllen. (Weiter ſ. Fortpflanz. der Ziege. S. 621.)

Nutzen. Sie pflanzen ſich in unſern Gegenden allein, und mit unſern Ziegen fort, und können uns alſo eben ſo, wie

den

den Arabern durch ihre Häute den ſchönen morgenländiſchen Saffian und Corduan, und durch ihre Haare, welche ihnen des Jahrs zweymal abgeſchoren werden, das ſchöne Kämelhaar verſchaffen. Aus letztern macht man das ſogenannte Kameelgarn, welches eigentlich Kämelgarn heißen ſollte, da dieſe Thiere in ihrem Vaterlande Kämel heißen. Schöne Zeuge, die meiſten Brüſſeler Kämelotte, viel ſogenanntes türkiſches Garn werden aus dieſen Haaren verfertiget. Auch mit andern Haaren vermiſcht, werden ſie zu Parucken verarbeitet..

Außerdem iſt auch ihr **Fleiſch**, und ihre **Milch**, deren ſie mehr als unſere Ziegen geben, ſehr gut zu genießen.

Die neunzehnte Gattung.

Das Schaf. Ovis.

Kennzeichen.

Unten befinden ſich 8 **Vorderzähne** und die **Eckzähne** mangeln.

Die **Hörner** ſind hohl, zuſammengedrückt, einwärts gedreht, runzlich zurückgebogen, und an Anzahl und Geſtalt verſchieden.

Das **Fell** iſt wollig.

Die **Säugwarzen** ſitzen zwiſchen den Hinterfüßen.

(40) 1. Das gemeine Schaf.

Ovis Aries. Lin.

La Brebis; le Belier. Buff.

The Ram. Penn.

Kennzeichen der Art.

Es hat hohle, zur Seiten plattgedruckte, runzliche, zurückgebogene Hörner, die aber (der Anzahl und Geſtalt nach in jedem Lande verſchieden ausfallen, und) ſehr oft fehlen.

Beſchreibung.

Die zahmen Schafe, die jetzt beynahe in der ganzen Welt verbreitet ſind, und nach Verſchiedenheit ihres Vaterlandes auch eine verſchiedene Bildung und Nutzbarkeit erhalten haben, ſtammen vielleicht alle von dem **wilden Siberiſchen Schafe Argali**, und von dem **Muffolos** oder **Muflons** (Ovis Ammon Erxl. Capra Ammon Lin.) in Sardinien und Corſika ab.

Man theilt ſie nach ihrem Vaterlande in verſchiedene Racen ab, die nach ihrer Größe und Geſtalt, nach der Form und Anzahl der Hörner, nach der guten und ſchlechten Wolle unterſchieden ſind. In Deutſchland kennen wir außer unſern gewöhnlichen deutſchen Schafen noch die kleinen Schafe, die ſogenannten **Schnucken** oder Haideſchnucken mit kurzen Schwänzen, die vorzüglich in der Mark Brandenburg auf dürren ſandigen Boden gut fortkommen, und jetzo zu unſerm großen Vortheil auch die **ſpaniſchen** und kleinen **engliſchen** Schafe.

Was die äußerliche Geſtalt der Schafe betrifft, ſo nimmt man nicht ſowohl auf ihre Schönheit, als vielmehr auf

auf ihre Größe auf die Feinheit und Güte der Wolle Rückſicht. Das ganze Schaf iſt gleichſam nur ein wolliger Klumpen, der von vier magern und ſteifen Füßen unterſtützt wird. Das Maul iſt lang dürr und ſpitzig, die obere Lippe hängt über die untere her, und die Stirn iſt breit.

Gleich im erſten Jahre haben die Lämmer, die, wenn ſie männlichen Geſchlechts ſind, **Stöhrlämmer, Bocklämmer**, wenn ſie weiblichen Geſchlechts ſind **Schaf- Kälber- Kilber- Schibben-** oder **Zibbenlämmer**, und wenn ſie gehammelt ſind, **Hammellämmer** heißen, acht kleine ſpizzige Vorderzähne in der untern Kinnlade, welche die Schäfer fälſchlich Hundezähne nennen. Dieſe Zähne verwechſeln ſie mit größern breitern vom zweyten Jahre an bis zum ſechsten. Es fallen ihnen nämlich im zweyten Jahre die zwey mittlern ſpitzigen Zähne aus und ſchieben ſich ſtatt derſelben zwey größere und breitere ein, die dem Thier, den Namen **Zweyſchaufler** verſchaffen, und im dritten Jahre fallen zwey andere, und zwar zu beyden Seiten der beyden mittlern einer, aus; und wenn dieſe wieder durch größere und breitere erſetzt ſind, und das Thier ein **Vierſchaufler** geheißen hat, ſo verliert es im folgenden Jahre wiederum zwey andere, und heißt **Sechsſchaufler**, und im fünften Jahre endlich **ſtehen**, nach dem Ausdrucke der Schäfer, **alle acht Schaufeln da** *).

Rr 5 Aus

*) Man hat auch noch andere Benennungen für dieſe Thiere, die von dem Zahnwechſel ihren Urſprung haben. Im erſten Jahre heißt das **Mutterlamm**, ein **Lamm**, im zweyten ein **Jährling**, im dritten ein **Schaf**, **Schilke** oder **vierzähnig**, und wenn es im fünften die acht breiten Vorderzähne zuſammen hat, ein voll-

Aus dieſem Wechſel der Vorderzähne iſt man im Stande das Alter der geſunden Schafe bis ins ſechste Jahr zuverläßig zu beſtimmen. Nach dieſen aber wird es ungewiß, und man vermuthet es nur durch die ungleich längere Entblöſung der Zähne vom Zahnfleiſch, die abgeſtumpften Backenzähne und das allmählige Ausfallen der gelben Vorderzähne, welches letztere meiſt im achten Jahre anfängt.

Daß die großen und weit von einander ſtehenden Augen der Schafe gewöhnlich einen gelben *) Stern, eine längliche horizontalliegende Pupille haben, ohne Feuer ſind, die Ohren weit auseinander zur Seite auswärts gekehrt, horizontal, unterwärts geöffnet ſtehen, die Widder einen großen herabhängenden und ſchwankenden Hodenbeutel, und die Mutterſchafe zwey Eiter mit zwey Zitzen haben, iſt jedermann bekannt.

Die gelblichten Hörner ſteigen nicht wie beym Ochſen und der Ziege in die Höhe, ſondern biegen ſich ſeitwärts nach hinten, wenden ſich nach unten vorwärts, und krümmen ſich wieder nach den Augen zu. Den Schafmüttern mangeln ſie entweder ganz, oder ſind dünner.

Auch bekannt genug iſt die Farbe der Schafe; die meiſten nämlich ſind ſchmutzig oder blaßgelb weiß, doch giebt es auch

vollmäuliges Schaf. Ein Hammel heißt im erſten Jahre ein geſchnittenes Lamm, im andern ein zweyzähniger Jährling, im dritten ein vierzähniger, im vierten ein ſechszähniger, im fünften ein vollmäuliger Hammel.

*) Dies iſt gewöhnlich die Farbe des Augenſterns. Man hält die mit ſchwärzlichem Stern für die beſten; allein dieß Kennzeichen trügt.

auch braune, ſchwarze und gefleckte. Ihre Wolle, die aus dünnen feſten, biegſamen, weichen und fettigen Haaren beſteht, iſt auf dem Rücken, und an den Seiten des Halſes krauſer und kürzer als auf den übrigen Theilen des Halſes, an den Seiten des Leibes und an den Schultern. Diejenige an den auswendigen Schenkeln, und an dem Schwanze iſt gröber, ſteifer, und faſt glatt, und die an den noch übrigen Theilen des Leibes befindlichen Haare, kann man nicht eigentlich Wolle nennen. Der Schwanz hängt bis über die Kniekehle herab und iſt nur wenig beweglich.

Ihr Naturel iſt milde und folgſam, daher ſie ihrem Leithammel, dem bellenden Hunde und dem pfeiffenden Schäfer treulich folgen und ſogar die Sprünge und Bewegungen, die ihnen der Leithammel vormacht, alle maſchinenmäßig nachmachen; dagegen aber zeigen ſie in allen ihren Handlungen die größte Dummheit, und bey dem geringſten unerwarteten Auftritte außerordentliche Blödigkeit und Furchtſamkeit. Ein Knall, eine Feuerflamme, ja das geringſte Geräuſch macht ſie gleich ſtutzig, ſie ſtampfen mit den Füßen, drängen ſich zuſammen, oder ergreifen die Flucht. Ja der Blitz und Donner bringt ſie ganz außer aller Faßung, daß ſie oft durch ihr ängſtliches Anſtemmen die ſtärkſte Horde über den Haufen werfen. So dumm ſie ſind, ſo ſchwächlich ſind ſie auch. Ein kurzer Weg fällt ihnen beſchwerlich und eine größere Reiſe macht ſie ganz kraftlos. Ihr Herz pocht ihnen, ehe ſie zu laufen anfangen und gleich ſind ſie außer Athem. Sonſt ſind ihre Affekten beynahe in einer ſtäten Ruhe. Ihre harte Stirn, oder ihre Waffen, die Hörner, brauchen ſie eben ſo ſelten zum Stoßen, als ihre ſchwachen Füße, um nach ihren Beleidigern auszuſchlagen. Zur Zeit der Begattung

ſind

ſind ſie etwas muthwillig, aber keiner ſonderlichen Hitze unterworfen, und nur ſelten kämpfen ein Paar muthige Böcke um eine Braut. Auch wenn ſie Junge haben, werden ihre Affekten nicht höher geſpannt. Eine Schafmutter läßt ſich ihr Junges wegnehmen, ohne erzürnt zu werden, ohne ſich zu wehren, oder durch einen ungewöhnlichen Laut ihre Betrübniß zu erkennen zu geben. Nur als Lämmer beluſtigen ſich dieſe Thiere mit poßierlichen Seitenſprüngen und gegenſeitigen Necken. — Sie ſcheinen das Licht und die Muſik zu lieben, und die Schäfer ſagen, daß ſie am beſten und ruhigſten weideten, wenn ihnen auf der Schalmey eine Tafelmuſik gemacht würde, und daß ſie ihr Abend- und Morgenlied in der Horde mit der größten Aufmerkſamkeit anhörten.

Ihr Blöcken, das ſie zu allen Zeiten hören laſſen, iſt außer dem allgemeinen Abſchiedsgeſchrey bey der Trennung der Böcke, Hammel, Schafe und Lämmer jeden Morgen, aus der Horde, wo ſie, nur durch eine Flechtenwand geſchieden, zuſammen geſchlafen haben, und bey dem freudigen Wiederſehen des Abends in der Horde, faſt ohne alle Bedeutung.

Sie leben über 14 Jahre; ſind aber nur höchſtens 7 Jahre nutzbar.

Dieß ſind die Kennzeichen und Eigenſchafften, die überhaupt der ganzen Schafart zukommen.

Das thüringiſche Schafvieh nun insbeſondere hätte wirklich, im ganzen genommen, vor den andern gewöhnlichen Deutſchen einen Vorzug, ſo wohl in Anſehung ſeiner Größe, als Güte der Wolle, wenn man es wagte, das Schmiervieh, das man noch in ſo vielen Gegenden aus unrichtigen Gründen hält, gänzlich abzuſchaffen. Die gewöhnliche Höhe deſſel-

deſſelben iſt 2 Fuß, und die Länge von der Kopfſpitze an beynahe 3 1/2 Fuß *). Der Kopf iſt kurz, die Naſe kaum etwas gebogen, die Hörner fehlen mehrentheils ganz, und wenn auch zuweilen ein Lamm gebohren wird, dem Hörner wachſen, ſo haben ſie doch keine Feſtigkeit und gehen bald wieder verlohren.

Aufenthalt und Nahrung. Man iſt auch noch beynahe in ganz Thüringen gewohnt, ſo wohl in den ebnen als gebirgigen Gegenden die Schafe im Sommer auszutreiben, und im Winter in dunkle dumpfige Ställe zu bannen.

In den gebirgigen Gegenden, wo weder hinlängliche Aecker noch Wieſen ſind, wo es viele ſteile unbebaute Berge giebt, und wo die nützliche und nöthige Holzausſaat noch nicht eingeführt iſt, wodurch die Wälder viele Blößen und vieles Gras haben, wird es wohl nicht möglich ſeyn, die Stall- oder Hordenfütterung einzuführen, wenn man nicht in ſolchen Gegenden die Schafe gänzlich abſchaffen will. Allein in den ebenen und unwaldigen Gegenden ſollte man wirklich einmal die alten Vorurtheile fahren laſſen, und die ſo nützliche **Hausfütterung** in Ställen und auf dem Hofe oder die Fütterung auf dem Felde, die ſogenannte **Pferchfütterung**, (Futterſchäferey) einführen**).

Alles

*) Par. Ms.: Länge über 3 Fuß, und Höhe 1 Fuß 9 Zoll.

**) Wer es weiß, wie viele Plätze von gutem Erdreich noch in Thüringen bloß deswegen, damit die Schafe daſelbſt einige elende Gräſer finden können, öde und unbebaut liegen; wie vortheilhaft daraus künſtliche Wieſen und Kleefelder gemacht werden könnten; wer es

Alles kömmt daher auf die Behandlungsart der Schafe an, in Abſicht ihrer Weide und Fütterung, welches beydes ſeine gehörige Ordnung und Vorſicht erfordert.

In

es weiß, wie auch auf den ſteinigen, bergigen und leeren Triften, die hier ſo häufig ſind, in thonigen und ſchlechten Boden noch Esparſette ꝛc. ſehr gut fortkommen; wer den Zwang und Schaden kennt, den diejenigen Aeckerbeſitzer leiden müſſen, welche die Brache zur Hut der Schafe unbebaut liegen laſſen müſſen, und welche oft ſelbſt keine Schafe beſitzen; und wer zugleich den Nutzen des Kleebaues auf der Brache kennt; der wird die Möglichkeit und Wichtigkeit der Stall- und Hordenfütterung leicht einſehen und wünſchen.

In Gegenden, wo man dieſe Feld- und Hausfütterung eingeführt hat, hört man von keinen Krankheiten und Seuchen der Schafe, ſo von naſſen, bethauten, von giftigen Regen, von Mehlthau, von ſchädlichen Inſekten verdorbenen, mit Giftgräſern bewachſenen Weiden entſtehen, oder die durch ſtinkende, giftige, ſtehende Waſſer eingetrunken werden. Die Schafe kehren nicht von den großen, unbebauten Triften in ihre Horden und Ställe hungrig, oder von den jungen, unreif abgenagten Gräſern, krank zurück. Statt 2 bis 3 Pfund rauher ſchlechter Wolle, geben ſie 5 bis 6 Pfund feiner guter Wolle, ſind ſtets zum Schlachten tüchtig, und ihr nützlicher Dünger verſchafft die reichſten Erndten. Ja der arme Landmann, der vorhero kein Schaf ernähren konnte, kann nun auch, wenn auch ihm, wie billig, ein Stück von dem unbebauten Riede zu Theil wird, ſein wollenreiches Schaf und gutes Rind halten, und ſich und ſeine Familie beſſer ernähren.

Dieſe nützliche Fütterung aber einzuführen, iſt nicht ſchwer, wenn nur diejenigen, die dieſe Aenderung und

Ver-

In Gegenden, wo die Schafe ausgetrieben werden, muß der Schäfer ſich wohl vorſehen, daß ſie nicht zu früh aus

Verbeſſerung machen können, ernſtlich Hand ans Werk legen wollten. Wie leicht ließen ſich nicht die großen Riede unter die Einwohner eines Orts vertheilen, und ihnen die Anweiſung geben, ebene Gegenden in künſtliche Wieſen und fruchtbare Aecker zu verwandeln, und bergige Gegenden mit Esparſette und zu andern dürre wachſenden Futterkräutern zu beſäen? Und könnte die Obrigkeit Schaden haben, wenn ſie auch zum erſtenmale die Sämereyen zum Kleebau, und den künſtlichen Wieſen unter die Armen umſonſt austheilte, oder nur einſtweilen vorſchöß, auch deswegen, um dem Landmann, der oft ſo ſchwer von ſeinen alten Vorurtheilen abzubringen iſt, der oft bey offnen Augen nicht ſehen will, den Vortheil dieſer Behandlungsart der Hausthiere erſt recht handgreiflich zu machen.

Den Schafen das künſtliche Wieſenfutter zu verſchaffen, ſäet man auf die umgerißenen ebnen Riede: alle Kleearten (Trifolium), Esparſette (Hedyſarum Onobrychis), Luzerne (Medicago ſativa), Pimpenel (Pimpinella), Täſchelkraut (Thlaſpi burſa paſtoris), Schafſchwingel (Feſtuca ovina), Graslauch (Lolium perenne), Zaunwicken (Vicia ſepium), Honiggras (Holcus Europaeus), Himmelbrod, Bocksbart (Tragopogon pratenſe), Mariengras, Wieſenhafer, Raigras (Avena elatior), deutſchen Spargel (Spergula arvenſis), Knotenkraut (Spergula pentandria) ꝛc. Alle dieſe Kräuter bekommen den Schafen ſehr wohl, wachſen gut, und ſolche Wieſen dauern ſehr lange, wenn der Heuſaamen alle Jahre gehörig geſammelt und im März an den Orten, wo es nöthig iſt, eingeſtreut wird. An Berge ſäet man die Esparſette, die 20 Jahre lang abgemähet werden kann, wenn man die bloßen Flecken immer auszubeſſern ſucht.

Das

aus den Ställen und Horden gehen, wenn der Reif, Thau und die Regentropfen noch auf den Kräutern hängen, weil

da-

Das vorzüglichſte Futter iſt aber auch für die Schafe der Klee, und den *Kleebau* betreibt man auf folgende Art am vortheilhafteſten. Man ſäet nämlich in gewöhnlich zubereitetes Sommerfeld *entweder zugleich mit* der Gerſte und Hafer, *oder nach* denſelben den ſogenannten *ſpaniſchen*, holländiſchen, brabanter *Klee* (Trifolium purpureum, majus, ſativum, pratenſi ſimile), ſchneidet die reife Sommerfrucht hoch ab, und erndet dann im Herbſt zum erſtenmale den Klee ein, welcher getrocknet mit den Stoppeln ein gutes Winterfutter giebt. Im Winter deckt man ihn mit Miſt wohl zu, öffnet ihn im Frühjahr, (bey uns in der Mitte des Aprils) beſtreut ihn, wenn man kann, mit Gips, und mäht ihn zum erſtenmal, wenn er 8 Tage geblüht hat (bey uns in der Mitte des Junius). Man richtet es dabey ſo ein, daß man bey der täglichen Fütterung alle 5 Wochen wieder von vorne anfangen kann, denn in dieſer Zeit wird der abgemähte wieder zum abhauen tüchtig ſeyn. Dieſe Erndte hat man gewöhnlich im Brachfelde dreymal (ohne die im vorigen Herbſte) zu genießen. Mit der dritten Erndte macht man um Bartholomäi (zu Ende des Auguſts) den Beſchluß.

Man ackert alsdenn dieſe Brachäcker um, ſo, daß die Kleewurzeln in die Höhe kommen, egt ſie, pflügt ſie im Herbſt zum zweytenmal, wirft den Winterſaamen ein, und man hat eine gute Getraideerndte ohne vorhergegangene Düngung zu hoffen, weil die Wurzeln bey ihrer Fäulung dem Acker eine beſſere Düngung verſchaffen, als jeder andere friſche Miſt.

Da man bey dieſer Art des Kleebaues alle Jahre Kleeſaamen nöthig hat, ſo iſt es am beſten ihn ſelbſt zu ziehen; man läßt daher ſo viel Klee des zweyten

Wuch-

dadurch die ſo gemeinen Krankheiten der Schafe, die Lungenfäule und Darmſucht entſtehen; ſo wie er überhaupt die Weide an feuchten, ſumpfigen Orten, beſonders in regenhaften Jahrs-

Wuchſes (oder nahe vor dem Thüringerwalde: des erſten Wuchſes, weil der Saamen des zweyten nicht gehörig reif wird) auf der Mitte des Ackers ſtehen, als man Saamen nöthig hat, weil man aus Erfahrung weiß, daß dieſer mehr Körner erhält, als der des erſten Wuchſes, welcher ſeine Kräfte mehr in den Stengeln und Blättern verſchwendet. Das Einſammeln des Klees kann durch Kinder geſchehen, die jeden Tag durch den Acker gehen und die ſchwarzen Köpfe abpflücken.

Den Luzernerklee, der eben ſo ein vortrefliches Schaffutter iſt, ſäet man in Gärten, auf Aecker mit Wieſenhafer vermiſcht, und er dauert bey guter Düngung 15 bis 20 Jahre.

Außer dieſen kann man auch noch, wenn man viele Aecker beſitzt, beſtändige Kleeäcker halten, die 3 Jahre ihr gutes Futter reichlich geben, oder ſich das Wickenfutter, das aus der Ausſaat der Wikken, mit Hafer und Erbſen vermiſcht, entſteht, und des Jahrs dreymal abgemähet werden kann, verſchaffen. Letzteres läßt man auch reifen, braucht die Körner zur Maſt, und das Stroh als ein gutes Winterfutter für die Schafe.

Dieß ſind die vorzüglichſten Futterkräuter, die durch ihren Anbau die Schafzucht ſo ſehr nutzbar machen.

Man verzeihe mir dieſe ſcheinbare Ausſchweifung um der Folge willen. — Im Erfurtiſchen, auf einigen Gothaiſchen Kammergütern, und an vielen andern Orten in Thüringen hat man auch angefangen den Kleebau zu treiben, um vielleicht auch bald die Schafe, ſo wie das Rindvieh, vortheilhafter in dem Stalle, oder vielmehr in den Horden zu füttern. Das altenburgi-

Jahrszeiten aufs ſorgfältigſte zu meiden hat; dahingegen kann er des Abends bey hellem Wetter wohl etliche Stunden in die Nacht hinein die Schafe weiden laſſen, weil dann die ſchädlichen Ausdünſtungen aus der Erde und die Thautropfen noch nicht eingetreten ſind. Und da ſie mehr Kälte als Hitze vertragen können, und durch die offnen Weiden in den heiſſen Mittagsſtunden ſehr leicht von verſchiednen Krankheiten befallen werden, ſo muß er dieſe Stunden mit ſeiner Heerde an ſchattigen Orten zubringen. Vor allen Dingen muß jeder, der die Schafe mit Nutzen halten will, darauf ſehen, daß ſie im Frühjahr und im ſpäten Herbſt, wo ſie hungrig nach Hauſe zurückkehren, und im Winter, wenn es die heitere und gelinde Witterung verſtattet, ſie auszuführen, noch nachgefüttert werden. — Es ſcheint auch, wie wenn die Schafe nach ihrem verſchiedenen Alter von Natur eine beſondere Weide erforderten. Die Lämmer verlangen eine nahrhafte nahe Weide, weil ſie noch zu ſchwach ſind, an den ſteilen und magern Bergen herum zu klettern. Die Hammel, die zur Schlachtbank beſtimmt ſind, wollen fette Weiden auf Brachen und in Stoppeln, und für die Mutterſchafe ſind die geſunden Bergweiden am aller vortheilhafteſten.

Man zählt 387 Kräuter, die das Schaf nach einem von Linne' gemachten Verſuch frißt und 141, die es unberührt läßt.

Die **Hordenfütterung** iſt freylich viel vortheilhafter, ſie hat aber ebenfalls verſchiedene Vorſichtigkeitsregeln.

Sol-

ſche Land ſollte uns wenigſtens in dieſem Stücke zum ökonomiſchen Muſter dienen, wo man keine Brache kennt, die Schafe aber doch auf die breiten Feldraine treibet, und des Nachts und bey ſchlechtem Wetter im Stalle läßt.

Sollen die Schafe im Felde gefüttert werden, ſo baut man eine geräumige Horde mit niedrigen Raufen an den Seiten, entweder in die Nähe des Kleefeldes, das man für die Schafe beſtimmt hat, auf, und verrückt ſie des Tages dreymal, (welches man wegen der Fettigkeit und Menge des Düngers thun kann) oder man ſtellt ſie auf einen andern entferntern zur Düngung beſtimmten Acker, und führt den Klee auf den Karren dabey, oder endlich man befeſtigt ſie an einen ſchattigen Ort, ſtreut Stroh ein, und ſchafft von da den Miſt weiter auf ſeine Aecker.

Außerdem bringen die **Hofhorden** eben den Nutzen, den die Feldhorden bringen, wenn man genöthigt iſt, die Schafe darinnen zu füttern, welches geſchieht, wenn man den Pferch auf dem Felde nicht nutzbar genug anbringen kann, oder welches leider! der Fall nach lange zu ſeyn ſcheint, wenn ſich die verſchiedenen Beſitzer einer Heerde in Abſicht der Geſammtfütterung nicht vereinigen können. Eine ſolche Horde muß dick mit Stroh beſtreut ſeyn und hoch liegen, damit der Harn abfließen kann, welchen man in eine mit Stroh gefüllte Grube leitet. — Man hat die Gewohnheit, daß man die Schafe dreymal des Tages mit grünem Futter füttert; allein man thut beſſer, wenn man ihnen fünf kleinere Portionen vorlegt, weil ſie ſich ſo leicht bey der wohlſchmeckenden Koſt überfreſſen können. Ein geſundes Schaf zehrt täglich 12 Pfund gutes grünes Futter auf.

Im Frühjahr, wenn man die trockene Fütterung endigt, iſt nöthig, daß man den Schafen anfangs vieles Heu oder Stroh und wenig Gras, und nach und nach immer mehr Gras und weniger dürres Futter, auch den beſten Klee (denn das ſtreitet wider die ſicherſten Erfahrungen, wenn man vor-

giebt, daß zu fettes Futter den Schafen ſchade) vorlegt, und eben ſo verfährt man im Herbſte, indem man anfangs vie- les grünes Futter und wenig Heu oder Stroh, und nach und nach immer mehr trockenes Futter mit weniger Gras füttert, bis man ſie nach einiger Zeit, (und dieſer Uebergang braucht gewöhnlich im Frühjahr und Herbſt nur drey Wochen zu dauern) lauter dürre Nahrung ohne Abnahme ihrer Kräfte zu geben getraut.

Das grüne Futter darf niemals eher abgemäht werden, bis die Sonne oder die Luft den Thau abgetrocknet hat. Es werden daher die Mittags- und Abendfütterungen des Morgens nach dem Thau und die kommende Morgenfütte- rung des Abends geholt.

Man darf, wie ſchon oben (ſ. Note S. 640) iſt bemerkt den, auch den Klee und die Eſperſette nicht früher verfüttern, als bis ſie acht Tage geblühet haben, nach der ſichern Erfah- rung, daß ſie vor der Blüte den Schafen ſchädliche Blähun- gen und Koliken verurſacht haben. Dasjenige Futter alſo, das im Herbſte vor den Fröſten die Blüten nicht mehr trei- ben kann, wird zu Heu gemacht, ſo wie überhaupt alles das- jenige, welches man unter 5 Wochen nicht grün verfüttern kann, und man trocknet es am beſten auf den Aeckern ſelbſt auf aufgeſtellten Stangen, die mit etlichen Sproſſen durch- kreuzet ſind.

Da der Winter in unſerm Thüringen oft zu rauh, hart und unbeſtändig iſt, ſo iſt es wohl nicht zu rathen, die Schafe in dieſer Jahrszeit, ob ihnen gleich Kälte und Schnee nichts ſchaden, beſtändig unter freyem Himmel zu laſſen, wie man es wohl in wärmern Ländern thun kann, man treibt ſie da- hero bey zu großer Kälte in die Ställe. Dieſe müſſen groß,

hoch

hoch, und ſo gebaut ſeyn, daß man die ſchädlichen Dünſte immer durch friſche Luft wegtreiben kann, welches durch breterne Dunſtſchornſteine (Dampfröhren) zu bewerkſtelligen iſt. In der Mitte und an den Seitenwänden müſſen Raufen mit untergelegten Krippen befeſtiget ſeyn, in welchen alles, was von der Rauſe abfällt, die Körner, die ihnen etwa vorgeſchüttet werden, und die aus dem Geſtröhde fallen, aufbewahrt werden können; der Boden muß in der Mitte erhaben ausgelegt werden, damit die ſo nützliche Gauche an ihrem beſtimmten Ort ablaufen kann, und der Miſt muß immer weggeſchaft, und reines, weichgedroſchnes Stroh geſtreut werden. Auch darf es nicht darinnen ſtäuben. Die Hitze beſonders, wenn ſie dumpfig und feucht iſt, ſchadet dieſen zärtlichen Thieren ungemein, dahero muß man ihnen immer Kühlung verſchaffen.

Gewöhnlich glaubt man freilich die Schafe bedürften im Winter kaum etwas Stroh oder Holzlaub, und darinn beſtünd eben der Nutzen der Schafzucht vor der andern Viehzucht; allein man ſchadet ſich allzeit bey einer ſolcher Behandlung. Das Schaf bedarf eben ſo, wie das übrige Stallvieh, auch im Winter ſein gutes Futter, wenn es den Nuzzen verſchaffen ſoll, den man mit Recht von ihm verlangen kann. Es verlangt alſo auch im Winter gutes Heu und Kleefutter, und den ohne Blüte abgemähten Klee, der mit Stroh in Hexel iſt verwandelt worden. Von dieſer Koſt verzehrt es täglich in drey Fütterungen 2 bis 3 Pfund. Zur Abwechſelung füttern dann die Wirrgebünde von Erbſen, Bohnen, Wickenfutter, Linſen, und die Strohgebünde von Gerſten und Hafer, die deshalb auch nicht ganz rein ausgedroſchen werden, ſehr gut. Ein Schaf verdauet davon täglich 4 bis 6

Pfund. Eben ſo können die Beſitzer von Laubhölzern das gedörrte Laub von Pappeln, Weiden, Ahorn, Faulbaum (Rhamnus frangula), Ulmen, Erlen und Eſchen, als ein gutes Futter nutzen. Hierzu müſſen die Zweige im zweyten Safte im Auguſt abgehauen, in Bündel gebunden und an der Luft getrocknet werden. In dieſer Geſtalt ſteckt man das Laub im Winter den Schafen auf die Raufe, und ſammlet alsdenn die Reißer wieder als Brennholz zuſammen. Bey dieſer Fütterung muß aber das Laubholz in Menge da ſeyn, weil dieſe unzeitige Fällung dem Holzwuchs allzeit nachtheilig iſt.

Sie können auch, wenn es gefroren iſt, auf die grüne Winterſaat getrieben werden. — Die Waldbewohner thun wohl, wenn ſie die ſo häufig wachſenden Ginſterſträuche (Geniſta tinctoria et germanica), welche den Schafen nicht nur ein ſehr angenehmes, ſondern auch wegen ihres bittern Saamens ein ſehr geſundes Futter ſind, eintragen und trocknen. Außerdem verzehren die Schaafe mit beſonderm Appetit alle Arten von Kohlblättern und Rüben, ſie bekommen aber dieſe Leckerbißen nur erſt dann, wenn man genöthiget iſt, anderes ſchlechtes Futter zu füttern, ſo wie man ihnen auch nur im Nothfall etwas Hafer, Gerſten, oder Waizenkleyen in ihre Krippen ſchüttet. Ja man hat auch angefangen ſie nicht ohne Vortheil mit Siede, wie das Rindvieh zu füttern. An wilde zerſtampfte Kaſtanien kann man ſie auch leicht gewöhnen; ſie ſind ihnen eine geſunde Speiſe, ſonderlich ein Gegenmittel der Faulſucht. Die Hammel, die man im dritten und vierten Jahre mäſtet, erhalten im Winter zu ihrer Nahrung gutes Heu, Wurzel- und Kohlgewächſe, Hafer und etwas geſchrotene Gerſte, und zwar in öftern Mahlzeiten, ſo viel

ſie freſſen wollen. Im Herbſte verlangen ſie weiter nichts als gutes Gras und Ruhe.

Dieſe gute Winterfütterungsart der Schafe muß nun allerdings befolgt werden, wenn man von ihnen den gehörigen Nutzen ziehen will. Man kann ſich bey jeder gemiſchten Heerde, die mehrere Beſitzer hat, von der Wahrheit dieſer Behauptung augenſcheinlich überzeugen, denn nur die ſchlechtgefütterten verliehren im Frühjahr ihre Wolle und ſterben, wenn ſie dann auf einmal wieder die jungen zarten Gräſer gierig verſchlucken und geben bey der Wollenſchur nur halb ſo viel und ſchlechtere Wolle als die gut gefütterten.

Noch iſt es nöthig, die Kräuter zu bemerken, welche den Schafen ſchädlich und giftig ſind, als Warzenkraut (Euphorbia), Mausöhrlein (Piloſella), Sonnenthau (Droſera), Schachthalm (Equiſetum), Butterkraut (Pinguicula), Sumpfhahnenfuß (Ranunculus), Binſengras u. d. g.

Da man die Erfahrung gemacht hat, daß die Schafe lange Zeit ohne zu trinken, leben können, ſo haben die meiſten Schäfer in Thüringen auch noch die ſchädliche Gewohnheit, daß ſie dieſelben nur in heißen Sommertagen an einen flachen Teich, oder einen Fließgraben führen, und es die übrige Zeit dem bloßen Zufall überlaſſen, wenn und wo ſie Waſſer finden, ihren Durſt zu ſtillen *). Allein dieß iſt

*) Ja es ſind mir thüringiſche Dörfer bekannt, wo die Schafe im Sommer gar nicht getränket werden. Z. B. führe ich nur das Gothaiſche Dorf Grauel an, in deſſen Flur ſich außer zwey Brunnen im Dorfe gar kein Waſſer befindet, wo alſo die Schafe gar nicht zur Tränke geführt werden können, und ſich doch dabey ſo wohl befinden, daß ſie für die geſundeſten und beſten in der ganzen Gegend gehalten werden.

wirklich die Urſache von ſehr vielen Krankheiten der Schafe, beſonders der Faul- und Leberſucht, wenn ſie genöthigt ſind, aus unreinen Quellen zu trinken. Es iſt daher der Schäfer Pflicht ſie alle Tage ein- oder zweymal zu einem reinen, hellen Waſſer zu führen, und zwar mit der Regel, daß wenn ſie fettes Gras, Klee, Wicken ꝛc. gefreſſen haben, nicht eher als eine Stunde nach der Fütterung. Den eingepferchten Schafen giebt dieſe tägliche Wanderung zur Tränke eine nützliche und nöthige Bewegung. Im Winter bedürfen ſie bey ihrer trockenen Nahrung des Trunks noch mehr, und ſie müſſen daher alle Tage dreymal mit Brunnenwaſſer ihren Durſt löſchen können. Einſichtsvolle Oekonomen ſetzen ihnen alle Tage einen vollen Kübel in Stall, und laſſen ſie nach Belieben trinken, weil ſie bey der Strohfütterung weniger und bey der Heufütterung mehr Waſſer zu ſich nehmen, dabey bedienen ſie ſich eines Vortheils, der die Wolle erſtaunend wachſen macht, ſie weichen nämlich zu gewiſſen Zeiten einen Rüböhlkuchen in den Kübel ein, und laſſen die Schafe drüber trinken. Die Schafe lieben dieſen Trank gar ſehr.

Auch das Salz iſt ihnen ſehr heilſam*). Es baut der Verſtopfung vor, macht Freßluſt, und verhütet in ſumpfigen Gegenden die Faulſucht. Man giebt es den Heerden, die ausgetrieben werden, in dürrem Wetter (ſälzet ſie) in Thüringen gewöhnlich alle 14 Tage in Salztrögen oder Salzrinnen in der Maaße, daß auf 20 Stück richtig 1 Pfund Salz

*) Es ſind daher die Weiden an der See für dieſe Heerden vortreflich. Alle mit ſalzigen Düuſten geſchwängerte Kräuter geben ihnen unvergleichliche Nahrung; ihr Fleiſch wird ſchmackhafter; die Milch vermehrt ſich, wird beſſer, und die Wolle weißer und ſanfter.

Salz kömmt; bey naſſer Witterung verſagt man es ihnen aber gänzlich, und zwar deswegen, weil ſie alsdenn, durch den Durſt genöthigt, aus allen Waſſern und zwar ſo viel trinken, daß ſie ſich allerhand Krankheiten zu ziehen würden. In den Oertern, wo die Schafzucht verbeſſert iſt, bekommen ſie dieſe Quantität alle 8 Tage; und dieß ſollte allgemein eingeführt werden *).

Fortpflanzung. Um die Schafzucht zu verbeſſern, kömmt das meiſte darauf an, daß man bey der Fortpflanzung derſelben mit der gehörigen Klugheit zu Werke geht.

Man wählt zur Zucht ſolche **Widder** (Böcke, Stähre, Stöhre, Stiere), die einen dicken, kurzen Kopf, eine ſtumpfe Naſe, kurze und enge Naſenlöcher, eine breite, hohe und runde Stirn, große und lebhafte Augen, große und wollige Ohren, einen ſtarken, breiten Hals, einen ſtarken länglichten Leib, einen breiten Rücken, ein breites Kreutz, großen Bauch, ſtarke Hoden, einen langen Schwanz haben, und nicht nur am ganzen Leibe mit dichter, langer und feiner Wolle bekleidet, ſondern auch an Kopf und Beinen, wo ſonſt weniger Wolle iſt, rauh und gut bewachſen ſind.

Eben ſo muß eine gute **Schafmutter** (Zibbe, Schibbe) großleibig und breitſchultrig ſeyn, große helle Augen,

*) Bemerkungswerth iſt noch bey der Nahrung der Schafe, daß ſie bey dürrer Witterung den Gänſekoth mit einer ſolchen Begierde freſſen, daß ſie zuweilen in vollem Jagen über einen ſolchen Platz laufen, wo dieß Federvieh gehütet wird, um einander zuvorzukommen. Sie müſſen zu einer ſolchen Zeit (da ſie es bey feuchter Witterung nicht thun) etwas angenehmes und geſundes in dieſem Nahrungsmittel finden.

einen ſtarken und langen Hals, der faſt wie ein Pferdehals gekrümmt ſeyn muß, breite Bruſt und Rücken, einen großen Bauch, lange Zitzen, kurze, dünne Beine, dichte und lange Wolle, ſonderlich um den Hals, Bauch und das Genicke haben.

Da beyde Geſchlechter ohnehin in unſern Gegenden meiſt ohne Hörner ſind, ſo kann man um deſto eher lauter ſolche zur Zucht wählen, die dieſe Waffen nicht führen, und ſich alſo in der Schwangerſchafft und in ihren ſonſtigen Kämpfen nicht ſchaden können. Eben ſo müſſen ſie auch ohne alle Flecken ganz weiß ſeyn, weil oft die Eltern mit dem kleinſten Flecken ganz bunte Lämmer erzeugen.

Der Widder, wenn er eine gute Nachkommenſchafft ſtiften ſoll, muß drey Jahr alt ſeyn, weil dieſe Thierart erſt im dritten Jahre ausgewachſen iſt. Neuere Oekonomen wollen ihn gar erſt im vierten Jahre zulaſſen. Er kann, wenn er zuweilen etwas Hafer erhält, 50 und mehrere Schafe gehörig befruchten *). Er leiſtet im fünften und ſechsten Jahre ſeine beſten Dienſte, und ſeine Kräfte dauern bis ins achte Jahr.

Das Schaf iſt ebenfalls zu einer guten Nachzucht nicht eher tüchtig, als im dritten Jahre, bringt im vierten und fünften die beſten Lämmer, und taugt nur bis ins neunte Jahr zum Mutterdienſt.

Man

*) Ein Stöhr hat oft in einer Nacht 70 Schafe befruchtet. Man darf alſo nur die Widder zur Begattungszeit gut füttern, ſo hat man ihrer wenig nöthig. Des Nachts ſtöhren ſie vorzüglich gern, weil ſie warm zuſammen gedrängt ſind.

Man weiß nach den untrüglichſten Erfahrungen, daß zur Verbeſſerung der Schafzucht der Widder das meiſte beyträgt, und daß, wenn dieſer lange und feine Wolle trägt, auch die Lämmer, die er erzeugt, lang- und feinwollig werden. Es iſt daher eines jeden Pflicht, der Herr von einer guten und reichen Heerde werden will, daß er ſich noch dem Beyſpiel einiger weiſen Oekonomen im Herbſte etliche ſpaniſche oder engliſche Widder verſchafft*), und ſie mit ausgeleſenen, feinwolligen Schafen begatten läßt.

Dabey beſteht das ganze Geheimniß, in kurzer Zeit eine ganze Heerde guter Schafe zubekommen, darinne, daß man drey bis vier Jahre hintereinander alle Jahre neue engliſche oder ſpaniſche Widder den alten Müttern beygeſellt, die männlichen Lämmer, die aus dieſer Zeugung entſpringen, als zur Fortpflanzung untauglich ſchlachtet, die Abſtammung alſo immer gehörig unterbricht, und niemals zuläßt, daß ſich Blutsfreunde mit einander vermiſchen. Man hat bey dieſem Verfahren oft ſchon bey der dritten Zeugung die Freude, daß die ganze Heerde, ohne jemals wieder auszuarten, die feinſte Wolle trägt, beſonders wenn man noch dieſen Vortheil benutzt, mit den Stöhren von einer Heerde zur andern zu wechſeln, und dabey die Kleefütterung (dieß iſt allemal die Bedingung, wenn von einer merklichen und ſchnellen Verbeſſerung der Schafzucht die Rede iſt), wie in Spanien und England, einführt**).

In

*) Einen ſolchen Widder kann man ſchon in unſern Gegenden für 1 bis 2 Louisd'or kaufen.

**) Das Clima und der Boden verhindert ganz und gar die Verfeinerung der Wolle nicht, wie man gewöhnlich

In Thüringen läßt man die Böcke vom Ende des Septembers bis zu Ende des Octobers zur Begattung (beſpringen, reiten, bocken, ſtöhren, ſtähren), und die Schafe bringen dann nach 21 bis 22*) Wochen, alſo im Februar und März 1, ſelten 2 und nur höchſt ſelten 3 Lämmer zur Welt (lammen, lämmern). Iſt aber ein Oekonom mit vielen und guten Futter verſehen, ſo braucht er ſich an keine Zeit zu binden, ſondern kann die Schafe befruchten laſſen, wenn er will, oder die Böcke beſtändig unter denſelben laſſen. Bey gutem Kleefutter verlangt auch das Schaf in etlichen Wochen nach dem Lammen den Widder wieder, und man hat den großen Vortheil, daß es in einem Jahre zweymal Lämmer bringt. Zu dieſer zweymaligen Begattung, die nach den beſten Erfahrungen die Mutter nicht entkräftet, kann man ſie auch, ſo wie jedes gelte (gelle, gölte) Schaf durch Hanfſamen, Hafer, oder durch ein Treibmittel, das aus Knoblauch oder Zwiebeln, mit Kleyen und Salz vermiſcht, beſteht, reitzen.

Nach der Begattung machen die Böcke mit den Hammeln und jungen Widdern eigene Heerden, und die Schafe bleiben allein.

Da

lich einwendet. Das rauhe und kalte Schweden beſtätigt dieß. Ehe man den Spaniern und Engländern die Kunſt die Wolle zu verfeinern ablernte, war die ſchwediſche Wolle eben ſo ſchlecht, als die unſrige.

*) Ich weiß aus eigener Erfahrung und viele Schäfer, die aufmerkſam ſind, beſtätigen es, daß das Schaf gewöhnlich mit einem Kälberlamme 21 und mit einem Bocklamme 8 Tage länger, alſo 22 Wochen trächtig iſt. Doch verurſachen, wie man leicht denken kann, allzu gute und allzu ſchlechte Fütterung und Krankheiten hierbey Ausnahmen.

Da die Schafmutter in ihrer Schwangerſchafft ein ſehr weichliches und empfindliches Thier iſt, ſo muß ſie beſonders zu Ende derſelben wohl in Acht genommen, mit geſunden Futter gefüttert, und ja nicht vorſetzlich gejagt werden. Sie iſt auch mehr als ein anderes Thier ſchweren Geburten unterworfen, die nicht ſelten Mißgeburten verurſachen; der Schäfer muß daher die Lage des Lammes im Mutterleibe und die Handgriffe bey der Geburtshülfe wohl kennen. Damit ſie ſich bald wieder von ihrer Entkräftung erhole, reicht man ihr in den erſten Tagen gutes Heu, Gerſtenſchrot oder Kleyen mit etwas Salz vermiſcht, zu ihrer Nahrung, und damit ſie ſich gewöhne ihr Junges zu lecken und gern um ſich zu leiden, ſo beſtreut man es mit ein wenig Salz, wenn es gebohren iſt. Geſunde Lämmer können gleich nach der Geburt laufen, und ſuchen das Eiter von ſelbſt, welches vorhero rein abgeſchoren worden iſt, damit ſie keine Wolle verſchlucken, die ſich ſonſt leicht im Leibe in Ballen verwandeln und tödlich werden könnte. Man verſagt den Lämmern auch die erſte reinigende Muttermilch nicht, und läßt ſie entweder 8 bis 10 Wochen, oder beſſer, ſo lange ſaugen, bis ſie ſich ſelbſt entwöhnen.

Sobald man bemerkt, daß ſie anfangen gröbere Nahrung aufzuſuchen, ſo legt man ihnen von dem feinſten und beſten Heu vor, oder ſetzt ihnen Kleyen hin, weil beydes ihr Blöcken verhindert, und das Wachsthum der Wolle befördert; ja, wenn ſie recht gut gedeihen ſollen, ſo kann man ihnen neben der Muttermilch noch zuweilen Hafer, geſchrotene Wicken, Klee und Gras geben. Man darf auch die jungen, ſchwächlichen Lämmer nicht ſo gleich mit ihren Müttern auf die Weide treiben, weil ſie abgemattet werden, und

Thau,

Thau, Schnee, Kälte und Regen ſehr üble Wirkungen auf ſie machen. Das furchtſame und unempfindliche Schaf läßt ſich ſein Lamm wegnehmen, ohne ſich zu wehren, ohne zu zürnen oder ſonſt eine betrübte Empfindung zu erkennen zu geben; und zeichnet ſich dadurch vor allen andern Thieren aus.

Von den Bocklämmern wird die nöthige Anzahl zu Zuchtböcken von weißer Farbe, ſtarkem Halſe, krummer Naſe, breitem Rücken, munterm Betragen, und feiner und krauſer Wolle ausgeſucht.

Die Stöhrlämmer aber, die geſchlachtet werden ſollen, **ſchneidet**, (hammelt) man nach 14 Tagen, und diejenigen, die Zuchthammel werden ſollen, nicht eher als im zweyten Jahre, weil ſie dann größer, ſtärker und wolliger werden und gleichwohl das zarte und wohlſchmeckende Hammelfleiſch erhalten.

Die Beraubung der Mannbarkeit (Lämmerleuchten) geſchieht auf verſchiedene Art, indem man **entweder** nur einen Einſchnitt in den Hodenſack macht, und die Geilen herausdrückt, welches das **Hammeln auf Lämmerart** genannt wird, **oder** mit zwey Einſchnitten, welches das **Hammeln auf Kälberart** heißt, **oder** es geſchieht durch **Abſchnüren**, indem man den Hodenſack feſt zubindet und ihn nach 8 Tagen abſchneidet oder nach Belieben abfallen läßt, **oder** durch **Klubben**, indem man den Hodenſack zwiſchen ein Holz ſpannt und nach einiger Zeit wegſchneidet. Der beyden letztern Arten bedient man ſich vorzüglich bey erwachſenen Stöhrlämmern und bey alten Widdern. Da, wo man gewohnt iſt, auch verſchnittene Schafe, ſogenannte **Schafhämmel**, **Schöpſe** zu halten, geſchieht die Verſchneidung nach der ſechsten Woche, durch einen Einſchnitt in der linken

ken Seite der Lämmer, durch welche Oeffnung die beyden Eyerſtöcke gezogen werden. Die Oeffnung nähet man hierauf wieder ſo zu, daß der Faden auf beyden Seiten herabhängt, und nach etlichen Tagen wieder herausgezogen werden kann.

Den muntern, ſtarken, weißen, ungefleckten und wollenreichen Mutterlämmern, die man zur Zucht behalten will, haut man nach acht Wochen die Schwänze ab zum Unterſcheidungszeichen von den Widderlämmern, und wie man glaubt, als eine Erleichterung des Begattungsgeſchäfftes.

Krankheiten. Die Schafe ſind ſo wie alle zahme Thiere, die nicht mehr triebmäßig ihre eigentliche vom Schöpfer angewieſene Nahrung, wie die wilden Thiere, ſuchen können, und deren Lebensart ſo große Einſchränkungen und Zwang leiden muß, vielen Krankheiten ausgeſetzt.

Die Merkmale des Schäfers, woran er den geſunden Zuſtand eines Schafs erkennt, ſind folgende: Es muß den Kopf hoch tragen, lebhafte Augen, eine trockne Schnauze, feuchte und unſchmutzige Naſenlöcher, einen guten und leichten Athem, behende Füße, feſtſitzende Wolle, **eine rothe Haut,** und beſonders **röthliche Augenadern** haben. Dieſe Merkmale bezeugen mehrentheils die Geſundheit des Schafes, außer in der Faulſucht, der gewöhnlichſten Krankheit der Weideſchafe in feuchten Sommern, welche ſich erſt im Februar in der Lammzeit in ihrem Daſeyn vollkommen, ohne vorhergegangene deutliche Kennzeichen, zeigt*). Dieſe

1) Lun-

*) Die Thüringiſchen Schäfer haben daher ein Sprüchwort: Michel iſt ein Schmücker und Peter iſt

1) **Lungen- und Leberfäule** entſteht mehrentheils dann, wenn die Schafe auf naſſe Wieſen getrieben werden, oder in kalter Witterung bethautes oder bereiftes Futter genießen. Man beugt ihr durch das bloße Salzlekken, oder beſſer, wenn man das Salz mit Schwefel, Spießglas, Wachholderbeeren und bittern Wurzeln vermiſcht, vor. Als ein geheimes und ſicheres Mittel gegen die Lungenfäule bey der Kleefütterung preißt man an, acht bis 10 Tropfen Terpentinöhl zweymal und bey naſſem Wetter viermal wöchentlich unter obiges Salzfutter zu geben.

2) Eine andere Krankheit der Schafe iſt **die Seuche**, wo bey der Oeffnung die kleinen Gedärme ganz blau angelaufen ſind. Sie rafft ganze Heerden weg. Entdeckt man ſie noch in ihrem Urſprunge, ſo heilet ſie zuweilen Mithridat, oder Vitriolſpiritus in Waſſer eingegeben.

3) Das **Lendenblut**, wo die Schafe oft ganze Stükken Blut pferchen und das **Blutbiſſen**, wo ſie Blut harnen, entſteht auf fetten Weiden von noch unbekannten Kräuterarten*). Warm Bier mit etlichern Eyern und vieler Butter hilft allzeit.

4) **Die Maulſucht**, die bey naſſer Witterung die Schafe befällt, und wo ſie einen dickgeſchwollenen Kopf, dicke

iſt ein Drücker; welches ſie ſo auslegen, daß um Michaeli, wenn man Schafe kauft, auch die faulen noch die Kennzeichen der geſunden, z. B. rothe Augen und Haut haben, obgleich die Fäule ſchon ziemlich Wurzel in ihnen gefaßt hat, und daß erſt um Peterstag (den 22ſten Februar) dieſe Krankheit völlig ausbricht.

*) Den Hahnenfuß mit rautenförmigen Blättern giebt man fälſchlich für die Urſache an.

dicke Lippen, Augen und Ohren bekommen, wird dadurch gehoben, daß man ihnen ein Stückchen Ohr noch dem andern abſchneidet, wo bey dem Bluten die böſe Feuchtigkeit mit weggeht, oder daß man ihnen in die Ohren mit ein Stückchen ſogenannter Chriſtwurz (Helleborus niger, L. ſchwarze Nießwurz) einzieht. Im ganzen Kopf befindet ſich bey dieſer Krankheit eine gelbliche Feuchtigkeit.

5) Das ſogenannte **Feuer** bekommen ſie ebenfalls in kalten, naſſen Wetter. Sie kriechen dabey zuſammen, zittern und freſſen nicht. Man zieht ihnen Nießwurz im Schwanz ein.

6) Die **Erhitzung** oder heiße Sucht entſteht im Sommer von allzu großer Hitze. Die Thiere ſperren das Maul auf, ſchäumen und bluten aus der Naſe. Eine Aderlaſſe an dem Unterkiefer, wo die Wurzel des vierten Backenzahns liegt, ſoll helfen. Man macht es daher nicht ohne Grund dem Schäfer zur Pflicht, in den heißen Mittagsſtunden des Sommers ſchattige Oerter mit ſeiner Heerde aufzuſuchen*).

7) Das größte Unglück für eine Heerde iſt, wenn **die Pocken, (Blattern)** unter ihnen zu wüthen anfangen. Die ganze Heerde wird insgemein angeſteckt, wenn man nicht ſchleunig die angeſteckten und reinen Schafe von einander abſon-

*) Dieß muß den Schäfern von der Obrigkeit bey ſchwerer Strafe anbefohlen werden, denn ſonſt nehmen ſie alle Tage von dem Landmann 1 Gr. Haltgeld (wie ſie es nennen) auf den Aeckern, und laſſen den Schafen die ſchmachtendſte Hitze 2 bis 3 Stunden des Mittags ausſtehen, wodurch ihnen dieſe und viele andere Krankheiten zugezogen werden.

abſondert. Die Schafe bekommen ein häßliches Anſehen, die Köpfe werden beſonders dick und über und über mit Blattern, die den Kinderblattern ähnlich ſind, beſäet. Ein Pfund Talg oder Fett mit 1/4 Pfund Kienöhl oder Terpentin geſchmolzen und äußerlich gebraucht, heilet ſie. Auch braucht man innerlich, wenn ſie weit um ſich gegriffen haben, mit gutem Erfolg Spiesglas in Brunnen oder auf Brod, oder etliche Tage nach einander 6 Tropfen Habacucöhl auf Brod eingegeben. Wenn die Pocken (auch andere anſteckende Krankheiten) in der Nähe ſind, ſo muß man reinen friſchen Theer in Waſſer quirlen, und ihnen täglich davon zu ſaufen geben; dieß bewahrt ſie vor der Anſteckung.

8) Das **Schmiervieh** ſollte man auch gänzlich abſchaffen, und dafür gutes reines einführen. Denn obgleich die Bläschen oder Lieſen der Heerde nicht tödlich ſind, ſo wird doch die Wolle, wenn ſie die Schafe aufbeiſen oder aufkratzen, durch den verurſachten Grind verdorben, und das reine Vieh angeſteckt; ja es kann zuweilen auch eine gefährliche **Raude** daraus entſtehen. Ein Oekonom in Thüringen hat den Verſuch gemacht, und den Schafen immer reines friſches Waſſer gegeben, alle 14 Tage in einen Bach gebadet, und hat dadurch ſein Vieh, das mit lauter Schmiervieh umgeben war, gereinigt und rein erhalten. Die Schäfer machen die ſogenante Goſſe, die ſie in hölzernen Büchſen immer bey ſich führen, aus ſchlechtem Toback und Lauge, drücken die Blätterchen auf, und gießen dieſe Salbe hinein. Einige Schäfer kauen den Toback, ſpucken dann auf die Wunde, und ſagen, daß dieß Verfahren beſſer wirke. Menſchenharn thut auch die Dienſte, oder ein Decoct von 1 1/2 Loth Grünſpan, 6 Loth gemeinen Rauchtoback und 1/2 Pfund Kaminruß.

9) Der

9) Der **Zungenkrebs** wird wie bey den Kühen behandelt. (ſ. Krankh. d. Ochſes n. 3.).

10) Befällt ein Schaf die **Wanſtkolik**, welches man daran erkennen kann, wenn das Thier ſteif da ſteht, nicht frißt, tief Athem holt, zittert und aufgeſchwollen iſt, ſo treibt man es ſo lange herum, bis es pfercht, ſperret ihm auch wohl durch ein Holz das Maul auf, wodurch es gereizt wird herumzuſpringen, und den Abgang des Windes befördert. Sie entſteht von allzufetten und bethauten Gräſern, die das Schaf in zu großer Menge genießt. Man hat auch die heftigſten **Blähungen** mit einer Hand voll Schnupftoback in Milch eingegoſſen vertrieben.

11) Die **Ringkrankheit** oder das **Drehen** (Kreiſel, Doſell) der Schafe, welches von ſogenannten Blaſenwürmern, die im Gehirn in gewiſſen Waſſerblaſen ihren Sitz haben, und ihnen ſehr große Schmerzen verurſachen, herrührt, ſoll durch ein Loth rothen Gauchheil (Anagallis arvenſis) in geſchrotenem Malz pulveriſirt eingegeben und kalten Gauchheilthee nachher eingegoſſen, vertrieben werden können. Andere ſpritzen dem drehenden Schafe Hirſchhornſpiritus in die Naſe.

12) Die **Vollblütigkeit** (Blutkrankheit) und das damit verknüpfte Erſticken der Schafe erfolgt, wenn die Schafe aus dürrer elender Fütterung, ſogleich in fette Weide kommen und die jungen Gräſer zu gierig in Menge verſchlucken. Man hilft ihnen durch eine Aderlaſſe.

13) Für die **Waſſerſucht**, die von Verſtopfungen in den Eingeweiden und von den Schafegeln, die den gehörigen Einfluß der Galle in die Gedärme hindern, entſteht, kennt man noch kein ſicheres Hülfsmittel. Zu Pulver gebrannte,

 durch

durch ein Sieb geriebene und mit Salz vermengte Mohn- häupter den Schafen zu lecken gegeben, ſoll die Schafegeln töden; auch hat ſie die Natur wider die Waſſerſucht Salz- lecken gelehrt, und einige Knospen von Wermuth, ihnen zu- weilen gegeben, iſt ein gutes Verwahrungsmittel. Auch ſoll geſtoßener Gyps mit etwas Kleyen und Salz vermiſcht, hel- fen. Eben dieſe Arzeney iſt auch für diejenigen, die **herz- weich** ſind, oder **Waſſerkröpfe** haben, bewährt gefunden worden.

14) Den **Durchfall** bekommen die Schafe vom Graße, das mit Mehlthau befallen iſt. Man ſtößt trockene Erlen- knospen zu Pulver, thut halb ſo viel trockenes Salz darzu und giebt jedem Schaf 2 Löffel voll.

15) Die **Gelbſucht** iſt eine gefährliche Krankheit. Die Schafe haben gelbe Augäpfel und eine gelbe Haut. Sie ſterben gewöhnlich nach drey Tagen. Man kennt noch kein probates Mittel dagegen. Gewöhnlich giebt man des Ta- ges ein Quentchen gepülverte Enzianwurzel, und eben ſo viel venetianiſche Seife mit etwas Honig vermiſcht.

Feinde. Der gefährlichſte Feind der Schafe iſt, wie bekannt, der **Wolf**. Die **Blaſenwürmer** in der Leber und im Darmfell, und die **Paliſadenwürmer** ſind ihnen auch beſchwerlich, ob ſie ihnen gleich keine tödtliche Krank- heit verurſachen.

Der **Afterkriecher** und die **Schafbremſe** *) ſetzen ihnen ihre Eyer in die Naſenlöcher, und die Made der letz- tern ſoll ihnen auch eine Art Drehen verurſachen.

Die

*) Oeſtrus haemorrhoidalis et ovis. Letztere heißt auch Stirngrübler, iſt aſchgrau und ſchwarz ge- fleckt und der Kopf hat viele ausgehöhlte Punkte auf dem Wirbel.

Die **Schafegel**, (Egelſchnecken, Leberwürmer, Leberegeln), welches ovale, platte, bräunliche Würmer ſind, die ſich in der Leber befinden, aus Eyern, die ſie mit unreinem Waſſer einſaufen, entſtehen, und im Leibe ausgebrütet werden ſollen, verurſachen oft die Schafwaſſerſucht, und eine große Menge derſelben einen langſamen Tod.

Die **Schafzecken** (Hippobosca ovina,) eine Art Holzläuſe, ſind den Schafen auch eine ſehr große Plage. Man wäſcht ſie mit Salzwaſſer, Eßig, oder mit Waſſer, in welchem Toback oder bittere Mandeln abgekocht ſind. Alle dieſe Mittel verſcheuchen ſie plötzlich. Nach der Wollſchur entfernen ſie ſich auch von ſelbſt, wenn die Schafe zum erſtenmal beregnet werden.

Die **kleine Schafmilbe** (Miſtlaus, Acarus Ricinus) iſt ein noch ſchädlicheres Ungeziefer. Sie rupfen ſich an ſolchen Orten, wo ſie von demſelben gebißen werden, die Wolle aus.

Die **Ochſenbremen** *) verfolgen ſie ſtark, und ſaugen ihnen auf eine ſchmerzhafte Art das Blut aus.

Die Oekonomen beſchuldigen auch eine Art bräunlicher Fliegen, **Spinnfliegen** genannt, daß ſie ihre Eyer um die Fontenelle lege, unter derſelben Waſſerblaſen verurſache, in welchen ſich die Maden dieſer Inſekten, welche auf dem Kopf einen rothen Punkt, und rückwärts zwey Haaken hätten, befänden, und ebenfalls ein Drehen der Schafe, ſo wie die Blaſenwürmer verurſachten.

*) Tabanus bovinus. L. Sie hat grauliche Augen und auf dem Rücken dreyzackige Flecken.

Nutzen. Daß das Schaf ein ſehr nützliches Thier iſt, ein Thier, an dem alles gut und brauchbar iſt, weiß jedermann.

Durch **die Wolle**, wodurch es ſo viele tauſend Menſchen ernährt, bekömmt es aber ſeinen vorzüglichſten Werth. Die Eigenſchaften einer guten Wolle ſind, daß ſie **lang**, **weiß**, **klar**, **weich**, **feſt** und **elaſtiſch** iſt. Und dieſe Eigenſchafften alle erlangt auch unſere thüringiſche nicht eher, als bis wir uns überwinden, ſpaniſche oder engliſche Stöhre zu unſern Heerden zugeſellen. Doch iſt ſie nicht ſchlecht. Man nimmt ſie hier nur einmal ab, und zwar im Junius. Dabey wäſcht man die Schafe vorhero, da hingegen in andern Gegenden die Wolle nach der Schur gewaſchen wird. Keine Art der Wäſche hat vor der andern etwas zum voraus. Man hat geglaubt, die Schafe, welche zweymal geſchoren würden, gäben mehr Wolle als die Einſchürigen, allein ſichere Beobachtungen beweiſen das Gegentheil, und die Einſchürigen bringen noch überdieß den Vortheil der längern und und theurern Wolle. Indeſſen ſchiert man die zweyſchürigen zum erſtenmal 3 Wochen nach Oſtern und bekommt die **Winterwolle**, und zum zweytenmale eine Woche vor Michaeli, und erlangt die **Sommerwolle**, welche beſſer iſt. Die Lämmer ſcheeren einige im erſten Jahre, andere laſſen ſie bis zum zweyten mit der Wollen gehen, und letztere haben gröſſern Vortheil. Man unterſcheidet dreyerley Sorten auf jedem Felle, 1) die **Kernwolle**, vom Rücken und Hals, 2) die **Mittelwolle**, vom Schwanz und den Schenkeln, 3) die **ſchlechte**, von der Kehle, dem Bauch und den übrigen Theilen des Leibes, und man ſondert bey der **Schafſchur** jede Sorte beſonders ab. Das Wachsthum der Wolle nach der Schur wird dadurch befördert, daß man die Schafe

mit

mit Hopfenwaſſer, Weinhefen und Oehldrüſen und etliche Tage mit Salzwaſſer wäſcht. Ein gut gefütterter Hammel trägt in Thüringen 6 bis 7 Pfund *) Wolle, und ein Schaf 4 bis 5 Pfund.

Der Nutzen der Wolle iſt zu bekannt, als daß ich ihn hier genau zu beſchreiben brauchte. Man macht daraus Tücher und allerhand Zeuge, Handſchuhe, Hüte und viele Dinge mehr. Der Kürſchner verarbeitet die Felle auch mit den Haaren gefärbt und ungefärbt zu Pelzen, Handſchuhen, Decken u. d. gl.

Daß das **Fleiſch**, beſonders der zweyjährigen Hammel, eine geſunde und angenehme Speiſe ſey, iſt bekannt genug. Man mäſtet ſie mit eben dem Vortheil als das andere Maſtvieh, und es iſt ein ſchädliches Vorurtheil, daß man ihnen immer das geringere Futter geben zu müſſen glaubt, und nicht bedenkt, daß je beſſer das Futter iſt, das ſie bekommen, deſto größer auch der Nutzen wird, den man von ihnen zu genießen hat. Es weiß jeder verſtändige Oekonom, daß ein Hammel, der 16 Gr. mehr an gutem Futter, als z. B. Hafer und Rüben mit Salz vermiſcht, verzehrt, um 2 Rthl. theurer verkauft wird, als ein anderer, der durch ſparſame Koſt, mit bloßen Wirrgebünden von Stroh zur Schlachtbank tüchtig gemacht worden iſt.

*) Ich kannte einen Oekonomen, der ein außerordentlicher Liebhaber der Schafe war und ſich gewöhnlich etliche Hammel hielte, die er beſonders, ob ſie gleich mit ausgetrieben wurden, gut fütterte und abwartete, Sie trugen ihm alle Jahre 8 Pfund Wolle ein. Ein Beweiß, daß alles auf die Fütterung und Wartung ankömmt.

Die **Schafmilch** iſt die nahrhafteſte Milch und für manche Perſonen eine ſehr angenehme Speiſe. Wenn man bey Kleefutter einen Ueberfluß an Milch bemerkt, und ſich in einer Lage befindet, wo man mehr Vortheil aus der Milch, als aus der Wolle ziehen kann, ſo kann das Melken bis Crucis (den 14ten Sept.) wohl erlaubt ſeyn. Allein unter andern Umſtänden iſt das Schafmelken der größte Fehler in einer Schäferey; denn die Nahrungsſäfte, die in die Milchadern geführt und ausgemolken werden, müſſen nothwendig der Wolle und dem Fleiſch am Zufluß ihrer erforderlichen Säfte und vorzüglich den Lämmern an ihrer nöthigen Nahrung entzogen werden. — In Jßland macht man aus der **Herbſtmilch** der Schafe ein wohlſchmeckendes Gericht, indem man ſie ſo lange, bis ſie dick wird, kochen läßt.

Die **weiße Schafbutter** lieben wenige Perſonen, deſto mehrere aber die **Schafkäſe**, zu welchen aber nicht die geronnene Milch allein, ſondern auch die Sahne genommen werden muß, wenn ſie ihren guten Geſchmack bekommen ſollen. Das Schmelzen, welches ihre Fettigkeit verurſacht, ſo wie das Anſchmeißen der Fliegen, wird dadurch gehindert, daß man ihre Außenſeite mit Salzwaſſer beſprengt.

Aus den mit der Wolle zubereiteten **Schaffellen** macht man die ſogenannten **Schafpelze**, und die auf dieſe Art bereiteten **Lämmerfelle** geben ein feines Futter unter die Kleidung, und werden zu Pelzen, Mützen, zu Verbrämungen gebraucht, und die beſten kommen unter dem falſchen Namen, **ungebohrner Lämmerfelle** aus Rußland zu uns.

Die **Schafhaut** gerbt der Roth- und Weißgerber und der Pergamentmacher und der Schuſter, Beutler, Buchbinder

der und Riemer verarbeitet ſie. Aus den **Lämmerfellen** macht man däniſche oder glaſirte Handſchuhe; aus den **Hammelfellen** Pergament und Oehlhaut, aus den **Schaffellen** Pergament zu Kindertrommeln, und das feinſte geben die ungebohrnen Lämmerhäute.

Den **Talg** weiß der Lichtzieher und Seifenſieder und jede gute Hausfrau in ihrer Oekonomie zu nutzen. Um Eyer lange Zeit friſch zu erhalten, überzieht man ſie mit dieſem Talg.

Die **Eingeweide**, als Lungen, Herz, Nieren, Leber und Kaldaunen werden gegeſſen, und einige **Därme** geben die ſo bekannten Darmſaiten und Raqueten. Die feinen Violin- und Harfenſaiten werden von den Därmen der Lämmer gemacht, indem ſie umgekehrt, rein gewaſchen und auf einer Maſchine zuſammengedreht werden. Sonſt braucht man ſie auch um Wurſtfleiſch hinein zu füllen.

Von den **Knochen** wird von den Papiermüllern der Papierleim gekocht, und das Fett derſelben, das bey Zubereitung des Leims gewonnen wird, wird zu verſchiedenem Gebrauch z. B. der Geſchmeidigkeit des Leders angewendet. Um die Roſtflecken vom polirten Stahl wegzubringen, iſt das weißgebrannte Pulver von dieſen Knochen gut. Man reiniget den Roſtflecken erſtlich mit Brandwein, alsdenn reibt man ihn mit dieſem Pulver trocken rein ab.

Der **Schafmiſt** iſt endlich ein Hauptnutzen, den die Schafzucht gewährt. Er iſt es, der es mit nöthig macht, daß man die Kleefütterung, wo man ihn in Menge von beſonderer Güte und ohne Verluſt erhält, allgemein machen ſollte. Welche Fruchtbarkeit erlangen nicht diejenigen Aecker,

auf denen der Pferch (Nachtdünger) geſtanden, oder die mit Schafmiſt gedüngt worden ſind? zwey Jahre hindurch geben ſie die reichlichſten Erndten und ſechs Jahre laſſen ſie noch die Spuren ihrer Düngung bemerken. Nur muß man beobachten, daß nicht die Waizen- und Gerſtenäcker dieſe Düngung erhalten, wenn der Waizen gute Semmeln und die Gerſte gute Graupen geben ſollen. Man benutzt auch den Schafmiſt mit Oehl vermiſcht zum Walken, und die Egypter in Kahiro brauchen den Ruß vom verbrannten Schafmiſt zu Salmiak. Noch ein **Nebennutzen** deſſelben iſt, daß er gedörrt in eine Wunde geſtreut, dieſelbe heilet, und friſch mit der mittlern Rinde des Erlenbaums in Sahne gekocht, eine ſehr gute Brandſalbe iſt.

Die **Hörner** und **Klauen** der Schafe geben nebſt andern Abgängen von ihrer Wolle und Fellen, z. B. die Pechzeichen, eine ſehr vortrefliche Düngung.

Die alten Aerzte empfohlen alles von den Schafen in der **Medicin**, auch ſogar die Schafläuſe.

Sie ſind auch, weil die geringſte Aenderung des Wetters Einfluß auf ſie hat, **lebendige Barometer**, und durch ſie werden die Schäfer Wetterpropheten. Es mögen wohl in ihrem Gehirn eben die Veränderungen, wie in einem Wetterglaſe, vorgehen. Laufen ſie, um nur einige Beyſpiele anzuführen, ſchnell zuſammen, trennen ſich ſchnell wieder, und ſpringen in die Höhe, ſo iſt mehrentheils ein Gewitter nicht ferne; laufen ſie aber des Abends auf Berge und Anhöhen und ſpringen auf denſelben herum, ſo folgt anhaltendes heiteres Wetter.

Schade. Die Schafe reißen auf naſſen Wieſen die Wurzeln der Kräuter aus, benagen Bäume und Stauden,

und beſonders in Wäldern die jungen Kiefern. Dieſer doppelte Schaden aber kann durch die Menſchen verhütet werden, ſo wie der dritte, daß ſie auch noch unſchuldigerweiſe die großen, ſo wenig benutzten Triſten, durch ihre Weide nöthig machen.

Die merkwürdigſten, und jetzt zu unſerm großen Vortheil auch in Deutſchland bekannten Abänderungen ſind:

a) Das ſpaniſche Schaf.

Ovis hiſpanica. Lin.

(Tab. XIII. b. Fig. 2.)

Seine Hörner haben einen auswärts gebogenen Haaken. Es iſt klein, verſchieden gefärbt, und hat die vortreflichſte und feinſte Wolle.

Es hält unſer Clima ſehr gut aus, hat eine ſtarke Natur und pflanzt ſich unter allem am meiſten fort. In Spanien weidet die Heerde das ganze Jahr hindurch unter freyem Himmel, in einer mehr kalten als warmen Luft, im Sommer in Gebirgen, im Winter in Ebenen. — Es iſt wenigen Krankheiten ausgeſetzt; doch bekommt es in unſern Gegenden oft einen Ausſchlag auf der Haut, der aber durch das Waſchen mit einem Decocte von Nießwurz leicht und geſchwinde vertrieben werden kann. — Es wird in Spanien vor der Wollſchur nicht gewaſchen, ſondern muß nur ſtark ſchwitzen, davon die Wolle eine große Geſchmeidigkeit erhalten ſoll.

b) Das

b) Das engliſche Schaf.

Ovis Anglica. Lin.

The hornleſs Sheep.

Es hat keine Hörner; der Schwanz geht nur bis an die Kniee; die Füße ſind kurz; die Stirne iſt ſchwarz.

Die Wolle iſt feiner, länger und ſanfter als der deutſchen Schafe ihre. Ein zweyjähriges Mutterſchaf liefert an 6 Pfund Wolle, ein Widder bis 8, und ein Hammel bis 9 Pfund alle Jahre.

In England werden ſie meiſt in kleinen Heerden gehalten, damit ſie deſto beſſer beſorgt werden können, und bleiben Sommer und Winter außer dem Stalle.

Es giebt große und kleine.

Die zwanzigſte Gattung.

Der Ochs. Bos.

Kennzeichen.

Unten hat dieſe Gattung 8 **Schneidezähne**, die **Eckzähne** aber mangeln.

Die **Hörner** ſind hohl, vorwärts halbmondförmig gebogen und glatt.

Die geſpaltenen **Hufe** ſind bey den hierher gehörigen Thieren viel ſtärker und breiter, als bey den vorhergehenden.

Die **Weibchen** ſind, wie die Männchen, gehörnt, und der Körper hat **kurze Haare**.

1. Der

1. Der Büffel.

Bos Bubalis. Lin.

Le Buffle. Buff.

The Buffalo. Penn.

Kennzeichen der Art.

Er hat in die Höhe gebogene, einwärts gedrehte, und etwas zuſammengedruckte Hörner.

Beſchreibung.

Dieſes Thier, deſſen eigentliches Vaterland Aſien und Nordafrika iſt, wird nicht nur, ſeit dem ſiebenten Jahrhundert, in der Türkey, Griechenland, Italien und Ungarn, ſondern auch in den ſalzburgiſchen und andern mehr nördlichen Gegenden von Deutſchland *) gezogen, und zum Zuge gebraucht. Es iſt größer, ſtärker, ſchwerer, als der gemeine Ochs. Seine Länge beträgt über 9 Fuß**), und er wiegt gewöhnlich über 1000 Pfund, wovon die Haut allein 100 Pfund ausmacht.

Die Bildung des Büffels hat im Ganzen genommen viel Aehnlichkeit mit dem Stier. Doch iſt ſeine Stirne und das Stirnblatt erhabener; das Maul breiter und nicht aufgeworfen; die Ohren länger und ſpitziger. Der Kopf iſt im Verhältniß gegen den Leib klein, und neiget ſich immer gegen die Erde. Die Hörner ſind ſchwarz, vorne und hinten platt, und am Ende zugeſpitzt. Gleich beym Ausbruch aus der Stirne wenden ſie ſich in ſchräger Richtung nach außen, nach unten und hinten, drauf krümmen ſie ſich hinterwärts und nach

*) Z. B. in der Caſſelſchen Menagerie pflanzten ſie ſich fort.

**) Par. Ms.: Länge über 8 Fuß.

nach oben zu über. Auf dem Untertheile ſind einige Erhö- hungen. Die Augen liegen nahe bey den Hörnern und wei- ter vom Ende des Mauls. Der Hals iſt dick und lang; der Hintertheil des Rückens gegen den Schwanz zu abhängig. Der Leib iſt dick, hat ſehr hartes, ſtarkes Leder, aber etwas ſchlankere Gliedmaßen als der Stier. Die Schenkel ſind kurz, dick und ſtark. Der Schwanz iſt kurz, dünne und beynahe kahl.

Die Haut hat am ganzen Leibe eine ſchwärzliche Farbe, außer zwiſchen den Beinen, und das Haar iſt entweder ſchwarz oder roth, dünne geſäet, ſteif, ſo wie bey den Schweinen, an den Seiten des Leibes. Die Stirne iſt von verwirrten langen Haaren ganz zottig. Die Bruſt, Kreutz, Bauch, und der größte Theil der Beine iſt völlig kahl. Die läng- ſten Haare ſind 3 1/2 Zoll, und die Schwanzhaare 6 bis 7 Zoll lang.

Ueberhaupt hat dieſes Thier ein plumpes, und wegen ſeiner magern Gliedmaßen, kahlen Schwanzes, ſcheudum- men Blickes, und finſterer Miene ein niedriges und häßli- ches Anſehen, und ſein Naturel iſt dabey wild, hart, un- biegſam, zornig, und pflegt ihm deswegen einen Ring, wie dem Bären, in die Naſe zu legen, um ihn zu regieren. Die rothe Farbe iſt ihm ſo gehäßig, daß er bey Erblickung der- ſelben, ganz unbändig wird; das Feuer aber ſetzt ihn in Furcht. Er iſt nächſt dem Schweine das ſchmutzigſte Haus- thier, und läßt ſich nicht gern reinigen und ſtriegeln. — Er geht gern ins Waſſer und ſchwimmt geſchickt.

Er brüllet entſetzlich, und mit ſtärkern und tiefern Tö- nen, als der gemeine Ochſe.

Sein **Weibchen** hat ſehr kleine Eiter, und giebt we- nig Milch.

Auf-

Aufenthalt, Nahrung und **Fortpflanzung** hat er in Deutſchland faſt gänzlich mit dem zahmen Rindvieh gemein; geht mit ihm auf die Weide, kann aber weniger Hunger und Durſt aushalten; denn er läuft oft von ſeiner Arbeit, ohne ſich durch etwas aufhalten zu laſſen, weg, nach ſeiner Krippe, und von da nach der Tränke. Sein Stall muß ſehr dauerhaft, und Krippe und Rauſe ſtark und wohl verwahrt ſeyn.

Die Büffelkuh iſt ohngefähr 12 Monate trächtig, läßt ſich bis zum Kalben beſpringen, und bringt ein Junges zur Welt. Wegen der Wohlfeilheit ihres Unterhaltes ſollten dieſe Thiere in Deutſchland mehr angezogen werden. Sie nehmen bey ihrer großen Gefräßigkeit grade mit den ſchlechteſten Futter vorlieb, als Erbſen- Bohnen- Hirſen- und türkiſchen Waizenſtroh und ſind im Stalle immer mit Grummet, etwas Salz und Waſſer zu frieden. Auf der Weide halten ſie ſich im Sommer des Ungeziefers halber gern in Sümpfen und Moräſten auf, wo ſie ſich ſo tief im Waſſer verſtecken, daß zuweilen kaum der Kopf hervorragt.

Feinde. Ihre Feinde ſind vorzüglich die **Engerlinge** und die **Bremen**, welche ſie zuweilen ganz wüthend machen.

Jagd. Auf den **philippiniſchen Inſeln** erlegt man die wilden Büffel zu Pferde mit Lanzen, und die **Negern** beſteigen in den Gegenden, wo ſich dieſe Ochſen des Nachts aufhalten, die Bäume, und ſchießen ſie tod.

Nutzen. Das **Fleiſch** der alten Büffel, ob es gleich grobfaſerig und hart iſt, wird von Leuten, die ſchwere Arbeit verrichten, gegeſſen, und das Fleiſch der Jungen iſt ſehr ſchmackhaft.

Die

Die fette **Milch** der Büffelin hat ein ſehr ſtarken Geſchmack; die Butter und die Käſe, welche unter dem Namen Caſeo di Cavallo, oder Marzalino bekannt ſind, ſollen wohlſchmeckender, als vom gemeinen Rindvieh ſeyn.

Aus der ſehr ſtarken **Haut** macht man ſehr gutes Sohlenleder und anderes, welches zu Stiefeln, Schuhen, Handſchuhen, Schilden, Reitkollets, Degengurten, Jagdtaſchen, Patrontaſchen und beſonders zu Schläuchen tauglich iſt.

Die **Sehnen**, **Flechſen** und dergleichen werden zu Leim geſotten.

Das **Blut** dient zu blauer Farbe und Gärtnertreibereyen, auch zur Nahrung der Thiere.

Die harten **Hörner** und die **Klauen** werden vom Kammmacher und Horndrechsler, wie alle Hörner und Klauen, und beſonders zu Roſenkränzen und Tobacksdoſen verarbeitet *).

Das **Fett** und **Mark** ſoll zum Zertheilen, und zur Stärkung der Nerven, ſo wie das **Horn** mit Myrrhen und Oehl vermiſcht und in die Ohren gethan gegen den Schmerz derſelben, der von Erkältung herrührt, dienen.

Die **Knochen** werden zu feiner Drechslerarbeit gebraucht.

Die **Haare** und der **Miſt** werden, wie beym Rindvieh, benutzt; und letzterer, der einen ſtarken Biſamgeruch hat, iſt vorzüglich kühlend auf warmen Boden an Bergen.

Da

*) Aus Aberglauben verfertigte man ſonſt Ringe aus dieſen Theilen, welche gegen den Krampf und andere Krankheiten dienen ſollten.

Da dieſe Ochſen außerordentlich ſtark ſind, ſo braucht man ſie, wie die andern, zum Pflügen, Ziehen und Schleifen, und 2 Büffel vor einen Wagen geſpannt, ziehen eben ſo viel, als 4 ſtarke Pferde.

Schaden und Mittel dagegen. Die wilden Büffel fallen, wenn ſie verwundet werden, Menſchen an, und treten ſie mit Füßen; und richten oft auf bebauten Feldern großen Schaden an. Man hält ſie von letztern Orten mit Feuer ab. Die zahmen gehen zuweilen bey großem Durſte mit Karn und Pflug in den nächſten Teich oder Fluß, und haben ſchon manchem Führer im Zorn das Leben geraubt. Auf feuchten Wieſen treten ſie wegen ihrer Schwere zu tief ein.

(41) 2. Der Ochs, Stier. Die Kuh.

Bos Taurus. Lin. Vacca.

Le Boeuf. Buff.

The Ox. Penn.

Kennzeichen der Art.

Die Hörner ſind rund und auswärts gekrümmt, und an der Kehle befindet ſich eine ſchlaffe Haut (Schlauch).

Beſchreibung.

Das zahme Rindvieh ſtammt wahrſcheinlich von dem Auerochſen (Urochſen*) ab, welcher ſonſt auch im Thüringer- und Harzwalde gefunden wurde, und noch jetzt in Pohlen, Lit-

*) Ur heißt im Altdeutſchen Wald, Urochs oder Auerochs alſo Waldochs, wie Auerhahn Waldhahn.

Litthauen und Siberien wild angetroffen wird. Der Auerochſe iſt zwar größer, hat ein grimmigeres und wilderes Anſehen, harigere Schultern, Genick und Bruſt, als der zahme Ochs, und ſeine Farbe iſt auch beſtändig, nämlich allzeit ſchwarzfahl mit einem mauſefahlen Streif auf dem Rücken; allein demohngeachtet darf man ihn als Stammvater anerkennen, wenn man bedenkt, wie viel die Zähmung und die Verſchiedenheit des Futters auf die Thiere wirkt, ſo, daß auch das zahme Rindvieh ſelbſt, das doch gewiß von einem Stamme entſprungen ſeyn muß, nach der Verſchiedenheit des Klimas und beſonders der Nahrung von verſchiedener Größe, Farbe, und von verſchiedenem Wuchſe iſt, und daß es ſogar in einigen Provinzen Englands und in Ißland Ochſen giebt, welche ihr vorzügliches Kennzeichen, die Hörner nicht haben *).

Man giebt folgende äußerliche Eigenſchafften an, welche zu einem guten und ſchönen Stück Rindvieh erforderlich wären. Der Kopf ſoll kurz und breit, die Ohren lang und haarig, die Hörner glänzend, ſtark, und von mittelmäßiger Länge, das Maul breit und flach, die Naſenlöcher weit offen, die Lippen ſchwarz, der Hals groß und dick, die Schultern breit, dick und fleiſchig, die Bruſt groß und breit, der Schlauch (Triel) bis zu den Knieen niederhangend, die Lenden und das Kreuz breit, die Rippen rund und krumm, der Bauch groß und hangend, der Rücken gerade, der Schwanz bis zur Erde niederhängend und ſehr haarig, die Hüften lang, die Beine und Schenkel ſtark, die Klauen breit, kurz, und ſtark, und die Haut dick und weich ſeyn. Nach dieſen allge-

*) Im Erfurthiſchen; bey Prag auf dem Oberſtburggräflichen Guthe. Carl Egon Fürſt zu Fürſtenberg brachte ſie nach Böhmen.

allgemeinen Eigenſchafften, werden nun unter den Racen, die nach Verſchiedenheit ihres Vaterlandes auch verſchiedene und noch beſondere äußerliche Eigenſchafften haben, die Hausthiere gewählt.

Wir wollen die vornehmſten Racen, welche auch in Thüringen nicht unbekannt ſind, hier mit ihren unterſcheidenden Merkmalen angeben:

1) Die **Däniſchen** und **Jütländiſchen** Ochſen ſind dickleibig, und haben kurze Füße und wenig ausgebogene Hörner. Ihre Farbe iſt ſchwarz und weiß, oder roth und weiß. Man mäſtet ſie auf 10 Centner.

2) Die **Pohlniſchen** haben hohe Beine, weit auseinanderſtehende Hörner und eine blauliche oder fahle Farbe. Sie werden zu 9 Centnern gemäſtet.

3) Die **Ungariſchen** haben niedrige Beine, einen dicken und ſtarken Leib, und eine weißliche Farbe. Sie wiegen gemäſtet oft 9 Centner.

4) Die **Schweizeriſchen**. Sie ſind groß, lang und hoch und meiſt ſchwarz von Farbe *).

5) Die **Frießländiſchen** haben niedrige Füße, und ſind ſehr lang, dick, breit und meiſt roth von Farbe. Sie werden oft 12 Centner ſchwer gemäſtet. Die Kuh giebt zu

*) Steyermark iſt das einzige Land, welches in Abſicht der Rindviehzucht dieß mit der Schweitz gemein hat, daß die Kühe den ganzen Sommer hindurch auf den Alpen weiden. Hier werden auch Butter und Käſe gemacht, welches man Brenteln nennt. Letzteres beſorgt allzeit eine Weibsperſon die Brentlerin, Sandin oder Schwaigerin heißt. Das Rindvieh iſt daher in dieſer Gegend ſehr groß und gut.

manchen Zeiten wegen der guten Weide täglich 20 bis 24 Kannen Milch.

6) Die **Fränkiſchen.** Sie ſind hochbeinig, langgeſtreckt und meiſt roth von Farbe. Sie können 9 Centner ſchwer gemäſtet werden *), und werden ſehr ſtark nach Frankreich verhandelt.

7) Die **Böhmiſchen.** Das ſtarke unterſetzte Nationalvieh iſt ſchwarzbraun von Farbe, und man hat fette Ochſen zu 16 Centnern.

Da die übrigen deutſchen, die noch nicht durch eine größere Art verbeſſert worden, kleiner ſind, als alle dieſe angebenen Racen, ſo ſind auch die thüringiſchen verhältnißmäßig kleiner, ob man gleich in manchen Gegenden des Thüringer Waldes, wo gute Weiden ſind, Ochſen mäſtet, welche 8 Centn. wiegen.

Der **thüringiſche Ochs** iſt von mittler Statur, kurz gebaut, hat einen dicken ſchweren Kopf und kaum gekrümmte Hörner. Die **Kuh** iſt hochbeinig, langhälſig, langleibig, hat ein erhabenes Kreuz und einen ſpitzig zulaufenden mit einer aufgeworfenen Naſe verſehenen Kopf. Doch werden Beobachter, ſo wie allenthalben, alſo auch in jedem thüringiſchen Dorfe, eine abweichende Bildung des Rindviehs erkennen, wovon die Urſache in der verſchiedenen Weide und in

*) Im Jahr 1775 wurde zu Nürnberg ein Ochſe von 25 Centn. und 40 Pfund geſchlachtet. Er hatte 340 Pfund Talg und die Haut wog 70 Pfund. Im Jahr 1692 wurde aber in Lincolnſchire ein Ochſe geſchlachtet, der obigen am Gewicht noch weit übertraf; er wog 35 Centner und 77 Pfund.

in dem verſchiedenen Waſſer zu ſuchen iſt. Die Kühe z. B., welche in den tiefen Wäldern Thüringens weiden, haben lange ſpitzige, rückwärts gebogene Hörner, einen langen dünnen Hals, den ſie, wie die Hirſche, hoch tragen, dünne Beine und einen hohen Nacken, eine breite Bruſt und Kreuz ſind geſtreckt, und meiſt roth von Farbe. Hingegen die Kühe der Landdörfer haben einen großen Kopf, der, wenn ſie gehen, mit dem Hals, und Rücken in einer Linie fortläuft.

Die gewöhnliche Länge der thüringiſchen Kühe iſt vom Kopf bis zum Schwanz 8 Fuß, und die Höhe 4 1/2 Fuß*), doch ſind ſie, je nachdem ſie in der Jugend gut oder ſchlecht gefüttert und gewartet wurden, auch größer oder kleiner.

Die gemeinſte Farbe des thüringiſchen Rindviehes iſt die rothbraune, doch giebt es auch gelbbraune, gelbe, rothe, ſchwarze, weiße, fahle, ſchimmelfarbene, und gefleckte. Die Farbe hat übrigens keinen merklichen Einfluß auf die Güte des Thiers; nur müſſen die Haare ſelbſt dicht, weich, glatt, und glänzend ſeyn, weil dieß Kennzeichen der Geſundheit ſind. Doch liebt man das graue, weiße, blaßgefärbte und gefleckte Rindvieh deswegen nicht, weil es von Fliegen, Bremſen und anderm Ungeziefer weit mehr, als das braune, rothe und ſchwarze gequält wird. Wie bekannt, ſo hat der Ochs eben ſo, wie das Pferd auf der Stirne einen Stern oder Wirbel von Haaren.

Die Schönheit, Geſchmeidigkeit, Lebhaftigkeit und Hurtigkeit des Pferdes mangelt dem Rindvieh gänzlich. Sein Körperbau iſt unförmlich, der Kopf länglich viereckig, die Lippen überhängend und die obern dick und ſtumpf, die Au-

*) Par. Ms.: Länge 7 Fuß; Höhe 3 1/4 Fuß.

Augen breit, ſchwarz, flachrund und trübe; die Ohren breit, ſpitzig und ſchlaff; der Hals dick und zur Seiten breit gedruckt; die Bruſt hängend, der Nacken hoch, die Rippen ſtark gebogen, das Kreuz breit und hager, der Bauch rund und dick, die Beine kurz und ſtark, der Gang ſchläfrig und ſchwer, ſeine Wendungen ungeſchickt, und überhaupt ſein ganzes Weſen plump und langſam. Auch hat ihm die Natur ſehr wenige geiſtige Talente verliehen. Allein der Mangel aller dieſer Eigenſchafften ſchmälert ſeine anderweitige große Nutzbarkeit für die Menſchen nicht. Das weibliche Geſchlecht zeichnet ſich bey ſeiner Trägheit, noch durch Sanftmuth aus, welche bey dem männlichen nur allzu oft in Tücke und Boßheit ausartet. — Die Waffen dieſer Thiere, ihre Hörner, werden durch ihre große Stärke fürchterlich, und im Nothfall brauchen ſie auch die Hinterfüße, um ſich gegen ihre Feinde zu wehren. — Sie begnügen ſich mit einem kurzen und leichten Schlaf, den das geringſte Geräuſch unterbrechen kann, und liegen dabey gewöhnlich auf der linken Seite.

Das **Alter** des Rindviehs kann man an ihren Zähnen erkennen.

Es hat daſſelbe, wie bekannt, acht Schneidezähne in der untern Kinnlade, welche ſchmäler und leichter beweglich iſt, als die obere. Statt der Vorderzähne in der obern, iſt das Zahnfleiſch mit einer harten Haut überzogen, auf welche die Zähne der untern Kinnlade ſo genau paſſen, daß nicht das kleinſte Gräschen, wenn es frißt, durchſchlüpfen kann. Auf jeder Seite der beyden Kinnladen befinden ſich ſechs Backenzähne, daß alſo das Maul, da ihm die Eckzähne mangeln, zuſammen mit 32 Zähnen beſetzt iſt.

Ein

Ein Kalb kommt mit vier Milchzähnen auf die Welt, erhält in 14 Tagen noch zwey andere, und hat im erſten Vierteljahr ſeine 8 Vorderzähne. Nach dem zehnten Monate, oder zu Ende des erſten Jahres fallen ihm die zwey mittlern aus, und dieſe werden in 14 Tagen durch zwey andere erſetzt. Das kommende Jahr oder gewöhnlich nach 16 Monaten verliert es die zwey folgenden, welche an der Seite der zwey mittlern ſtehen, und an deren ſtatt bekömmt es in kurzer Zeit wiederum zwey neue, und im dritten Jahre endlich die vier letztern, ſo daß nach Verlauf völliger drey Jahre das Rindvieh ſeine 8 Vorderzähne (Schaufeln) eingeſetzt (eingeſchoben) hat, welche alsdenn breiter, länger, nicht mehr ſo weiß ſind und näher zuſammen und feſter ſtehen, als die Milchzähne. Nach dem vierten Jahre, wenn die Kalbin zum erſtenmal gebohren hat, tritt an der Wurzel der Hörner dicht am Kopfe ein Ring hervor, der ihr fünftes Jahr andeutet, das folgende Jahr wächſt der Kuh wiederum ein neuer hervor, der ihr ſechstes Jahr bezeichnet, und ſo treten unabläßig in jedem Jahre neue Ringe hervor, ſo lange dieſe Thiere leben. Doch kann man ſich auf das Kennzeichen der Hornringe nicht ſicher verlaſſen, weil der Ausnahmen zu viel ſind, wo Kühe, die viel Kälber hatten, wenige Ringe, und andere, welche wenig Kälber hatten, ſchon viele Ringe angeſetzt hatten. Nach dem ſechsten Kalbe, welches allemal die Zeit ſeyn ſollte, wo die Kühe gemäſtet und geſchlachtet würden, erkennt man ihr Älter an der Ungleichheit und Stumpfheit der Zähne, und an dem Zahnfleiſch, daß ſich, je älter ſie werden, je mehr ablößt, ſo daß man in ihrem hohen Alter einen großen Theil der braunen Zahnwurzel ſieht. — Sie leben 25 bis 30 Jahre; 20 Jahre ſind ſchon drückend für ſie, und ihre ergiebige Nutzung hört mit dem

zwölften auf. — Ihr Brummen und Blöcken, wodurch ſie ihre Begierden und Leidenſchafften ausdrücken hört man täglich. Den Stier ſcheint ſelten eine andere Leidenſchafft als der Trieb zur Fortpflanzung zum Brüllen zu reitzen. Die Kuh aber ſchreyet weit öfterer aus andern Urſachen, und das Kalb blöckt bald aus Schmerz, bald aus Mangel der Nahrung, bald aus Sehnſucht nach der Mutter.

Aufenthalt. Die Ställe, welche dem Rindvieh zum Aufenthalte angewieſen werden, müſſen geräumig genug ſeyn, ſo, daß jedes Stück einen Raum von zwey Ellen in der Breite einnehmen kann. Die Höhe derjenigen, in welchen der Miſt nur etliche Tage liegen bleibt, iſt 8 Fuß, und wo man ihn bis zur Düngung liegen läßt, 10 bis 12 Fuß. Die Rauſen und Krippen werden nach der Größe des Rindviehes eingerichtet, und in Ställen, in welchen der Miſt bis zur Düngung ſich ſammlet, müſſen ſie in Säulen, ſo eingelegt ſeyn, daß man ſie in dem Verhältniß, nach welchem die Streue unter ihnen wächſt, durch Hülfe eiſerner Nägel höher ſtellen kann. Der Boden muß mit Steinen ausgepflaſtert, und ſo eingerichtet ſeyn, daß von der nützlichen Gauche nichts verlohren geht; unter den Deckbalken müſſen genugſame Fenſter und Oeffnungen, durch welche im Sommer die friſche Luft die Ställe durchſtreichen kann, und wo möglich an der Decke ein oder etliche **Dunſtſchornſteine** (Dampfröhren, Zugſchornſteine), je nachdem der Stall groß oder klein iſt, angebracht werden, welche unten mit einem Schieber verſehen ſind, wodurch ſie mehr oder weniger geöffnet werden können. Die Streue muß in der Maaße eingeſtreuet werden, daß das Vieh immer trocken liegt, und reinlich und ſauber ausſieht. Dem Federvieh darf

man

man nicht erlauben in dieſe Wohnungen des Rindviehs zu gehen, weil die verlohrnen Federn, wenn ſie ſich mit dem Futter vermiſchen, demſelben einen heftigen und langwierigen Huſten, ja oft den Tod verurſachen; und wenn ſich dieſe Thiere wohl befinden ſollen, ſo müſſen ſie eben ſo wohl, wie die Pferde, obgleich nicht ſo oft, geſtriegelt und gebürſtet, im Sommer zuweilen gebadet und abgeſchwemmet werden, und immer einen ausgewaſchenen Schwanz und gereinigte Klauen haben. Diejenigen, die Sommer und Winter im Stall bleiben, müſſen zuweilen auf den Hof gelaſſen werden, weil ihnen ſonſt das Horn an den Klauen zu groß wächſt, und dadurch das Gehen erſchwert wird.

Nahrung. Das erſte und vorzüglichſte, worauf man bey der Nahrung des Rindviehs zu ſehen hat, iſt, daß es ſatt und gut gefüttert werde. Wir kennen in Thüringen zweyerley Arten der Kuhwirthſchafft in Anſehung der Fütterung. **Erſtlich**, wo die Kühe, nebſt der Hutweide in Feldern und Wäldern, wohin ſie im Sommer alle Tage getrieben werden, auch noch beſondere Nahrungsmittel im Stalle verlangen. **Zweytens**, wo die Kühe beſtändig, Sommer und Winter, im Stalle bleiben, und keine Hutweide genießen *).

*) Es iſt bekannt, wie viel Streit zwiſchen den Oekonomen deshalb iſt geführt worden, ob es beſſer ſey, die Kühe auf die Gemeindeweiden auszutreiben, oder die Gemeindeplätze zu vertheilen, und ſie in künſtliche Wieſen und in Aecker zu verwandeln und die Kleefütterung einzuführen. In Thüringen ſollte billig nur für die Bewohner des Thüringerwaldes die erſtere Art allein bleiben, weil hier der Mangel an Wieſen und Aek-

Denjenigen Kühen, die auf die Weide gehen, wird vorhero beym Melken ein Futter Gras vorgelegt und alsdenn beym

Aeckern, und alſo an hinlänglichem Futter zur Haltung des Rindviehs, das oft der vorzüglichſte Nahrungszweig der Waldbewohner iſt, nothwendig macht, und weil bey gehörig getroffenen Maasregeln die Hütung im Holze auch jetzt noch ohne beträchtlichen Nachtheil erlaubt werden kann. Allein die großen gemeinen Weideplätze in den ebenen Gegenden Thüringens ſollten billig alle abgeſchafft, vertheilt, unddadurch die auf unzählige untrügliche Erfahrungen ihres Nutzens ſich gründende Stallfütterung eingeführt werden. Denn (damit ich nur einiges hierbey bemerke,) der große Nutzen, den das Rindvieh durch ſeinen Dünger verſchafft, geht durch die Treibung auf die Weide zur Hälfte verlohren; die meiſten Wieſen können nur dürre Wieſen ſeyn, d. h., die Beſitzer derſelben bekommen nur Heu von denſelben, und müſſen das Grummt entbehren, um das Vieh darauf weiden zu laſſen; die feuchten Wieſen werden durch das ſchwere Vieh zertreten; die Gemeindeplätze ſind, wenn ſie einmal abgehütet worden, meiſt leer von allem guten Futter; und das Vieh frißt ſich an den jungen unkräftigen Grasſproſſen nur krank und hungrig; die Kuh verläuft die Milch; und endlich die mehreſten Krankheiten, ja die verheerenden Rinviehſeuchen, entſtehen daher, wenn das Vieh ſchädliche, beregnete, bethauete, und bereifte Kräuter frißt, und bald große Hitze, bald große Kälte und bald das heftigſte Regenwetter aushalten muß. In den Waldgegenden, wo die meiſten dieſer nachtheiligen Folgen nicht zu befürchten ſind, muß daher darauf geſehen werden, daß der Hirte vorzüglich den letztern Uebel auszuweichen ſucht, und daß das Rindvieh, wo möglich, jede Woche einmal einen Tag im Stalle bleibt und mit Heu oder beſſer, um das Heu im Sommer zu ſchonen, mit Gras, das mit viel Salz vermiſcht iſt, gefüttert wird.

Ue-

beym Austreiben im Hofe friſches Waſſer zu trinken gegeben. Wo ſie zu Mittag wiederum eingetrieben werden, müſſen ſie abermals erſt getränket werden und dann beym Melken ein Futter Gras bekommen. Hierauf erhalten ſie, wenn man es für nöthig hält, ein laues oder kaltes Getränke mit Kleyen, Getraideſchrot oder Trebern und Spülich, dann gehen ſie wiederum auf die Weide, und des Abends bekommen ſie nach der Tränkung ebenfalls wieder eine Portion Gras.

Bey der Stallfütterung des Rindviehs auf der andern Seite ſind eben die Vorſichtigkeitsregeln nöthig, die bey dem Schafvieh angewendet werden mußten, ſo wohl in Abſicht der Zeit des Abmähens des Klees, Esperſetts, Graſes und Wickenfutters, als auch des Vorlegens ſelbſt. Es muß im Frühjahr und Herbſt nach und nach an die grüne und trockene Nahrung gewöhnt werden, und vor allen Dingen iſt Abwechſelung im Futter nöthig, weil man bemerkt, daß die ſtäte Kleefütterung zuweilen Eckel erweckt. Man giebt ihm von dieſer grünen Nahrung täglich 5 kleine Fütterungen, weil es, wenn ihm zuviel auf einmal vorgelegt wird

Ueberhaupt iſt der Nutzen der Stallfütterung beym Rindvieh außer allem Zweifel; beym Schafvieh aber bleibt er noch problematiſch und hier muß ſich jeder Oekonom nach ſeiner Gegend und Lage richten.

Ein Landmann, der 30 Morgen Land zum Klee- und Futterbau verwendet, kann davon 25 Kühe im Stalle ernähren. Dieſe 30 Morgen bringen ihm nach ſichern Erfahrungen, mehr Nutzen als 90 Morgen Fruchtland, und durch den erlangten Dung verdoppelt er die Fruchtbarkeit ſeiner Aecker. Ein mehreres ſ. Schaf. S. 637 Anmerk.

wird, dasjenige, was von ſeinem Athem erwärmt iſt, liegen läßt, oder unter die Füße tritt. Zum Tranke bekömmt es dabey nichts als friſches, reines Quell- oder Bachwaſſer.

Bey der Winterfütterung iſt, wenn man von den Kühen den gehörigen Nutzen an der Milch haben will, noch mehr Abwechſelung nöthig. Sie bekommen daher immer abwechſelnd täglich viermal gedörrten Klee, Heu, Grummt, Erbſen- Korn- Waizen- Gerſten- und Haferſtroh; darzwiſchen aber erhalten ſie des Tages zweymal eine Siede von Heckerling vermiſcht mit etwas Salz, Kleyen, Gerſtenſchroot, Trebern, oder Oehlkuchen, geſtampften weißen, rothen Rüben, Runkelrüben, Erdkohlrüben, Krautdorſchen, Erdäpfeln, Obſtabfällen, und andern Abgängen in der Küche, die in einem beſondern Faße (Spülichfaße) aufgehoben werden. Dabey muß man aber zwiſchen jedem Futter das nöthige Wiederkäuen abwarten. Ihr Getränke muß ebenfalls kalt ſeyn, und darf nur höchſtens mit etwas warmen Waſſer abgeſchreckt werden, weil warmes Getränke ſeine Kraft verliert, das Vieh ermattet, und ihm unnöthigen Schweiß austreibt. Eine Milchkuh muß vor allen Dingen viel Waſſer bekommen, wenn ſie viel Milch geben ſoll, und man ſagt daß der große ſchwarze Rettig und die Paſtinake die Milch ſehr ſtark vermehrten.

Linne' hat den Verſuch gemacht, und gefunden, daß das Rindvieh 276 Kräuter fraß, und 218 unberührt ließ. Schierlingskraut, gelber Sturmhut (Aconitum Lycoctonum), Eiſenhütlein (Aconitum Napellus), Bilſenkraut, Tobackskraut und Waſſerrispengraß, (Minſch oder Segger

Poa

Poa aquatica), wenn die Blätter von einer Krankheit geſtreift ſind, ſind ihm Gift *).

Zu allen Jahrszeiten iſt dieſer Viehart zur Erhaltung ihrer Geſundheit wöchentlich einmal an einem beſtimmten Tage eine Hand voll Salz mit Kleyen vermengt vorzulegen nöthig. Kühe, welche auf ſolche Art, und beſonders mit Kleeheu und Wurzeln gefüttert werden, können auch im Winter des Tages dreymal gemolken werden, damit die Milch nicht abnimmt und in Fleiſch übergehet.

Nach den bekannten Ausrechnungen ſoll man zur Erhaltung einer Kuh ein zweyſpänniges Fuder Heu, von ohngefähr 10 Centnern und 1 Schock Stroh brauchen, von bloſſem Heu aber zwey ſolcher Fuder. Sonſt rechnet man gewöhnlich täglich auf eine Kuh im Winter 20 Pfund Heu, und im Sommer 80 bis 90 Pfund Klee. Eine ganz genaue Berechnung läßt ſich nicht angeben, und das vorzüglichſte bey der Fütterung kömmt auf die Ordnung an, die man bey derſelben beobachtet, ſonſt kann man noch zweymal ſo viel Futter verwüſten.

Ein Ochs, der nicht arbeitet, muß mit Heu und Stroh in gleichem Maaße zu ſeiner Sättigung vorlieb nehmen, wenn er aber arbeitet, ſo kann er mehr Heu als Stroh und zur Stärkung ſeiner Kräfte vor Anlegung des Jochs jeden Tag etwas Hafer verlangen. Er ſcheint das Rockenſtroh lieber, als das weniger nahrhafte Gerſtenſtroh zu freſſen.

Was

*) An einigen Orten z. B. im Amte Altenburg, wo man keine Brache hat, füttert man das Rindvieh ſo lange im Hofe und Stalle bis die Felder leer ſind, alsdenn treibt man es in die Stoppeln und auf die abgemäheten Wieſen.

Was die **Maſt** des Rindviehs anlangt, ſo werden die Kälber, die man gut ſchlachten will, mit ſüßer abgekochter Milch und Semmeln gefüttert, wobey man ihnen täglich ein rohes, von Schalen freyes, Hühnerey in den Hals ſteckt, wovon ſie in 4 bis 6 Wochen ſehr fett werden. Die Mäſtung des größern Viehes aber, der Kühe und Ochſen iſt ſehr verſchieden und jeder Oekonom richtet dieſelbe nach ſeinem Vortheil ein. Jedoch ſind gewiſſe Vortheile bekannt, deren man ſich ohne große Unkoſten bedienen kann, und die ſowohl die Mäſtung beſchleunigen als auch verbeſſern. Wicken, Kleeheu, gelbe Rüben, Salz und kaltes Waſſergetränke, in welches etliche Händevoll Gerſtenſchrot gemengt werden, thun dieß. Man legt nämlich einem Stück Maſtvieh täglich viermal in gleichen Theilen vermiſcht Heu und Grummt vor; giebt ihm nach einer Mahlzeit kühles Waſſer mit Gerſtenſchrot oder Trebern, und nach dem Wiederkäuen vier Händevoll geſchrotene Wicken mit einer Handvoll halb Salz und halb Salpeter vermiſcht. Bey dieſer Fütterungsart erſpart man die Zeit, das Vieh wird in 6 bis 8 Wochen fett, nicht krank, und der Aufwand des Salzes und Salpeters erſetzt das dadurch erhaltene Unſchlitt reichlich. Im Sommer bedient man ſich ſtatt des Heues und Grummts des Klees.

Fortpflanzung. Um den Nutzen von dem Rindvieh zu erlangen, den man von ihm erwarten kann, kommt alles darauf an, daß man ſich bemüht, eine gute Nachzucht zu erhalten. Dieß kann in Thüringen jetzo ebenfalls ſehr leicht geſchehen, da man daſelbſt verſchiedene Rindviehzuchten, ſogenannte Schweizereyen, die aus ſchweizeriſchen, oder oſtfriesländiſchen Vieh beſtehen, antrifft, wenn nur mehr Ernſt und Eifer da wäre, ſolche Verbeſſerungen zu machen.

Außerdem kann man auch ſchon durch gutgezogene Kälber, Kühe und Ochſen (Farrochſen, Stammochſen, Bullen, Reitochſen, Brummochſen, Wucherſtiere, Haagen), aus der Nachbarſchafft, oder aus ſeiner Heerde dieſe Viehzucht verbeſſern, wenn man nur allzeit die größten und beſten ausſucht.

Ein Kuhkalb muß daher allzeit ſchön gewachſene Hörner, mittelmäßig lange Beine, einen ſchlanken Leib, und einen guten Anſatz zum Eiter haben, und von einer Mutter abſtammen, welche viele und gute Milch giebt, und ein Bulle muß einen kurzen, dicken Kopf und breite Stirn, ſchwarze Augen, dicke ſchwärzliche Hörner, eine breite ſtarke Bruſt und Hals, langen Leib, einen langen haarigen Schwanz haben, und wo möglich dunkelbraun oder ſchwarz von Farbe ſeyn.

Wenn keine Ausartungen entſtehen ſollen, ſo dürfen die Kälber nach 18 Monaten nicht mehr mit dem ältern Rindvieh unter einerley Heerde ſeyn, um die zu frühzeitige Vermiſchung zu verhüten, wodurch ſchwache Mütter und ſchwache Kälber entſtehen; die Kuhkälber dürfen vor dem dritten Jahre nicht zum Ochſen kommen*), und die Ochſenkälber müſſen bey gutem Futter drey, oder beſſer, damit ſie ganz ausgewachſen ſind, vier Jahre alt ſeyn, ehe ſie zur Begattung (Reiten, Beſpringen) zugelaſſen werden, und die Ochſen dür-

*) Es iſt der Verſuch, beſonders von armen Leuten gemacht worden, daß ſie die jungen Kühe, (Kalben, Verſen, Stärken), die zur Fortpflanzung tüchtig ſind, durch Drucken und Streichen dahin gebracht haben, daß ſie Milch gaben; ja man iſt ſogar ſoweit gegangen, und hat eine ſolche melkendgemachte Kuh beſchnitten, und dadurch erhalten, daß ſie immerfort einerley Milch, und einerley Maaß von Milch gegeben hat.

dürfen nicht länger als drey Jahre bey einer Heerde bleiben, um dadurch die Begattung mit den jungen Kühen, die von ihnen abſtammen, zuverhüten, müſſen alsdenn entweder mit Ochſen von andern Heerden vertauſcht, oder gemäſtet und geſchlachtet, und überhaupt nicht länger als bis in ihr neuntes Jahr zum Beſpringen gebraucht werden. Ein einziger Ochſe iſt übrigens vermögend, 60 Stück Kühe zu befruchten, allein man geſellet ihm mit größerm Vortheil nur die Hälfte zu.

Den Reitz zur Begattung (Rindern, Oechslichwerden) fühlen alle Kühe, ſo wohl diejenigen, welche auf die Weide getrieben werden, als diejenigen, welche man in Ställen hält, mehrentheils in den drey Frühlingsmonaten, April, May und Junius, und geben ihn durch ein heftiges und unaufhörliches Brüllen, durch das Beſpringen anderer Kühe, Mangel der Freßluſt, und durch das Aufſchwellen der Geburtsglieder zu erkennen. Im Freyen auf der Weide empfangen ſie mehrentheils alle beym erſten, zweyten und dritten Sprung glücklich, und die Kräfte des Ochſen zu dieſem Geſchäffte erhält man in dieſen Monaten durch Gerſten, Wikken, und beſonders durch Hafer.

Die Kühe tragen 283 bis 285 Tage, oder 9 Monate, und bringen im zehnten eins, und ſehr ſelten zwey Kälber zur Welt (kalben, kälbern). Dieß geſchieht faſt jedesmal in den letzten Wintermonaten, im Februar und März. Da aber manchem Oekonomen ſehr viel daran gelegen iſt, wenn er zu einer beſtimmten Jahrszeit eine friſchmelkende Kuh hat, ſo hat man auch auf Mittel geſonnen, den Trieb zur Begattung, ſo wohl bey Ochſen als Kühen zu jeder Jahrszeit rege zu machen. Dem Ochſen, welchem es nur ſelten

an

an Luſt und Munterkeit zum Beſpringen fehlt, reitzt man, wenn man ihm das Maul mit einem Strohwiſch beſtreichet, mit welchem man die Geburtsglieder der Kuh gerieben hat. Den Kühen aber giebt man einige Gründlinge (Cobitis barbatula L.), eine kleine bekannte Fiſchart, zu freſſen, oder ſicherer, 14 Tage hinter einander in kleinen Portionen geſtoßene Hanfkörner, oder nur die Oehlkuchen von denſelben unter dem Futter, oder geröſteten Hafer mit Salz vermiſcht, oder Kümmel unter dem Futter, und man kann nach einem von dieſen gebrauchten Mitteln, den Ochſen zu laſſen.

Denjenigen Kühen, welche mit der Heerde auf die Weide gehen, und die man zur Mäſtung gern gelte haben will, kann man die Luſt zum Rindern durch fein gepülvertes Glas, das man ihnen zwiſchen zwey Brodſchnitten zu freſſen giebt, benehmen.

Die Kühe, welche das zweyte und dritte Kalb bekommen, müſſen vier Wochen vor ihrer Niederkunft, und vier Wochen nach derſelben, mit einem guten lauen Getränke von ſchwarzem Mehl, Kleyen und ſchlechtem Getraide, und mit gutem Graſe, Heu und Wurzeln gefüttert werden, damit ſich die Milchgefäße erweitern, und die Eiter groß und gefüllter werden.

Wenn die Kühe nicht von ſelbſt 4 oder 6 Wochen, ehe ſie kalben, die Milch verliehren, ſo muß man aufhören, ſie zu melken, weil die Milch, die ſie dann noch haben, dem zarten Kalbe nöthig ſeyn kann.

Da ſie ſehr oft ſchweren Geburten unterworfen ſind, ſo muß ein geſchickter Hirte die Lage des Kalbes in Mutterleibe, und die Handgriffe, die bey der Geburtshülfe nö-

thig ſind, kennen, um ihnen in der Noth helfen zu können. Sie bekommen, wenn ſie das Kalb gebohren haben, kein geiſtiges Getränke, ſondern bloß ein Getränke von lauem Waſſer, in welches eine Handvoll Roggenmehl und etwas Salz gemiſcht iſt. Die Verzehrung der Nachgeburt muß verhindert werden, weil ſie ihnen eine langſame Auszehrung verurſachen ſoll.

Ein geſundes Kalb wird nach den erſten empfangenen Liebkoſungen der Mutter durch Lecken, wobey man es mäßig mit Salz und Brodkrumen beſtreut, das Eiter ſogleich von ſelbſt ſuchen, und man läßt es auch die erſte reinigende Muttermilch genießen.

Diejenigen Kälber, welche zur Nachzucht aufgeſtellt (angebunden) werden ſollen, werden nicht von Kühen genommen, welche zum erſtenmal kalben, ſondern von ſolchen, die das zweyte, dritte, vierte oder fünfte Kalb bekommen, die viele Milch geben, und deren Milch mehr Butter als Käſe giebt, und ſie müſſen, wenn ſie recht gut werden ſollen, vor oder kurz nach Weihnachten gebohren worden ſeyn. Sie ſaugen vier Wochen an der Mutter, und werden alsdenn in einen andern Stall gebracht, um das Sehnen der Mutter und Tochter nach einander zu verhindern. Es werden ihnen anfangs Milchgetränke mit Kleyen, Geſchrot, oder grobem Mehl vorgeſetzt, nach dieſen werden ſie, wenn man ſie lauteres Waſſer zu trinken dadurch gelehrt hat, daß man ihren Durſt durch Beſtreichung der Zunge und des Mauls mit Salz, erregte, mit geſchnittenem Heu und Strohfutter, das mit Kleyen oder grobem Mehl vermiſcht iſt (Siede), und mit aufgeſtecktem guten Heu, Haſer und Gerſtenſtroh weiter gefüttert, und zuletzt im May und Junius auch an Gras

ge-

gewöhnt, welches man ihnen ſo lange unter die Siede ſchneiden läſſet, bis man glaubt, daß ſie ohne Nachtheil ihrer Geſundheit auf die Weide gelaſſen, oder bloßes Gras und Kleefutter im Stalle genießen dürften.

Andere halten folgende Schweizerart, die Kälber zu erziehen, für beſſer. Das Kalb darf nach derſelben niemals an der Mutter ſaugen, ſondern wenn es von derſelben abgeleckt iſt, ſo melkt man ſie, und ſetzt die Milch dem Kalbe in einem irrdenen Geſchirr, in welches man die Hand verkehrt legt, ſo daß der Daumen nur aus der Milch hervorragt, vor. Wenn es dann an dem Daumen zu ſaugen anfängt, ſo zieht man ihn in das Geſchirr zurück, nimmt hierauf die Hand ganz heraus, und es wird forttrinken. Dieſe Täuſchung wird ſo lange wiederholt, bis das Kalb dieſe Nahrung ohne Daumen zu ſich nimmt, und zwar täglich dreymal. Drey Wochenlang bekommt es die reine Muttermilch, in der vierten gießt man ein wenig milchwarmes Waſſer unter dieſelbe, in der fünften den dritten Theil, in der ſechſten die Hälfte Waſſer, in der ſiebenten 2/3 Waſſer, und endlich nach der ſiebenten bekommt es milchwarme Molke. Braucht man in der vierten Woche die Milch, ſo kocht man grobes ſchwarzes Brod in Waſſer mit etwas Milch vermiſcht zu einem Brey, und giebt ihm davon dreymal des Tages. Statt ſüſſer Milch kann auch ſaure oder Buttermilch gebraucht werden, wenn man viele Kleyen und ſchwarzes Brod einmengt. Unter dieſer Koſt verfließt ein Vierteljahr. Nach dieſer Zeit erhält es entweder ſaure Milch oder Molke mit gekochtem Leinſaamen, Oehlkuchen oder Nachkorn, und nach vier ganz verfloßenen Monaten füttert man es mit gutem Heu und Hafergarben, und tränkt es mit Milchmolken. Das ganze

erſte Jahr bekommt es denn gewöhnlich kein Gras oder grü-nes Futter, und erſt im zweyten wird mit Gras, und be-ſonders mit Klee im Stalle die Fütterung fortgeſetzt; doch kann man auch mit der gehörigen Vorſicht Luzerner und Klee im erſten Jahre füttern. Die guten Wirkungen dieſer letzten Methode ſind, daß die Kälber keine Haare einſaugen, die Kühe und Kälber beym Entwöhnen nicht nach einander ſchreyen, die Milch gehörig aus dem Eiter gezogen wird, und die Kälber allzeit größer und ſtärker werden müſſen, als nach der vorigen Erziehungsart.

Im erſten Winter erfordern die Kälber beſondere Auf-ſicht und Wartung; denn dieſer macht eigentlich den gefähr-lichſten Zeitraum ihres Lebens aus. Im folgenden Som-mer werden ſie alsdenn ſchon ſtark genug, um vom nächſten Winter nichts mehr fürchten zu dürfen. Da ſie unter zwey Jahren noch keine Zeichen des Alters haben, ſo werden ſie im erſten Jahre **Abſetzekälber** oder **Zuchtkälber**, im zwey-ten aber **Verſen** und **Stiere** genennt.

Von Kühen, welche gut aus Fleiſch ſetzen, und nicht viel Milch geben, bindet man die Ochſenkälber an.

Das **Verſchneiden** geſchieht entweder in den erſten Wochen, oder wird, wie einige lieber wollen, bis ins zweyte Jahr verſchoben, weil alsdenn erſt der Anſatz zu einem ſtar-ken Hals und Bruſt, und zur Größe und Stärke da iſt, und jetzt erſt die ſchönſten als Bullen zur Nachzucht ausgeſucht werden können. Allein länger darf auch dieſe Operation nicht verſpart werden, ſonſt wildern ſie ſchon, und wachſen nicht mehr ſo gut*). Man bedienet ſich hierbey gewöhnlich einer kür-

*) Auch ihr Trieb zur Fortpflanzung verliehrt ſich als-denn nicht, und ſie pflegen ſich noch immer hitzigen Kü-hen

kürzern Methode, als bey den Pferden. Man bindet den jungen (oder alten) Ochſen feſte, und läßt ihn von einigen ſtarken Perſonen auf der Seite an eine Mauer oder Wand andrücken. Der Schäfer oder Hirte nimmt alsdenn zwey gleiche 8 Zoll lange und 2 Zoll dicke Klippelhölzer, welche an dem einen Ende zuſammengebunden ſind. Zwiſchen dieſelbe klemmt er den Hodenſack auf der offnen Seite ein, und bindet ſie, indem er ſie feſt zuſammenhält, und nach den Hoden zu abwärts ſtraff anzieht, auf der andern Seite gut zuſammen. Man ſieht zuweilen zu, ob die Hölzer noch feſt gebunden ſind, und läßt ſie von ſelbſt mit dem verfaulten Hodenſack abfallen. Mit bloßen Bindfaden läßt ſich dieſe Caſtration auch verrichten. Das männliche Rindvieh bekommt nach dieſem Verluſt ſeiner Mannbarkeit einen längern Hals, Kopf, Leib und Hörner. Es wird, da es ſeine Wildheit, ſeiner Stärke ohnbeſchadet, verliehrt, mehr zur Arbeit geſchickt, gelehriger und verträglicher. — Im dritten Jahre iſt es die höchſte Zeit einen **Zugochſen** zahm zu machen, und unter das Joch zu beugen, weil mit ſeinem Alter auch ſeine Ungelehrigkeit, Unbändigkeit und Halsſtarrigkeit zunimmt. Zwey die zuſammen an einem Joche ziehen ſollen, führt man zuſammen an die Weide, und bindet ſie an eine Krippe.

Man beſchneidet auch die Kuhkälber, die den Namen **Nonnen** bekommen. Dieß geſchieht aber in den erſten Wochen. Man rühmt ihre Brauchbarkeit beym Fuhrwerke,

hen mit großen Nachtheil zu nähern. Denn faſt das bloße Berühren des Ochſen erzeugt an den Geſchlechtstheilen der Kuh gewiſſe Fleiſchgewächſe oder Warzen, welche wohl von einer unreifen eiternden Saamenmaterie entſtehen, und durch ein glühendes Eiſen wieder vertrieben werden müſſen.

ihre Behendigkeit, Stärke und Anlage zum Fettwerden gar ſehr.

Krankheiten und Mittel dagegen. Das Rindvieh, das auf die Weide getrieben wird, iſt mehrern Krankheiten, die von ſchädlichen und verdorbenen Gewächſen, von der ſchnellen Abwechſelung und von der ſchlechten Witterung entſtehen, ausgeſetzt, als das Vieh, welches im Stalle bleibt. Es gehören dahin vorzüglich

1) Die **Hornviehſeuche**, Viehſeuche, welche zuweilen, wie die Peſt, um ſich greift, und die Länder ſperret. Sie iſt von mancherley Art, die vorzüglichſte aber beſteht in einer Entzündung an verſchiedenen Theilen, welche ſich anfänglich durch Hitze und Ausfließung der Augen und Naſen äußert, und von einem verhärteten Magen (Pſalter) und zu großer Galle entſpringt. Lange anhaltende dürre Witterung, ſtaubige Weide, unreines Getränke, Pfützenſaufen, und Mehlthaue bewirken dieſe Fehler der Eingeweide. Das Maul des Viehes des Tages etlichemal mit Salz ausgerieben, und mit Eßig ausgewaſchen, und ihm eine Kugel von Sauerteich zwey Zoll im Durchmeſſer und ein Paar Meſſerſpitzen voll Salz eingegeben, hilft gewöhnlich. Dasjenige, das beſtändig und ſtark mit Leinkuchenmehl gefüttert worden iſt, ſoll mitten in der Viehſeuche unter dem angeſteckten Vieh geſund geblieben ſeyn. Auch ſaure Aepfel oder Extract davon, retten und bewahren es.

2) Die **Knotenkrankheit**, das fliegende Feuer, der fliegende Brand verurſacht zuweilen ein großes Viehſterben. Es entſtehen an verſchiedenen Theilen des Leibes große Knoten, die eine gelbe Feuchtigkeit enthalten, und von welchen das Vieh, wenn ſie nahe am Kopfe ſind, in 8 bis 12

Stun-

Stunden, und wenn ſie weiter davon ſind in 24 bis 36 Stunden ſtirbt. Sie bricht allzeit im Auguſt aus, das Rindvieh wird damit überfallen, wenn es des Abends im Walde weidet, man glaubt durch den Stich einer Weſpe, und giebt die große **Holzweſpe** als Urſache an *). Dieſe Krankheit ſteckt nicht an. Man ſchneidet dem Vieh die Knoten an den Orten, wo es geſchehen kann, ganz aus, oder wo es nicht geſchehen kann, ſchneidet man ſie nur auf, drückt die giftige Feuchtigkeit heraus, und legt dürre Chriſtwurz auf, damit ſie vollends herausgezogen wird, und reiniget die Wunden mit Weineßig oder Urin.

3) Der **Zungenkrebs**, die Mundfäule, die Finnen, der Krebs, die Schwämme, eine anſteckende Krankheit. Aus kleinen weißen Körnchen an der Zunge und dem Zahnfleiſch des Rindviehs wird eine oder mehrere ſchwarze Blaſen; die Stimme wird rauh; es ſteht ſchwer auf den Hinterfüßen, und bekommt einen ſtarken Huſten, mit einem üblen Geruch begleitet, welchen Zuſtand man auch die **faule Bräune** nennt. Dieſe Krankheit entſteht wahrſcheinlich vom Genuß giftiger und beſonders vom Mehlthau verdorbener Kräuter oder faulen ſtillſtehenden Waſſer. Ein Verwahrungsmittel gegen dieſelbe iſt Wachholderbeeren, oder Lorbeeren und Küchenſalz gepülvert fünf Finger voll die Woche etlichemal unter dem Futter gegeben. Den Thieren, die eine Blaſe

 haben,

*) Sirex Gigas. L. (ſ. Hirſch. S. 577.) Mir kömmt dieſe Urſache außer vielen andern Gründen auch daher ſehr unwahrſcheinlich vor, weil es alle Jahre dieſe große Holzweſpe giebt, 1787 ſehr häufig gab, und man doch von dieſem Uebel nichts gehört hat, und weil ſich dieß Inſekt nach meinen Beobachtungen nie ans Vieh, noch dahin ſetzt, wo ſich das Vieh etwa drauf legen könnt.

haben, muß dieſelbe vor allen Dingen aufgeſchnitten und mit ſcharfen Mitteln, als mit Weineßig ausgewaſchen, mit blauen Vitriol ausgerieben und mit Salz, Alaun oder Salpeter beſtreut werden, ſonſt fällt die Zunge in kurzer Zeit vom Brand verheert, ſtückweiſe heraus. Innerlich giebt man im Frühjahr alle Morgen und Abend dem Vieh friſche Weidenblätter, ein Paar Löffel voll Salz, und einen Löffel voll geſtoſſene Enzianblätter; im Winter aber 1/2 Pfund Enzianwurzel, 8 Loth Schwefel, 4 Loth Salpeter, und 3 Loth Ofenruß, gepülvert in einem Tag 3 Eßlöffel in friſchem Waſſer. Auch folgende Mittel helfen. Wenn man nämlich bemerkt, daß die Zunge des Thieres nicht rein iſt, ſo ſchlägt man ihm die Droßelader und giebt ihm einen Trank aus Salpeter, Weinſteinrahm und Campher und in der Folge Chinarinden und ſtärkere Säuren. Dabey bekommt es nur halbe, aber unverdorbene Fütterung, und es wird ihm ein Fontenell an die Bruſt geſetzt (eingezogen) aus der in ſpaniſcher Fliegentinktur geweichten ſchwarzen Nießwurz.

4) Die **Maul- und Fußkrankheit.** Es entſtehen zwiſchen den Klauen und im Maul am Gaumen, Zahnfleiſch, und auf der Zunge helle Waſſerblaſen, wie die Haſelnüſſe groß. Die Urſach dieſer Viehſeuche iſt wohl ſchlechte Witterung, und die dadurch verunreinigte Luft, welche ſchädliche Dünſte in ſich enthält, die auf das Rindvieh wirken. Man verwahrt daſſelbe zu ſolchen Zeiten, wenn dieſe Seuche herrſcht, gegen dieſe Krankheit, wenn man ihm Morgens und Abends in ſeinen Trank Leinkuchen mit 1/2 Loth Salpeter giebt. Die Blaſen ſelbſt reibt man mit einem Tüchelchen, das in Salzwaſſer getaucht iſt, an den Füßen und im Maul auf, und beſtreicht auch wohl die Stellen, wo die Blaſen ſtanden, mit Theer.

5) Das

5) Das Blut. Es iſt zweyerley.

a) Das Herzblut auch das Blähen, Auflaufen. Dieß iſt eine Krankheit der Kühe, wenn ſie bey ungewohnter Kleefütterung, hungrig auf einmal eine zu große Menge ſaftiger Kräuter, beſonders aber Klee freſſen, welcher ihnen im erſten Magen ſtecken bleibt und ihn aufblähet. Ein einfaches Mittel iſt folgendes: Man vermiſchet 1/4 Pfund Leinöhl mit einem Nöſel lauer Milch, und gießt es ein. Nach Verhältniß des Viehes wird dieſes Mittel verſtärkt oder vermindert. Wenn aber die Haut ſchon wie eine Trommel aufgeſchwollen iſt, ſo muß man mit dem Stich helfen. Man nimmt darzu ein Stechmeſſer (Trokar), ſo wie es bey Menſchen in der Waſſerſucht zum Abzapfen gebraucht wird, und ſtößt es dem Vieh auf der linken Seite zwiſchen der letzten Rippe, dem Hüft- und Kreuzknochen in der Mitte der Weiche, ſenkrecht ein, und läßt den Wind, durch die mit dem Meſſer eingeſtochene Röhre, heraus dringen.

b) Das Lendenblut, wo ſie Blut miſten. Es entſteht von zu fettem Gras auf der Weide, von jungem Laube, von einem hitzigen Trunk in heißen Sommertagen, und beſonders vom kleinen Sauerampfer, den ſie im Walde zu häufig genießen. Ein Stück eingeſtecktes Specks hilft.

6) Das Feuer. Die Kühe nehmen bey der beſten Fütterung ab, und ſehen trübe aus den Augen. Man zieht ihnen mit Chriſtwurz an den Hinterbeinen ein.

7) Die Kröte. Sie iſt zweyerley:

a) Die Herzkröte, innerliche Kröte, das böſe Ding. Sie blöcken plötzlich ſchrecklich, fallen nieder, und ſind, wie vom Schlag gerührt, tod.

b) **Die ordentliche oder äußerliche Kröte.** Bey dieſer Krankheit ſchwillt dieſen Thieren der ganze Kopf und der Maſtdarm. Man ſchlägt ihnen eine Ader am Halſe, ſticht ihnen den Geſchwulſt mit einer ſpitzigen Nadel auf, daß die gelbe Feuchtigkeit durchfließt, und giebt ihnen einen Löffel voll Mithridat und Bergöhl ein. Sonderbar iſt es, daß hitzige Kühe dieſe Krankheit meiſtens aus Rache und Zorn bekommen, wenn ſie in einem Kampfe nicht gewonnen haben, oder ſtark geſtoßen worden ſind.

8) **Die Darmgicht, Colik, das Darmſchneiden.** Sie wälzen ſich hierbey ſchrecklich. Ein Löffel voll Eßig mit Kreide curirt ſie.

9) **Das Blutharnen** (das Rothe), welche Krankheit ſie beſonders alsdenn befällt, wenn ſie in waldigen Gegenden im Frühjahr Kräuter freßen, auf welche der Blumenſtaub der Fichten und Kiefer gefallen iſt. Ein halb Loth Alaun in ſechs Nöſel Milch aufgelößt, und auf einmal eingegeben, ſo wie Schweinefett, Heu und öfteres kaltes Getränke, ſind zwey gute Mittel; und wenn die Krankheit heftig iſt, ſo ſchlägt man dabey eine Ader.

10) **Der Durchfall.** Dieſen ſtopft ein Hühnerey oder Malz; und iſt er heftig, blauer Thon eines Eyes groß in warmen Waſſer aufgelößt. Bey jungem Vieh leiſtet die Rhapontikwurzel die vortreflichſten Dienſte.

11) Die **Entzündung des Euters,** und das **Aufſpringen der Striche,** welchen Uebeln die Kühe durch vielerley Zufälle ſo ſehr ausgeſetzt ſind, vertreibt man durch Beſtreichung mit geſalzener Butter, oder durch Auflegung einiger

ger Lilienblätter, die etliche Tage in Baumöhl eingetaucht geweſen ſind.

12) **Geſchwulſte und Knoten des Euters.** Dieſe bringt man, wenn ſie ſich nicht durch gelindes Reiben mit Kampher zertheilen laſſen, durch Umſchläge von warmer Hafergrütze zur Eiterung, und heilt ſie alsdenn, wie andere Geſchwüre.

13) **Alle äußerliche Fleiſchwunden** von Stößen oder Schlägen werden mit einer Salbe von Eyerdotter, eben ſo viel dickem Terpentin und ohngefähr einer Wallnuß groß ungeſalzener Butter täglich dreymal verbunden, und geheilet.

14) **Eine Haarkugel** findet ſich zuweilen in dem Magen dieſer Thiere, welche aus den Haaren zuſammen geballt iſt, die ſie ſich ablecken und verſchlucken.

15) Die **große Warzen** unterbindet man mit einem Pferdehaar oder einem ſeidenem Faden, und die **kleinen** beitzet man mit einer ſcharfen Lauge weg.

Feinde. Die **Wölfe** ſtehlen Kälber von der Weide weg. — Das Rindvieh wird von der **Kuhmilbe**, **Hundemilbe**, **Kälberlaus** *), von den **Stechfliegen** **), **Mücken** und **Ochſenbremen** ſehr gepeiniget. Man beſprengt es zur Abſchreckung dieſer Feinde mit Waſſer, worin grüne Nußſchalen und Nußblätter abgekocht ſind oder mit Heringslake.

Die

*) Pediculus vituli. L. Sie hat einen breiten zugeſpitzten Hinterleib von blauer Farbe.

**) Conops. Sie iſt grau.

Die Ochſenbremſen *) verurſachen die ſogenannten Engerlinge, welche die Haut löcherlich machen, und dem kränklichen Vieh ſehr nachtheilig ſind.

Das Saugen der Viehfliege **) muß dem Rindvieh einen ſehr großen Schmerz erregen, weil ſie, wenn ſie von einem ſolchen Inſekte verfolgt werden, wie wüthend herumſpringen, und vor Angſt ſich bepiſſen.

Die große Holzwespe (ſ. Knotenkrankheit) ſoll die tödliche Knotenkrankheit verurſachen.

Bandwürmer, Blaſenwürmer, Spulwürmer und Egelwürmer machen ihnen oft große Beſchwerden.

Nutzen. Es iſt oft unter den Oekonomen Streit geweſen, ob die Pferde oder Ochſen in der Oekonomie nützlicher wären, und man iſt immer geneigt geweſen, zum Vortheil der Ochſen zu ſprechen; und ſo viel iſt auch allerdings gegründet, der Ochſe iſt wohlfeiler, nimmt mit geringerer Koſt vorlieb, giebt beſſern Dünger, iſt wenigern Krankheiten ausgeſetzt, als das Pferd, und kann, wenn er ausgedient hat, gemäſtet werden, allein das Pferd verdrängt ihn wegen ſeiner Langſamkeit in ebenen Gegenden und großen Landwirthſchaften, und er darf nur in bergigen Gegenden wegen ſeines anhaltenden und ſichern Schrittes am Pflug und Wagen den Vorzug vor dem Pferde behalten.

Man

*) Oeſtrus bovis. L. Kuhbremſe. Die Geſchwülſte, die davon entſtehen, heißen Daſſelbeulen, Viekebeulen ſ. Hirſch. S. 576.

**) Muſca nemorum. L. auch Piſſelmücke, Baier, Biesfliege, Waldfliege. Sie hat 4 Augen, und ihr Körper iſt gelb geringelt mit 3 weißen Gürteln.

Man ſpannt gewöhnlich an **Pflug** und **Wagen** zwey Ochſen an ein Joch, um die Gleichheit des Schrittes zu erhalten; allein wenn dieſelben nicht genau einerley Höhe, Gang, Schritt, Munterkeit und Stärke haben, ſo iſt dieß eine große Plage für dieſelben, und man thut beſſer, man jochet jeden Ochſen allein, entweder vor die Stirn, oder im Nacken an. Er läßt ſich auch mit einem leichten Kummt an der Bruſt anſpannen, doch ſcheint er hier ſeine gehörige Stärke und Folgſamkeit nicht zu beweiſen.

In einigen Gegenden Aſiens und Afrika wird er, wie in den älteſten Zeiten, zum **Ausdreſchen des Getraides** *), zum Reiten und Tragen gebraucht, und in einigen Gegenden Schwedens muß er in den Ziegelhütten den **Thon** treten.

Die Kühe unter das Joch zu beugen, wie es auch in einigen thüringiſchen Orten üblich iſt, und beſonders im Geſpann mit einem Ochſen oder Pferde, iſt grauſam, da ſie durch ſolche ſchwere Arbeiten, bey welchen ſie auch noch durch ihre Milch nützen müſſen, zu ſehr abgemattet und elend werden. Verſchnittene Kühe ſollen aber ſo gut und noch beſſer als die Ochſen gebraucht werden können.

Den größten Nutzen leiſten die Kühe durch ihre **Milch**, und die vier Zitzen am Eiter, wodurch ſie ſich von allen mit ihnen verwandten Thieren unterſcheiden, und ihre Fähigkeit auch ohne ein ſäugendes Kalb lange Milch zu geben, beweiſt, daß ſie dadurch ganz vorzüglich zum Nutzen der Menſchen beſtimmt ſind. Gute Kühe geben in einem Tage, wenn ſie Kleefutter bekommen und im Stalle ſtehen, 10 bis 12

*) 5 B. Moſ. 25, 4. 1 Cor. 9, 19.

Maaß Milch. Man melkt ſie in thüringiſchen Walddörfern, wo ſie den ganzen Tag über in den Bergen auf der Weide bleiben, zweymal, und in den Landdörfern gewöhnlich dreymal des Tages. Kühe, die immer im Stalle ſind, ſollten billig alle Tage dreymal gemolken werden, denn durch das öftere Melken werden die Milchgefäße erweitert, und es wird immer mehr Milch im Eiter abgeſondert. Gute Milch darf weder zu dick noch zu dünne, ſondern ſie muß vielmehr in Anſehung ihres Zuſammenhangs ſo beſchaffen ſeyn, daß ein Tröpfchen, das man abfließen läßt, ſeine Rundung behält, und eine ſchöne weiße Farbe hat. Nach dem Melken muß die Milch ſogleich nicht durch ein Haarſieb, oder durch ein wollenes Tuch, ſondern durch einen wohlgereinigten leinenen Beutel, welcher in einen Ring eingefaßt iſt, geſchüttet werden, und zwar, wenn ſie **Rahm** (Sahne) anſetzen ſoll, in ein breites irrdenes Gefäß, worin ſich die in die Höhe ſteigenden öhlichten Theile, die die Sahne bilden, beſſer ſammeln können, als in einem engen hohen Topf. Der Ort, wo die Milch aufgehoben wird, muß nicht dumpfig, und weder zu warm, noch zu kalt ſeyn. Der Rahm, welcher gebuttert werden ſoll, darf nicht zu lange auf der geronnenen (ſauern) Milch ſtehen, ſonſt wird er ſcharf und übelſchmeckend, und theilt dieſen ſcharfen und übeln Geſchmack auch der **Butter**, die im May und Junius, und in Hollſtein und Thüringen am beſten iſt, mit. Die Butter wird, auſſer zur Speiſe, zum Einſchmälzen der Wolle vom Tuchmacher, in Salzſiedereyen, um das Salz zum Schäumen zu bringen, in Zuckerſiedereyen, um das Aufwallen des Zukers beym zweyten Sud zu mäßigen gebraucht. Die Buttermilch kann man trinken und zu Speiſen verbrauchen; eben ſo wie die ſaure. Letztere giebt, wie bekannt, die gewöhnlichen **Käſe**,

welche

welche nach der verſchiedenen Behandlungsart gut oder ſchlecht werden. Die Edammer, Limburger, Pflaſterſteinkäſe, Aberdammer, die Schweizer- und Parmeſankäſe behaupten vor allen übrigen den Vorzug. Auch die Molke, die dabey zurück bleibt, kann man in der Oekonomie und Arzney verſchiedentlich nützlich anwenden, und in Salzſiedereyen ſchäumt man das Salz damit. Das Waſchen mit ſaurer Milch iſt auch ein gutes Mittel wider die Sommerflecken, wenn man ſich dabey der Sonne entzieht. — Man bedienet ſich auch jetzt der Milch mit mehrern Vortheil zur Stärke, weil ſie die Leinewand nicht zerfrißt. Man ſetzt ſie nämlich 48 Stunden an einen kühlen Ort, verhindert des Gerinnen, nimmt die Sahne ſehr rein ab, und taucht darein die gewaſchene Leinwand.

Die **Milch**, welche ſich in den Eitern der Kühe, ehe ſie kalben, ſammelt, brauchen die Ißländer, als einen Leim, um Bücher, Holz und andere Dinge damit zu leimen, und auch unter die Dinte.

Das **Rind- und Kalbfleiſch** iſt ein vorzügliches Nahrungsmittel der Menſchen, welches ihnen, auch bey den öfterſten Genuß, keinen Eckel verurſacht, wie die andern Fleiſcharten, und ſchmackhaft, nahrhaft und leicht verdaulich iſt. Es wird friſch, geräuchert und mit Salpeter eingemacht, oder als **Pöckelfleiſch** gegeſſen, und auf vielerley Art zugerichtet. Die **Kaldaunen** und übrigen Eingeweide werden ebenfalls gegeſſen; das **Fett** giebt gute Suppen, und das **Mark** nährt und ſtärkt entkräftete Perſonen.

Mit den **Haaren** ſtopft der Sattler Sättel, Polſter und Stühle aus; der Filzmacher macht davon Matratzen und Filz-

Filzſtiefeln, der Tüncher miſcht ſie unter ſeinen Kalch, um ihm mehr Feſtigkeit zu verſchaffen, und der Ackerbeſitzer kann diejenigen, welche beym Weißgerber, wo ſie mit Kalch vermiſcht ſind, abgehen, als einen vortreflichen Dünger auf naſſem Boden brauchen.

Aus den **Häuten** der Kälber, Kühe und Ochſen machen die Roth- und Weißgerber allerhand Lederarten, und der Pergamentmacher aus den Kalbfellen Pergament. Mit dem aus dieſen Leder bereiteten **Juften**, deſſen Bereitung ein Geheimniß war, führt Rußland einen anſehnlichen Handel. Die Koſtromiſchen und Jeroslauiſchen ſind die beſten. Ein gutes Juftenleder muß nicht allzuſchwer und groß, geſchmeidig und wohlriechend ſeyn, die Fleiſchſeite muß eine weiße, und die andere eine friſche Farbe haben. Der weiße engliſche Juften und der ſchwarze Thranjuften gehört auch zu den beſten Arten. Unter den rothgegerbten **Kalbleder** iſt das *engli*ſche das beſte. Das Briſtoliſche, Erlangiſche und Schweizeriſche iſt bekannt genug. Das Bauzener iſt auf der Narbenſeite karmeſinroth. Der vielfältige Gebrauch dieſer Produkte iſt zu bekannt, als das ich ihn nöthig hätte, zubeſchreiben.

Von den Abfällen bey det Zubereitung der verſchiedenen Lederarten, ſo wie von den Knorpeln und Sehnen, wird der **Hornleim** oder Schreinerleim verfertiget, guter Dünger geſammelt, und die Schweine werden von dem Abſchabſel des Leders ſo fett, daß ſie nicht aufſtehen können.

Man macht auch **Felle mit den Haaren** gahr, und braucht ſie zu Stühl- und Kufferbeſchlägen, und zu Ranzen. Die auf ſolche Art gegerbten Felle von ungebohrnen Kälbern

geben

geben gute Handſchuhe und Gebräme; und andere Kalbfelle verhüten, unter das Betttuch gelegt, das ſchmerzhafte Durchliegen der Kranken.

Aus dem mit Kalch gereinigten Felle eines Kalbskopfs kann man einen ſehr guten Leim zum Zuſammenkitten des zerbrochenen Porzellans und zum Lackiren kochen.

Die **Hörner** der beſchnittenen Ochſen verarbeitet der Drechsler zu Pfeifenröhrchen und andern Dingen, der Hirte zu blaſenden Inſtrumenten, und die des andern Rindviehes der Hornarbeiter und Kammmacher zu Dintefäßern, Knöpfen, Doſen, Pulverhörnern, Kämmen u. ſ. f., und die Abgänge von dieſen Arbeiten geben den beſten Dünger.

Die Weißgerber brauchen einen an einen Stock befeſtigten **Ochſenſchwanz**, ſtatt des Pinſels, um die Felle mit Kalch einzuſchmieren. In Oſtindien braucht man ihn zu Fliegenwedeln.

Das **Blut** des Rindviehs braucht man in Zuckerſiedereyen, um den Zucker zum Schäumen zu bringen und zu reinigen; in den Berlinerblaufabriken, als einen Zuſatz zu dieſer Farbe; in Salzſiedereyen, um das Salz zum Schäumen zu nöthigen; zum Anſtreichen allerley Holzwerks; zur Blutlauge; zum Zeugfärben; zu Dünger, und zu einem dauerhaften Ofen- und Waſſerkitt.

Die **Ochſenklauen** werden vom Drechsler, Meſſerſchmidt zu Heften, und vom Kammmacher verbraucht. Ueberhaupt muß man ſie, wie alle Viehklauen, aufſammeln, um entweder das Fett zum Brennen in Lampen oder zum Einſchmieren der Schlöſſer aus denſelben zu ziehen, oder ſie zum Eiſenhärten, oder zum Dung auf Wieſen und Aecker ganz oder geraspelt zu verwenden.

Das **Ochſenklauenfett** iſt, wenn es in einem kleinen Mörſer ſo lange gerieben wird, bis es ſich in eine grünliche Salbe verwandelt, ein gutes Mittel das Eiſen und den Stahl, wenn ſie damit beſtrichen werden, eine Zeitlang vor dem Roſt zu bewahren.

Das **Rinderfett** und **Talg**, das, wenn das Vieh mit gelben Möhren, Kürbißen, Klee und Oehlkuchen gemäſtet wird, gelb, und mit Heu und Stroh, weiß ausſieht, braucht man theils an Speiſen, theils zu Lichtern und Seifen, theils um das Salz zum Schäumen zu bringen, und auch um die Froſtwunden gegen den Winter damit zu beſtreichen, daß ſie nicht wieder aufbrechen.

Das **Laab** aus dem Kälbermagen befördert das Gerinnen der Milch zu ſüßem Käſe.

Mit der **Galle** wäſcht man bunte Sitze, damit die grüne Farbe nicht ausgehe. Eben ſo benutzt ſie auch der Mahler und Tüncher. Sie wird auch getrocknet in der fallenden Sucht, die von einer fehlerhaften Galle herrührt, weiter zur Beförderung des Stuhlgangs und zur Vertreibung der Spulwürmer gebraucht.

Aus den **Blaſen** verfertigt man pnevmatiſche Betten.

Die **Gedärme** benutzt der Fleiſcher zur Füllung der Würſte, und der Luftſchiffer zu Luftballons. In England zieht man das äußerſte **Häutchen** vom Maſtdarm ab, und bereitet daraus eine dünne, doch feſte Haut, welche die Formen abgiebt, zwiſchen welchen man das Dukatengold zu Goldſchaum oder Flittergold auf dem Ambos ſchlägt, womit England ganz Europa verſieht, und Rahmen, Leiſten, Bücher u. a. m. vergoldet werden. Eben dieß Häutchen mit Gum-

miwaſ-

miwaſſer geſteift, iſt die ſogenannte engliſche Haut, womit die Wundärzte die Aderlaßöffnungen und andere Wunden durch das bloße Anhauchen verbinden.

Das männliche Glied des Stiers wird auf eben die Art, wie die Roßadern verbraucht; und es bedienen ſich auch einige Eltern und Schullehrer deſſelben noch ſtatt des Stocks zur Beſtrafung der Kinder.

Die Haut, welche das Kalb um ſich mit auf die Welt bringt, gebrauchen die Jßländer ſtatt des Glaſes zu Fenſtern.

Alle Knochen dieſer Thiere werden gebraucht. Aus den ſtarken Knochen der Vorder- und Hinterbeine werden, nachdem das Fett ausgelaugt iſt, von den Drechslern allerhand Dinge, als Stockknöpfe, Büchschen u. d. g. gedreht, aus den übrigen weniger ſtarken werden Hefte, Schalen und Stiele an die Meſſer gemacht, und aus den kleinern brennt man die Beinaſche, die zu Gefäßen gebraucht wird, in welchen Metalle geſchmolzen werden, und auch die ſchwarze Mahlerfarbe giebt, welche man Beinſchwarz nennt.

Wie nutzbar das Rindvieh durch ſeinen Dünger wird, weiß jeder Landmann, und wie nachahmungswürdig und vortheilhaft in dieſer Rückſicht die Stallfütterung ſey, ſollte ebenfalls jeder wiſſen. Verbrannt geben die Exkremente Sal, miac. Einige Aerzte empfehlen für einen entzündeten Bruſtgeſchwulſt die Umſchläge von friſchem Kuhmiſt; und die Lauge deſſelben bleicht Leinewand, leinen und baumwollen Garn ſchön weiß.

In neuern Zeiten hat man auch den Aufenthalt in Kühſtällen ſchwindſüchtigen Perſonen empfohlen, wel-

chen die Einathmung der Dünſte an dieſen Orten ſehr heilſam ſeyn ſoll.

Das Rindvieh hat Vorempfindungen von einem Gewitter, und zeigt ſie durch ſein Beſtreben den Stall zu erreichen, oder ſonſt wo unter Dach zu kommen.

Schaden. In jungen Schlägen von Laub- und Schwarzholz thut das Rindvieh großen Schaden, und den Raſen der feuchten Wieſen ruinirt es durch ſeinen ſchweren Tritt.

Sechs.

Sechste Ordnung.

Thiere mit einem Pferdegebiß. *Belluae.*

Von den Thieren dieſer Ordnung nützen einige dem Menſchen vorzüglich als laſttragende.

Wir beſchreiben 2 Gattungen und 3 Arten.

Die ein und zwanzigſte Gattung.

Das Pferd. Equus.

Kennzeichen.

In der obern und untern Kinnlade ſind 6 Vorderzähne; die obern ſtehen ſenkrecht und parallel, und die untern mehr vorwärts gerichtet.

Die einzelnen Eckzähne ſind von den Vorder- und Backenzähnen abgeſondert.

Die Füße haben einen Huf, und zwiſchen den Hinterbeinen ſitzen 2 Eiter.

Dieſe Gattung enthält auch zwey Baſtardarten.

(42) 1. Das Pferd.

Equus Caballus. Lin.
Le Cheval. Buff.
The Horſe. Penn.

Kennzeichen der Art.

Es hat kurze ſpitzige Ohren, am Halſe eine Mähne und einen langbehaarten Schweif.

Beſchreibung.

Daß das Pferd wegen ſeiner vortreflichen Eigenſchaften vor allen zahmen Thieren einen großen Vorzug habe, iſt außer allem Zweifel. Ja es zeichnet ſich durch ſeine Kühnheit, Geſchwindigkeit, Stärke, Dauer, Gelehrigkeit, Gedächtniß, Schärfe der Sinnen, Wachſamkeit, Sanftmuth, Dienſtfertigkeit, Folgſamkeit, Treue und Zuneigung zum Menſchen, um ihm zu dienen und ihn zu vergnügen, durch ſeine Geſelligkeit, Schmeichelhaftigkeit unter ſich, durch ſeinen ſchönen Körperbau und durch ſein ſtolzes Anſehen, vor jeder andern Thierart aus. Es bekam dahero auch vom Schöpfer eine Natur, die unter allen Himmelsſtrichen, wie die menſchliche, ausdauern kann, und ein Auge, daß wie der Vögel ihres mit einer Nickhaut verſehen iſt, mit welcher es dieſes ſein koſtbares Sinneswerkzeug gegen alle Verletzung ſchnell bedecken kann, ohne des Lichts gänzlich beraubt zu ſeyn.

Seinen Urſprung hat es ebenfalls, wie die andern zahmen Thiere, von einer **wilden Race**, die klein, dickköpfig und häßlich ſeyn, und noch jetzt in Arabien, Siberien, und in der großen Tartarey gefunden werden ſoll *). Unter der Hand der Menſchen hat es ſich aber ſo ſchön gebildet, daß ſeine Geſtalt jedermann vergnügt, und es iſt gewiß unter allen Thieren, bey ſeinem langgeſtreckten Körperbau, an allen Theilen ſeines Leibes am regelmäßigſten und zierlichſten gebaut. Eine kleine Vergleichung mit allen übrigen vierfüßigen Thieren kann jeden davon überzeugen. Obgleich ſein

Kopf

*) Andere halten dieß für verwilderte Pferde, und glauben nicht, daß es noch urſprünglich wilde gebe.

Kopf mit ſehr langen Kinnbacken verſehen iſt, ſo nimmt es doch weder die blödſinnige Miene des Eſels, noch das dumme Anſehen des Ochſen an; und die regelmäßige Verhältniße der Theile ſeines Kopfs geben ihm vielmehr einen freyen, lebhaften Anblick, der durch die Schönheit ſeines erhabenen Halſes noch mehr erhöhet wird. Seine lebhaften Augen öffnen ſich in verhältnißmäßiger Weite. Die Ohren haben ihren regelmäßigen Bau, ſind weder zu kurz, wie beym Ochſen, noch zu lang, wie beym Eſel. Die Beine ſind wohlproportionirt. Der Haarbüſchel über der Stirne, die Mähne am Halſe zieren es vortreflich, und ſcheinen Muth, Stärke und Stolz anzukündigen; und nichts konnte den ſchöngewölbten Hintertheil des Pferdes vortreflicher decken und endigen, als der lange, dickhaarige Schweif, welcher alle Thierſchwänze an Schönheit übertrifft.

Die große Mannichfaltigkeit von Farben (Haaren) hat eine Menge Benennungen unter den Pferdekennern hervorgebracht. Man theilt nämlich die Farben des Haares in einfache, zuſammengeſetzte, und außerordentliche ein, und begreift unter den **einfachen**: das **weiße, iſabellenfarbige, braune** und **ſchwarze** Haar; unter den **zuſammengeſetzten**: das **graue** und **wolfsgraue**; und unter den **außerordentlichen**: die **Tigerfarbe, Schäckenfarbe, Porcellanfarbe,** und **Pfirſichblütfarbe.** Alle dieſe Hauptfarben haben nun wieder ihre abweichenden Schattirungen und Miſchungen, die aber nur den eigentlichen Kunſtverſtändigen intereſſiren können. Der weiße Flecken, den man an der Stirn oft von verſchiedener Größe erblickt, und den man auch durch künſtliche Mittel hervor zu bringen ſucht, heißt eine **Bläſſe** oder **Stern.** Die Aehre aber eine andere Art

von Stern, den man an der Stirn, Bruſt, auf dem Bauche, und bey den Dickſchenkeln ſieht, beſteht aus einer ſolchen Stellung der Haare, wo ſie gleichſam aus einem gewiſſen Mittelpunkte ausgehen, und ſich ſo ausbreiten, daß ſie eine kugelförmige Höhlung, wie einen Trichter bilden. Und unter dem **römiſchen Degen** verſteht man eine Haarnath, die von Haaren, die gegen den Strich laufen, gebildet wird, und längſt dem Halſe oder an der Mähne hinläuft.

Nach den verſchiedenen Himmelſtrichen, und nach den verſchiedenen Nahrungsmitteln in denſelben, die das Pferd genießt, hat es auch eine verſchiedene Bildung bekommen, die zwar im Ganzen die nämliche bleibt, aber durch die Proportion ſeiner Theile, da man auf dieſes Thier ſo vorzüglich ſein Augenmerk richtet, die Menſchen veranlaßt hat, es in verſchiedene Racen nach den Ländern, in welchen dieſe Abweichung der Theile merklich iſt, einzutheilen. Man hat daher folgende vorzügliche **Nationalpferde**:

1) **Die Arabiſchen.** Sie ſind die ſchönſten Pferde und werden allenthalben und ſonderlich in der Türkey ſehr hochgeſchätzt. Man macht dreyerley Abtheilungen unter ihnen:

a) die **edlen**, *b*) die **mittlern**, *c*) die **ſchlechten**. Ueber die edle Art hält man Stammbäume *). Alle ſind von mittlerm Wuchs, mehr mager als fett, leicht, geſchmeidig, feurig, ſtolz und dauerhaft. Von ihnen ſtammen die ſchönſten Pferde in den meiſten Ländern her.

2) Die

*) Man hat ihre Abkunft bereits 2000 Jahre aufgeſchrieben, und man ſagt, daß ſie urſprünglich von der Stuterey des Königs Salomo abſtammten.

2) Die Barbariſchen. Der Kopf iſt ſchön und klein und der Hals lang und fein; die Mähne dünne; der Körper ſchmächtig und die Farbe gewöhnlich grau. Die Höhe iſt 5 Schuh.

3) Die Spaniſchen. Der Kopf iſt groß, die Ohren ſind lang, der Hals iſt ſtark und lang, die Mähne dick, die Bruſt breit, das Kreuz rund, der Körper ſchwer, die Farbe ſchwarz, auf der Stirn weiß gezeichnet, das Betragen ſtolz, und kühn, und ihr Gang ſchön und reitzend natürlich.

4) Die Engliſchen. Es ſind ſehr ſchöne hohe, langgeſtreckte Pferde mit einem kleinen Kopf, einer krummen Naſe, ſteifen kleinen Ohren, und dünnen Beinen, brauner, gelber und geſleckter Farbe. Sie ſtammen von Arabiſchen und Barbariſchen Pſerden ab, und ſind wegen ihres feſten Tritts, großen Schritts, und wegen ihrer Geſchwindigkeit berühmt genug. Sie ſind zur Parforcejagd gut zu gebrauchen.

5) Die Frieslândiſchen. Der Körper iſt ſtark, Rükken und Kreuz breit, die Stellung hoch, der Hals kurz, der Kopf groß und die Farbe ſammtſchwarz. Es ſind vorzüglich gute Wagenpferde.

6) Die Däniſchen. Der Körper iſt vollgebaut, der Hals dick, die Schultern ſtark, der Wuchs ſchön. Es ſind dauerhafte Kriegspferde. Sie haben einen anmuthigen Gang im Wagen, und unter ihnen ſind die Schäcken und Tigerpferde ſehr gemein.

7) Die Neopolitaniſchen. Eine Mittelgattung. Sie haben einen dicken Hals, großen Kopf und krumme Naſe,

ſonſt einen vollkommnen Wuchs, und einen ſtolzen Anſtand in ihren Bewegungen. Sie ſind ungelehrig, boshaft und eigenſinnig, laufen und ziehen aber gut.

8) Die **Pohlniſchen**. Sie ſind klein, unanſehnlich, doch geſchwind, dauerhaft und unermüdet.

9) Die **Ungariſchen**. Sie ſind beynahe den Pohlniſchen ganz gleich, nur nicht von ſo ſtarkem und feſtem Bau *).

10) Die **Rußiſchen**. Sie ſind klein, mit unförmlichen langen Mähnen, doch dauerhaft und ſtark.

11) Die **Türkiſchen**. Sie ſind wohlgeſtaltet, ob ſie gleich lange nicht das vollkommene Verhältniß der Leibestheile, wie die barbariſchen haben. Ihr Hals iſt dünn und ſchlank, der Leib lang, der Rücken zu hoch und die Schenkel zu dünne. Sie ſind jachzornig, können aber das Laufen wohl aushalten.

12) Die **Ißländiſchen**. Die kleinſte Race mit kurzen ſteifen Haaren, doch gut proportionirt. Sie ſind dauerhaft, aber boshaft.

13) Die **Deutſchen**. Die Größe iſt über mittelmäſſig, der Kopf groß, der Hals kurz, der Körper und die Beine ſtark. Sie ſind gute Zugpferde.

Von den Frieslândiſchen und Däniſchen ſtammen unſere **thüringiſchen Pferde** ab **). Diejenigen, die in der Gegend

*) N. 8. und 9. machen auch wilde Geſtüte und müſſen gejagt und eingefangen werden. Man bemerkt auch an ihnen, daß ſie nicht leicht ihre Zähne abnutzen, und alſo von Natur **Beguts**, wie die Franzoſen ſagen, oder Pferde von unkennbaren Alter ſind.

) Da in Thüringen noch wenig Pferde gezogen werden, ſo kommen dieſelben meiſtentheils als Fohlen vom **Bremer Viehmarkte.

gend des Thüringerwaldes auf dem Lande gezogen werden, ſind von mehr als mittlerer Größe, haben einen ſtarken Kopf, eine gerade eckige Naſe, einen kurzen dicken Hals, ſtarke Mähnen, breite Bruſt, dicke Beine, kurzen dicken Leib, ſtarkes Kreuz und Schwanz. Sie ſind eben nicht anſehnlich, aber dafür deſto dauerhafter.

Bey der Kenntniß der Pferde kömmt alles auf ihre Schönheit, Geſundheit und Brauchbarkeit an, und der Wuchs derſelben, ihre gröbern und feinern Gliedmaßen beſtimmen allemal die Art ihrer Brauchbarkeit.

Der Roßverſtändige theilt das Pferd in drey Haupttheile ein, beſchreibt darnach ſeine Gliedmaßen, und bedient ſich dieſer Kunſtausausdrücke:

1) **Die Vorderhand**, zu welcher Kopf, Hals, Bruſt und Vorderbeine gehören.

2) **Der Leib**, welcher den Rücken, die Lenden, Seiten und Bauch bis an die Hüften in ſich faßt.

3) **Die Hinterhand**, welche das Kreutz, die Hinterbeine und den Schwanz in ſich begreiſt*).

Ein gutes und geſundes Pferd muß muthig und munter ſeyn, und ein **ſchönes** folgende Eigenſchafften haben: Einen langen, magern und dünnen Kopf, kleine, ſchmale und zarte Ohren, die enge und grade in die Höhe ſtehen; große,

*) Faſt alle Theile des Pferdes größere und kleinere haben in der Kunſtſprache eine eigene Benennung, ſo heiſen z. B. die Schläfe, Augenadern u. ſ. f. Sie aber hier alle anzuführen, würde unnöthig ſeyn.

große, helle Augen, voll Feuer, mit dünnen Augenliedern, und ausgefüllten Augengruben; ſchmale und magere Kinnbakken; weite Naſenlöcher, die inwendig roth ſind, und überhaupt eine etwas übergebogene Naſe (Ramskopf); ein wenig geſpaltenes, und inwendig rothes Maul, eine ſchmale und dabey erhabene Stirn. Der Hals muß lang, hoch und dabey der Oberhals dünn, mit langen Mähnen geziert, an den Schultern grade in die Höhe laufend, am Kopf ſchmal, und krumm, wie ein Schwanenhals, ſeyn, und der Unterhals grade in die Höhe ſteigen. Dieſe beyden Theile der Kopf, Hals und ihre Stellung tragen das meiſte zur Schönheit des Pferdes bey. Außerdem muß es eine breite Bruſt, flache, magere Schultern, einen runden Leib, einen ebenen Rücken, ein rundes, ſtarkes Kreuz, dicke Hüften und Oberſchenkel, dünne Füße, ſchwarzglänzende, hohe Hufe, und einen dicken Schweif haben. Wo alle *dieſe* Eigenſchafften beyſammen ſind, ſagt man: **Das Pferd iſt von gutem Leiſt.**

Offenbare Fehler an (guten und ſchönen) Pferden ſind, wenn ſie wechſelsweiſe bald das eine, bald das andere Ohr heben und ſinken laſſen, denn alsdenn ſind ſie gewöhnlich tückiſch; wenn ſie beyde Ohren oft hängen laſſen, denn dieß iſt ein Zeichen ihrer Faulheit; wenn ſie ſatteltief ſind, d. h., wenn ſie einen vertieften Rücken haben, denn ſie werden dann bald müde, und endlich, wenn ſie an den Füßen oder Huf fehlerhaft ſind, denn ſie werden leicht hinkend.

Ein Pferd, das zur Jagd gebraucht werden ſoll (**Jagdpferd**, auch **Parforcepferd**), muß vorzüglich eine gute Bruſt haben, um im Laufen auszuhalten, und leicht und geſchwind zu laufen. Die Schultern müſſen flach, und ſehr biegſam,

ſam, der Leib mehr lang als kurz, und das Maul gut und nicht gar zu empfindlich ſeyn; und endlich muß es lieber zu langſam als zu hitzig ſeyn, um ſich in Bewegung bringen zu laſſen.

Die ſogenannten **Schußpferde**, welche beym Bürſchen gebraucht werden, müſſen ſo abgerichtet ſeyn, daß ſie ganz ruhig und ohne eigenen Willen ſind, und den Schuß, ohne zu erſchrecken, hören können. Um leicht aufſitzen zu können, wählt man ſie von mittler Statur.

Zu **Kriegspferden für Officiere** verlangt man empfindliche, biegſame, geſchickte, leichte und muntere Pferde, und ſieht hierbey nicht ſo ſehr auf Zärtlichkeit und Schönheit.

Ein **ordentliches Reitpferd** braucht nur ſtämmig und ſtark zu ſeyn, und ein feſtes Maul und gute Kniee zu haben.

Ein **Reitpferd zum Vergnügen** darf eher klein als groß ſeyn, um durch ſeine Bewegung nicht ſo ſehr zu ermüden. Bey ſichern Schenkeln und einem guten Maule kann ihm die allzu große Hitze und Lebhaftigkeit fehlen. Die feinſten unter dieſen ſind die **Frauenzimmerpferde**.

Prachtpferde müſſen ihrem Zwecke gemäß ein prächtiges Anſehen haben. Schönheit der Farbe, der Geſtalt, der Mähne und des Schweifes, und Muth und Stolz ſucht man bey ihnen.

Bey **Kutſchenpferden** ſieht man auf niedere Hinterſchenkel, grade Lenden, einen hohen Kopf, und ein gutes Maul.

Ein **Pferd für einen Oekonomen** muß eine breite Bruſt, und ein ſtarkes Kreutz haben, ſonſt iſt es gleich, ob

die

die Ohren hängen oder ſtehen; und zu **Laſt- und Packpferden** fordert man beſonders unterſetzte und ſtarke Thiere.

Da man bey der Brauchbarkeit des Pferdes beſonders auf ſein Alter Rückſicht nehmen muß, ſo iſt man bemüht geweſen, ſichere Kennzeichen davon aufzuſuchen, und dieſe hat man in den Zähnen gefunden. Nur Schade iſt es, daß dieſe Kennzeichen das Alter des Pferdes nur bis ins zehnte Jahr mit Gewißheit beſtimmen.

Das **männliche Geſchlecht** hat allzeit 40 Zähne, 12 Vorderzähne, (Nabzähne) 4 Hundezähne (Haaken) und 24 Backenzähne (Stockzähne); dem **weiblichen Geſchlechte** fehlen entweder dieſe Hundezähne, oder ſie ſind nur ſehr kurz. Etliche Tage nach der Geburt keimen ſchon 4 Vorderzähne bey einem Füllen hervor*), zwey oben und zwey unten, bald darauf noch vier andere, welche ſich oben und unten an den Seiten der vier erſtern anſetzen, und nach 3 oder 4 Monaten, die vier letzten, welche oben und unten auf jeder Seite der acht erſten anſchließen. Das Füllen hat alsdenn 12 Vorderzähne, die man Füllenzähne oder Milchzähne nennt. Sie ſtehen unerſchütterlich, bis das Füllen 2 1/2 oder 3 volle Jahre alt iſt; alsdann aber fallen ſie in der nämlichen Ordnung wieder aus, wie ſie hervorgebrochen ſind; erſtlich nämlich die vier mittlern, zwey oben und zwey unten, welche in 14 Tagen durch vier andere erſetzt werden, die höher ſind, aber ſtatt der weißen Farbe eine gelblichte bekommen haben. Jetzt iſt der Zeitpunkt, wo man ſagt, daß **das Pferd zu zeichnen anfange, und daß der erſte Bruch geſchehen ſey.** Nach Verlauf eines Jahres geſchieht der zweyte Bruch, und es fallen die vier folgenden aus, und in 14 Tagen treten ebenfalls

*) Sehr ſelten bringen ſie 4 Zähne mit auf die Welt.

falls wiederum vier neue an ihre Stelle. Nach dem vierten oder 4 1/2 Jahren verliehrt es endlich die beyden letzten Vorderzähne, die ebenfalls durch vier andere wieder erſetzt werden, aber nicht ſo geſchwind. Die obern kommen eher hervor, als die untere. Sie heißen **Eckzähne**, und zeigen das Alter des Pferdes bis ins achte Jahr an. Sie ſind ausgehöhlt und haben in dieſer Höhlung einen ſchwarzen Flecken, den man die **Bohne** oder den **Kern** zu nennen pflegt. Nach der Abnahme dieſer Höhlung in den Vorderzähnen der untern Kinnlade berechnet man das Alter bis ins achte Jahr, wo gewöhnlich die **Grube** ausgefüllt, und das ſchwarze Maal verſchwunden iſt, wenn nämlich die Pferde ihre gewöhnliche Nahrung und nicht bloßes Gras bekommen haben. Nach dieſer Zeit nimmt man die **Hundezähne** als Merkmale an, welche im vierten Jahre hervorbrechen und ſehr ſpitzig ſind. Sie bleiben bis zum ſechsten Jahre ſehr ſpitzig, werden alsdenn nach und nach ſtumpfer, und im zehnten Jahre ſind ſie bey dem gewöhnlichen Futter ganz ſtumpf, und dabey ſehr lang, weil ſich in dieſem Alter das Zahnfleiſch von denſelben abzulöſen anfängt. Von dieſer Zeit an wird alſo das Alter der Pferde gänzlich ungewiß, und ein hohes Alter kann man alsdann bloß daran erkennen, wenn dieſe Zähne ſehr lang und loſe, und die Furchen des Gaumens verſchwunden ſind.

Ein beſtimmtes Lebensziel kann man bey den Pferden nicht angeben. Es iſt nämlich bekannt, daß je ſpäter ſich die Pferde völlig ausbilden, und ihren vollkommenen Wuchs und Größe erlangen, deſto beſſer und älter werden ſie. Ein Pferd, welches im ſechsten Jahre erſt ſein völliges Wachsthum vollendet hat, iſt 20 Jahre gut zu gebrauchen, und lebt 40 Jahre und drüber; hingegen ein Pferd, das durch

eine

eine äußerliche oder innerliche Urſache ſchon im vierten Jahre ausgewachſen iſt, iſt nur 10 Jahre gut, und wird nicht leicht über 24 alt.

Das Wiehern der unbeſchnittenen Pferde, deſſen Töne nach der Verſchiedenheit ihrer Leidenſchafften, als der Freude, des Verlangens, Zorns, der Furcht und des Schmerzes abwechſeln, und welches von Wallachen und Stuten viel ſeltner gehört wird, die Art ihrer Vertheidigung, das Ausſchlagen mit den Hinterfüßen und das Beißen, und ihr ſehr kurzer Schlaf, der oft nur zwey bis drey Stunden dauert, iſt jedermann bekannt.

Aufenthalt. Die Pferde, die man zum Reiten, Fahren und Tragen gebraucht, werden in Thüringen durchgängig bloß in Ställen gehalten, und kommen gewöhnlich gar nicht ins freye Feld auf die Weide. Man baut ihnen dahero bequeme Ställe, welche die friſche Luft durchſtreichen, und die Sonne erleuchten kann, und dieſe entfernt man gern von den Schweineſtällen, weil ihnen der Geruch des Schweinemiſtes zuwider iſt, und reinigt ſie gehörig. Auf einer Stuterey iſt es aber bis jetzo noch ganz anders, weil hier die Pferde nicht nur ihre eigne Ställe, ſondern auch ihre großen Weidenplätze auf freyem Felde, wohin ſie des Sommers über von beſondern Pferdehirten getrieben werden, brauchen. Und zur Fohlenzucht ſcheinen die Triften wirklich noch den größten Nutzen zu leiſten, ob man gleich auch hier bey gehörig getroffenen Maßregeln die Stallfütterung ohne Schaden einführen, und dadurch die großen Pferdeweiden beſſer nutzen könnte.

Ein Stall, worin die **Mutterpferde**, die zur Fortpflanzung gehalten werden, ſich befinden, muß 15 Schuh

hoch

hoch ſeyn, und viele Fenſter zur Erleuchtung, zum Durchſtrich der friſchen Luft, und zur Sonne haben. Die Stände derſelben müſſen 10 Schuh 8 Zoll tief, und 7 Schuh, 6 Zoll um der Fohlen willen breit ſeyn. Das Steinpflaſter oder die Schaalhölzer erheben ſich nur vorwärts um 4 Zoll, damit die Feuchtigkeiten ablaufen können. Die ſteinerne Krippe ſteht 4 Fuß hoch, die Raufe 1 1/2 Schuh über derſelben, und die Seitenwände ſind 4 Schuh und etliche Zoll hoch. Jeder Stand hat am Ende einige Riegel, die den Füllen das Durchkommen verwehren.

Für die Füllen braucht man dreyerley Ställe bis ins vierte Jahr. Einen eigenen Stall für die Halb- und Einjährigen, einen eigenen zweyten für die Zweyjährigen, und einen dritten für die Drey- und Vierjährigen. Bis zum zweyten Jahre brauchen ſie keine Stände. — Die Ställe müſſen ſtets reinlich gehalten werden, ob ſich gleich die Pferde wenig niederlegen, und viele ſogar auch ſtehend ſchlafen.

Nahrung. Die Fütterung der Pferde wird nach der Beſtimmung derſelben eingerichtet. Ein müßiges Pferd kann bey der Hälfte des Futters beſtehen, das ein arbeitendes zur Erhaltung ſeiner Kräfte braucht. Wenn ein Pferd, das am Pflug und Wagen geht, täglich 12 Pfund Hafer und eben ſo viel Hexel (Heckerling), den man gern aus Waizenſtroh ſchneidet, und Abends bey der Abfütterung 5 Pfund gutes Heu verlangt, ſo kann ein Kutſchen- oder Reitpferd bey ſeinen mäßigen Arbeiten mit halb ſo viel Hafer und Heckerling und dem Bund Heu von 5 Pfund vorlieb nehmen. Die trächtigen Stuten, welche mäßig arbeiten, bekommen nebſt dieſer Portion Heu täglich 10 Pfund Hafer, wenn ſie die letzten 3 Monate müßig ſtehen 6 Pfund, und wenn ſie der

Fohlenzeit nahe ſind, und es geſchehen kann, ein grünes Wickenfutter.

In Stutereyen aber, wo die Pferde auf die Weide getrieben werden, müſſen ſie im Frühjahr nach und nach an trockenes Futter gewöhnt werden, weil die zu ſchnelle Abwechſelung leicht Durchfall und Verſtopfung verurſachen kann. Ehe ſie vom Hirten des Morgens ausgetrieben werden, bekommen ſie allzeit ein trocknes Futter. Des Morgens treibt er nicht früher aus, als der Nebel und Reif verſchwunden iſt, des Abends aber früher ein, ehe er fällt, und in den heißen Mittagsſtunden ſucht er mit ihnen den Schatten. Sie müſſen allzeit auf trockene Wieſen, die kurzes und kleereiches Gras geben, geführt werden, weil naſſe Weiden faule und ſchwere Pferde machen. Die bergigen Gegenden geben daher den Pferden die beſte Weide. Es iſt auch nöthig, daß alle 14 Tage mit den Weideplätzen abgewechſelt wird, damit das abgeweidete Gras wieder nachwachſen kann. Man ſieht daher leicht, daß bey einer etwas groſſen Stuterey auch eine ſehr große Strecke Triftweide zur Erhaltung derſelben erfordert wird. Es wäre alſo rathſamer, dieſe Plätze mit Klee, Wickenfutter, oder an Bergen mit Eſparſette und Luzernenklee zubebauen, oder ſie in künſtliche Wieſen zu verwandeln, welche für die Pferde aus Steinklee (Melilotus), ſpaniſchem Klee, engliſchem Raygras (Lolium perenne), Wieſenhafer (Avena elatior), Timotheusgras Pheum pratenſe), Wieſenſchwengel (Feſtuca elatior), wolligem Roßgras (Holcus lanatus), und Pimpenelle (Pimpinella ſanguiſorba) beſtehen. Nur muß dabey die Vorſicht gebraucht werden, daß man im Frühjahr und im Herbſt das grüne Futter mit Heu und Stroh ab- und zunehmend vermiſcht,

miſcht, ehe man ihnen beydes allein vorlegt, und daß man ihnen bey naſſem Wetter bloßes Heu vorſteckt. Die Fohlen bekommen nach Verſchiedenheit ihres Alters eben das Futter ihrer Eltern, aber nur erſt im dritten Jahre 2 oder 3 Pfund Hafer mit eben ſo viel geſchnittenem Stroh.

Zur Zeit des Härens im Frühjahr und Herbſt müſſen die, zu dieſer Zeit kraftloſen, Pferde geſchonet, und beſonders gut und ordentlich gefüttert werden *).

Sie bekommen des Tages drey Mahlzeiten und zwar, wenn es die Umſtände erlauben, des Morgens 5 Uhr, Mittags 11 Uhr und Abends 7 Uhr.

Zu ihrem Tranke erhalten ſie kühles, weiches und helles Brunnen- und Bachwaſſer des Tages dreymal. Sie ſaufen auf eine eigene Weiſe, indem ſie Maul und Naſe hurtig und tief ins Waſſer tauchen, und durch eine bloße Bewegung des Schluckens ſo viel zu ſich nehmen, als zur Befriedigung ihres Durſtes nöthig iſt.

Alle vierzehn Tage ſtreut man ihnen eine Handvoll Salz unter ihr Futter, welches ſie vor den böſen Krankheiten der Druſe, des Rotzes und anderer mehr bewahrt und ihnen Freßbegierde macht.

Schädlich iſt den Pferden alles junge Laub, die Holzäpfel, beſonders der Taxus und folgende Kräuter, Frauenbettſtroh (Gallium verum), Ottermennich (Agrimonia eupatoria), verſchiedene Arten Schierpflanzen (Spiraea), Sonnenwirbel (Myoſotis ſcorpioides), Baldrian (Valeriana offi-

*) In feuchten moraſtigen Gegenden werfen ſie auch zuweilen das Horn an den Füßen ab.

officinalis), Hahnenfuß (Ranunculus pratenſis), Pferdeſchwanz (Equiſetum paluſtre), und Wolfmilchskraut (Eſula).

Die Pferde ſollen nach Linne's Verſuchen 262 Kräuter freßen, und 212 unberührt laſſen.

Fortpflanzung. Bey der Anpreiſung der eigenen Erziehung der Pferde in ſeinem Vaterlande hört man gewöhnlich Oekonomen die Einwendung machen, daß man die Pferde wohlfeiler kaufen, als ſelbſt erziehen könne, ohne daß ſie vorhero die Wahrheit ihrer Behauptung wirklich unterſucht haben. Man hat wichtige Gründe, die ihnen das Gegentheil zeigen können, worzu vorzüglich die auf Stutereyen geführten Rechnungen gehören.

Dem Staate ſollte es beſonders Pflicht ſeyn, darauf zu ſehen, daß die Pferde, die im Lande gebraucht würden, auch darin gezogen würden; denn 1) gewöhnen ſich fremde nicht ſo leicht an Luft, Waſſer und Futter; 2) iſt die Betrügerey mit fremden Pferden zu groß, da man leicht Lungenfaule, und mit andern Fehlern behaftete kaufen kann, wenn man ihren Geſundheitszuſtand von Jugend auf nicht kennt; 3) muß der Staat immer dafür ſorgen, daß das Geld im Lande bleibe, ſo wie 4) jeder gute Wirth alle entbehrliche Ausgaben vermeiden, und lieber noch Vortheil zuziehen ſtreben muß. Gegend und Lage eines Landes können hier auch keinen Einwand machen, da in jedem Lande, wo gutes Waſſer und Futter iſt, auch gute Pferde gezogen werden können.

Man macht gewöhnlich dreyerley Abtheilungen unter dem Geſtüte.

1) **Wildes Geſtüte**, wo die Pferde Sommer und Winter im Freyen bleiben. Hier muß man ſie, wie in Pohlen einfangen.

2) **Halbwilde Geſtüte**, wo ſie nur im Sommer auf dem Felde bleiben. Im Brandenburgiſchen.

3) **Zahmes Geſtüte**, wo ſie nur im Sommer auf die Weide getrieben werden; und dazu könnte man noch ſetzen:

4) **Stallgeſtüte**, wo ſie gar nicht auf die Weide getrieben werden.

Die dritte Art iſt in Thüringen gewöhnlich *), und die vierte iſt nur bey einzelnen Landleuten üblich. Da jene in der That zu koſtbar iſt, weil man wenigſtens auf eine Stute 350 Ruthen gute Weide, und auf ein Säugfohlen die Hälfte davon rechnen muß, ſo ſollte man die vierte Art auch auf großen Stutereyen in ebenen Gegenden einführen, die Triſten in künſtliche Wieſen verwandeln und die Hirten darzu brauchen, den Zuchtpferden das Futter herbey zu ſchaffen, ſie zur Bewegung auszutreiben, und zu warten.

Um nun eine gute Nachzucht zu erhalten, kömmt alles auf die Güte der **Zuchthengſte und Zuchtſtuten** an. Je entfernter der Himmelsſtrich iſt, aus welchem der Hengſt und die Stute abſtammen, deſto beſſer ſollen die Pferde, die daher entſpringen, werden. Man weiß aus Erfahrung, daß die Stute mehrentheils dem Pferde die Größe und der Hengſt demſelben die Geſtalt der Gliedmaßen giebt; man wür-

*) Z. E. Im Herzogthum Gotha auf der herrſchaftlichen Stuterey zu Georgenthal, wo ſchöne Pferde gezogen werden.

würde daher wohl thun, wenn man ſeine Pferdezucht durch fremde Mutterpferde verbeſſerte, allein da dieſe ſchwer zu bekommen ſind, ſo thut man es durch fremde Hengſte. Nur ſorgt man dafür, daß man wenigſtens vier Jahre hinter einander immer neue fremde Hengſte den Stuten zugeſellt, und keine Begattung unter der Blutsfreundſchafft zuläßt, wenn keine Ausartungen zu fürchten ſeyn ſollen.

Ein **guter Zuchthengſt** (Springhengſt, Beſchäler) muß von ſchönem Wuchſe ſeyn, einen langen und ſchlanken Leib, lebhafte Augen, und kleine Ohren haben, darf nicht unregelmäßig gefleckt ſeyn; außerdem aber kann er in Anſehung der Farbe, ſchwarz, ſchwarzbraun, braun, ein Mohrenſchimmel, ein Hermelin, ein Fuchs, ein Schimmel oder getiegert ſeyn. Doch liebt man die getiegerten und Rothſchimmel deswegen nicht, weil jene mehrentheils **Rattenſchwänze** haben, und dieſe übel riechen.

Einige laſſen den Hengſt ſchon im vierten, andere beſſer im ſechsten Jahre, wenn er völlig ausgewachſen iſt, zur Begattung. Er iſt bis ins zehnte Jahr tüchtig.

Eine gute Stute, (Mutterpferd) muß groß ſeyn, einen langen weiten Leib, gute Schultern, eine breite Bruſt und einen langen Hals haben. Sie muß völlig 5 Jahr alt ſeyn, ehe man ein gutes Fohlen von ihr erwarten kann. Man ſagt diejenigen Stuten, die Hundezähne hätten, ſeyen unfruchtbar.

Man irret, wenn man glaubt, daß die Beſchäler und Stuten ohne Arbeit ſeyn müßten, wenn ſie gute Füllen zeugen ſollten. Denn die Erfahrung beſtätigt es, daß die Zuchtpferde bey ſtäter Arbeit, wodurch ihre Säfte immer gehörig entwickelt werden, beſſere Füllen bekommen, als diejenigen,

jenigen, die blos dem Geſchäffte der Zeugung ohne Arbeit obliegen.

Die Stuten, welche an eine ordentliche Lebensart gewöhnt ſind, und gut gehalten werden, fühlen **alle Jahre** im Frühjahr den Trieb zur Fortpflanzung (roſſen, roſſeln) Die Zeit iſt gewöhnlich das Ende des Märzes, der April und May, und 14 Tage läßt jede den Reitz zur Begattung am ſtärkſten merken, wo man ihr auch den Hengſt verſtattet.

Das **Beſchälen, Bedecken, Beſpringen aus der Hand**, wie man es nennt, iſt die ſicherſte Art der Begattung. Es geſchieht in einer Hütte, die etwas abhängig gebaut iſt. Nach dem erſten **Sprung** führt man in 9 Tagen den Hengſt abermals zur Stute, und verlangt ſie ihn nicht, ſo iſt ſie trächtig; ſie verlangt ihn auch mehrentheils, wenn ſie nicht empfangen hat, von ſelbſt ſchon eher wieder. Man begießt ſie nicht mit Waſſer nach der Begattung, ſondern macht ihr eine leichte Bewegung. Iſt ſie gleich nach derſelben luſtig und munter, ſo ſoll dieß ein Zeichen ihrer Befruchtung ſeyn.

Ein guter Hengſt iſt vermögend in einem Jahre 30 Stuten zu belegen, eine des Morgens, die andere des Abends, wenn er dabey nur mäßige Arbeit verrichten und jede Woche zwey Tage von dieſem Geſchäfte ruhen darf. Man thut aber nicht wohl, wenn man ihm mehr als 20 Stuten zugeſellet und ihn des Tages mehr als einmal braucht, weil der zu öftere Gebrauch, wodurch die Säfte ſchlecht und unvollkommen werden, die Urſach der Blindheit ſo vieler Pferde ſeyn ſoll, die von einem ſolchen Hengſt abſtammen.

Im fünften Monat nach der Empfängniß der Stute fühlt man das Füllen, beſonders beym Trinken, ſich in Mut-

terleibe bewegen. Sie trägt 11, 11 1/2, und auch 12 Monate, je nachdem ſie gut oder ſchlecht gefüttert und gewartet wird *), und man will bemerkt haben, daß diejenigen, die des Morgens empfiengen, allzeit nach 11 Monaten und 10 Tagen das Fohlen brächten, die andern aber ſpäter und unordentlicher. Ihre Niederkunft iſt nahe, wenn die Milch fließt und um die Eiterwarzen ſich zähe weiße Tropfen ſammlen.

Sie **fohlet** mehr ſtehend als liegend, und da oft verkehrte Lagen ſich finden, ſo muß ein geſchickter Hirte in Bereitſchafft ſeyn, der dieſe Lagen kennt, und ihr beyſtehen kann.

Sobald das Füllen den Kopf zeigt, muß man ihm das Pferdegift (Hippomanes), ein dunkelrothes, ſchwammiges Gewächs von der Zunge wegnehmen, weil es ihm, wenn es verſchluckt wird, ſchädlich iſt, und ſobald es gebohren iſt, muß man ihm die ſchwammigen Ballen von den Fußſohlen abbrechen.

Geſunde Füllen ſpringen gleich nach ihrer Geburt, nachdem ihnen ihre Mutter durch Lecken ihre erſte Zärtlichkeit bewieſen hat, auf, und ſuchen das Eiter, und man verwehrt ihnen die erſte Muttermilch nicht, weil ſie allzeit ein Abführungsmittel des Erbkothes iſt. Sie müſſen allzeit an das Eiter gehalten werden, weil ſie leicht jedes Ding ergreifen, was rund iſt, auch ihren eignen Nabel, und dann ſehr ſchwer

ans

*) Dieſe Bemerkung iſt durch viele Erfahrungen beſtätigt, daß diejenigen Stuten allzeit 8 und mehrere Tage früher niederkamen, welche gut gehalten wurden, als diejenigen, welche ſchlecht gehalten wurden, ob ſie gleich in einem Tage den Sprung bekamen.

ans Eiter zu gewöhnen ſind, und diejenigen, welche bey oder nach der Geburt mutterlos werden, müſſen an Stiefmütter oder Ziegen gewöhnt werden, welchen man beym Saugen der Füllen die Augen blendet. Etliche Tage bekömmt die Mutter laues Waſſer mit Roggenmehl oder Waizenkleyen und Salz vermiſcht, dann aber gewöhnlich wieder ihren kalten Trank.

Den neunten Tag nach dem ſie gefohlet hat, wird ſie gewöhnlich wieder roßig, und man läßt ihr auch den Hengſt zu, weil dieſer Tag gewöhnlich zur Empfängniß am güngſtigſten iſt.

Die Füllen entwöhnen ſich entweder von ſelbſt, oder werden im fünften Monate entwöhnt. Man kann ſie unterdeſſen in den Ställen herumlaufen, und allenthalben Futter finden laſſen. Wenn ſie die erſten 12 Zähne vollkommen haben, ſo bekommen ſie ſchon neben ihrer Muttermilch auch Heckerling, Hafer, Heu und Gras zu ihrer Nahrung. Sie müſſen von Jugend auf reinlich gehalten und täglich gewaſchen werden. Wo Pferdetriften ſind, kommen ſie nach den erſten 14 Tagen auf die Weide, wo ſie aber mit den Kühen ausgetrieben werden, erſtlich nach einem halben Jahre. Ihr Futter im Stalle nimmt nach dem Alter zu.

Nach dem dritten Jahre, und nicht früher, fängt man an, ſie zu ihrer Beſtimmung vorzubereiten. Man legt ihnen zuweilen ein Gebiß ins Maul, einen Sattel auf den Rükken, ſpannt ſie an einen leeren Wagen, und läßt ſie damit ein wenig traben. Die Reitpferde dürfen erſt nach vier völlig zurückgelegten Jahren ordentlich beritten werden, aber die Zugpferde kann man eher an den Wagen und Pflug ſpannen. Jetzt iſt auch die Zeit, wo ſie beſchlagen werden, und

zwar im Winter erſtlich an den Vorderfüßen, und dann das kommende Frühjahr auch an den Hinterfüßen. Man gewöhnt ſie darzu, indem man ihnen zuweilen die Füße aufhebt, auf den Huf mit einem Hammer pocht, und dann für ihr ruhiges Verhalten Zucker oder Salz aus der Hand zu lecken giebt. Die Eiſen dürfen nicht aufgebrannt, und der Huf nicht abgeraspelt werden, weil er ſonſt leicht ſchadhaft werden kann, ſonderlich durch den Verluſt ſeines natürlichen äußerlichen Glanzes.

Im zweyten und dritten Jahre werden die Pferde, beſonders die herrſchafftlichen, durch einen glühenden eiſernen oder kupfernen Stempel an den Kinnladen, unter den Mähnen, an den Schultern, Hinterſchenkeln oder Hinterbacken vor der Schmiede gezeichnet. Die Wunde wird mit Baumöhl geſtrichen und geheilet.

Da man einmal grauſam genug iſt, zu glauben, daß die Pferde ohne beſchnitten (gewallacht, geriſſen, gelegt) zu ſeyn, nicht leicht regiert oder gebändigt werden könnten, und dadurch erſt lenkſamer und gelehriger gemacht werden müßten, ſo hat man verſchiedene Methoden erfunden, ihnen ihre Kraft zur Fortpflanzung zu nehmen. Die zwey gewöhnlichen ſind: 1) das **Verſchneiden durch Corroſivmittel**, und 2) **durch Feuer**.

Bey der erſten Art, welches die beſte iſt, weil die zweyte oft Entzündungen nach ſich zieht, wird das Pferd geblendet, gegürtet, mit Seilen, die kreuzweiß durch Rinken an den Füßen gezogen ſind, langſam und behutſam durch zwey Männer auf den Miſt geworfen; der Verſchneider öffnet mit einem ſcharfen Meſſer den Hodenſack, drückt die Geilen heraus, und bindet zwiſchen vier Hölzchen von 6 Zoll Länge,

die

die inwendig hohl und mit Sauerteig und Mercurio ſublimato corruſivo angefüllt ſind, und **Kluppen** heißen, die Saamengefäße feſt, wäſcht die Wunde mit Eßig und Salz aus, läßt dem Pferde nach dem Losbinden zur Ader, öffnet die Bindfaden nach 24 Stunden, in welcher Zeit die Saamengefäße zerſtöhrt ſind, wäſcht die Wunde abermals aus, und nach 14 Tagen iſt ſie geheilt. Man zerdrückt oder ſchlägt auch zuweilen den Thieren die Gefäße, welche den Saamen bereiten und führen, breit. Ein ſolch verſtümmeltes Pferd heißt alsdenn ein **Wallach** oder **Mönch**. Es geſchieht dieſe Operation allemal im Herbſt oder Frühjahr, wenn das Thier drey oder vier Jahr alt iſt; doch kaſtrirt man auch alte Hengſte glücklich.

Das Engliſiren, wo man den Pferden einen vorzüglichen Theil ihrer Schönheit, und ein Vertheidigungsmittel gegen den Anfall der Inſekten raubt, kömmt jetzt allmählich ab. In England konnte man es einführen, weil in dieſem Lande die Inſekten, welche bey uns eine ſo große Plage der Pferde ſind, nicht ſo häufig angetroffen werden, und man die Pferde alle der Reihe nach und nahe an einander ſpannt, wodurch ſie ſich mit den langen Schwanze in die Augen ſchlagen könnten. Es geſchieht dieſe Operation in einem Nothſtall, und es werden ihnen im zweyten oder dritten Jahre 2 Zoll vom After die Sehnen des Schwanzes rund herum zerſchnitten, der Schwanz wird in die Höhe gebunden, und die Wunde mit Wundbalſam geheilt. Nach der Heilung ſchlägt man den Schwanz eine Viertel Elle vor der Wurzel völlig ab, und der übrige Theil ſteht grade aus *).

Krank-

*) Bey dem Landgeſtüte, wo die Landleute ſich ihre Pferde ſelbſt ziehen, ſollte die Obrigkeit für gute Hengſte

Krankheiten und Mittel dagegen. Die Kennzeichen, woran man den geſunden Zuſtand eines Pferdes erkennen kann, ſind folgende: Es muß willig und munter, nicht eckel im Futter und gefräßig ſeyn; nach der Arbeit und dem Freſſen ſich ganz ruhig verhalten, oder niederlegen. Der Körper muß immer einerley Grad der Vollkommenheit behalten, nicht bald mager, bald ſtark ſeyn. Es muß hell aus den Augen ſehen, die Ohren immer aufwärts kehren, ein glänzendes Haar haben, unter dem Zügel ſchäumen, nicht zu viel trinken, nicht wäſſerig oder weich miſten, ohne Beſchwerde harnen, nicht ſo ſtark über der Arbeit ſchwitzen, und leiſe athmen. Wo dieſe Kennzeichen alle angetroffen werden, da iſt das Pferd gewiß geſund, hingegen wo nur eins fehlt, da iſt Aufmerkſamkeit nöthig, weil eine Krankheit entweder ſchon wirklich eingetreten iſt, oder wenigſtens ihr Daſeyn anmeldet.

Ein Merkmahl der Ungeſundheit eines Füllens iſt, wenn es ſein Geſchröte vor dem zweyten Jahre ſinken läßt, oder wollige Haare hat.

In Dännemark erhält man die Pferde geſund, fleiſchig und glänzend, wenn man den Saamen von den Brenneſſeln allmälig trocknet, pulveriſirt und des Morgens und Abends eine Handvoll für jedes Pferd unter den Hafer menget.

1) Die **Druſe** (der Kropf), welche von Erkältung, unterbrochener Ausdünſtung im Frühling und Herbſte, oder von

ſte ſorgen, und überhaupt mehr auf dieſe wichtige Sache ihr Augenmerk richten. So wird im hannöveriſchen Landen ein Beſchäler gehalten, den jeder Bauer fordern kann.

von unordentlicher Verdauung entſteht. Der Knoten (dieß muß man zum Unterſchiede vom Rotze bemerken), worin ſich eine ungeſunde Feuchtigkeit ſammelt, befindet ſich unter dem Kinn mitten zwiſchen beyden Kieferknochen, und wenn er aufbricht, fließt dieſe Feuchtigkeit aus beyden Naſenlöchern zugleich. Das Pferd hat dabey das Anſehen, als wenn es innerlich krank wäre, hat matte Augen und frißt nicht gehörig. Beſonders drey- und vierjährige Füllen werden damit befallen. Spießglasleber (hepar Antimonii) iſt eine Blutreinigung dafür, ſonſt hilft das ächte **Naumanniſche Druſenpulver**, wovon man dem kranken Pferde alle Morgen und Abend einen Eßlöffel voll eingiebt, und ihm zugleich verſchlagenes Waſſer zum Tranke darreicht. Einen Waidballen, 1 Pfund ſchwer, in ein leinenes Säckchen geneht, und dem Pferde davon zu ſaufen gegeben, befördert den Abgang der Kropf- und Druſenmaterie.

2) **Der Rotz** iſt eine anſteckende Krankheit. Es iſt ein Fluß aus der Naſe, der aus einer verdorbenen, zähen und ſcharfen Lymphe (Fließwaſſer) beſteht, weiß, gelb, grün und blutig iſt, wobey die Naſe an der Scheidewand Röthe, Hitze und Geſchwüre hat, und eine oder beyde Drüſen ſeitwärts an den Kieferknochen (nicht wie bey der Druſe in der Mitte) geſchwollen ſind. Dieſe Drüſenknoten laſſen ſich als zwey eyrunde Körper, angreifen und verſchieben. Es fließet anfangs allzeit nur ein Naſenloch, und das Pferd iſt munter, frißt und ſäuft, wie gewöhnlich. Wenn ſchon Geſchwüre in der Naſe ſind, und die ausfließende Materie vermiſcht und vielfarbig ausſieht, ſo iſt das Pferd verlohren, und muß todgeſtochen werden; iſt aber die Krankheit noch in ihrem Anfange, ſo kann ſie zuweilen auf folgende Art gehoben

hoben werden. Man ſchlägt dem Pferde die Halsader, und läßt ihm ohngefähr 3 Pfund Blut wegfließen. Alsdenn kocht man zwey Händevoll Fliederblumen (Hollunder), und eben ſo viel Käſepappeln mit 1 Pfund Waſſer und 1 Loth Pottaſche. Dieß ſpritzt man durchgeſeigt und lau dem Pferde täglich drey- bis viermal in die Naſe. Nebenher kann man ihm auch einen Beutel mit gekochter Gerſte anhängen, deren erweichenden Brudel es in die Naſe ziehen muß. Wenn man die vorige Einſpritzung vierzehn Tage wiederholet hat, ſo nimmt man ferner zwey Hände voll rothe Roſen, kocht ſie mit 1 Pfund Waſſer, ſäugt dieß durch, miſcht ein Pfund Kalchwaſſer und zwey Löffel voll gelben Honig drein, und ſpritzt es dem Pferde lau ein. Dabey bekömmt endlich das Pferd folgendes Pulver: Mineralmohr (Aethiops mineralis), Pockenholz, Schwefelblumen und Jalappenwurzel, von jedem 1/2 Loth, zuſammengeſtoßen, und alle Morgen eingegeben.

3) **Der Wurm***), (Springwurm, Pferdepocken). Eine anſteckende und ſchwer zu heilende Krankheit. Es entſtehen an dem Halſe, dem Körper oder den Beinen des Pferdes Knoten von der Größe einer Haſelnuß, welche zuweilen auch länglicht und von der Dicke eines Fingers ſind. Dieſe Knoten brechen auf, ſehn alsdenn aus, wie Speck, und geben eine fette und zähe Feuchtigkeit von ſich. Wenn ſich viele Knoten an einer Stelle des Körpers öffnen, ſo entſteht ein ausgebreitetes Geſchwür, das immer weiter um ſich greift, wie der Krebs. Fließt dem Pferde zugleich die Naſe, ſo iſt es heftig angeſteckt, und dieß nennt man den innern Wurm.

Dieſe

*) Ohngeachtet dieſes Namens iſt doch bey dieſer Krankheit an nichts weniger, als an einen Wurm zu denken.

Dieſe Krankheit, welche die Hengſte mehr als die Stuten befällt, kann erzeugt werden, wenn das Pferd von ſchwerer Arbeit ſogleich in Ruhe kömmt, oder wenn es nach einer Krankheit auf einmal zu viel frißt, oder fehlerhaftes Futter erhält.

Man heilet ſie gewöhnlich auf folgende Art: Man läßt dem Pferde 4 Pfund Blut aus der Halsader weglaufen, und giebt ihm alle Morgen zwey Loth von einem Pulver, welches aus fein geſtoßenem Pockenholz, Spießglas und Schwefelblumen, von jeden gleich viel, beſteht. Statt dieſes Pulvers kann man ihm auch täglich 1/2 Loth von dem ſogenannten Mineralpulver mit Mehl und Honig zu einer Latwerge gemacht, eingeben.

Die Geſchwüre heilen geſchwind, wenn man ſie mit einer Bähung wäſcht, die aus einem 1/2 Quentchen Mercurio ſublimato, in 3 Pfund reinem Waſſer aufgelöſet, beſteht.

Ein Mittel gegen den Wurm, das einige thüringiſche Curſchmiede allzeit, wenn kein anderes anſchlagen wollte, mit dem glücklichſten Erfolg gebraucht haben, iſt folgendes: Mann nimmt die innere Rinde der Espenſchale, Kreide, Knoblauch, Eicheln, Gartenſalbey, Weißwurz, Bilſenſaamen, Sadebaum und weiße Enzianwurzel, von jedem gleichviel, verwandelt dieſe Stücke alle in ein Pulver, und giebt dem Pferde, wie die Schmiede wollen, nur bey abnehmendem Monde einmal davon 19 bis 21 Eßlöffel voll auf dem Futter zu freſſen; dabey darf das Pferd zwey Stunden nichts zu ſaufen und zu freſſen bekommen, und es muß ihm drey Wochen hintereinander, jede Woche einmal, zur Ader gelaſſen wer-

werden. Verſchwindet die Krankheit nicht, ſo muß die Cur den folgenden Monat wiederholt worden.

Die Hufſchmiede theilen dieſe Krankheit in verſchiedene Arten ein, als den Mehlwurm, fliegenden Wurm, (Reutwurm) Strickwurm, verkehrten Wurm, krebsartigen Wurm und innern Wurm. Es ſind dieß aber nur bloße Benennungen von eben derſelben Krankheit, welche den verſchiedenen Grad des Uebels bezeichnen. Die Heilung iſt immer dieſelbe.

4) **Die Darmgicht** (Verſtopfung, Kolik, fälſchlich Feivel). Das Pferd windet ſich, will nicht freſſen, ſtampft mit den Füßen oder wälzet ſich, es ſchwillt ihm der Bauch und kann nicht miſten. Sie entſteht theils von unreinem, theils von verdorbenem Heu und Hafer, theils von verſetzten Winden, die von ſchlechter Fütterung herrühren. Wenn man geſtoſſene Krebsaugen mit Wein dem Pferde eingießt, es reitet, und nicht zum Liegen läßt, ſo ſoll es geneſen.

5) **Der Strengel** (Bräune) entſteht von einem Geſchwüre oder von einer Entzündung im Halſe, wo das Pferd den Hals ſteif hält, ſein Futter käuet und freſſen will, aber nicht niederſchlucken kann. Man hebt dieſe Krankheit durch eine Aderlaſſe, und durch Einſpritzungen von Honig und lauigem Waſſer.

6) **Die Rehe** (Verfangenheit, Verſchlagen). Dieſe Krankheit macht das Pferd, wie die Gicht bey dem Menſchen, an einem oder mehrern Gliedern oder am ganzem Körper lahm und ſteif, ſo daß es ſich nur mit Mühe und groſſen Schmerzen bewegen kann, und rührt von Erkältung, von übertriebener Arbeit, von Mangel an Bewegung bey ſtarker

und

und überflüßiger Fütterung, von jähling abwechſelndem Futter, oder einem kalten Trunke nach einer Erhitzung, her. Die Rehe wird gehoben, wenn man die ſtockende Ausdünſtung, oder den zurückgebliebenen Schweiß des verfangenen Theils wieder zu bewirken ſucht, und den Theilen, die ſteif ſind, Bewegung verſchafft. In Schweiß kann man das Pferd bringen, wenn man es langſam und egal mit einem Strohwiſch reibt, mit einer warmen Decke überlegt und ihm einen Trank von 2 Loth Hirſchhornſpiritus, mit etwas Honig und 1/4 Pfund Brandewein verſetzt, eingiebt.

7) Der **Durchlauf** (Durchfall). Man kennt dreyerley Arten:

a) Wenn das Pferd dünn miſtet. Dieſer giebt ſich von ſelbſt wieder.

b) Wenn ein zäher Schleim vom Pferde geht, oder wie die Schmiede ſagen, das Fett dem Pferde geſchmolzen iſt. Hier bekömmt das Pferd ein Clyſtier von 1/2 Pfund Leinöhl, mit zwey Eyerdottern, und 2 Pfund lauem Waſſer, und innerlich täglich zweymal 1/2 Pfund Leinöhl mit 1/2 Loth Salpeter und 1 Loth gepülverter Enzianwurzel.

c) Wenn das Pferd Blut miſtet. Dieſer Durchfall iſt gewöhnlich mit einem Fieber verbunden. Das Pferd bekömmt zweymal des Tages ein Clyſtier von Waſſer mit Leinſaamen gekocht, und innerlich wird ihm alle Morgen 1/2 Pfund Leinöhl mit eben ſo viel Honig und einem Quentchen geſtoſſenen Alaun eingegeben.

8) Der **Roller** oder **Schwindel**. Es giebt zweyerley Arten, *a*) den ſtillen, und *b*) den raſenden, wüthenden.

Bey der erſten Art verhält ſich das Pferd ruhig, ſieht vor ſich hin, ſtößt blindlings an alles an, läßt das Futter aus dem Maul fallen, ſich den Finger tief ins Ohr ſtecken, ohne zu ſchütteln, und die Beine übers Kreuz ſetzen, ohne ſie weg zu bewegen. Bey der zweyten aber tobt es und raſet, und läßt nicht ohne Gefahr an ſich kommen. Beyde Arten ſind faſt unheilbar. Mit Aderlaſſen bis zur Ohnmacht, mit Hunger, ſtätem Kopfwaſchen mit kaltem Waſſer, einem Fonteneil an der Bruſt, laſſen ſie ſich zuweilen heben. Man giebt auch innerlich folgende Lattwerge mit gutem Erfolg: 4 Loth Salpeter, und Honig ſo viel als zu einer Latwerge nöthig iſt. Von derſelben giebt man dem Pferde ein Hühnerey groß mit einem Quentchen Amoniak Gummi vermiſcht, auf einem hölzernen Spaten ein.

9) Das **Blutſtallen**. Raudenſaft mit lauem Wein ſtillet es.

10) Die **Entzündung** der Eiter wird mit Bleyeßig (acetum ſaturninum) allzeit vertrieben.

11) Der **Tripper** und die Entzündung, welche bey den Hengſten entweder von ſelbſt aus Geilheit, oder wenn ſie zu ſtark gereitzt werden, entſtehen, werden ebenfalls durch Einſpritzungen des Bleyeßigs gänzlich curirt.

12) Der **Feivel**, wenn das Pferd oben am Kopf etwas aufbricht, welches den Mähnen herabeitert, rührt von unreinem Geblüte. Rother Gundermann dem Pferde zerſtoſſen in die Naſe geblaſen, ſoll ihn vertreiben.

13) Das **Vernageln** wird durch geſtoßene und aufgelegte Schafgarbe unfehlbar geheilet.

14) Das **Satteldrücken** entſteht theils vom ſchlechten Reiten, theils wenn der Sattel nicht paßt, theils zuviel oder nicht gut aufgepackt wird. Durch folgendes Mittel laſſen ſich dergleichen Verwundungen bald heilen: Alaun, Salmiak, Grünſpan, blauen und weißen Calixtenſtein, Weinſtein und engliſch Kupferwaſſer, von jedem für einen Groſchen, alles in einem neuen Tiegel zerfließen laſſen, in ein ſtarkes Papier gegoſſen, davon täglich eine Haſelnuß groß genommen, in Waſſer aufgelößt, und den Geſchwulſt oder die Wunde ſo lange damit gewaſchen, bis der Schaden geheilt iſt.

Außerdem giebt es noch viele Krankheiten der Pferde, welche aber alle zu beſchreiben zu weitläuftig ſeyn würde, als das hitzige und kalte Fieber, die Lungenſucht, Engbrüſtigkeit, Haarſchlechtigkeit, Verſtopfung des Harns, der Lauterſtall, die Krätze, Mauke, Mähnenraude, die Klemmen, verſchiedene Beulenkrankheiten, Ueberbeine, Feigwarzen, Hornklüften, den Bugwurm, Stollenſchwamm, Leiſt oder Schale, die Flußgalle, Steingalle, den Blutſpat, Waſſerſpat, Ochſenſpat, Hahnenſpat, trocknen Spat, die Steingallen, Geſchwüre an den Füßen, Entzündungen der Augen u. a. m.

Der **Pferdebezoar** (Hippopolithos) iſt ein eyrunder Körper, in dem Magen, den Gedärmen oder der Blaſe der Pferde, welcher oft etliche Pfund wiegt, und zuweilen tödlich iſt. — Bey den Pferden iſt, wie bey dem Menſchen, alles Aderlaſſen, Purgiren und Clyſtiren ohne die äußerſte Noth ſchädlich.

Feinde. Der **Bär** und der **Wolf** fällt das Füllen und auch zuweilen das Pferd an.

Plage verurſachen den Pferden folgende Inſekten und Gewürme:

Die geflügelten und ungeflügelten Pferdeläuſe (Hippoboſca equina et pediculus equi), welche die Säfte der Falben, Rothſchimmel und Schäcken beſonders lieben. Sie werden durch Waſchen mit Tabackslauge vertilgt.

Der Afterkriecher (Oeſtrus hemorrhoidalis ſ. Hirſch S. 576). Eine Bremſe, welche entweder dem Pferde, wenn es niſtet, ihre Eyer an das Ende des Maſtdarms, wo ſie auskriechen, und als Larven in den Falten der Därme ſich aufhalten, oder in die Naſe legt, von wo die Larven durch den Schlund bis in den Magen ſchlüpfen oder ſich auch in der Schlundhöhle aufhalten. Sie werden oft tödlich, indem ſie bey magern Pferden in Menge den Magen durchfreſſen. Zur Befreyung von dieſer Beſchwerde dienen fette Oehle, brennbare Geiſter und eine geſättigte Auflöſung des Kochſalzes. Auch hilft den Pferden Schwefeldampf in die Naſe gehen zu laſſen oder eine ſtarke Priſe Rappetaback in in die Naſe gerieben.

Die Stechfliege, welche im Auguſt die Pferde ſonderlich durch Ausſaugung des Bluts, ſo wie die Ochſenbreme, plagt.

Die gewöhnlichen Spulwürmer. Man vertreibt ſie dadurch, wenn man den Pferden eine Handvoll Salz in den Hals ſteckt. Der Fadenwurm (Trichuris). Er weicht durch die gewöhnlichen Weidenblätter zu ganzen Neſtern fort. Die Bandwürmer, Paliſadenwürmer, Haarwürmer, Egelwürmer ſind ihnen auch oft ſehr beſchwerlich.

Nutzen. Daß die Pferde ſehr nützliche Thiere ſind, zieht wohl niemand in Zweifel. Ihre Sanftmuth, welche nur gegen Feinde und gegen große Beleidigungen in Zorn übergeht, und ihre Gelehrigkeit und Stärke macht ſie zu ſolchen nützlichen Hausthieren, welche beynahe dem ganzen Menſchengeſchlecht unentbehrlich worden ſind. Sie dienen in der Landwirthſchafft, bey den Poſten, im Kriege, und beym Handel durch Reiten, Ziehen und Laſttragen. In der Oekonomie zieht man zwar oft die Ochſen vor, weil dieſe auch noch, nach dem ſie getödet ſind, durch ihr Fleiſch nützen; allein wenn man bedenkt, daß ein Pferd dreymal mehr, als ein Ochſe, verrichtet, ſo behalten die Ochſen nur einen Vorzug in ſo fern, daß ſie in bergigen Gegenden beſonders zum Pflügen wegen ihres langſamen, gewiſſen und anhaltenden Ganges beſſer benutzt werden können, als die Pferde.

Im Reiten nützt und vergnügt das Pferd, wenn wir ſeinen natürlichen Gang betrachten, in Gegenſatz des künſtlichen, der ihm auf der Reitbahn gelehrt wird:

1) Durch ſeinen **Schritt**, wo zuerſt der rechte Vorderfuß, hierauf der linke Hinterfuß, alsdenn der linke Vorderfuß, und zuletzt der rechte Hinterfuß aufgehoben wird;

2) durch ſeinen **Trab**, wo der rechte Vorderfuß und linke Hinterfuß zu gleicher Zeit, darnach der linke Vorderfuß und der rechte Hinterfuß ebenfalls in einem Augenblicke aufgehoben werden; und endlich

3) durch den **Gallopp**, welches eine Art von Springen iſt. Der linke Hinterfuß kömmt hierbey zuerſt auf die Erde zu ſtehen, um dieſer wallenden Bewegung zu einem Ruhepunkte zu dienen, hierauf hebt ſich der rechte

Hinterfuß mit dem linken Vorderfuß zugleich in die Höhe, und dieſe beyden kommen auch wieder zu gleicher Zeit auf die Erde, zuletzt wird der rechte Vorderfuß, welcher gleich nach dem linken Vorderfuß und rechten Hinterfuß aufgehoben wird, wieder niedergeſetzt.

Es giebt aber auch Pferde, welche von Natur einen ſonderbaren Gang haben, der einen Mittelgang zwiſchen dem Trabe und Schritt ausmachet, und

4) der **Paß** genennt wird. Das befremdendſte hierbey iſt, daß bey **einem** Schritte die beyden Schenkel der einen Seite, z. B. der rechte Vorder- und Hinterſchenkel zugleich ſich fortbewegt, und daß hierauf die beyden linken Schenkel im Fortſchreiten den zweyten Schritt ausmachen. Dieſer geſchwinde Gang iſt für den Reiter ſehr bequem, weil er nicht ſtößet; mattet aber das Pferd ab, und ſoll auch nur ſchwachen Pferden beſonders eigen ſeyn.

Die engliſchen Pferde ſind wegen ihrer außerordentlichen Schnelligkeit im Laufen ſehr berühmt. Man hat Beyſpiele, daß ein **Wettrenner** in 22 Minuten einen Weg von einer deutſchen Meile zurückgelegt hat.

Ein ſtarkes thüringiſches Pferd fährt 10 bis 12 Centner Fracht.

Das **Fleiſch** der Pferde wird von den europäiſchen cultivirten Völkern gewöhnlich nicht gegeſſen, aber die ſüdlichen Polacken, welche wilde Geſtüte haben, jagen die Pferde und eſſen ſie, und die Kalmucken, Tataren, und die Negern an der Küſte von Guinea finden ihr Fleiſch ebenfalls ſehr ſchmackhaft, und den Kopf beſonders delikat.

Die

Die friſche **Pferdemilch** iſt erfriſchender als andere. Die Tataren und Kalmucken trinken die ſaure täglich, als ihren gewöhnlichen Trank. Sie machen auch aus derſelben ein berauſchendes Getränke, **Kosmos** genannt, und gute Käſe.

Mit den **Vorderzähnen**, welche in Holz eingefaßt werden, glättet der Buchbinder das Papier und die Bücherdecken, und die **Backenzähne** können, wie die Backenzähne der Elephanten verarbeitet und polirt, und zu ausgelegter Arbeit verbraucht werden, da ſie alsdann wie Agath ausſehen. — In Irrland macht man ſchöne Knöpfe daraus.

Das **Kammfett**, das die Abdecker vom Hals des Pferdes ausſchmelzen, wird von den Gerbern, Schuſtern und in der Oekonomie gebraucht, um das Leder geſchmeidig zu machen und zu erhalten.

Die **Urinblaſe** macht man zu Tabacksbeuteln und zu großen Bällen, und verbindet auch Gläſer und Flaſchen damit.

Die **Pferdehaut** wird zu Sohlen- und Riemenleder, zu Juften, und ächten orientaliſchen Chagrain gegerbt.

Die **Sehnen** hinten am Fuße kaufen unter dem Namen der **Roßadern** die Sattler und Orgelbauer, welche letztere ſie zum feſten Verbinden der Falten an den Orgelbälgen brauchen.

Die **Pferdehaare** werden auf verſchiedene Art genutzt. Aus den Haaren der **Mähne** und des **Schweifes** macht man Schlingen um Vögel zu fangen, Bezüge auf Geigenbogen und ſonſt verſchiedene Arten von Gewürken, als Halsbänder, Armbänder, Knöpfe, Haarſiebe, u. ſ. f. Die **geſottenen** Pferdehaare geben die weichſten Betten, beſonders

wenn man Stahlfedern dabey anbringt. Sie werden auch zu Ausſtopfung der Buchdruckerballen verbraucht.

Die kurzen Haare der Haut werden zu Pinſeln, Hüten, Bürſten, Seilen, zu Matratzen, welche keine Feuchtigkeiten an ſich ziehen, zu Ausſtopfung der Sättel, Polſter, Kiſſen, Stühle und anderer Meublen verbraucht.

Der **Roßſchweif** iſt in der Türkey ein Ehrenzeichen des Kaiſers und der Großen.

Aus dem **Hufe** werden Kämme und verſchiedene Dinge vom Horndrechsler verfertiget. Sonſt wird er calcenirt zum Berlinerblau verwendet, oder geraspelt auf die Aecker geſtreut.

Der hitzige **Pferdemiſt** taugt nur auf zähe, kalte Thon- und Leimenfelder mit vielem Stroh, thut aber in Miſtbeeten gute Dienſte, und wo man Gewächſe ſchnell treiben will.

Gedörrter Pferdemiſt mit Kleyen vermiſcht, ſoll in der Hornſeuche und Lungenfäule der Schafe eine Arzeney ſeyn.

Bey Futtermangel laſſen ſich die Schafe, Schweine, und das Hornvieh mit friſchem **Pferdemiſt**, wenn etwas Mehl, Kleyen, Spreu und anderes Futter darunter gemengt wird, füttern.

Der Pferdemiſt wird gebraucht, um das Bley zu **Bleyweiß** zu machen, indem man die Töpfe, in welchen Eßig und Bley iſt, in denſelben verſcharret; der durch ſeine Hitze dünſtende Eßig zerfrißt das Bley, und verwandelt es in Bleyweiß.

Die

Die Egyptier um Kahiro gebrauchen den Ruß von gebrannten Pferdemiſte zu Salmiak. Man kann auch mit dieſem Miſte die Maulwurfsgrillen (Gryllotalpa) vertreiben. Man macht nämlich zu Anfang des Herbſtes in Gegenden, wo dieſe ſchädlichen Inſekten ſich aufhalten, Gruben in die Erde, welche man mit Pferdemiſt ausfüllet, und wiederum mit Erde bedecket. Im folgenden Frühjahr öffnet man dieſe Gruben und findet eine Menge alter Maulwurfsgrillen, die ſich hier verſammlet haben, und tödet ſie mit ſammt ihrer Brut. Wenn man friſchen Pferdemiſt kocht, oder in warmes Waſſer einweicht, und erfrorne Füße zwey Stunden in dieſe Maſſe ſetzt, ſo wird nicht nur der Froſt aus denſelben gezogen, ſondern ſie werden auch gänzlich geheilet. Eben derſelbe giebt mit Leimen, Salzwaſſer, ungelöſchten Kalch, Ziegel- und Glasmehl, Hammerſchlag, Feilſpännen, Kühhaaren, friſchen Rinderblut und Waſſer, einen ſehr dauerhaften Ofenkitt (lutum ſapientiae).

In der Medicin werden jetzt weder Milch, Blut, Mark, Urin, Schweiß, Fett, noch Fleiſch, Warzen, Huf und Roßbezoar mehr gebraucht, wie ſonſt.

Schaden. Wenn man ſie auf naſſen Wieſen weidet, ſo zertreten ſie den Boden, und zupfen die Graswurzeln aus.

(43) 2. Der Eſel.

Equus Aſinus. Lin.

L'Ane. Buff.

The Aſs. Penn.

Kennzeichen der Art.

Er hat lange Ohren, über den Schultern ein ſchwarzes Kreuz, und nur am Ende des Schwanzes ſchwarze Haare.

Beſchreibung.

Des Eſels eigentliches Vaterland iſt nicht bekannt, ob man gleich nicht ohne Grund den wärmern Theil Aſiens dafür hält. In der Tartarey lebt er noch jetzo, unter dem Namen Kulan, in ganzen Heerden wild, iſt etwas größer, ſchlanker und weit ſchneller als unſer zahmer, ſonſt aber an Bildung und Farbe, die aſchgrau iſt, wenig von ihm verſchieden. Er zieht von da im Herbſte in unzähligen Heerden ſüdlich gegen Indien und Perſien, und überwintert daſelbſt. Man ſagt, daß unſer Eſel aus Arabien nach Griechenland, von da nach Italien, von hieraus nach Frankreich, und aus dieſem Lande endlich nach Deutſchland zu uns gekommen ſey. Kältere Gegenden als unſer Deutſchland kann er nicht wohl vertragen. In Thüringen wird er nur in bergigen Gegenden von den Mühlern und Landleuten zum Laſttragen gebraucht.

Da er nicht die ſchöne Bildung, nicht den anſehnlichen Wuchs noch das Feuer des Pferdes hat, ſo iſt er in Deutſchland und faſt überall ein Gegenſtand der Verachtung und des Spottes, welches er doch wegen ſeiner Güte, Geduld, Genügſamkeit und vorzüglichen Nutzbarkeit wirklich nicht verdienet. Der große und ſchwere Kopf, die langen ſchwankenden Ohren, der breite und dicke Hals, die ſchmale Bruſt, der faſt ſchneidende Rücken, die Hüften, welche höher ſind als das Vorderroß, das platte Kreuz, der kahle Schwanz, die engen Hinterſchenkel machen ohnſtreitig, daß er neben dem ſtolzen und ſchönen Pferde eine demüthige und plumpe Rolle ſpielen muß. Doch findet man in Arabien Eſel, die wegen ihrer Schnelligkeit, wegen ihres Muths, ihrer Stärke und Schönheit ſehr hochgeſchätzet werden. Sie haben ein glat-

tes Haar, einen hohen Kopf, leichte Schenkel und werden zum Reiten gebraucht. Auch Italien bringt ſchon ſo ſchöne Eſel hervor, die man mit 100 Rthl. und drüber bezahlt. Vielleicht kommt die üble Geſtalt, Faulheit und Trägheit unſerer Art daher, daß ſie unſer rauhes Futter und Luft nicht wohl gewohnen können; denn die Erfahrung lehrt, daß ihre Größe von dem Himmelsſtriche abhängt, unter welchem ſie wohnen; je kälter und rauher dieſer iſt, deſto kleiner und ſchwächer fallen die Eſel aus.

Mit dem Pferd hat der Eſel, wie bekannt, die größte Aehnlichkeit. Sein Hauptunterſcheidungszeichen ſind die langen Ohren, der ſchwarze Streif über den Rücken mit dem Querſtreif über die Schulterblätter, welche beyde die Figur eines Kreuzes verurſachen, und der glatte am Ende mit einem Haarbüſchel verſehene Schwanz. Die Größe unſers thüringiſchen Hauseſels vom Kopf bis zum Schwanz iſt gewöhnlich 5 Fuß 4 Zoll, und die Höhe 3 bis 6 Zoll *). Die Höhe der Beine iſt 1 Fuß 9 Zoll; der Kopf hält 1 Fuß 4 Zoll, die Ohren 9 Zoll 6 Linien und der Schwanz 2 Fuß.

Der dicke Kopf hat lange, breite Ohren, die ſich nach dem Schall, wohin ſie wollen, langſam bewegen. Die Augen ſtehen an der breiten Stirn weit von einander, und ihr Blick iſt traurig. Die Lefzen ſind dick und herabhängend. Die Anzahl ſeiner Zähne iſt 36, und er wechſelt ſie, wie das Pferd. Der Hals iſt lang, ſteht ſtets grade ausgeſtreckt, und iſt mit kurzen Mähnen behangen. Der Rücken iſt gebogen, und der Bauch unförmlich breit. Die ſchlanken Beine, die ſchönſten Gliedmaßen am ganzen Eſel, haben einen grauen Huf.

Sein

*) Par. Ms.: Länge faſt 5 Fuß, und Höhe faſt 3 Fuß.

Sein dickes Fell iſt mit langen, unanſehnlichen, ſteifen, etwas gekräuſelten Haaren überzogen. Die Farbe iſt ſehr verſchieden. Eigentlich iſt ſie ein beſonderes grau, das man das Eſelgrau nennt. In den Weichen iſt er weiß oder weißlicht, an den Hals und den Füßen mit einigen ſchwarzen Linien, und auf dem Rücken mit einen ſchwarzen Kreutz verſehn. Sonſt giebt es mauſefahle, aſchgraue, blauliche, rothe, bräunliche, ſchwarze, ſchmutzig weiße, und mit allen dieſen Farben gefleckte Eſel.

Die unangenehme Geſtalt hat ihnen die Natur durch ein gutes Geſicht, vortrefliches Gehör und außerordentlichen Geruch zu erſetzen geſucht. — Sie erlangen ein Alter von 36 Jahren. — Ihre Affekten drücken ſie durch ein ängſtlich ausgeſtoßenes, fürchterlich klingendes **Hinhan**=Geſchrey, aus, das wechſelweiſe aus hohen Tönen in tiefe, und aus tiefen wieder in hohe übergeht. Die Eſelin ſchreyt höher und ſchärfer; der verſchnittene Eſel aber tief und ſchwach. Ihr Knochengebäude iſt dem Pferde völlig gleich.

Die ſchlechte Erziehung und Sorgfalt, die man auf dieſe verrufenen Thiere wendet, verringern allerdings ihre Fähigkeiten. In ihrer Jugend ſind ſie aufgeräumt, wälzen und überſchlagen ſich muthwillig auf der Erde, und machen vielerley poßierliche Wendungen und Sprünge, trottiren und galloppiren; im Alter aber verwandelt ſich dieſe Luſtigkeit durch die ſchweren Arbeiten und elende Koſt in Schläfrigkeit und Furchtſamkeit, und wenn ſie ſich dann wälzen, ſo geben ſie damit zu erkennen, daß ihnen die Haut von verſchiedenen Unreinigkeiten jücke, und daß ſie reinlich gehalten ſeyn wollen. Ueberhaupt ſind ſie vor allen Thieren demüthig, geduldig und gelaſſen. Alle Züchtigungen ertragen ſie

ohne

ohne Widerwillen, aber die Wirkung derſelben iſt auch von kurzer Dauer. Sie verabſcheuen allen Koth und Näſſe, und können nur mit derben Schlägen durchs Waſſer getrieben werden; allein man bemerkt mit Vergnügen, wie die natürliche Liebe der Mutter zu ihren Jungen auch dieſer natürlichen Scheue widerſteht, denn ſie wadet durch den tiefſten Fluß, ja fürchtet auch das Feuer nicht, wenn ſie dieſelben in Gefahr glaubt. Seinen Treiber kennt der Eſel unter 1000 Perſonen, und gewöhnt ſich ſo an ihn, daß er ihn von weiten ſpüret, und aufſuchet. Sein Gedächtniß lehrt ihn den Weg, den er einmal gewandert iſt, ohne Irrthum wieder finden. Er erſteigt mit der größten Sicherheit und den größten Laſten die ſteilſten Berge, und geht ohne zu ſtraucheln unbeſchlagen über ſpiegelglatte Eißflächen. Seinen Herrn giebt er die Beladung mit einer unerträglichen Laſt durch Senkung des Kopfs und der Ohren, Aufſperrung des Mauls, und Einziehung der Lefzen zu erkennen. Blendet man ihn durch eine Binde die Augen, ſo bleibt er ſtracks ſteif auf ſeinem Platze ſtehen, und legt man ihn mit einem Auge auf die Erde und verdeckt ihm das andere, ſo bleibt er auch in dieſer Lage wie todt hingeſtreckt. Er ſchläft noch weniger, als das Pferd, und nur 4 Stunden des Tages, beſonders legt ſich der brünſtige Eſel und die trächtige Eſelin nicht eher, als bey der größten Mattigkeit zur Ruhe.

Aufenthalt. Der Eſel verlangt in ſeinem Stalle eine trockne Ruheſtätte.

Nahrung. So uneckel er in ſeiner Koſt iſt, welche in ſchlechtem Gras und Heu, in dornigen Kräutern und Geſträuch, und in Diſteln mit Kleyen vermiſcht, beſteht, ſo eckel iſt er in ſeinem Getränke, welches helles Waſſer ſeyn

muß,

muß, indem er ſich auch nicht durch die härteſten Schläge zum Trinken trüben Waſſers zwingen läßt.

Fortpflanzung. Der Eſel geräth im Frühjahr in ſeine natürliche Brunſt, und zwar bey ſeiner größten Hitze in eine Art von Wuth, die ſich aber nur in einem gräßlichen fortdauernden Geſchrey äußert, und nicht eher beſänftigt wird, bis man ihm die Eſelin zuläßt, welches denn auch gewöhnlich im May oder Junius geſchieht.

Der Hengſteſel muß groß und ſtark, nicht unter drey, und nicht über zehn Jahr alt ſeyn, hohe Schenkel, einen völligen Leib, einen erhabenen und leichten Kopf, lebhafte Augen, große Naſenlöcher, einen langen Hals, eine breite Bruſt, ein plattes Kreutz, einen kurzen Schwanz, und ein glänzend weiches, dunkelgraues Haar haben.

Man hat die Gewohnheit, daß man die Stute nach der Begattung (Beſchälung) prügelt, oder von hinten mit kaltem Waſſer begießt, weil ſie aus Geilheit nicht leicht zum erſtenmal empfängt. Sie trägt 11 Monate und etliche Tage, oder gewöhnlich 290 Tage, bekommt im zehnten Monat ihre Milch, und ſucht in der Geburtsſtunde ängſtlich einen dunkeln verborgenen Ort, wo ſie eins, ſelten zwey Füllen zur Welt bringt. Dieſe ſaugen 5 Monate, ſind in ihren Jugendjahren luſtige und artige Thiere, und vermehren ſich ſchon im zweyten Jahre wieder. Sie bedürfen keiner ſonderlichen Wartung und Pflege, da ſie mit geringer Koſt vorlieb nehmen, und nicht leicht erkranken. Sieben Tage nach der Geburt geräth die Mutter ſchon wieder in Hitze. Sie zeigt außerordentliche Liebe und Zuneigung gegen ihre Jungen, und iſt untröſtlich, wenn man ſie von ihr trennt.

Krankheiten. Nur ſelten unterliegt der Eſel einer Krankheit des Pferdes, beſonders wenn man ihn einen trocknen und im Winter einen warmen Stall zu ſeiner Wohnung anweiſet.

Feinde. Vom Ungeziefer wird er auch wegen ſeines übelriechenden Schweißes unter allen mit Haaren bewachſenen Thieren am wenigſtens angefochten. Zuweilen findet man die Eſelslaus (Pediculus aſini) auf ihm.

Nutzen. Der Nutzen dieſes ſo gering geachteten Hausthiers iſt von der größten Wichtigkeit. Auf dem ſchöner gewachſenen und flüchtigern Eſel wird in wärmern Gegenden geritten, und in gebirgigen Gegenden iſt der ſchwere träge Landeſel dem Müller und Landmann, der Laſten durch ſteile und gefährliche Wege fortſchaffen ſoll, faſt unentbehrlich. Er trägt eine Ladung von 3 Cent. und mehr, von einem Knaben regiert, ſicher an ihren Beſtimmungsort, und kann daher unter allen Thieren nach Verhältniß ſeiner Größe, die ſchwerſte Laſt tragen. In trocknen, leichten und ſandigen Boden zieht er auch den Pflug. Ueberhaupt ſchreitet, trabet und gallopiert er, wie ein Pferd, nur daß alle dieſe Bewegungen klein ſind, und weit langſamer geſchehen.

Die **Milch** der Eſelin, welche der Menſchenmilch am nächſten kömmt, iſt leicht zu verdauen, nahrhafter als andere, hat ſchon manchem Schwindſüchtigen das Leben gerettet, und wird in mehrern Krankheiten, weil ſie dünn, nicht fett, nicht käßig, und ſchwachen Mägen dienlich iſt, ſehr heilſam gebraucht. Auch werden aus derſelben die wohlſchmeckenden Parmeſankäſe gemacht.

Das

Das Fleiſch der Keulen vermiſcht man mit andern Fleiſch zu den ſchmackhafteſten Cervelatwürſten, ja das junge Eſelsfleiſch hält man in einigen Städten Italiens für eine Delikateſſe.

Seine Haut wird zu vielerley Gebrauch vom Weiß- und Rothgerber gahr gemacht, und giebt vorzüglich Chagrin, Pergament, Siebe, Trommelfelle und ſehr dauerhafte Schuhe.

Die Haare können geſponnen und zu allerhand Fütterungen, als der Stühle genutzt werden.

Der Miſt iſt eine gute Düngung in feuchten, ſchweren, kalten, kieſigen Boden, und er iſt der einzige Dung, den man friſch brauchen kann, da alle andere Dunggattungen erſt einige Monate liegen und ſich verzehren müſſen, ehe ſie in ihre erſte Nahrungstheile zerfallen.

In der Medicin leiſtet der Eſel keinen Nutzen mehr, als durch ſeine Milch.

Benennung. Er heißt auch Hauseſel, Steineſel.

Hierher gehören noch zwey Baſtardarten, welche vom Pferde und Eſel entſpringen:

1) **Das Maulthier.** Mulus.
Le Mulet. Buff.
The Mule. Penn.

2) **Der Mauleſel.** Hinnus.
Le petit Mulet; le Bardeau. Buff.

Erſterer ſtammt von einem Eſelhengſt und einer Pferdeſtute ab, und man wählt zur Begattung ein gutes Mutterpferd und den beſten Eſel.

Der

Der **Beſchälereſel** muß vorzüglich groß und ſtark ſeyn, große Augen, weite Naſenlöcher, einen langen Hals, eine breite Bruſt, hohe Schultern, einen kurzen Schwanz, eine dunkle Farbe und glatte Haare haben. Die **Stute** muß jung und groß ſeyn. Wenn ſie beſprungen (bedeckt) werden ſoll, ſo wird ſie geblendet und mit den vordern Füßen niedriger, als mit den hintern geſtellt. Der Eſel iſt vom fünften bis zum vier und zwanzigſten Jahre gut zu dieſem Geſchäffte der Fortpflanzung, und er kann 10 bis 15 Stuten jährlich befruchten. Die Stute geht mit dem Maulthierfüllen länger als mit dem Pferdefüllen trächtig. Die Jungen, wenn ſie zur Welt kommen, ſind munter und gleich friſch auf den Beinen, ſaugen 6 bis 7 Monate, und entwöhnen ſich von ſelbſt. Sie werden gewöhnlich älter, als ihre Eltern, wachſen ſchneller, als das Pferd, und werden oft 17 bis 18 Fäuſte hoch. Denenjenigen, welche man zum Reiten brauchen will, ſchneidet man die Ohren, wie den Pferden, ſpitzig. Die Hengſte wallacht man auch, weil ſie viel geiler, als die Pferde ſind.

Dieſe Baſtardthiere vereinigen in ſich einige vorzügliche Eigenſchafften ihrer Eltern, die Schönheit, Größe, Farbe und Munterkeit der Mutter, und die Ausdaurungskraft, den ſichern Gang und die Geduld des Vaters; Schade, daß auch Kopf, Ohren, Kreuz, Schwanz und Stimme nach dem Vater einſchlagen!

Die **andere Art** entſteht, wenn der Vater ein Pferd und die Mutter ein Eſel iſt. Bey der Begattung muß die Eſelin hinten tiefer ſtehen als vorne. Dieſe Thiere ſind plump, faul, träge und klein; die Ohren ſind etwas länger, als Pferdeohren, aber das übrige iſt mehr väter-

lich, als mütterlich. Man nennt ſie auch Pferdeeſel, Stuteneſel. *)

Beyde Arten brauchen, wie der Eſel, vier Jahre zu ihrem völligen Wachsthum, haben, wie dieſer 36 Zähne, die den Pferdezähnen gleichen, und eben ſo, wie jene das Alter der Thiere anzeigen, ſind dauerhaft, ſtark, geſund, und nicht den Schwachheiten der Pferde unterworfen. Sie tragen ſchwere Bürden von 4 Centnern und drüber, gehen in bergigen und klippigen Gegenden ſicherer, und kommen beſſer fort, als die Pferde. Bey Armeen ſind ſie dahero vorzüglich gut zu gebrauchen. Sie können 20 bis 30 Jahre gute Dienſte thun. — Sie erfordern warme Ställe.

Man erhält ſie in der Fütterung ſehr wohlfeil. Bey einer Miſchung von Pferde- und Eſelskoſt und klarem kaltem Waſſer zum Tranke befinden ſie ſich ſehr wohl.

Mit Pferden und Eſeln ſollen ſich dieſe geilen Mittelthiere auch wirklich fortpflanzen können, nur nicht mit ihres Gleichen.

In Thüringen findet man beyde Arten eben nicht häufig.

Um ihnen ihre natürliche Widerſpenſtigkeit zu benehmen und pünktliche Folgſamkeit gegen ihren Herrn beyzubringen, müſſen ſie ihn durch ein hartes Betragen fürchten lernen.

Die

*) Da von dieſer Art zuweilen ſehr unförmliche Thiere ausfallen, ſo ſind daraus die fabelhaften Jumare entſtanden, welches Baſtarden von der Pferde- und Ochſengattung ſeyn ſollen.

Die zwey und zwanzigſte Gattung.

Das Schwein. Sus.

Kennzeichen.

In der obern Kinnlade ſind vier gegen einander zugekehrte, und in der untern ſechs hervorſtehende Vorderzähne.

Eckzähne zwey oben und unten; die obern ſind kürzer und die untern hervorſtehend.

Die Klauen ſind geſpalten *).

Unter dieſe Gattung, welche in der Lebensart von der vorhergehenden gar merklich abweicht, ſich in vielen Stükken den Raubthieren nähert und durch den kurzen, abgeſtumpften, beweglichen Rüßel, der ihnen zu Ausgrabung ihrer Nahrungsmittel dient, gar ſehr auszeichnet, rechnen wir nur eine Art.

(44) 1. Das gemeine Schwein.

Sus ſcrofa. Linn.

Kennzeichen der Art.

Vorn auf dem Rücken ſtehen ſteife Borſten, und der kurze Schwanz iſt haarig.

Dieſe Art begreift das zahme und wilde Schwein unter ſich. Der wilde Eber iſt, aller Wahrſcheinlichkeit nach, der Stammvater, und nur die Zähmung, eingeſchränkte Lebensart und verſchiedene Nahrung hat die kleinen Abweichungen ſeiner Abkömmlinge, der Hausſchweine verurſacht. Denn

 noch

*) Doch findet man auch eine Abart mit ungeſpaltenen Klauen, z. B. in Ungarn und Schweden.

noch begatten ſich zahme und wilde Schweine unter einander und zeugen fruchtbare Junge. Doch um dieſe Abweichungen gehörig zu bemerken, theilen wir dieſe Art in zwey Racen ein, in die zahme und in die wilde.

a) Das zahme Schwein.

Sus ſcrofa domeſticus. Linn.

Le Cochon. Buff.

The Hog. Penn.

Beſchreibung.

Das Schwein ſtammt wohl eigentlich aus Indien und iſt von da in die ganze Welt verpflanzt worden *). In einigen Stücken iſt es zwar durch das Klima und die Nahrung abgeartet, doch hat es noch allenthalben die weſentlichen Kennzeichen behalten.

In Thüringen werden viele Schweine gezogen; und ſie behaupten vor andern einen merklichen Vorzug.

Der Kopf iſt lang geſtreckt, endigt ſich mit einem platten runden Knorpel, in deſſen Mitte ein Knochen enthalten iſt, durch welche die beyden Naſenlöcher laufen, und hängt auf die Erde herab. Die Backen ſind breit und hager, ſo wie der ganze Kopf, an welchem der kurze, breite Hals mit ſeinen ſteifen Nacken eingezwengt anſitzt. Der hintere Theil der Hirnſchale iſt ſehr erhaben. Der langgeſtreckte Rüſſel iſt mit einem ſteifen, durch zwey Muskeln beweglichen Knorpel verſehen, der ihnen zum Wühlen beförderlich iſt. In der obern Kinnlade ſtehen vier gegen einander zugekehrte und in der

*) Nach Amerika iſt es aus Europa gekommen, und zum Theil wieder verwildert (Cochon marons).

der untern ſechs etwas hervorſtehende Vorderzähne. Die untern ſind von ganz anderer Geſtalt, als die obern, welche anſtatt breit und ſcharf zu ſeyn, lang, rund, um die Spitze ſtumpf ſind, und mit den unterſten faſt einen rechten Winkel machen. Doch findet man auch zuweilen in der obern Kinnlade 4 bis 6 und in der untern 4 bis 8 Schneidezähne, ſo daß ihre Anzahl entweder oben und unten gleich iſt, oder wenn ſie ungleich iſt, allemal im untern Kiefer auf jeder Seite einer mehr ſteht als im obern. Der Mund iſt zu beyden Seiten oben mit zwey kurzen, und unten mit zwey längern hervorragenden Eckzähnen, (Hauzähnen, Hauern), bewaffnet. Sie ſind beym Eber größer als bey der Sau und dem Porkſchweine, welchen ſie kaum aus dem Munde hervorragen; beyde Geſchlechter gehen mit dieſen Waffen ihren Feinden trotzig entgegen. Mit den übrigen Backenzähnen deren auf jeder Seite oben und unten 7 ſtehen, hat ihr Gebiß zuſammen 42 bis 44 Zähne. Sie verlieren in ihrer Jugend keinen davon, wie die andern zahmen Hausthiere, ſondern die erſten Zähne wachſen immer fort, daher man aus der Größe derſelben, beſonders der Waffenzähne unter andern ihr Alter erkennen muß. Die Augen ſind klein und liegen tief im Kopfe. Die Ohren ziemlich lang, breit, dick, vorwärts gerichtet und ſchlaff. Uebrigens iſt ihre äuſſerliche Geſtalt bekannt genug. Der Leib iſt langgeſtreckt und dick; der Rücken ein wenig erhaben; das Kreuz ſchmal und ſpitzig *); die Seiten breit und lang, die Vorderbeine

 kurz,

*) Die Schweine mit breitem Rücken, welcher durch die zu ſtark gewölbten Rippen gebildet wird, liebt man nicht, weil ſie weniger Speck anſetzen und die Käufer hintergehen. Man glaubt nämlich der breite Rücken und

kurz, ſtark und gerade, die Hinterbeine aber länger, ſchmalkeulig, der Schwanz dünn, kurz, büſchlich und ſchlängelt ſich gewöhnlich zirkelförmig, welche Krümmung man ſchon an den Ferkeln von ſechs Wochen gewahr wird. Die Schweine wachſen bis ins fünfte und ſechste Jahr, werden mit den Jahren immer größer und ſchwerer, und man hat ſie durch gute Wartung und Futter oft zu einer Größe von 7 Fuß und drüber gezwungen.

Die Farbe iſt bey den zahmen Schweinen meiſt weiß, doch giebt es auch ſchwarze, oder ſchwarz und weiße, auch rothe, oder roth und weiße, und bey denen von vermiſchten Farben ſieht man auch die Haut an den Stellen anders gefärbt, wo die Borſten von der übrigen Farbe abweichen. Der gewölbte Rücken iſt mit hohen harten und ſteifen, die Seiten aber ſind mit kurzen ſchwachen Borſten beſetzt; die längſten und ſtärkſten ſind 4 bis 5 Zoll lang und bilden gleichſam eine Mähne, die vom Kopf bis auf das Kreuz herab geht. Sie beſtehen, da ſie viel härter als die Haare und Wolle anderer Thiere ſind, aus einer knorplichten Materie, die den Horn ähnlich iſt, und theilen ſich am Ende alle in verſchiedene Spitzen, wodurch ſie können geſpalten werden. Das Ende des Mauls, die Kopfſeiten, die Gegend um die Ohren, die Kehle, der Bauch und Schwanz haben hingegen ſehr wenig Borſten, und ſind faſt nackend. Der Schwanz iſt am Ende langhaarig. Unter dem Halſe haben einige zwey Warzen, als Schellchen wie die Ziegen

han=

und die erhabenen Seiten wären mit Speck beſetzt. Man nennt ſolche Schweine in hieſigen Gegenden Stifter, weil ſie aus dem Stift Hildesheim ſtammen ſollen. Die böhmiſche Art liebt man auch nicht, weil ſie zu kurz gebaut iſt.

hangend; man kauft dieſe ſehr gern und hält ſie, doch ohne Grund, für die beſten.

Der Geruch dieſer Thiere übertrifft ihren Geſchmack, Gehör und Gefühl. Ihr Rüßel iſt ein ſehr brauchbares Inſtrument für ſie; ſie beſitzen ſehr viele Stärke darinne und können geſchickt damit in der Erde wühlen. In ihren übrigen Handlungen aber zeigen ſie die größte Trägheit und Ungeſchicklichkeit, indem ſie keine Geſchmeidigkeit in Gliedern, einen gezwungenen und ſteifen Gang und eine faſt gänzliche Unbeweglichkeit im Rücken und in den Lenden haben. Sie mögen auch wohl unter allen Säugethieren die wenigſten Fähigkeiten beſitzen, und daher ihr Eigenſinn. Der ganze Umfang ihrer Triebe ſcheint ſich blos auf eine wüthende Brunſt und unmäßige Freßbegierde einzuſchränken, daher ſie auch oft ihre eigenen Jungen anfallen. Dieſe Gierigkeit aber ſcheint von dem dringenden Bedürfniß, ihren Magen ſtets gefüllt zu haben, und ihr unreinlicher, und gleichgültiger Appetit von ihrem ſtumpfen Geſchmack und Gefühle abzuhängen. Nur durch lange Uebung lernen ſie ihre Wohnung, wenn ſie von der Weide zurück kommen, wiederfinden. Sie lieben die Unreinigkeit gar ſehr, und ſich in Moräſten und Pfützen herum zu wälzen, iſt ihnen wegen ihrer hitzigen Natur Wolluſt und — Nothwendigkeit zur Vertilgung ihres häufigen Ungeziefers.

Ihre Stimme iſt ein Grunzen, und bey der Beleidigung, Feſſelung, Todesnoth, und wenn Gewitter und ſtarke Platzregen ſie auf der Weide überfallen, ein hochtönendes gräßliches Geſchrey. Wenn unter der Heerde ein Schwein dieſe Töne angiebt, ſo ſtimmen die übrigen alle ſogleich zu einem Concert mit ein, und eilen einander zu Hülfe.

Der Eber grunzt nicht ſo laut als die Sau. — Sie können ein Alter von 20 Jahren erreichen.

Aufenthalt. Alle Zuchtſchweine verlangen einen trokkenen, warmen, geräumigen und reinen Stall (Koben), den man wegen ihres übelriechenden Miſtes an einen abgelegenen Ort des Hofes bauen muß, weil dieſer Geruch dem Menſchen unangenehm iſt; ja ſchädlich werden kann. Beſonders nöthig iſt es, daß man ihn von den Pferdeſtällen entfernt anlegt, da das Roß dieſen Geruch und das Grunzen der Schweine noch weniger vertragen kann, als der Menſch, und oft davon krank werden ſoll. So unreinlich dieſe Thiere auch ſind, ſo verlangen ſie doch einen reinlichen Wohnplatz, welcher wenigſtens alle acht Tage friſch ausgeſtreuet werden muß, weil ſie ſonſt weder gedeihen noch fett werden. Auch dürfen Eber und Sau nicht in einem Koben beyſammen wohnen, weil erſterer ſich zu ſehr entkräften, unzeitiges Ferkeln der letztern verurſachen, oder die Jungen freſſen könnte.

Nahrung. Dieſe Thiere beſitzen eine ſo erſtaunende Freßbegierde, daß ſie aus allen Reichen der Natur Nahrung zu ſich nehmen, und ſogar den Auswurf anderer Thiere freſſen. Da ſie im Frühjahr auf unbebaute Aecker, im Sommer auf wüſte Haiden und Anger, im Herbſt in die Getraideſtoppeln von einem Schweinehirten getrieben werden, ſo freſſen ſie alles, was ihnen auf dem Wege aufſtößt, todte Thiere, Koth, Obſt, Körner, Kräuter, Wurzeln; und lieben vorzüglich ſumpfige Oerter, wo Binſen, Rohr und andere Waſſerpflanzen wachſen, deren Wurzeln ihnen ſehr angenehm ſchmecken müſſen. Wie der Ritter von Linne' beobachtet hat, ſo freſſen ſie 72 Arten von Gewächſen, und rüh=

rühren 171 nicht an. Man kann ſie wirklich unter die fleiſchfreſſenden Thiere zählen, da ſie nicht allein Aas verzehren, ſondern auch oft ihre Jungen ſelbſt, beſonders der Eber, freſſen, die Leichen ausgraben, und ſelbſt kleine unwehrſame Kinder anfallen; letzteres thun vorzüglich die hungrigen ſäugenden Sauen. Wegen ihres ſtarken Geruchs wittern ſie alle ſüßen Wurzeln unter der Erde und graben ſie aus, ſo wie ſie auch nach den Engerlingen, Regenwürmern und Feldmäuſen wühlen. Dieſer Fähigkeit halber hat man ſie auch in manchen Ländern, wie die Hunde gewöhnt, die Trüffeln aufzuſuchen. In den Gegenden, wo Eichen- und Buchwälder ſind (Eckerich iſt), werden ſie in dieſelben, von der Mitte des Septembers bis in die Mitte des Novembers getrieben. Hier erhalten ſie die beſte und geſündeſte Maſt, ſonderlich wenn der flüßige Speck, der aus dieſer Koſt entſteht, durch eine kurze Gerſtenfütterung zu Hauſe noch etwas mehr Derbheit erhält. Damit ſie bey dieſer Weide den Wurzeln der Bäume und Stauden durch ihr Wühlen nicht ſchaden mögen; ſo iſt es an manchen Orten gebräuchlich, ihnen eine Sehne am Rüſſel zu zerſchneiden, oder einen Ring in die Naſe zu legen. Vor dem Thau, Reif, Schnee und Regen müſſen ſie ſehr in Acht genommen werden.

Die Hausmaſt derſelben beſteht vorzüglich in den Abfällen von Mehl, geſchrotenen Getraide, Trebern, Spülich, gekochten Möhren, Kürbißen, Rüben und Kartoffeln, und man ſieht daher leicht, daß denjenigen Leuten, die ſolche Abgänge und Fütterung haben, die Mäſtung dieſer Thiere vorzüglich vortheilhaft ſeyn muß. Ueberhaupt iſt zu bemerken, daß das Schwein immer den Trank und ſolche Speiſen liebt, die ſaftig, oder doch durch warmes Waſſer ſaftig ge-

macht worden ſind. Die Knollengewächſe dürfen ihnen nicht zu warm gegeben werden, ſondern erſt nach 12 Stunden, und gut gequetſcht. Die ſtärkſte und kürzeſte Maſtfütterung ſind Erbſen, wenn man ſie im Ueberfluß hat, oder, weil ſie zu hart ſind, nicht in der Küche nutzen kann. Sie werden mit heißem Waſſer begoſſen, und bleiben ſo lange ſtehen, bis ſie aufgequollen ſind, dann werden ſie den Maſtſchweinen unter ihr Getränke nach und nach gegeben. Mit 8 bis 10 Metzen kann man in kurzer Zeit das größte Schwein fett machen. Den beſten und wohlſchmeckendſten Speck aber giebt die Kornmaſt, wenn dieß Getraide mit gutem Waſſer, oder mit Molken erweicht wird. Wenn man auf wilde Kaſtanien kochendes Waſſer ſchüttet, um ihnen die Bitterkeit zu benehmen, ſo ſind ſie ebenfalls ein vortrefliches Maſtfutter. Man hat auch jetzt in unſern Gegenden nach dem Muſter der Engländer angefangen die Kleemaſt auszuüben, allein man verſichert, daß bey dieſer Koſt die Schweine nicht nur mit einem beſtändigen Durchfall geplagt würden, ſondern auch der Speck eine üble Farbe bekäme, nicht lange dauerte und den guten gewöhnlichen Geſchmack nicht hätte. Vor dem Bilſenkraute und den Pfefferkörnern muß man das Futter ſichern, weil ihnen beydes Gift iſt. Auch zu heiße und zu ſehr geſalzene Brühe z. B. von geſottenen Fiſchen, iſt ihnen tödlich.

Fortpflanzung. Jeder Hauswirth muß die Anzahl der Haltung der Schweine nach der Gegend, in welcher er wohnt, und nach den Nahrungsmitteln, die er ihnen mit Vortheil geben kann, beurtheilen. Für Müller, Becker, Bierbrauer, Brandeweinbrennen, Stärkfabrikanten, und für diejenigen Landleute, die Eichel- und Buchmaſt, oder ſonſt genugſamen Abfall von Getraide, Milchwerk, Gartengewächſen, Obſt, Rüben, Kortoffeln rc. haben, iſt die Schweine-

zucht ſehr rathſam. Man rechnet auf einen Eber 10 bis 12 Sauen. Zu einem guten **Zuchteber** (Matz, Bär, Hackſch) wird erfordert, daß er breit, kurz, dick und unterſetzt ſey, einen kurzen ſtumpfen Rüſſel, kleine feurige Augen, große und herabhängende Ohren, einen langgeſtreckten und dicken Hals, ſchmächtigen Bauch, ſchmalen Rücken, kurze und ſtarke Schenkel, breite Keulen, viele Haare und ſchwarze Borſten habe, weil man bemerkt hat, daß die weißen Schweine ſchwächer ſind. Eine gute **Zuchtſau** (Sau, Mohr) aber muß langgeſtreckt und kurzbeinig ſeyn, einen ſpitzigen Kopf, lange Seiten, einen dicken und breiten Bauch, wenigſtens 12 lange Zitzen (Späne) haben, und von einem fruchtbaren Stamme ſeyn.

Die Schweine ſind ſchon im achten Jahre mannbar; man läßt aber den Eber ſich nicht eher, als nach einem 1 1/2 jährigen Alter begatten, und die Sau erſt im zweyten Jahre (hauen). Die beſte Zeit die Mutterſau belegen zu laſſen, iſt der Oktober und März; ob es gleich gebräuchlicher iſt, ſie vom September bis April zukommen zu laſſen.

Da der Eber für ſich nicht ſehr hitzig, die Sau aber deſto geiler iſt, ſo wird er vorzüglich durch ihre Neigungen in heftige Brunſt geſetzt, und ſie geht ihm auch nach, wenn ſie ſchon trächtig iſt. Mehrentheils bewirkt die erſte Begattung ſogleich die gehörige Befruchtung. Nach 7 Jahren ſind beyde zur Zucht untüchtig, ob ſie gleich ihre Zeugungskraft bis ins funfzehnte behalten. Die Mutter iſt ohngefähr 4 Monate dick, und man will bemerkt haben, daß eine einfarbige 15, und eine gefleckte 18 Wochen trage. Sie wirft (ferkelt) unter allen Säugethieren die mehreſten, nämlich 4 bis 24 Junge, hegt ſchlechte Sorgfalt für ſie, indem

indem ſie dieſelben auch ſogar, ohne ein gehöriges Neſt zu machen, hinlegt. Sie wird gleich nach dem Werfen wieder hitzig (braußig), und man kann ihr daher mit Vortheil den Eber des Jahrs zweymal zulaſſen. Wenn man ſie um Martini belegen läßt, ſo fallen die Jungen gegen den April in eine gelinde Jahrszeit. Will man ſie aber in einem Jahre zweymal zur Zucht gebrauchen, ſo kann man zur erſten Begattung das Ende des Auguſts wählen, ſo kommen die Junge (Ferkel) im Januar; hierauf folgt die zweyte Begattung, und die Junge erſcheinen in der Erndtezeit. Wenn die Junge drey Wochen alt ſind, ſo läßt man ſie mit der Mutter auf die Weide gehen, damit ſie Bewegung haben, und ſich gewöhnen ihr Futter zu ſuchen. Sie dürfen nicht über ſechs Wochen an der Mutter ſaugen, ſondern (die **Abſetzferkel**) müſſen alsdenn mit weicher Koſt, als Abgängen von Milch, Mehl und Speiſen erhalten werden, ſo auch, wenn die Mutter gleich nach dem Ferkeln ſtirbt. Von dem erſten Wurf, den die junge Sau thut, wählt man aus bekannten Urſachen keine Junge zu Zuchtſchweinen, und keiner weder der jungen noch alten läßt man mehr als acht durch ihre Milch nähren, weil ſie ſonſt zu ſehr abgemattet wird, und mehrere Junge nicht gedeihen können. Man ſchlachtet lieber die übrigen als **Spanferkel** nach 14 Tagen, oder verkauft ſie. Sie ſind, wenn ſie gebohren werden, meiſtentheils weiß, da ſie ſich aber nachhero immer im Kothe wälzen, ſo verändert ſich ihre Farbe und wird ſchmutzig braun.

Im ſechsten Monat pflegt man ſie zu beſchneiden, und zwar, entweder im Frühjahr oder im Herbſte, um der Gefahr, die entweder aus zu großer Hitze oder Kälte nach dieſer Operation entſtehen könnte, vorzubeugen; das Männ-

chen heißt alsdenn **Pork** und das Weibchen **Gelſen**, Mos. Auch die ausgedienten Alten beſchneidet man in unſern Gegenden und máſtet ſie; ob man gleich dieſe Verſtümmelung in andern Ländern an Alten und Jungen für unnöthig hält. Die verſchnittene Sau heißt **Börgen**.

Die Jungen werden gewöhnlich nur ein Jahr alt; man treibt ſie im Sommer mit auf die Weide, ſteckt ſie im Herbſt, weil zu dieſer Jahrszeit Futter im Ueberfluß da iſt, und ſie durch die Ausdünſtung vielweniger, als im heißen Sommer verlieren, ein, und mäſtet ſie 8 bis 12 Wochen, dann ſind ſie, wenn ſie anders von guter Art waren, zum Schlachten tüchtig.

Den jungen Eber, den man zur Zucht ausgewählt hat, muß man in ſeiner Jugend von den Saumüttern abſondern, damit er ſich nicht ſchwäche. Eben ſo müſſen ihm die Hauzähne mit einer Zange abgebrochen werden, damit er keinen Schaden verurſache.

Krankheiten. Dieſe Thiere ſind vielen Krankheiten ausgeſetzt, beſonders werden ſie leicht krätzig und lauſig, welche Uebel man durch die Reinigung und öfteres Baden verhüten kann.

1) Die **Seuche** entdeckt ſich durch wäßrige Augen, und Kopfhängen nach der Seite, Mattigkeit und Abneigung zum Freſſen, und entſteht vom Genuß vieles ſchlechten Futters. Man macht einen ſehr guten warmen Mehltrank, ſchüttet 1/2 Pfund graues klargemachtes Leberkraut, ein Stück rothen Ocker, eines Eyes groß, 1 Loth pulveriſirten Salpeter dazu, läßt das Thier hungern, bis es davon frißt; thut dieß etlichemal, bis es wieder Appetit bekömmt, miſcht

unter

unter alles Futter eine Zeitlang Leberkraut und etwas Salpeter, und das Schwein geneſet mehrentheils.

2) Die **Bräune** (Feuer), welche eine Entzündung des Rachens und Halſes iſt, durch plötzliche Erkältung entſtehen ſoll, und an der ſchwarzbraunen Zunge kennbar iſt, wird oft glücklich durch den kühlenden Saft der Hauswurz (Sempervivum tectorum. L.) mit dem Futter vermiſcht, gehoben.

3) Der **Spaat** und die Verrenktheit der Glieder, wo ſie beſonders den Hintertheil nicht führen können, verhindert man, wenn man die Mutterſau nicht im kalten Winter ferkeln läßt, und die jungen Schweine warm und nicht zu lange eingeſperrt hält. Wenn bey dieſer Krankheit, die man auch den **Hinterbrand**, das Brandblut nennt, ſich im Munde, an der Zunge und im Halſe kleine Bläschen finden, und die Borſten, wenn man ſie auszieht, blutig ſind, ſo giebt man ihnen alle Morgen eine Pille von einem halben Loth Antimonium, einem halben Quentchen Schwefel und einem halben Quentchen Kampfer mit ein wenig Mehl und Honig ein.

4) Der **Zungenkrebs** richtet auch oft große Niederlagen unter den Schweinen an (ſ. Ochs. S. 695).

5) Der **Durchfall**, der von ſchlechtem Futter entſteht, wird dadurch gehoben, daß man in jedes Futter eine Hand voll kleingeſchnittene Tormentilwurzel thut.

6) Die **Finnen** (oder Franzoſen) ſind nach neuern Entdeckungen die Behältniſſe für unbewafnete Augen unſichtbarer Würmer (**Blaſenwürmer**) und das Fleiſch ſolcher Schweine iſt ſo ſchädlich nicht, als man gewöhnlich ſich einbildet. Als ein bewährtes Verwahrungsmittel gegen dieſelben führt man

an,

an, daß jedes Stück gleich anfänglich bey der Maſtung des Morgens nüchtern 1/2 Loth Spießglas mit etwas ſaurer Milch empfange, und daß man dieſes nach 14 Tagen noch einmal wiederhole.

7) Die **Gall- oder Schwindſucht** haben die Schweine, wenn ſie abzehren und mager werden. Ein Loth Antimonium und 1/2 Loth venetianiſche Seife in Waſſer aufgelößt und alle Tage eingegeben, ſoll dieſe Krankheit allzeit heben. Zuweilen werden aber auch die Schweine mager und bekommen einen **trockenen Huſten**, wenn ſie Durſt leiden müſſen. Dieſer Huſten läßt ſich durch Molken ſehr leicht ſtillen.

8) Das **Verfangen** geſchieht, wenn ſie ſich überfreſſen oder überſaufen. Es werden ihnen alsdenn die Ohren kalt und die Freßluſt verliert ſich. Man ſchneidet ihnen in die Ohren, daß ſie bluten, und giebt ihnen etwas Bergöhl oder Krummholzöhl ein.

9) Sie bekommen auch leicht **Beulen**, und harte Geſchwulſte an manchen Gliedern. Das beſte Mittel iſt, dieſelben, wenn ſie weich ſind, zu öffnen, den Unflath rein heraus zu drücken, und den Ort mit Talg und Theer zu beſchmieren.

Feinde. Der grimmige **Wolf** liebt das Fleiſch der jungen Schweine gar ſehr, und raubt ſie alſo in den Gegenden, wo er zu Hauſe iſt, von der Weide, und wo er kann, auch aus den Ställen.

Junge Schweine und Triebſchweine werden von der großen und breiten **Schweinslaus** (Pediculus Suis. Lin.) geplagt. Bey den größern Schweinen verliehrt ſie ſich bey gutem Futter von ſelbſt, und bey jungen kann man ſie durch Wa-

Waſchung mit Holzlauge, oder mit Waſſer, worin ſchwarzer Taback abgekocht iſt, vertilgen. Wenn ſie beym Wühlen in der Erde eine **Maulwurfsgrille** (Gryllotalpa. L.) verſchlucken, ſo zerkratzt ſie ihnen den Magen und die Eingeweide, und ſie ſterben am Jammer. Eben dieß erfolgt, wenn ſie einen **Molch** (Salamandra. L.) verſchlungen haben. Es befinden ſich auch **Kratzerwürmer** und **Egelwürmer** in ihnen.

Nutzen. Der ökonomiſche Nutzen dieſes Thieres iſt bekannt genug, da beynahe keine Haushaltung mehr ohne daſſelbe beſtehen kann; wiewohl der häufige Genuß des Fleiſches eben nicht zu empfehlen iſt *). Wenn das Maſtſchwein in ſeinem engen Koben allein, wie es ohnehin geſchieht, ohne große Bewegung liegt, ſo gelangt es in kurzer Zeit zu einer außerordentlichen Fettigkeit. Man hat daher verſchnittene Sauen geſchlachtet, die 6 bis 7 Cent. wogen, deren Speck zu einer 1 1/2 Fuß Dicke aufgewachſen war, und in welchen die Mäuſe, da ſolche Schweine beſtändig ohne aufzuſtehen an ihrem Troge liegen, und in dem fetten Fleiſch keine Empfindung haben, ſich eingefreſſen, ja ſogar geniſtet hatten **). Zum Räuchern wählt man beſonders gern den Speck der Müller-Becker- und Gerſtenmaſt, da derjenige von der Branteweinsmaſt thranig, triefend, gelb und übelſchmeckend iſt.

Die

*) Die Mahomedaner dürfen dieſes Thier nicht berühren, geſchweige eſſen. Aus dieſer Urſache ſollen die Chineſer ſich nicht haben entſchließen können, den mahomedaniſchen Glauben anzunehmen.

**) Der Graf von Büffon führt ein engliſches Schwein an, das 850 Pfund gewogen; und zu Ludwigsburg war 1775 ein 2 1/4 jähriges Schwein, das 884 Pfund wog, 9 Fuß 4 Zoll lang, und 4 Fuß 5 Zoll hoch war.

Die Engliſchen, Weſtphäliſchen, Pommerſchen und Mainziſchen Schinken ſind bekannt genug.

Daß man übrigens vom Schweine alles nutzen kann, weiß jedermann. Fleiſch, Blut, Schmeer, Eingeweide, alles wird von Menſchen geſpeißt. Das Schweineſchmalz braucht man außer zur Speiſe zu allerley Pomaden, als Wagenſchmier, und um Preſſen und andere Inſtrumente und Maſchinen einzuſchmieren. Aus den ganz jungen **Ferkeln** macht man ein ganz beſonderes Labegericht. Ja der Arzt und Wundarzt weiß verſchiedene Theile von ihnen zu Arzeneyen, und beſonders ihr Schmalz zu Salben zu gebrauchen. Ein Pfund deſſelben mit einem Viertelpfund reinen Wachs in einem glaßirten Topf zuſammen geſchmolzen, iſt eine gute **Salbe für aufgeſprungene Lippen und Hände.**

Die **Schweinsgalle** iſt ein wirkſames Mittel wider die oft gefährlichen Dornſtiche und wider alle Wunden; man hebt ſie daher gern durchgeſeichet in einem Glaſe auf.

Buchbinder, Sattler, Riemer und Siebmacher verlangen die gegerbte **Schweinshaut**; und mit den Haaren dient ſie zu Decken vor die Stubenthüren.

Die **Borſten** werden zu Bürſten, Pinſeln, Kehrbeſen, zu beweglichen Stielen bey künſtlichen Blumen von den Putzmachern verarbeitet, und der Schuhmacher braucht ſie an ſeinen Schuhdräthen ſtatt der Nadeln.

Die **Blaſe** braucht man zu Tobacksbeuteln, um Flaſchen zu verbinden, wie die Eingeweide um Würſte hinein zu füllen, und zu Ballons.

Die **Zähne** dienen zum Poliren.

Der hitzige Dünger thut ſeine gute Wirkung in einem feſten und naſſen Boden und iſt ſonderlich bey Hopfenpflanzungen und dem Hanfbau der beſte. Auch ſoll ein Guß von Schweinemiſt ein gutes **Heilungsmittel für Pflanzen** ſeyn, die der Froſt getroffen.

In England werden ſeit einigen Jahren manche **Tücher** mit warm gemachten Menſchenharn und dieſem Miſt gewalken, und dieſe Walke hält man bis jetzt noch in England geheim.

Daß einige Gegenden Deutſchlands und auch Thüringens durch Verſchickung der Schinken, Würſte und des Specks viel Geld gewinnen; und daß den Seefahrern dieſes geräucherte und eingeſalzene Fleiſch unumgänglich nöthig iſt; erhöhet den Verdienſt dieſes Thiers noch mehr. Allein es macht ſich auch in anderer Rückſicht gar ſehr verdient. Selbſt das bloße Wühlen im feſten, filzigen Boden iſt nicht immer unnütz, zu geſchweigen, daß dadurch viele noch **unvollkommene**, nagende, und andere nach ihrer **vollkommenen** Entwickelung dem Pflanzenreich ſchädlich werdende Inſekten getödet werden.

In Ungarn treibt man um die Heuſchrecken zu vertilgen viele hundert Schweine auf die Felder.

Wegen ihres feinen Geruchs kann man ſie zu **Aufſuchung der Trüffeln** abrichten.

Durch ihre Freßbegierde reinigen ſie die Luft von den Peſtdünſten geſtorbener Thiere, abgeſtandener Fiſche und andern Aaſes.

Schaden. Die hungrigen, ſäugenden Sauen haben oft kleine Kinder gefreſſen. Von Gärten und Wieſen müſ-

müſſen dieſe Thiere abgehalten werden, weil ſie dieſelben durch ihr Wühlen nach Wurzeln, Inſektenlarven und Würmern ruiniren.

b) Das wilde Schwein (ritterliche Thier).

Sus ſcrofa Aper. Linn.

Le Sanglier. Buff.

The common Hog. Penn.

Beſchreibung.

Dieſe Thiere, die in allen Weltheilen, die kälteſten Zonen ausgenommen, verbreitet und in der Jägerſprache unter dem Namen Schwarzwildpret bekannt ſind, unterſcheiden ſich vorzüglich von den zahmen Schweinen durch ihre ſchwarze, grau oder bräunlich ſchwarze Farbe, woher eben dieſer weidmänniſche Ausdruck ſtammt, durch den längern Kopf, gröbern Rüßel (Gebreche, Wurf), mehr gebogenen Vorkopf, durch die vier größern Eckzähne, welche ſie mit auf die Welt bringen, wovon die obern das Gewerft, Gewehr und die untern die Hauer, Haderer heißen, durch die kürzern, rundern, mehr aufrecht ſtehenden Ohren, ſtärkere Beine (Läufte), entferntere Klauen, ſteifere Borſten, den kürzern und faſt gerade herunter hängenden Schwanz (Pürzel). Durch ihre Waffen, die zwey großen krummen, ſcharfen Zähne in jeder Kinnlade, wovon die untern den Rüßel fletſchend aufſperren, bekommen ſie ein fürchterliches Anſehen. Dieſe untern Zähne beſonders wachſen mit dem zunehmenden Alter immer fort, ragen im vierten Jahre 3 Finger breit über das Gewerft hervor, und werden im ſechsten Jahre gelblich, ſo daß nur die Spitze weiß bleibt. Der Eber (Keuler) haut damit nach der Seite zu beſtändig über ſich, und einem liegenden

Menſchen kann er daher nicht leicht großen Schaden zufügen; die Sau (Bache) aber, die keine hauenden Zähne, ſondern nur kurze Haaken hat, haut mehr unter ſich, reißet, beißet und wird daher auch dem Liegenden furchtbar. Der Keuler wetzet ſie durch das Anſtreichen an den obern ſo ſcharf, wie ein Meſſer. Wenn er aber erſt 7 Jahr erreicht hat, ſo kann er mit denſelben keinen großen Schaden mehr verurſachen, denn alsdann ſind ihm die Spitzen halbmondförmig einwärts nach den Augen zu gewachſen, und verbieten ihm den ſchädlichen Gebrauch derſelben.

Obgleich die mehreſten Thiere dieſer Art eine ſchwärzliche Geſtalt haben, durch die ſchwarze, oben in eine graue oder röthliche Spitze ſich endigenden Borſten (Federn), welche die Ohren, den Schwanz und die Beine ganz ſchwarz, den übrigen Leib aber ſchwarzgrau machen, ſo giebt es doch auch Verſchiedenheiten, und es werden graue, weiße und halb ſchwarz und halb weißgefärbte unter ihnen gefunden. Unter dieſen Borſten, die beſonders auf dem Rückgrat weg ſehr ſtark und lang ſind, befindet ſich eine Lage kurzer Haare, die fein, wollig und grau iſt, im Winter ſehr dicht wird, ihnen als ein Winterpelz ſehr nützlich iſt, und unſern zahmen Schweinen als entbehrlich meiſtens fehlt. Dieſe Wollenlage verwandeln die alten Keuler, wenn ſie ſich in der Brunſtzeit in ihren harten Kämpfen an den Vorderſchultern (Blättern), und auf dem Rücken über den Keulen verwundet haben, durch das Reiben an harzigen Fichten und Kiefern in einen dicken Panzer (Harniſch), an welchem Kugeln und Spieße abprellen. Solche Schweine bekommen auch den eigenen Namen **Panzer- oder Harniſchſchweine.** Im Alter färben ſich Stirn, Rüßel und Schultern grau.

Sie

Sie leben 20 bis 25 Jahre. — Ihre Stimme, die ſie beſonders im Kampfe hören laſſen, iſt ſo wie ihre übrige Geſtalt, Eigenſchafften und Betragen den Hausſchweinen ziemlich gleich, nur daß ſie dieſelben noch in der Größe übertreffen, und einen weit ſchärfern Geruch (Witterung) haben. Ein ausgewachſenes Schwein iſt 5 Schuh 4 Zoll lang, und 3 Schuh 2 Zoll hoch *), doch macht die häufige und gute Nahrung bey dieſem gefräßigen Thiere, daß es oft noch eine anſehnlichere Größe erreicht und zwey bis dreyhundert Pfund wiegt.

Der Keuler macht ſich von der **Bache** von weiten durch die längern, weit heraus ſtehenden Zähne, wodurch ſich der Rüßel ſtark in die Höhe wirft und durch den mit einem Haarbüſchel umwachſenen Zeugungstheil, kenntlich.

Aufenthalt. Die wilden Schweine werden in Thüringerwalde faſt allenthalben, wo die Natur ihnen ihr Futter nicht verſagt, und wo man ihre Vermehrung nicht vorſätzlich hemmt, angetroffen. Sie befinden ſich gern im dikken Gebüſche, das an naſſe und ſumpfige Gegenden (Laug) gränzt, und wechſeln ihren Aufenthalt nach ihren Nahrungsbedürfniſſen. Sie lieben die Geſellſchafft, und man ſieht oft einen Hauſen (Häufel, Schaar, Rudel) von 40 Stükken, die zuſammen leben und ſich mit gemeinſchaftlicher Stärke gegen die Anfälle der Raubthiere vertheidigen. Daß dieß letztere ein Grund ihrer Geſellſchafftlichkeit iſt, erkennt man unter andern auch daraus, daß ſobald nur eins zu Grunzen anfängt, ſich die ganze Nachbarſchafft zur Gegenwehr rüſtet. Eine ſolche Geſellſchafft aber beſteht aus etlichen Sauen mit ihren Jungen (Friſchlingen) aus zwey und dritthalbjährigen männlichen und weiblichen Schweinen, heißt im vor-

*) Par. Ms.: Ueber 4 1/2 Fuß lang und faſt 3 Fuß hoch.

vorzüglichen Verſtande ein **Rudel Schwarzwildpret** und nur ſelten trifft man auch einen alten Keuler (Hauptſchwein, hauend Schwein) dabey an. Wenn das männliche Schwein 2 1/3 Jahr alt iſt, ſo geht es vom Rudel (Schwarzwildpret) ab, und bekommt den Namen eines **angehenden Schweins**; ſobald es aber 3 Jahr alt iſt, heißt es ein **dreyjähriger** mit dem vierten ein **vierjähriger** und mit dem fünften ein **fünfjähriger** Keuler, oder hauendes Schwein; alsdann iſt es ein **Hauptſchwein**. Dieſe alten Keuler leben alle, wie die Einſiedler, allein, und verachten die jungen Schweine.

Ihr Lager, welches ſie ſich zu ihrem gewöhnlichen geſellſchafftlichen Aufenthalt verfertigen, findet man im dickſten Walde, in trockenen Gründen und Brüchen, und iſt ein weites aufgewühltes Loch, welches ſie mit Reißern, jungem Holz, das ſie auch ſelbſt mit ihren Hauern abſchlagen, mit Laub und Moos dicht auszufüttern und weich zu machen wiſſen, und welches man ſeiner Tiefe und Rundung halber einen **Keſſel** zu nennen pflegt. Hierinne bringen ſie mehrentheils den ganzen Tag zu.

Nahrung. Die Zeit ihrer Nahrung (Gefräß, Fraß, Schütt) nachzugehen, iſt der Abend, und ſie beſuchen die Wieſen und Aecker. Im Vorſommer müſſen ſie mit bloßem Gras, Kräutern, Wurzeln, Würmern und Inſekten, denen ſie oft durch die Stärke ihres Kopfs und Rüßels 2 Ellen tief in der Erde nachgraben (nachbrechen), vorlieb nehmen. Hierbey thun ſie den Wieſen, wo viel Kümmel und die Eberwurz wächſt, deren Wurzeln ſie vorzüglich lieben, den größten Schaden; indem eine kleine Familie in einer einzigen Nacht einen guten Wieſenacker in einen geflüg-

ten Feldacker verwandeln kann. Im Sommer ziehen ſie ſich in Feldern nach den Erbſen-, Linſen-, Hafer-, Kraut-, Rüben-, und reifenden Roggenäckern, und richten daſelbſt keine geringe Verwüſtungen an. Der Herbſt verſchafft ihnen dann endlich ihre igentliches Futter durch die Eicheln, Buchäckern, Kaſtanien, und das Holzobſt, deren Genuß ſie etliche Meilen weit von ihrem Standorte lockt. Die ſogenannte Erdmaſt (der Heerwurm) die aus Klumpen Maden beſteht, welche häufig in naſſen Herbſten unter dem Mooſe angetroffen werden, und ſich in eine Art von Schnaaken (Tipula) entwickeln, macht ſie vorzüglich feiſt. Ihre Leckerbißen ſind die Haſelnüſſe und Trüffeln, denen ſie ſehr geſchickt nachgraben und welche ihrem Wildpret einen ſehr angenehmen Geſchmack geben. Im Winter gehen ſie auch das Aas, beſonders des Pferdes, womit die Füchſe in Wäldern gefüttert werden, an (ludern), und graben tief nach den Farrenkrautwurzeln.

Fortpflanzung. Nur in der Begattungszeit (Brunſt), die in das Ende des Novembers und Anfang des Decembers (um Andreä) fällt, und faſt 5 Wochen dauert, geſellen ſich die alten Keuler zu den Bachen, und jagen (preſchen) alsdann die jungen vom Rudel weg in hitzigen und blutigen Kämpfen. Zu dieſer Zeit ſind ſie ohnehin in einer Art von Wuth, die ſich durch Knirſchen und den ſtark mit Schaum umfloßenen Rüſſel bemerklich macht, und fürchterlich gegen jeden aufſtoßenden Nebenbuhler ausbricht; auch geben ſie alsdenn einen beſonders ſtarken, ſüßeckeln Geruch von ſich, den die Hunde ſehr weit wittern. Sie haben in ihren Kämpfen eine beſondere Stellung. Sie ſtreifen ſich mit den Schultern und Rücken ſcharf an einander, und wenden den

kurzen Hals ſo, daß der Kopf des einen, die Schultern des andern mit den Zähnen berührt; alsdenn ſchlagen ſie die Zähne in die Schultern, und reißen zuweilen ſo ſtark und tief ein, daß die Verwundung gefährlich wird. Gewöhnlich ſuchen ſie alsdenn das Harz der Fichtenbäume auf, deſſen Balſam die Wunden heilet. Die alten einſiedleriſchen Eber ſind die grimmigſten, und man findet an ihnen oft ſehr viele große und harte zugeheilte Narben, welche Beweiſe ihrer ehemaligen Tapferkeit ſind.

Die Sau wird oft zweymal des Jahrs hitzig, und die jungen Schweine halten die ordentliche Paarzeit auch nicht, ſondern gerathen entweder früher oder ſpäter in Brunſt, nachdem ihre Nahrung gut oder ſchlecht iſt.

Eine Bache trägt 4 Monate, oder 18 bis 20 Wochen, und gebiert (friſcht) um Lichtmeße 4, 5 und 6 Junge. Wenn ſie ihre Stunde nahe fühlt, verläßt ſie ihre Geſellſchafft und Familie, und verbirgt ſich in ein Dickig, woſelbſt ſie ſich und ihren Jungen ein ſanftes Lager von Aeſten, Moos und Laub, das ſie im Rüſſel zuſammenträgt, unter einen dichten Baum oder Strauch, zubereitet. Die Jungen bleiben 3 Tage hier ſo ſtille liegen, daß man ſie betaſten kann. Nach acht Tagen aber entfernen ſie ſich ſchon mit ihrer Mutter. Sie ſäugt dieſelben, wie die zahme Sau, ſucht nach zweyen Monaten, wenn ſie im Laufen ausdauern können, mit ihnen ihre alte Geſellſchafft wieder auf, und behält ſie ſo lange um ſich, bis ſie wieder friſchen will.

Von dem Lager ihrer Jungen entfernt ſie ſich aus heiſſer Mutterliebe nicht weit, kömmt beym geringſten Geſchrey derſelben, wie eine Furie, zu ihrer Beſchützung herbeygerennt, und fährt mit äußerſter Wuth und ohne Schonung

gegen

gegen den Feind los, der ihr dieſelben rauben will*). Wenn die Mutter durch ihr ſcharfes Gehör und ihren ſehr feinen Geruch von weiten Gefahr merkt, und dieß durch ſtarkes Schnauben und Grunzen zu erkennen giebt, ſo ſuchen ſich die Jungen augenblicklichſt unter die dickſten Sträucher, in altem Laube oder Gras zu verbergen, und lauren und horchen da ſo lange mit der größten Stille, bis die Alte wieder ruhig iſt. Sie ſind anfangs rothgefleckt, mit ſchwarzen, braunfalben und weißen Streifen, welches ihr bunter Rock heißt, und üben ſich ſehr bald im Kämpfen. Sechs Monate heiſſen ſie **Friſchlinge**, alsdenn, aber bis ſie 2 1/2 Jahre alt werden, **übergegangene Friſchlinge**, oder die Männchen Beckerlein, und die Weibchen Bachlein. Sie werden ſehr zahm, laufen ſogar in Wald und kommen wieder zurück.

Krankheiten. Dieſe wilde Race iſt den Krankheiten nicht ausgeſetzt, welche die zahme ſo leicht befällt, hat auch keine Finnen; doch ſterben ſie manchmal für Hunger in ſehr harten Wintern, wo ſich denn oft in einem Lager 6 bis 8 beyſammen legen und ruhig einſchlafen.

Auch allzuheiße Sommer (wie 1782) verurſachen ihnen den **Brand**, woran zuweilen ganze Gegenden ausſterben.

Feinde. Der **Wolf** raubt Friſchlinge und junge Schweine, wobey das ganze Rudel ſich ihm in einem Kreiſe entgegen ſtellt. In Geſellſchafft fällt er auch die alten an.

*) Faſt bey allen wilden Thieren iſt es gewöhnlich, daß das Männchen zur Begattungszeit, das Weibchen aber, nachdem es die Jungen zur Welt gebracht hat, am wildeſten und grauſamſten iſt.

Sie werden auch von den **Blaſenwürmern**, **Haarwür**-**mern** und **Egelwürmern** geplagt.

Jagd. Die Gegenwart der wilden Schweine an ungewöhnlichen Orten ſpürt der Jäger an der **Fährte**, die ſie den Hirſchen ähnlich machen, nur daß die ungeraden Klauen (Schalen) nicht ſo tief, als die Ballen, eingedrückt, und die Schritte kürzer ſind. (Tab. XIV. d. Fig 17.) Wer die zahme Schweinefährte kennt, kennt auch die wilde, nur daß die zahmen, jung und alt, abgenutzte Schalen haben, und keinen Beytritt machen. Die wilden machen nämlich die vordere Fährte allzeit ſtärker, als die hintere, und treten mit dem Hinterlauf allzeit in die Vorderfährte, nur ein wenig mehr auswärts, weil ſie hinten breiter als vorne ſind. Die Afterklauen ſetzen ſie allemal ein. Die Jungen haben ſchärfere Schalen, ſchreiten mit geſchloßenen Spitzen, und drücken ebenfalls die weiter aus einandergedehnte Afterklauen in den Boden.

Ihre Jagd, die von St. Galli bis heilige drey Könige dauert, iſt ſehr gefährlich, und Hunde und Jäger befinden ſich dabey in Lebensgefahr. Bey Verwundungen durch die Büchſe rennen ſie raſend nach dem Orte zu, wo der Schuß herkam, und hauen entweder im Vorbeylaufen nach der Seite hin, oder ſtemmen ſich, wo es möglich iſt, mit dem Hintertheile des Leibes an einen Baum, und fechten ſo mit der größten Wuth und Verzweiflung gegen eine Menge Menſchen und Hunde. Gegen die wilden Hetzhunde ſuchen ſie ihren Hinterleib in einem Bache, Sumpf, Dickig oder Dornſtrauch zu ſichern, und hauen alsdann fürchterlich um ſich.

Sie werden zu den grauſamen **Hetzjagen** durch aufgeſtellte Fallgarne, in welche ſie geſcheucht werden, und wo

man

man ihnen mit einer Zange den Rüſſel zukneipet, lebendig gefangen.

Mit dem kleinen Zeug werden ſie eingelappt, und man ſchießt ſie entweder, oder ſie werden durch den Anruf: Huy Sau! auf welches Wort, deſſen Laut ſie in Zorn ſetzt, ſie auf den angeſtellten Jäger blind zu rennen, durch ein Fangeiſen (Schweineſpieß) oder einen Hirſchfänger an der Bruſt durchſtochen (abgefangen). Dieſe letztere gefährliche Art zu tödten iſt die gewöhnliche beym Schwarzwildpret, und macht ein vorzügliches Stück der Jägerkunſt aus, weil wirklich viel Fertigkeit und Stärke dazu gehört, die Bruſt eines wüthenden Ebers zwiſchen den Vorderfüßen zu zerſpalten.

In Streifjagen werden ſie durch die abgerichteten Hunde (Saufinder, Finderhunde) aufgeſucht, vor welchen ſie ſich ſtellen, dann durch die loßgelaſſenen Hetzhunde gepackt, und vom Jäger mit dem Hirſchfänger todgeſtochen werden.

Man ſchießt ſie auch Abends, wenn ſie zu Felde ziehen, auf dem Anſtand von einem Baume herab, oder erlegt (pürſcht) ſie in Wäldern durch Geſchoß, indem man ſie die Finderhunde aufſuchen läßt, oder an einem Platz, wohin man Gerſtenmalz, Erbſen und Kartoffeln wirft, und ſie dadurch herbey lockt. Ein ſolcher Platz heißt die Saukirre.

Ihre Jagd iſt am gewöhnlichſten und beſten im November (nach Martini) wo ſie am feiſteſten, aber auch am grimmigſten ſind. Im December ſpürt man ſie allenthalben.

Wenn man ein Beſtätigungsjagen auf ſie anſtellen will, ſo dürfen ſie nicht zu enge beſtätiget werden, ſonſt gehen ſie wegen ihres ſcharfen Geruchs durch.

Nuz-

Nutzen. Das Fleiſch der wilden Schweine iſt eine beſſere und geſündere Koſt für die Menſchen, als das Fleiſch der zahmen. Es iſt trocken, mürbe, leichter zu verdauen, weil ſie ſich beſtändig bewegen, folglich ihre Nahrungsmittel mehr ausarbeiten, und nicht ſo vielerley unverdauliches Futter genießen. Sie ſetzen oft, wenn ſie gute Eichel- Buch- und Erdmaſt haben, ſo dick Speck an, daß die Feldmäuſe Löcher in dieſen unempfindlichen Fleiſchtheil einfreſſen. Man macht gute Schinken und Ribbenbraten aus ihrem Fleiſch, und Würſte aus ihrem Blute. Der wilde Schweinskopf macht, wie bekannt, durch ſeine Zubereitung, eine beſondere Delikateſſe aus. In der Brunſtzeit verdirbt das Fleiſch in etlichen Stunden, und nimmt einen ſehr ſtarken und widrigen Geruch an, wenn man die Hoden, (Kurzwildpret) nicht gleich wegſchneidet *).

Die ſehr dicke Haut wird roh zu Ranzen, Kumten und Decken vor die Thüren verbraucht, und das gegerbte Fell zu Riemen, Büchern, Schuhſohlen, Sieben und auf mancherley Weiſe mehr genutzt. Man macht auch Pergament aus den Häuten.

Die Zähne poliren und glätten.

Die Haare haben eben denſelben und einen noch vorzüglichern Gebrauch als die Borſten der zahmen Schweine. Die Wolle läßt ſich ſpinnen und zu Unterfütterungen gebrauchen.

In

*) Die Alten pflegten die jungen Ferkel von wilden Schweinen, wenn ſie ſie habhaft werden konnten, zu verſchneiden, und wieder laufen zu laſſen; ſie wurden dadurch viel fetter und ihr Wildpret weit ſchmackhafter.

In der Medicin brauchte man ſonſt die Zähne, und das Schmalz braucht man jetzt noch zu erweichenden Salben.

Man ſollte den Verſuch unſere Zuchtſchweine durch Einfangung und Zähmung männlicher wilder Friſchlinge zu veredlen, den man doch nicht ohne Vortheil will gemacht haben, ernſtlich wiederholen.

Schaden. Den Wieſen und Aeckern ſind ſie ſchädlich, und ſollten alſo nur in ſolchen waldigen Gegenden geheget werden, wo ſie dem armen Landmann, nicht ſo ſehr zur Laſt fielen.

Siebente Ordnung.

Wallfiſche. *Cetacea.*

Die Thiere dieſer Ordnung fehlen meiſtentheils in Deutſchland, weil ſie das große Weltmeer, beſonders um den Nord- und Südpol herum bewohnen. Unter ihnen werden die größten Thiere des Erdbodens angetroffen.

Mit Gewißheit können wir nur eine Gattung, und in dieſer auch nur eine Art, als ein deutſches Thier betrachten.

Die drey und zwanzigſte Gattung.

Der Delphin. Delphinus.

Kennzeichen.

In beyden Kinnladen ſind ſpitzige Zähne vorhanden.

Oben auf dem Kopfe iſt eine Luftröhre.

Der Körper iſt geſtreckt und ſchuppenlos, mit vier Floſſen beſetzt, 2 an der Bruſt, 1 auf dem Rücken und Schwanze.

Das Männchen hat ein Zeugungsglied, und das Weibchen 2 Säugwarzen.

Es ſind fleiſchfreſſende Thiere und erſcheinen oft in ganzen Geſellſchaften. Eine Art *).

1. Der

*) Nur vom Braunfiſch kann man mit Gewißheit behaupten, daß er ein Einwohner der Oſtſee und an den Küſten Deutſchlands, beſonders der Inſel Rügen, oft geſehen, lebendig gefangen und vom Sturm und Eiße todt ans Ufer geworfen werde. Herr Profeſſor Bock in Königsberg führt zwar in ſeiner wirthſchaftlichen Naturgeſchichte Preußens auch den eigentlichen Delphin

1. Der Braunfiſch.
Delphinus Phocaena. Lin.
Le Marſouin.
The Porpes.
(Tab. XIII. c. Fig. 2.)

Kennzeichen der Art.

Der Körper iſt faſt kegelförmig, der Rücken breit, der Rüſſel etwas ſtumpf.

Be-

phin (Delphinus Delphis) als in der Oſtſee wohnhaft an, da ich aber keine zuverſichtliche Nachricht habe, ob er je an den Küſten Deutſchlands iſt geſehen oder gefangen worden; ſo habe ich ihn auch nicht unter die eigentlichen Säugethiere Deutſchlands aufnehmen können. Um aber eine genauere Unterſuchung zu veranlaſſen, da man in den Beſchreibungen noch nicht ſicher iſt, ob alle an den deutſchen Küſten gefangenen Braunfiſche auch wirklich zu dieſer Art gehören, oder ob auch zuweilen Tümmler, welches der eigentliche Name des Delphins (Delphinus Delphis) iſt, womit aber die Fiſcher alle Delphine, die ſie fangen, auch den Braunfiſch belegen, gefangen werden, ſo liefere ich hier nur eine kurze Beſchreibung deſſelben:

Der Delphin, Tümler, Tummler, Taumler, Springer, Saufiſch, Meerſchwein, Seevarken.
Delphinus, Delphis. Lin.
Le Dauphin.
The Dolphyn.

Die Schnauze ſteht mehr hervor als am Braunfiſch, iſt ſchnabelartig, vorne dick, hinten ſchmal. Die Oeffnung des Mauls iſt groß, und geht bis an den Rücken. Die Kiefer haben oben und unten kleine, ſcharfe, ſpitzige und ſtrahlenförmig zuſammenlau-

fende

Beſchreibung.

Er lebt im europäiſchen Ocean, in der Oſt- und Nordſee, und wird bis 8 Fuß lang.

Der

fende Zähne. Ueber die Schnauze geht eine breite Binde oder Queerſtrich. Er hat zwey Blaſelöcher, die oben durch eine einfache, mondförmige Oeffnung über der Stirn zuſammengehen, und aus welcher nur ein großer, hoher Strahl mit einem Pfeifen herausgeſtoßen wird. Seine Länge hat (Par. Ms.) 9 bis 10 Fuß, der Durchſchnitt der Dicke an 2 Fuß; der Schwanz iſt 2 Fuß breit; die Rückenfinne 1 1/2 Fuß lang und 13 Zoll breit; die zwey Seitenfloßfedern 16 Zoll lang und 10 breit.

Die Haut iſt ganz glatt, auf dem Rücken ſchwarz, am Bauche weiß.

Er zeigt ſich oft über dem Meer, ſchwimmt mit groſ- großer Geſchwindigkeit, und ſpringt bey bevorſtehendem ungeſtümmen Wetter.

Sein Aufenthalt iſt das europäiſche Meer. In der Oſtſee bekam man zu Anfang dieſes Jahrhunderts im Putziger Winkel, 1734 im Kuriſchen Haſen, 1738 auf dem Strande bey Fiſchhauſen einen Tümler. Es iſt alſo wahrſcheinlich, daß er ſich nicht nur an der preuſiſchen, ſondern auch zuweilen an der deutſchen Küſte aufhalten muß. In ſeiner eigentlichen Heimath geht er haufenweiſe, und die Jungen gehen voran.

Er verfolgt die Fiſche, und ſetzt unter dem Tropik den fliegenden nach.

Das Weibchen trägt 10 Monate und gebiert 1 bis 2 Junge.

Es iſt der Delphin der Alten.

Das Fleiſch ſoll ſchmackhaft ſeyn. — Er kommt ganz nahe an die Schiffe, und verkündigt den Schiffern Sturm und Wind, wenn er ſich bey ſtillem Wetter ſehen läßt.

Der

Der Kopf iſt vorne abſchüſſig, plump und ſtumpf. Die Schnauze ragt hervor und iſt einem Saurüſſel ähnlich. Die Kiefer ſind oben und unten mit 46 kleinen, ſcharfen und ſpizzigen Zähnen bewaffnet. Die Augen ſitzen ohnweit der Mundöffnung, ſind klein, rund, und ihr ſchwarzer Stern ſteht in einem weißen Ringe. Vor denſelben ohnweit der Schnauze ſtehen die kleinen Naſenlöcher, und hinter denſelben iſt die Gehöröffnung, als ein rundes Loch. Oben auf dem Kopfe zwiſchen den Augen ſteht das mondförmige Spritzloch, deſſen Ausſchnitt nach vorne zugekehrt iſt, das die Haut umher ziemlich verſchließt, und welches etwa ſo weit iſt, daß man einen Finger hineinſtecken kann. Der Körper iſt kurz, dick, nach

Der Butzkopf, Nordkaper, Pottfiſch, Buttkopf, Sturmfiſch.
Delphinus Orca. Lin.
L'Epaulard.
The Grampus.

Auch dieſer Bewohner des nordiſchen Oceans, und Norwegiſchen Meers erſcheint zuweilen in der Oſtſee, und es wurde im Pautzker Winkel einer aufgebracht, deſſen Hirnſchädel auf der Danziger Rathsbibliothek aufbewahrt wird. Der Kopf iſt ſtumpf, und die Oberlippe geht in eine aufgeworfene Spitze aus. Beyde Kinnladen haben ſtumpfe Zähne. Die Augen ſind klein. Im Nacken iſt ein Blaſeloch, wodurch er das Waſſer ſo hoch, wie der Wallfiſch, ausſpritzet. Die Rückenfinne iſt 3 Fuß lang, und der Leib, der oben braun und unten weiß iſt, 24 bis 25 Fuß.

Er nährt ſich faſt bloß von Heeringen, die er tonnenweiſe verſchluckt, indem er ſie mit dem Schwanze durch einen Schwung in einen Wirbel zuſammen treibt. Er giebt 15 und mehr Tonnen Speck zu Thran.

nach dem Schwanze zu ſchmal. Faſt in der Mitte des Rük⸗kens ſteht eine große dicke Floſſe, welche nach dem Schwanze zu, wie ein halber Mond ausgehöhlt iſt. Unten nicht weit vom Kopfe liegen zwey fleiſchige, mit einer ſchwarzen Haut bedeckte Floſſen, welche durch Knochen gegliedert ſind. Die Schwanzfloſſe ſteht, wie bey andern Fiſchen, ſenkrecht, und beſteht gleichſam aus zwey nebeneinander liegenden großen Floſſen. An dem Bauch iſt ein kleines Nabelloch, und wei⸗ter hinten eine Spalte, in welcher beym Männchen das Zeu⸗gungswerkzeug verborgen iſt, und weiter nach hinten der After.

Die Haut iſt glatt, dünn, lederartig, oben ſchwärzlich⸗blau, an den Seiten braun, und unten weiß.

Er ſchwimmt mit großer Schnelligkeit, auch ſogar gegen den Wind, und beugt dabey den Kopf und Schwanz immer nach unterwärts; daher man auf der Oberfläche des Waſſers den Rücken nur allein ſieht. Sobald er aber tod iſt, be⸗kommt er eine grade Richtung. Schlafend ſoll er den Kopf aus dem Waſſer halten und ſchnarchen. Gefangen giebt er einen ſtöhnenden Laut von ſich, und bleibt 6 bis 8 Stunden außer dem Waſſer am Leben. Manchmal wälzt er ſich über dem Waſſer herum, ſcheint alsdenn eine dreyeckige Ge⸗ſtalt zu haben, und kann in dieſem Zuſtande leicht erſchoſſen werden.

Aufenthalt. Er iſt überall in ſeiner eigentlichen Hei⸗math in Menge zu ſehen, ſonderlich bey ſtarkem Winde, wo er ſich haufenweiſe um die Schiffe verſammelt.

Nahrung. Er lebt vom Raube anderer Fiſche, und jagt und verfolgt die Heeringe in die Bayen und Meerbuſen.

Fort⸗

Fortpflanzung. Er begattet ſich im Auguſt. Es folgen gewöhnlich 10 bis 15 Männchen einem Weibchen, gerathen dabey oft auf den Strand und können leicht gefangen werden. Das Weibchen trägt 10 Monate, und bringt im Junius gewöhnlich ein Junges, das, ſo lange es ſauget, der Mutter beſtändig folgt.

Fang. Da er im Sommer durch Vorwachſung eines Häutchens vor die Augen blind wird, ſo ſcheuchen und treiben zu der Zeit die Iſländer eine große Menge derſelben auf den Strand, und fangen ſie.

Wenn er die Heeringe verfolgt, und in Bayen und Meerbuſen treibt, ſo ſtellt man unten her **Garne** vor, und fängt ihn und die Heeringe zugleich.

Nutzen. Das **Fleiſch** der Jungen von 6 bis 7 Pfunden iſt beſonders gut. Die Alten ſind grob und zähe, von unangenehmen Geſchmack, und werden eingeſalzen und geräuchert.

Der zwey bis drey Finger dicke **Speck** giebt guten und vielen Thran.

Das **Blut**, das bey Verwundungen warm und in groſſer Menge ausſtröhmet, ſoll wider den Scharbock dienen.

Schaden. ſ. Nahrung.

Namen. Kleiner, Delphin, kleines Meerſchwein; auch Taumler, Tümler von den Fiſchern; Niſe; und Springer, weil er bey Ankunft eines Sturms aus dem Waſſer ſpringt.

Anmerkung.

Aus dieſen Beſchreibungen ergiebt ſich, daß in Deutſchland, ſo viel als mir bekannt iſt, 62 Säugethiere gefunden werden. Dieſe Zahl würde ſich noch bis auf 67 vermehren, wenn wir das große Mauſeohr (S. 165), die große Hufeiſennaſe (S. 181), den grauen Seehund (S. 408) als eigene, und den Delphin (S. 782) und Butzkopf (S. 785) als Deutſche Thierarten annehmen dürften. Unter dieſen 62 Arten werden 42 gewöhnlich und häufig angetroffen — 10 ſelten, 6 davon ſind wild, nämlich die blaſſe Fledermaus, der Luchs, Bär, Biber, das Murmelthier, der Siebenſchläfer, die Gems, und 3 zahm, nämlich das Frettchen, Meerſchweinchen, der Büffel — 7 ſehr ſelten, nämlich der Nörz, Vielfraß, die Robbe, Rüſſelmaus, der Sußlic, Steinbock, Braunfiſch und — 3 ſind ungewiß, nämlich der Weißzahn, die Spitzmaus mit dem vierſeitigen, und die Spitzmaus mit dem verkehrten Schwanze.

Wie groß die Anzahl derſelben in Thüringen, und wie viel derſelben, gewöhnlich, ſelten und ſehr ſelten ſind, wird aus den Beſchreibungen ſelbſt ſehr leicht erſehen werden können.

Erſter

Erſter Anhang

Säugethierkalender,

worin nicht nur der veränderliche Aufenthalt und die Fortpflanzung der Thiere dieſer Claſſe, ſondern auch einige beſondere Bemerkungen für Jäger und Oekonomen nach den Monaten kürzlich angegeben werden.

Januar.

Aufenthalt.

Der **Wolf** ſtreift zuweilen durch den Thüringerwald.

Der **Fuchs** ſchleicht jetzo mehrentheils ſeiner Nahrung halber um den Dörfern herum, weil der Schnee hier nicht ſo tief iſt, als auf dem Hochwald. Bey Sturm und Wind aber iſt er beſtändig im Bau.

Die **wilde Katze** zieht ſich gern nach den zugefrornen Teichen und hält ſich im Schilf oder unter den hohlen Ufern auf, beſucht auch zuweilen die Dörfer um Hühner und Tauben zu ſtehlen.

Der **Haſe** macht ſein Lager nach der Sommerſeite, d. i. gegen Mittag hin, wo er die Sonnenwärme genießen kann.

Einige **Feldmäuſe** ziehen ſich noch nach der Winterſaat, die andern bleiben auf den eingeerndeten Haferäckern.

Der **Hirſch**, das **Reh** und **Schwein** ſuchen in Geſellſchafft in tiefen Gebürgen die Dickige auf, wo ſie vor Schnee, Eiß, Kälte und Stürmen ſicher ſind.

Fortpflanzung.

a) Begattung der Alten.

Große Hunde; alte Wölfe; Vielfraße.

Erſte Hälfte des Monats: wilde Schweine.

Zweyte Hälfte: wilde Katzen; Luchſe; Baumarder; Haſen bey warmer Witterung.

b) Geburt der Jungen.

Der Bär ſetzt ſeine Jungen; zahme Kaninchen und Mäuſe, die warm wohnen, bringen ebenfalls Junge.

Nahrung *).

—

Beſondere Bemerkungen für Jäger.

Die großen Hunde müſſen belegt werden.

Die Fährten der Füchſe, wilden Katzen, Wieſeln, Marder, Jltiſſe, Fiſchottern werden aufgeſucht, und

*) Dieſe Rubrik bleibt noch bis jetzt leer. Dasjenige, was bis hieher von der Nahrung der Thiere nach den größern Veränderungen der Jahrszeiten bekannt iſt, findet man bey der Beſchreibung jedes Thieres angegeben. Da das Verzeichniß derjenigen Nahrungsmittel, die jede Thierart in kleinern Zeiträumen des Jahrs oder in jedem Monate zu ſich nimmt, noch zu unvollkommen iſt, ich daſſelbe aber für eine höchſt wichtige Sache halte, weil nicht nur die Naturgeſchichte an ſich dadurch ſehr vervollkommet, ſondern auch überhaupt ein großes Licht über die weiſe Oekonomie der Natur verbreitet werden könnte u. ſ. w., ſo möchte ich die Ausfüllung dieſer Rubrik den Jägern beſonders zur Aufgabe machen, da ſie diejenigen Perſonen ſind, welche allein und ſo leicht der Naturgeſchichte dieſe Vollkom-

und da die Bälge dieſer Thiere jetzt gut ſind, ſo werden ſie gefangen und geſchoſſen.

Die Haſenjagd wird geſchloſſen, wenn warme Witterung einfällt, weil ſich dann dieſe Thiere ſchon begatten.

Das Rothwild wird mit Heu und Gerſtenſtroh und das von der Brunſt abgemattete Schwarzwild mit Feldobſt, Eckern, Buchecken, Abgängen von Kraut, Kohl und Rüben, und der Haſe mit Heu oder Erbſenſtroh gefüttert.

Starke **Bachen**, **Rehböcke**, auch gelte **Thiere** und **Rieken** kann man noch ſchießen.

Beſondere Bemerkungen für Oekonomen.

Um ſeines eigenen Nutzens halber müſſen die Schafe auch in dieſem Monate gut und nicht mit bloßem Stroh gefüttert werden. — Ihrer Geſundheit halber beſprengt man das Futter zuweilen mit Salzwaſſer. — Wenn man ihnen jetzt bitteres Erlenlaub vorlegt, und ſie huſten darauf oder laſſen es gar unberührt liegen, ſo haben ſie einen innerlichen Fehler und ſind mehrentheils mit der Lungenſucht behaftet. — Auch in den **Schafſtällen** müſſen die Dunſtſchornſteine geöffnet werden, damit die Schafe, die ihnen zur Geſundheit und guten Wolle ſo nöthige friſche Luft nicht entbehren.

kommenheit verſchaffen, und ſo wichtige Bewegungsgründe zur Verherrlichung Gottes durch tiefere Blicke in die weiſe Einrichtung und Regierung der Natur an die Hand geben können. Ich meines Theils werde mein möglichſtes zu dieſer wichtigen Sache beytragen, bitte zugleich meine Freunde und andere Perſonen aus dieſem Stande ein Gleiches zu thun, und mir ihre Bemerkungen mitzutheilen. Dieß könnte dann vielleicht einen wichtigen Beytrag zu einem nützlichen und vollſtändigen Thierkalender abgeben.

Die trächtigen Stuten müſſen gut gewartet und gefüttert, auch bey gelinder Witterung einen Tag um den andern ausgeführt werden. Die Pferde, die ſich zu Ende dieſes Monats hären, müſſen ſehr reinlich gehalten, und fleißig geſtriegelt werden.

Das Maſtvieh, deſſen Fleiſch eingepöckelt, und geräuchert in den Sommermonaten verbraucht werden ſoll, wird meiſt in dieſem Monate geſchlachtet.

Man ſtellt auch noch Schweine zur Maſt auf.

Februar.

Aufenthalt.

Unter den Fledermäuſen ſieht man ſchon die langöhrige und gemeine, aus dem Winterſchlafe erwacht, bey gelinder Witterung herum fliegen.

Der Wolf, Fuchs und die übrigen Raubthiere ſind noch immer unſtät.

Die Bärin bleibt noch im Winterlager, obgleich die jungen bey gelindem Wetter und Sonnenſchein vor der Höhle ſpielen.

Der Dachs erwacht aus ſeiner Betäubung und geht bey Thauwetter, obgleich Schnee liegt, häufig aus.

Die Hirſche ziehen bey einbrechendem Thauwetter wieder in höhere Gebirge und lagern ſich an die Sommerſeite, um warm zu liegen.

Das Reh behält ſeinen Aufenthalt, ſo wie das wilde Schwein.

Fortpflanzung.

a) Begattung der Alten.

Kleine Hunde; Fiſchottern; Haſen.

Erſte

Erſte Hälfte: Junge Wölfe; wilde Katzen; Luchſe; Baummarder.

Zweyte Hälfte: Zahme Katzen; Steinmarder; Iltiſſe; wilde Kaninchen *).

b) Geburt der Jungen.

Dachſe; gemeine Seehunde; Kälber; Ferkel.

Zweyte Hälfte: Graue Seehunde; Lämmer; Füllen.

Nahrung.

— —

Beſondere Bemerkungen für Jäger.

Die kleinen Hunde werden belegt.

Die Bälge der Raubthiere hören mit dieſem Monate auf gut zu ſeyn.

Wölfe, Füchſe, Luchſe und Wieſeln verfolgen die Rehe, die in ihrem Laufe durch den mit einer Eißrinde überzogenen Schnee aufgehalten werden, und töden ſie.

Das Wild muß bey kalter Witterung und hohem Schnee gefüttert werden.

Die ſtärkſten und beſten Hirſche werfen das Gehörn ab, und die Rehböcke haben das ihrige wieder vollkommen aufgeſetzt.

Die Mittel- und niedere Jagd iſt zu Ende, und überhaupt auch alles Bürſchen und Schießen des Hoch- und Schwarzwildes lieber einzuſtellen. — Auch müſſen die Nachmaſtſchweine ausgenommen werden.

*) Die zahmen Kaninchen begatten ſich, wo ſie warm wohnen, zu allen Jahrszeiten.

Beſondere Bemerkungen für Oekonomen.

Die Schafe müſſen beſonders vor und nach der Lammzeit gut gefüttert werden und man hört mit dieſem Monate auf, ſie auf die Saat zu treiben.

Die **Lungenſucht** der Schafe bricht deutlich aus.

Man fängt an das Vieh gegen die Pflüge- und Kalbzeit beſſer zu füttern; nur darf man den kalbenden Kühen nicht Kleye und Träber allein geben, welches die Milch vermindert, ſondern muß es mit Kleeheu vermengen und brühen, woraus das milchreichſte Futter entſteht.

Haferſtroh iſt allem milchtragenden Vieh ſchädlich.

Die **Ochſenkälber** der fleiſchreichen und milcharmen Kühe bindet man zu Zugochſen und die **Kuhkälber** der magern und milchreichen Kühe zu Zuchtkühen an.

Die Ferkel müſſen ſehr warm gehalten werden.

Die **Mäſtung des Viehes** dauert noch fort; aber die letzten Speckſchweine werden geſchlachtet, und das letzte Fleiſch für den Sommer eingepöckelt und geräuchert.

Die **Beſchälerpferde** müſſen gut gehalten werden, damit ſie muthig zum Springen werden, die **Stuten** aber, die beſprungen werden ſollen, darf man nicht überfüttern. — Auf diejenigen, denen das Eiter zu wachſen anfängt, muß man fleißig Acht haben, weil ſie bald fohlen.

März.

Aufenthalt.

Der **Wolf** und die **übrigen Raubthiere** ſuchen ihren gewöhnlichen Aufenthalt wieder. Beſonders aber hält ſich der **Fuchs** wegen Abgang des Schnees in dicken Hölzern auf, um daſelbſt zu mauſen.

Die

Die meiſten Wieſeln verlaſſen die Gebäude und ziehen ins Feld oder Holz.

Der Bär verläßt ſeine Höhle, und ſchleppt ſeinen Jungen lebendigen Raub in dieſelbe.

Die grauen Seehunde kommen in der Oſtſee an.

Der Igel geht aus ſeinem Winterquartiere.

Die Haſen begeben ſich ins Feld in die Sturzäcker, nicht weit von der grünen Saat.

Die großen und kleinen Feldmäuſe fangen an ſich zu vertheilen.

Der Hamſter beſucht die Oberfläche der Erde wieder.

Der Hirſch und das Reh begeben ſich in ihre alten Stände, und die Dammhirſche beſonders ſuchen die Dikkige auf.

Die wilden Schweine ſchweifen in einem gewiſſen Bezirke bis zu ihrer Setzzeit ihrer ſparſamen Nahrung halber allenthalben herum.

Fortpflanzung.

a) Begattung der Alten.

Zahme Katzen; Zieſelmäuſe; Haſen, beſonders diejenigen, welche ſich zum erſtenmal begatten; Kaninchen; Eichhörnchen.

Erſte Hälfte: Wieſeln; Iltiſſe.

Zweyte Hälfte: Maulwürfe; Igel; Hausratten; Wanderratten; Hausmäuſe; kleine Feldmäuſe, und Hamſter *); Pferde; zahme Schweine.

b) Ge-

*) Die meiſten Mäuſearten begatten ſich bis zum September, und wo ſie der Wärme nicht entbehren müſſen, das ganze Jahr hindurch.

b) Geburt der Jungen.

Hunde; Wölfe von alten Eltern; Biber; Haſen; Ziegen; Lämmer; Kälber.

Zweyte Hälfte: Baummarder; wilde Kaninchen; Steinböcke.

Nahrung.

—

Beſondere Bemerkungen für Jäger.

Die jungen Hunde müſſen mit Fleiß vor der Kälte geſchützet werden.

Die jagdbaren Hirſche werfen das Gehörn ab, und die verlohrnen Stangen werden aufgeſucht.

Den erſten März wird alle Jagd geſchloſſen, und die Salzlecken werden friſch geſchlagen.

Beſondere Bemerkungen für Oekonomen.

Die Maulwurfshaufen müſſen zerſtreut, und wo möglich alsdenn die Wieſen mit Waſſer überſchwemmt werden, damit dieſe Thiere erſaufen. Außerdem müſſen ſie jetzt auf eine andere Weiſe vertilgt werden; denn zugeſchweigen, daß jetzt ihr Balg gebraucht werden kann, ſo ſteht die Vertilgung eines einzigen im März mit der Vertilgung von ſechſen in den Monaten Junius und Julius im Gleichgewicht.

Die Zugſchornſteine und Fenſter müſſen auch der Lämmer wegen jetzt Tag und Nacht offen ſeyn. — Der Schäfer muß die Schafe unterſuchen, ob ſie die Blattern haben, und ſie davon heilen. — Sowohl die jungen Stöhrlämmer, die geſchlachtet werden ſollen, als auch die einjährigen Bocklämmer

lämmer, die man als Hammel halten will, und die alten Schafböcke, welche nicht mehr zur Fortpflanzung tüchtig gefunden werden, hammelt man. — Wenn es das Wetter leidet, daß die Schafe ausgeführt werden können, ſo müſſen ſie ſorgfältig von ſumpfigen und feuchten Orten abgehalten werden.

Man ſucht unter den zweyjährigen Ochſenkälbern die beſten zu Bullen aus, und kaſtrirt die übrigen.

Die dreyjährigen Fohlen, welche im Stalle gefüttert ſind, werden gewallacht. — Auf die trächtigen Stuten muß man Tag und Nacht achten.

April.

Aufenthalt.

Die Fledermäuſe verlaſſen alle ihre Schlupfwinkel, in welchen ſie den Winterſchlaf abwarteten, und flattern des Abends herum.

Der Hirſch tritt wegen ſeines wachſenden zarten Gehörns in niedrige Gehäue, und geht des Nachts weit nach Quellkräutern, und nach der Saat.

Die Gemſe gehen wieder auf die höchſten Gebirge.

Die Sau ſucht ſich ein ſicheres Lager in düſtern Gebüſchen zum Setzen auf.

Fortpflanzung.

a) Begattung der Alten.

Maulwürfe; gemeine Seehunde; Waldmäuſe; Brandmäuſe; Waſſerratten; Hamſter; Murmelthiere; Ziſelmäuſe; Pferde.

Zwey=

Zweyte Hälfte: Fledermäuſe; Waſſerſpitzmäuſe; Kühe; Schweine.

b) Geburt der Jungen.

Von jungen Wölfen; wilde Katzen; Wieſeln; Haſen; Kaninchen; Ziegen; Füllen; Eſel; Ferkel der wilden Sauen.

Erſte Hälfte: von großen Hunden; Baummarder.

Zweyte Hälfte: von kleinen Hunden; Steinmarder; Iltiſſe; Hausratten; Wanderratten; Eichhörnchen; Gemſen.

Nahrung.

——

Beſondere Bemerkungen für Jäger.

Den Hirten muß aufgelegt werden, die **Hunde** an Stricken zuführen, damit ſie keine jungen Haſen fangen.

Wenn das Laub ausſchlägt, müſſen die **Salzlecken** zu recht gemacht werden.

Die **gemeinen Hirſche** werfen das Geweih ab. — Wo viele Hirſche ſind, werden einzelne **Kolbenhirſche** für die Küche und Apotheke gebürſchet.

Das Wild verliert die **Engerlinge**.

Beſondere Bemerkungen für Oekonomen.

Auf die **Maulwürfe** muß noch ernſtlich Jagd gemacht werden.

Die **Schafe** und **Kühe** werden auf die Weide getrieben; der Schäfer und Hirte aber muß jetzt beſonders auf die Witterung Acht haben. Vorzüglich werden die großen Nebel dem Vieh ſchädlich; wenn es zu früh ausgeführet wird. — Man fängt auch an manchen Orten an, die **Kühe** in

der

der Mitte dieſes Monats dreymal zu melken, ſo wie am Ende deſſelben die Winterwolle der Schafe abzuſcheeren. — Das **Rindvieh**, das ſich nun häret, muß man gut warten und reinlich halten.

Die **Schweine** werden ausgetrieben, wenn ſie vorhero gewaſchen, und mit Spießglas und weißer Nieswurz purgirt worden ſind.

May.

Aufenthalt.

Die **alte Füchſin** ſucht ihr voriges Sommerquartier wieder auf, und die **junge** ein neues an einem Orte, wo ſie beſonders gnugſame Nahrung für die Jungen in einer nicht zu weiten Entfernung finden kann.

Die **Hirſchkühe** und **Rehe** begeben ſich an ſtille und ſichere Oerter zum Setzen.

Fortpflanzung.

a) Begattung der Alten.

Spitzmäuſe; Igel; Murmelthiere; Zieſelmäuſe; Haſen; Kaninchen; Eichhörnchen; Kühe; Pferde; Eſel.

Erſte Hälfte: Fledermäuſe; Waſſerſpitzmäuſe; große Haſelmäuſe.

b) Geburt der Jungen.

Luchſe; Fiſchottern; Maulwürfe; Haſen; Kaninchen; Eichhörnchen; Mäuſe; Kälber von alten Hirſchkühen, von Rehen; Eſelfüllen; Ferkel.

Erſte Hälfte: Füchſe; zahme Katzen; Gemſe.

Zwey-

Zweyte Hälfte: Fledermäuſe; Spitzmäuſe; Waſſerſpitzmäuſe.

Nahrung.

——

Beſondere Bemerkungen für Jäger.

Ob es gleich gewöhnlich iſt, in dieſem Monate ſchon mit den Leithunden zu ziehen, ſo darf es doch nicht geſchehen, weil das Wildpret noch färbt, und von ſeinen Haaren an den Hecken hängen läßt, wodurch dieſe Hunde für die Fährte verdorben werden. Man führt ſie aber dafür in den jungen Saamen, den ſie gern genießen, der ihnen ſehr geſund iſt, und wie die Jäger ſagen, ſtatt einer Purganz dienet.

Die jungen Füchſe werden gegraben.

Das Wildpret muß von jetzt an, wegen der Setzzeit gehegt werden; deswegen wird den Holzmachern der Wald Walburgustag verboten und den Eigenthümern der Bauernhunde in Waldörtern befohlen, dieſelbe anzulegen, damit ſie die jungen Hirſch- und Rehkälber nicht beunruhigen.

Eben deshalb darf auch das weidende Vieh den jungen Schlägen nicht zu nahe kommen.

Die geringen Hirſche werfen endlich das Gehörn ab. — Die jagdbaren pflegen ſchon gebürſcht zu werden.

Die Rehe hären ab, und färben roth.

Die Salzlecken, welche jetzt fleißig beſucht werden, friſchet man wieder auf, weil das Salz das Wild jetzt beym Verfärben auf den ganzen Sommer hin gut erhält und verbeſſert.

Das

Beſondere Bemerkungen für Oekonomen.

Die Maulwürfe und Waſſerratten muß man zu vertilgen ſuchen, in Gärten und auf den Wieſen.

Das Schafvieh bleibt in Horden auf dem Felde.

Die Kühe dürfen nicht eher auf die Weide geführt werden, bis die Sonne den Thau abgetrocknet hat, und müſſen zur Vorſicht vor dem Austreiben ein Schnitt Brod mit Theer und Salz bekommen.

Die Kuhmilch iſt jetzt wegen der jungen Maykräuter ſehr geſund und die gute Maybutter wird bey ſchönem, heitern Wetter eingeſalzen und eingedruckt.

Die Pferde werden gewallacht. Die Stuten und Füllen werden auf die Weide geführt, weil ſich in der Hälfte dieſes Monats die Beſchälzeit endigt.

Junius.

Aufenthalt.

Der Wolf und Fuchs ſchweifen weit um ihrem Wohnſitze herum, ihren Jungen Raub zu verſchaffen.

Fortpflanzung.

a) Begattung der Alten.

Bäre; Spitzmäuſe; Haſen; Mäuſe; Eſel.

Erſte Hälfte: zahme Katzen zum zweytenmal; Kühe.

b) Geburt der Jungen.

Spitzmäuſe; Waſſerſpitzmäuſe; Siebenſchläfer; große Haſelmäuſe; Hamſter; Haſen; Kaninchen; von jungen Hirſchkühen; Dammhirſche; Rehkälber; Kälber; Delphine.

Nahrung.

—

Beſondere Bemerkungen für Jäger.

Die Arbeit mit den Leithunden nimmt ihren Anfang.

Der Jäger beſucht die Fuchsbaue ſeines Reviers, und ſieht zu, ob die Fährten von jungen Füchſen, die jetzt vor denſelben ſpielen und ſich in die Sonne legen, zu ſpüren ſind, und gräbt ſie aus.

Die hohe Jagd geht für die Vaſallen den erſten Trinitatis auf, und man ſchießt ſchon für die Hofküche junge Rehe und Haſen.

Der Hirſch verfärbt ſich, und ſchlägt das Baſt von ſeinem reifen Gehörn an Bäumen und Stauden ab.

Beſondere Bemerkungen für Oekonomen.

Die Wollſchur der einſchürigen Schafe fällt in Thüringen in dieſen Monat.

Julius.

Aufenthalt.

Der Haſe ſucht die Brachäcker auf.

Der Hirſch tritt des Abends zeitig mit ſeinem vollen Gehörne in die Felder; hält ſich gern in dichten Feldhölzern, ja oft in der hohen Winterfrucht auf, um vor dem Ungeziefer ſicher zu ſeyn.

Fortpflanzung.

a) Begattung der Alten.

Spitzmäuſe; kleine Haſelmäuſe; Haſen; Kaninchen.

b) Geburt der Jungen.

Spitzmäuſe; Igel; Haſen; Kaninchen.

Nahrung.

—

Beſondere Bemerkungen für Jäger.

Die jungen Märzhaſen werden aufgeſucht und geſchoſſen.

Das Holz geht mit dem Anfang dieſes Monats, oder gewöhnlich Maria Heimſuchung auf, d. h. wird nicht mehr geheget, weil das junge Wild ſchon ziemlich erwachſen iſt.

Beſondere Bemerkungen für Oekonomen.

Schäfer und Hirte müſſen bey heißem Sonnenſchein im Schatten Mittag halten, um verſchiedene Krankheiten des Rind- und Schafviehes zu verhüten, und die Schweine müſſen von Flachsfeldern zurück gehalten werden, weil ihnen dieß Kraut tödlich iſt.

Dem Rindvieh darf man kein neues Heu, Stroh oder Getreide vorlegen, und es nicht in ſolchen Gegenden weiden laſſen, wo der Melilotenklee häufig wächſt, weil dieſer faſt den ganzen Monat hindurch mit Mehlthau befallen iſt.

Schweine und Pferde müſſen oft geſchwemmt werden.

Die Füllen werden aus-, aber ehe der heiße Mittag eintritt, wieder eingetrieben.

A u g u ſt.

Aufenthalt.

Die Hirſche bedienen ſich verſchiedener Stände und Wechſel.

Fortpflanzung.

a) Begattung der Alten.

Delphine.

b) Geburt der Jungen.

Haſen; Kaninchen; kleine Haſelmäuſe; Ferkel.

Erſte Hälfte: zahme Katzen; Igel.

Nahrung.

———

Beſondere Bemerkungen für Jäger.

Die jungen **Raubthiere** ziehen ihr wollenes Jugendkleid aus, und einen neuen guten Pelz an. Die jungen **Bäre** behalten aber einen weißen Ring um den Hals, welcher ſich erſt ſpäter verliert.

Zu Ende dieſes Monats wird angefangen die **Dächſe** zu graben.

Mit der zweyten Hälfte geht die **Hirſchfeiſte** an, den 24ſten geht die **hohe Jagd** auf, und es tritt die rechte Zeit ein, wo die Hirſche mit den **Leithund** aufgeſucht, gejagt und geſchoſſen werden. Jetzt werden alſo auch die **Hauptjagden** angeſtellt.

Der Jäger muß aufmerkſam ſeyn, wenn Rothwild in dieſem Monate fällt, ob die **Knotenkrankheit** die Urſache iſt, um die gehörigen Maaßregeln dagegen treffen zu können.

Der junge **Rehbock** beſchlägt die Rieke aus Geilheit, doch ohne Befruchtung.

Beſondere Bemerkungen für Oekonomen.

Man fängt an die ſchädlichen **Hamſter** durch Ausgraben zu vertilgen.

Septem-

S e p t e m b e r.

Aufenthalt.

Die Wölfe und Füchſe, und viele der größern Thiere, die ſich nur einmal im Jahre fortpflanzen, jagen die Jungen von ſich, und dieſe müſſen ſich einen neuen Aufenthalt wählen, oder neue Wohnungen zu verſchaffen ſuchen.

Der Dachs entfernt ſich weit von ſeiner Wohnung in die Felder der Rüben und in die Gärten des abgefallenen Obſtes halber.

Die Waldmäuſe ziehen, wo möglich, aus dem Felde in den Wald.

Die Haſen ſind bey trockenem Wetter in den Haferſtoppeln, bey feuchtem aber in den Hecken und Sträuchern.

Das hin und wieder vertheilte Hirſchwild zieht ſich wegen der Brunſt zuſammen, und begiebt ſich in große Wälder und in Gehäge, und jedes Stück ſucht ſeinen gewöhnlichen Brunſtplatz auf.

Fortpflanzung.

a) Begattung der Alten.

Waſſerratten (Erdwölfe); kleine Feldmäuſe, und diejenigen Mäuſe, welche in den Häuſern warm wohnen.

Der ſtarke feiſte Hirſch tritt wüthend auf die Brunſt.

Zweyte Hälfte: Schafe.

b) Geburt der Jungen.

Mäuſe.

Nahrung.

Beſondere Bemerkungen für Jäger.

Da der Dachs in die Felder und Gärten geht, ſo iſt ihm am beſten des Nachts mit Hunden beyzukommen.

Die Mittel- und niedere Jagd geht den erſten September auf *). Die **Dammſchaufler** erlangen ihre gehörige Vollkommenheit, und noch bis in die Mitte des Septembers werden die **Brunfthirſche** geſchoſſen; die **Schmalthiere** und **Kälber** aber länger.

Den Schaf- und Rindviehhirten werden die **Maſthölzer** verboten.

Beſondere Bemerkungen für Oekonomen.

Man nimmt den Schafen, die man gemolken hat, die Milch nicht mehr, und in der erſten Hälfte des Monats iſt die Schurzeit der zweyſchürigen Schafe.

Man hört auf die **Kühe** dreymal des Tages zu melken.

October.

Aufenthalt.

Die **Wölfe** begeben ſich, da das Feld leer und lichte iſt, in dichte Wälder, Brüche und Moräſte.

Die jungen **Füchſe** und **Dächſe** fangen an ſich Baue zu graben.

Die **Haſen** gehen auf die Kraut- und Rübenäcker.

Die **Haſelmaus** ſucht ſich eine Wohnung zu ihrem Winterſchlaf aus.

Fortpflanzung.

a) Begattung der Alten.

Junge Hirſche; Dammhirſche; Gemſe; Steinböcke; Ziegen; Schafe; zahme Schweine.

b) Ge-

*) Die Jagderlaubniß der Jäger wird im allgemeinen nach folgenden Tagen beſtimmt: **Haſen** von Jacobi bis Matthäi; **Füchſe** von Michaeli bis Lichtmeß; **Dächſe** von Laurentii bis St. Thomä.

b) Geburt der Jungen.

Waſſerratten; kleine Feld- und andere Mäuſe, die in Häuſern vor der Kälte geſchützt ſind.

Nahrung.

—

Beſondere Bemerkungen für Jäger.

Die Bärenjagd fängt an, weil beſonders die Jungen jetzt fett ſind und gute Bälge haben.

Die Hirſchlecken müſſen, nachdem das Laub abgefallen iſt, erneuert werden.

Die wilden Sauen werden geſchoſſen.

Beſondere Bemerkungen für Oekonomen.

Die Schafe ſchlafen nicht mehr des Nachts auf dem Felde in Horden, ſondern werden alle Abend nach Hauſe getrieben.

Der böſen Nebel halber muß das **Aus-** und **Eintreiben** des Viehes mit Vorſicht geſchehen.

Man wallacht die auf der Weide erzogenen **Fohlen.**

Die Maſtſchweine werden in die Eckermaſt geſchlagen, und es wird der Anfang gemacht, die Speckſchweine zur Maſt einzuſtecken, indem man ihnen anfangs nüchtern 1/2 Loth Spießglas (antimonium crudum) in ſaurer Milch giebt, welches die Finnen vertilgen und die Maſt befördern ſoll.

November.

Aufenthalt.

Die Fledermäuſe verbergen ſich in ihre Schlupfwinkel, und kommen nur zuweilen noch bey warmen Abenden zum Vorſchein.

Die Füchſe gehen weit ins Feld auf die Mäuſejagd.

Die Wieſel ſuchen die Gebäude auf.

Der Dachs fängt an nicht alle Tage mehr auszugehen.

Der Igel gräbt ſich ein Loch, worin er ſeinen Winterſchlaf abwarten will.

Der Haſe zieht nach den Feldhölzern und Gebüſchen.

Die kleine **Feldmaus** begiebt ſich auf die grüne Saat.

Der **Hamſter** verſcharrt ſich in ſeine Winterwohnung und beginnt den langen Winterſchlaf.

Das **Hirſchwild** trennt ſich wieder.

Die Rehe gehen paarweiſe auf große Haiden und in die großen Wälder.

Die Gemſe verlaſſen die höchſten Berggipfel und ſuchen niedrige und dichte Waldungen zu ihrem Winteraufenthalte auf.

Das **wilde Schwein** bleibt im Walde.

Fortpflanzung.

a) Begattung der Alten.

Ziegen; Dächſe; Rehe.

Zweyte Hälfte: wilde Schweine.

b) Geburt der Jungen.

Kaninchen und Mäuſe, die warm wohnen.

Nahrung.

——

Beſondere Bemerkungen für Jäger.

Alle wilden Raubthiere, Füchſe, Ottern, Marder, Iltiſſe ſind nun gut behaart und können gefangen und geſchoſſen werden, und die Klapperjagd nimmt bey Froſtwetter ihren Anfang.

Jetzt

Jetzt iſt die rechte Zeit zur Haſenjagd und Schweinshetze.

Der Rehbock wirft ſein Gehörn ab, und wird geſchoſſen, weil die Rieke ſich allzeit einen andern holt.

Der abgemattete Hirſch ſucht die Ameiſenhaufen auf, zerſcharrt ſie, und ſcheint ſich durch den geiſtigen Geruch derſelben zu ſtärken.

Für die Vaſallen endigt ſich die hohe Jagd mit dem letzten November.

Beſondere Bemerkungen für Oekonomen.

Es werden immerfort Maſtſchweine aufgeſtellt.

December.

Aufenthalt.

Der Luchs ſtreift zuweilen durch den Thüringerwald.

Der Iltiß zieht ſich nach den Gebäuden, beſonders nach denen, welche im Felde oder Walde liegen.

Der Fiſchotter fängt an allenthalben herum zu ſtreifen und die Bäche und Teiche auszufiſchen.

Der Bär bauet ſich ſein Winterlager.

Der Dachs liegt feſt in ſeinem Bau.

Die Wanderratte zieht in die Häuſer.

Der Zug der Feldmäuſe nach der Winterſaat und den Hölzern dauert noch fort.

Der Haaſe macht ſein Lager gegen Mittag der Sonne halber.

Fortpflanzung.

a) Begattung der Alten.

Rehe.

Erſte Hälfte: wilde Schweine.

b) Geburt der Jungen.

Kaninchen und Mäuſe, die warm wohnen.

Nahrung.

—

Beſondere Bemerkungen für Jäger.

Die Bälge der Raubthiere und Haſen ſind am beſten.

Mit dieſem Monate endiget ſich gewöhnlich das Bürſchen der Schmalthiere und Kälber, die Schweinemaſt geht zu Ende und die Nachmaſt fängt an, wenn die Buchenkern und Eicheln nicht ganz aufgezehrt ſind. Sie richtet ſich allezeit nach der günſtigen oder ungünſtigen Winterwitterung.

Beſondere Bemerkungen für Oekonomen.

Man ſtellt noch Schweine zur Maſt auf.

Zu Ende dieſes Monats wird ſchon Fleiſch für den Sommer eingepöckelt und geräuchert.

Die Schafe werden bey flachem Froſte auf die ſtark gewachſene Saat getrieben.

Zweyter Anhang.

Kurze Anleitung für diejenigen, welche dieß Buch zum Unterricht bey Kindern brauchen wollen, nebſt einem Beyſpiele.

Man fängt gewöhnlich den Unterricht der Naturgeſchichte mit der Eintheilung in die drey Reiche, in das Thier- Pflanzen- und Steinreich an. Von jedem dieſer drey Reiche giebt man dann weiter die verſchiedenen Claſſen, Ordnungen, Gattungen und Arten an. Hierbey geht man alſo den Weg der **ſynthetiſchen Methode**, d. h. man beſtimmt für die Claſſen ſo wohl, als für die Ordnungen, Gattungen und Arten gewiſſe Kennzeichen und Merkmahle, und dann zählt man dem Schüler z. B. alle die Thiere der Reihe nach auf, welche die feſtgeſetzten Kennzeichen an ſich tragen, und alſo zu einer Claſſe, zu einer Ordnung, zu einer Gattung, und zu einer Art gehören. So lernt z. B. der Schüler den Iltis alsdann erſt kennen, wenn er weiß, wodurch ſich die drey Naturreiche von einander unterſcheiden, was Säugethiere, Vögel u. ſ. w. ſind; wie viel Ordnungen unter den Säugethieren vorkommen; wie viel derſelben zur erſten, zweyten Ordnung gehören; wodurch ſich die Thiere dieſer Ordnung nach ihren Gattungskennzeichen und Charaktern der Art unterſcheiden, und nur alsdann erſt, wenn die Reihe an die dritte Ordnung der Säugethiere, an die Raubthiere, und in dieſer an die Gattung Marder kommt, ſo erfährt der Schüler die Geſchichte des Iltis. (ſ. Ueberſicht der Säugethiere nach ihren Ordnungen und Gattungen pag. 122.)

So

So brauchbar dieſe Methode immer an ſich ſeyn mag, ſo hat doch die Erfahrung gelehrt, daß beym Elementarunterrichte der Kinder die **analytiſche** allerdings den Vorzug verdiene. Sie beſteht darinne, daß man den Kindern zuerſt aus allen drey Reichen der Natur mehrere Gegenſtände vorzeigt, ſie auf die verſchiedenen, am meiſten in die Augen fallenden Kennzeichen und Unterſcheidungsmerkmahle aufmerkſam macht, und ihnen die ganze Geſchichte der einzelnen Naturalien in ſo weit erzählt, als ſie ihrer Faſſungskraft und andern Verhältniſſen angemeſſen iſt. Wenn ſie ſich hierdurch ſchon einen anſehnlichen Vorrath von naturhiſtoriſchen Kenntniſſen anſchaulich geſammelt, ſchon mehrere einzelne Thiere ſinnlich kennen gelernt haben, welche lebendige Jungen zur Welt bringen, vier Füße und Brüſte haben, an welchen ſie dieſelben ſäugen können; wenn ſie ſchon mehrere Thiere aus der Erfahrung kennen, welchen die Natur einen Schnabel, Federn und zwey Füße gab; wenn ſie aus eigner, vorhergegangener Beobachtung wiſſen, was ein haakenförmiger, und was ein kegelförmiger Schnabel iſt; was Füße und Zehen mit einer Schwimmhaut verbunden, und was Fiſchfloſſen ſind; was die Thiere für ein Gebiß haben, die Fleiſch freſſen, und wie das Gebiß derjenigen beſchaffen iſt, die ſich von Gras und Kräutern nähren; wenn ſie ſchon mehrere Pflanzen und Foſſilien geſehen haben u. ſ. w.; dann macht man ihnen erſt die verſchiedenen Haupt- und Nebenabtheilungen bekannt, und führt ſie nun an, die Naturalien zu claſſificiren und zu ordnen.

Die Anwendung dieſer Methode ſoll jetzt an einem Beyſpiele gezeigt werden, wo der Lehrer nun den Anfang macht, ſeine Schüler mit der Claſſification bekannt zu machen, indem

er

er ihnen die Geſchichte eines Thiers erzählt. Ich werde die für den Lehrer hierbey nöthigen Anmerkungen in Klammern einſchließen.

L. Wißt ihr ſchon, Kinder, wie das Thier heißt, das ihr hier ſeht?

(Ein Lehrer, der pädagogiſche Talente hat, wird hier im Stande ſeyn, immer etwas neues zu erfinden, um die Aufmerkſamkeit der Kinder zu ſpannen, und ſie rathen zu laſſen, wie das Thier heiße?)

K. Nein!

L. So will ich es euch ſagen, gebt Achtung, und merkt es. Es heißt Iltiß, oder in Thüringen der Ratze. (ſ. S. 294) Bey Gelegenheit dieſes Thieres, will ich euch denn heute auch wieder etwas neues lehren.

Beſinnt ihr euch noch, wie man alle Körper, die ſich auf unſerer Erde, und in derſelben befinden, eintheilt?

Alle. O ja! in Naturalien und Artefacten.

(Man ſehe hier nach S. 3. wo, wie ich glaube, dieß alles deutlich aus einander geſetzt iſt.)

L. Was ſind denn Naturalien?

K. Naturalien ſind Körper u. ſ. f.

(ſ. die angezogene Stelle.)

L. Aber ſolche Körper ꝛc. werdet ihr wohl noch nicht geſehen haben?

K. (Einige) O ja, ſehr viele: Hunde, Tannen, Sandſteine. (Andere) Es gehören ja dahin alle Thiere, alle Pflanzen, und alle rohen Steine.

L. Habt ihr denn auch wohl ein Hauptunterſcheidungsmerkmahl bemerkt, wenn ihr Thiere, Pflanzen und Steine mit einander verglichen, oder von einander unterſchieden habt, wodurch ihr das Thier von der Pflanze

und dem Steine, die Pflanzen vom Stein und vom Thier u. ſ. w. unterſcheiden könnet?

(Kinder, die vernünftig unterrichtet worden ſind, werden hier verſchiedene Merkmahle angeben, die theils ganz, theils nur zur Hälfte paſſen; man kann ohngefähr folgenden Hauptunterſchied gelten laſſen.)

K. Die Thiere wachſen, wenn ſie ihre Nahrung durch den Mund zu ſich nehmen, die Pflanzen durch die Wurzeln, und die Steine haben keinen Mund und keine Wurzeln, ſondern wachſen und werden größer, wenn ſich von außen immer Theilchen anſetzen und anhängen.

L. Gut! Es giebt noch verſchiedene Hauptmerkmahle, wodurch ſich die Thiere, Pflanzen und Mineralien von einander unterſcheiden; aber dieſes iſt ſchon hinlänglich. Faßt alſo den Unterſchied ſo:

Die **Thiere** nähren ſich und wachſen dadurch, daß ſie Nahrungsmittel durch **eine einzige Oeffuung**, den Mund, zu ſich nehmen; die **Pflanzen** nähren ſich durch **viele ſolcher Oeffnungen**, durch die Wurzeln; und die **Mineralien** nähren ſich durch keine ſolcher Oeffnungen, ſondern wachſen dadurch, daß **ſich Theilchen von außen anhäufen**. Da es nun, wie ihr wißt, ſehr viele Thiere, Pflanzen und Mineralien giebt, ſo hat man ſie, um ſie leichter zu überſehen, geordnet, und überhaupt erſt in das **Thierreich**, **Pflanzenreich** und **Mineralreich** abgetheilt, ſo, daß alle Thiere zum Thierreich, alle Pflanzen zum Pflanzenreich, und alle Mineralien zum Mineralreich gezählt werden. Wohin wird alſo nun der **Iltiß** gehören?

K. Ins Thierreich.

L. Ihr habt Recht ꝛc. Sind aber alle Thiere Iltiſſe?

(Eben

(Eben ſo, wenn ſie der Lehrer die Eintheilung des Pflanzen- und Mineralreichs kennen lehrt.)

K. (lachen) O nein. Da müßte es auch Iltiſſe mit Federn geben, welche Eyer legten — denn die Vögel ſind doch auch Thiere!

L. Alſo ein zweybeiniger Vogel wäre ganz etwas anders als dieſer vierfüßige Iltis. Und ſo werden wohl auch die Geſchöpfe mit Floßfedern und Schuppen —

K. (Einige) O die **Fiſche**, die Fiſche ſind auch keine Iltiſſe — (Andere) haben keine vier Füße — (Andere) Sind aber auch keine Vögel.

L. Und außer dieſen, dünkt mich, kennt ihr ja noch Thiere, die davon den Namen haben, daß ſie auf der Erde und im Waſſer zugleich leben können.

K. Die **Amphibien**: dieſe ſind wieder etwas anders, als Fiſche, Vögel und vierfüßige Thiere.

L. Der Froſch z. B. Dann habt ihr ja auch Käfer, Schmetterlinge, und andere Thierchen, die nicht mehr vier, ſondern ſechs und wohl noch mehrere Füße haben, dieſen Sommer genug gefangen? und das waren keine Amphibien, keine —

K. (Alle) Das waren **Inſekten**.

L. Recht! Und nun wären noch übrig?

K. Die **Würmer**.

L. Wer weiß mir einen Wurm zu nennen?

K. (Einige) Der Regenwurm. (Andere) Die Schnekken, der Spulwurm.

L. Seht, Kinder, dieſe ſechs verſchiedene Arten von Thieren, in welche alle bekannten Thiere abgetheilt werden,

heißt

heißt man Claſſen. Es giebt alſo eine Claſſe der Vögel, eine Claſſe der Fiſche u. ſ. f.

(ſ. Claſſification der Thiere S. 21. 122., wo man auch ein Erläuterungsexempel finden wird. Andere werden jedem Lehrer leicht von ſelbſt beyfallen.)

Wohin wird aber nun der Iltiß zu rechnen ſeyn? Unter die Vögel u. ſ. f?

K. Unter die vierfüßigen Thiere.

L. Wo der Froſch z. B. hingehört?

K. Nein; der legt ja Eyer und iſt eine Amphibie.

Der Iltiß gehört unter die Claſſe der Säugethiere.

L. Gut! Was nennſt du denn aber ein Säugethier?

K. Ein Thier, das vier Füße hat und lebendige Jungen zur Welt bringt —

L. Welche Jungen die Mutter an ihren Brüſten eine Zeitlang ernährt; woher eben das Wort Säugethier entſtanden iſt.

Der Iltis iſt alſo ein Säugethier. Wenn ihr nun dieß alles recht gefaßt habt, ſo wollen wir einige Schritte weiter gehen.

(Hier iſt eine kleine Päuſe nöthig, um die Kinder das eben gelehrte erſt durch eine Menge Fragen und Exempel recht einzuprägen, und alsdenn erſt auf das folgende aufmerkſam zu machen.)

Seht aber nun jetzt einmal das Gebiß des Iltiß recht an! ſeht wie er die Zähne fletſcht! was wird er wohl freſſen?

K. (Alle) Fleiſch, Fleiſch! (Einer) denn er hat ja ein ſo ſcharfes Gebiß, wie ein Marder.

(Hier könnte nun die Rubrik von Nahrung eingeſchaltet werden; allein um die Kinder in einer gewiſſen Ordnung bey Beſchreibung der Thiere zu erhalten, verſpare ich ſie bis weiter unten.)

L. Soll-

L. Sollte es auch wohl Säugethiere geben, die kein Fleiſch, ſondern irgend etwas anderes z. B. Gras und Kräuter fräßen?

K. Den Ochſen, das Schaf. Dieſe Thiere haben kein ſo ſcharfes Gebiß, als dieſer Iltis, denn es fehlen ihnen ja die obern Vorderzähne.

L. Werden denn der Ochs und das Schaf die Nahrungsmittel, die ſie zu ſich nehmen, auch wohl ſo klar und fein kauen können, wie hier dieſer Iltis, der ein ſo ſcharfes Gebiß hat?

K. O nein! Jene müſſen das Gras und Heu, das ſie verſchluckt haben, noch einmal kauen.

L. Und wie heißt man ſie denn eben dieſer Eigenſchafft wegen?

K. Sie heißen **wiederkäuende Thiere.** Deswegen haben ſie ja auch vier Mägen, in welchen die Speiſen, die ſie mit den Zähnen nicht genug zermalmen können, immer nach und nach kleiner gemacht, und verdauet werden, wie ſie uns neulich an der geſchlachteten Kuh wießen.

L. Richtig. Nun zählt mir aber doch einmal die **Vorderzähne** an dem Iltiß.

K. Er hat **oben und unten ſechs Vorderzähne und in jedem Kinnladen zwey ſpitzige, ei! wie ſpitzige Eckzähne.**

L. Halt —, und wohl aufgemerkt! Alle Thiere, die ſechs Vorderzähne oben und unten haben, nennt man **Raubthiere.** Und weswegen wohl?

K. Doch wohl deswegen, weil ſie andere Thiere **rauben** und freſſen.

L. Ja, weil ſie andere lebendige Thiere fangen und verzehren. Das Kennzeichen der Raubthiere iſt alſo?

K. Sechs Vorderzähne in beyden Kinnladen.

L. Richtig. Alſo ſeht ihr, lieben Kinder, (und ich wünſche, daß ihr dieß recht wohl behalten möget!) daß **die Thiere nicht blos nach** ꝛc., ſondern auch **in Rückſicht ihres Gebißes verſchieden ſind.**

Es giebt Säugethiere, die ein ſehr ſcharfes Gebiß, **ſechs Vorderzähne in der obern Kinnlade, und ſechs in der untern** haben, und wieder andere, die **nur in der untern Kinnlade Vorderzähne**, gewöhnlich achte an der Zahl haben, und **in der obern keine.** Der Jltis iſt alſo ein Säugethier, das ſechs Vorderzähne oben und unten im Munde hat, oder nun beſtimmter und beſſer: **Der Jltis gehört unter die Claſſe der Säugethiere**, und zwar unter denſelben **in die Ordnung der Raubthiere**; denn die Abtheilungen, die man wieder der Deutlichkeit und Ordnung halber unter den Säugethieren macht, nennt man **Ordnungen.** Kennt ihr denn wohl ſchon mehrere Ordnungen unter den Säugethieren als die Raubthiere?

K. O ja, die wiederkäuenden Thiere, welche nur in der untern Kinnlade Vorderzähne haben.

L. Gut! Kennt ihr denn auch mehrere ſolcher Thiere, die man unter die Raubthiere rechnen könnte?

K. Doch wohl die Katze?

L. Richtig. Wie viel Vorderzähne würden wir alſo an dieſer, wenn wir ſie fiengen, und ihr Gebiß betrachteten, finden?

K. (Alle) 6 oben und 6 unten.

L. Getroffen!

(So viel zum erſtenmal, damit man ja die Kinder nicht überlade. In der Folge lehrt man ſie auch die andern Ord-

Ordnungen kennen, zeigt ihnen die mehrere Verſchiedenheit der Zähne, und macht ihnen ſo die Unterabtheilungen nach und nach bekannt. Man hätte auch damit anfangen können, um ſie die Claſſification der Säugethiere zu lehren, wenn man die Geſchichte des Wallfiſches hätte voraus ſetzen können: ob das Thier wahre Füße, oder Füße, wie die Floßfedern der Fiſche geſtaltet, hätte?

Es iſt wahr, zum erſten Unterrichte ſcheint die Kleiniſche Eintheilung vorzüglich bequem und leicht zu ſeyn. Wenn man z. B. zu den Kindern ſagt: Seht einmal die Füße des Iltis an, hat er Zehen oder Hufe? dann in dieſer Ordnung die Kinder in der Claſſification weiter bringt, und ihnen erſt in der Folge die Linneiſche Eintheilung bekannt macht. Allein, nach meiner Einſicht, halte ich die Erlernung der Kleiniſchen Eintheilung vorher, ehe zur Linneiſchen übergegangen wird, nicht nur für überflüßig, ſondern auch für unbequem, weil ſie theils zu weitläuftig, theils zu mehrern Verwirrungen Anlaß giebt, als letztere. Die Wahrheit meiner Behauptung, wird ſich, deucht mir, von ſelbſt ergeben, wenn man ſich die Mühe nehmen will, das Kapitel von der Claſſification durchzuleſen, und die Säugethiere in Rückſicht auf das Kleiniſche Syſtem, d. h. mit beſonderer Rückſicht auf die Füße und Anzahl der Zehen an denſelben, durchzugehen.)

L. Nun beſchreibt mir aber den Iltis einmal!

(Der Lehrer läßt ſich nun das Thier nach der Anleitung im Buche ſelbſt beſchreiben, und verbeſſert nach demſelben die Fehler der Kinder.)

L. Ob er wohl auch eine Stimme hat? was meynt ihr?

K. (Einige) Ja.

L. Allerdings. Zu manchen Zeiten knurrt er, und wenn man ihn gefangen hat, oder wenn er böſe iſt, ſo knefft er, wie ein junger Hund. —

Wo hält er ſich denn aber wohl auf? Im Walde, oder auf dem Felde, oder in Häuſern?

K. (Einige) Auf dem Felde; (andere) in Häuſern.

L. Er hält ſich auf dem Felde, in Häuſern und im Walde auf; in Scheunen, in Holzhaufen, unter den Wurzeln der Bäume, hinter den hölzernen Verſchlägen der Flüße und Teiche, in dicken Hecken und Büſchen. Weil er in den Häuſern ſich auch vergräbt, und in Kellern und Scheunen zuweilen große Haufen, wie ein Maulwurf, aufwirft, ſo heißt er an manchen Orten Hausunk. — Wo wird er ſich wohl im Winter hinmachen?

K. In die Dörfer.

L. Ja er zieht aus dem Walde und Felde mehr in die Städte und Dörfer, vorzüglich in die einzeln im Felde liegenden Mühlen. Warum thut er wohl das? was glaubt ihr?

K. Weil es im Winter kalt iſt.

L. Und weil er im Winter im Walde und auf dem Felde nicht viel zu freſſen findet. Was wird er wohl freſſen?

K. (Einige) Hühner, Tauben.

L. Er lebt vom Fleiſch der Vögel. Im Sommer geht er und zwar blos des Nachts in Feldern und Hölzern umher, und ſucht die Lerchen, wilden Enten-, Wachtel- und Rebhünerneſter auf, frißt die jungen Vögel, und trägt die Eyer in ſeine Wohnung. Im Winter beſucht er die Hühner- und Taubenhäuſer, und frißt da, was er antrifft; beißt Hühner, Tauben, auch wohl Gänſe todt, und ſchleppt ſie in ſeine Höhle. Wenn er aber nun keine Vögel bekommen kann, und es hungert ihn doch, was wird er wohl da machen?

K. Da frißt er etwas anders

L. Was frißt er aber wohl noch? Was leben denn noch für Thiere in Feldern und Wäldern, die er fangen kann?

Ha-

Haſen, Rehe, Hirſche, nicht wahr? da wird er wohl manchmal einen Hirſch verzehren?

K. Nein, den kann er nicht bezwingen.

L. Nun was giebt es denn für kleinere Thiere noch im Felde? Wie heißen denn die Thierchen, die meiſt in der Erde leben? die auf den Wieſen ſo große Haufen aufwerfen?

K. (Alle) Maulwürfe, Maulwürfe (und noch einige) Waſſerratten.

L. Seht, die frißt er auch noch. Er fängt Hamſter, Mäuſe, Ratten, und im Sommer auch Fröſche, welche ihm vorzüglich gut ſchmecken, und wovon er ſich oft einen großen Vorrath in ſeiner Höhle ſammlet. Man trifft ihn oft an, daß er in ſeiner Höhle einen ganzen Kranz Fröſche um ſich herum gelegt hat. Auch Kaninchen, Gartenſchnecken und Heuſchrecken frißt er; und endlich noch Thiere, die im Waſſer leben?

K. (Alle) Fiſche.

L. Und zwar Forellen. — Worunter wollt ihr nun wohl den Iltiß zählen, unter die nützlichen, oder ſchädlichen Thiere?

K. Unter die ſchädlichen. Er tödtet ja ſo viele Vögel.

L. Iſt er denn aber gar nicht nützlich?

K. O ja! Er fängt ja Maulwürfe, Ratten, Hamſter, und andere Mäuſe weg.

L. Und ſein Balg — der wird wohl weggeworfen?

K. O Nein!

L. Nein, den brauchen die Kürſchner. Aus den langen Haaren ſeines Schwanzes macht man ſehr gute Mahlerpinſel. Auch läßt er ſich zur Kaninchenjagd abrichten. Einige Leute eſſen auch das Fleiſch. Im gemeinen Leben aber wird

er doch unter die ſchädlichen Raubthiere gerechnet. — Ob es wohl viele Jltiſſe giebt?

K. Nein! denn wir haben ja ſchon lange einen zur Lehrſtunde beſtellt gehabt, und keinen bekommen können.

L. Du haſt recht. Sie vermehren ſich nicht ſehr. Das Weibchen heckt des Jahrs nur einmal, und nicht mehr als 4, ſelten 6 Junge. Die Heckzeit iſt im April, und die Junge ſind anfangs blind. Jhr Neſt macht die Mutter von Stroh, Heu und Moos, und zwar am liebſten in Holz- und Reißighaufen. Die Jungen laſſen ſich zahm machen.

(Hier kann das Geſchichtchen, das in der Note unter der Rubrik: Fortpflanzung S. 299 angeführt iſt, erzählt werden, das beſonders zur Erhaltung der Aufmerkſamkeit ſehr geſchickt ſeyn wird.)

Da aber ſchon ein Ratz vielen Schaden thun kann, ſo ſtellt man ihnen auch noch auf allerhand Weiſe nach, und ſucht ihre Anzahl immer wieder zu vermindern. Wie wird man dieß wohl machen?

K. Man ſtellt Fallen auf.

L. Man fängt ſie in eiſernen und hölzernen Fallen, ſtellt vor ihre Höhlen Netze, ſucht ſie in ihren Wohnungen auf, erſchießt und erſchlägt ſie. Wenn ſie ſich nur mit einem Beine in einer eiſernen Fallen gefangen haben, ſo beißen ſie ſich ſolches ab, und laufen davon. Noch eine ganz eigne Art ſie zu tödten hat man: Sie können das Wetzen eiſerner Jnſtrumente auf Steinen nicht vertragen; man nimmt daher ein Meſſer, wetzt es auf einem Stein vor ihrer Höhle, die Jltiſſe kommen hervor, und dann erſchießt oder erſchlägt man ſie.

K. Das iſt doch ſonderbar.

L. Wie weiß man denn aber, wo man die Fallen hinlegen ſoll?

K. Das wird man ja wohl an ihrer Fährte ſehen.

L. Richtig. Wenn man im Winter, wo ſie ſich doch nur mehrentheils in die Häuſer ſchleichen und Schaden thun, eine ſolche Spur, wie diejenige, welche ich dahin zeichne, (ſ. T. 14. F. 7.) ſieht, die ſo ziemlich einer Haſenfährte, die ihr doch alle kennt, gleich kömmt, nur daß ſie etwas kleiner iſt, ſo geht man derſelben nach, und ſtellt die Falle in den Winkel, wo das Thier hinein gekrochen iſt.

(Da ich bemerkt habe, daß die Kenntniß der Fährten den Kindern auf Spatziergängen große Freude, und vorzüglich Luſt zur Naturgeſchichte gemacht hat, ſo ſcheint es mir nöthig, daß der Lehrer ſich dieſelben nach Anleitung der Zeichnungen bekannt mache, welches er für ſich ſehr leicht im Stande iſt, und worin ihm auch jeder Liebhaber der Jagd nachhelfen kann.)

Wenn nun der Lehrer ſo weit mit der Geſchichte zu Ende iſt, ſo kann er ein anderes Thier nehmen, und die Kinder beyde mit einander **vergleichen** und von einander **unterſcheiden** laſſen, kann ſie die Eigenſchafften und Fertigkeiten aufſuchen, und ſie davon etwas anſchreiben, und auswendig herſagen, oder ſie auch einen Aufſatz im Zuſammenhange nach den oben in den Beſchreibungen angegebenen Rubriken ausfertigen laſſen, welches ich für das nützlichſte halte u. ſ. w.

Dieß, glaube ich, wird genug ſeyn, um den Lehrer einen Wink zu geben, wie er, nach meinen Einſichten, die Naturgeſchichte mit ſeinen Schülern am nützlichſten treiben könne; und ich habe weiter nichts hinzu zu ſetzen, als daß ich bey dieſer Lection Kinder von 6 bis 8 Jahren vor Augen

 habe;

habe; daher ich, was Fortpflanzung und Fang betrifft, nur ganz kurz und im Vorbeygehen berührt, und Begattungszeit ganz übergangen habe. Sind die Kinder erſt erwachſener, dann kann man auch davon weitläuftiger ſprechen, und die Fallen durch Zeichnungen ihnen verſtändlich machen. Dann muß man aber auch, um ihnen recht deutliche Begriffe davon zu machen, die gewöhnlichſten Fallen in Natur haben, und ihnen zeigen, wie ſolche gebraucht werden.

Eben ſo ſcheint es mir auch nicht nothwendig, daß man bey Kindern von dieſem Alter das Längenmaaß und andere Dinge ſo genau, wie ſie in der Beſchreibung befindlich ſind, anzugeben nöthig habe. Die Vergleichung mit dem Fuchs kann der Lehrer eben ſo wenig brauchen, wenn ſeine Zöglinge noch keinen Fuchs geſehen haben.

Regiſter

der vornehmſten Sachen und Namen.

	Seite
Abänderung	123
Ackermaus	456. 474
Adamsapfel am Halſe	77
Adern	73
- - zurückführende	eb.
Affe gemeiner	132
Afterhaſe	414
Afterkaninchen	414
Afterkriechen	576
Afrikaner	129. 131
Ai	134
Albinos	131
Alpenmaus	500
Alpenratze	eb.
Alter der Säugethiere	105
Ambos im Ohr	54
Ameiſenbär	344
Ameiſenfreſſer großer	135
Amerikaner	130
Ammon	632
Analytiſche Methode	812
Ane	745
Angelmaus	394
Anleitung für Lehrer der Naturgeſchichte	811
Antilope	599
Apophyſe	61
Argali	632
Aries	632

	Seite
Ariſtoteles	22
Art	123
Artefakten	4
Arterien	73
Aſiaten	129. 130
Aſs the	745
Auerochſen	152. 673
Aufenthalt der Säugethiere	104
Augen, äußere	44
- - böſe der Hunde	217
- - innere	52
Augenbraunen	45
Augenbutter	102
Augendecke innere	115
Augenkryſtall	53
Augenlieder	44
Augenſtern	44. 52
Augenwimpern	44
Ausdünſtung	37
Ausſtopfen	119
Avellanarius	516
Bache	775
Backentaſchen	48
Backenzähne	64
Badger the	349
Bär	138. 152. 332
Bärenbeiſer	196
Bärenhund	ebend.

Bären=

	Seite.
Bärenjagd	115
Bardeau	752
Barbet	303
Bart	40
Baſtarden	87
Bauch	28
Baumrutter	265
Bay-cat	271
Bear, black	333
Beaver	414
Beguts	714
Behängzeit	200
Beinhaut	63
Belette	315
Belluae	143
Berghaſe	543. 544
Berghirſch	561. 584
Bergratze	500
Beſtätigungsjagd	114
Beulen der Schweine	767
Beutelthier	138
Bewegung willkührliche	17
Biber	140. 414
- - fette, friſche, getrocknete	426
Bibergeil	425
Bilgmaus	505
Billich	509
Bilſenmäher	535
Biſammaus	393
Biſamthier, tatariſches	142
Blaireau	349
Blattern der Schafe	657
Blinddarm	69
Blut	92
Blutader	37. 73
Blutpiſſen der Kühe	698
- - der Schafe	656

	Seite.
Bock	616
Bockhirſch	584
Bodenhund	202
Boeuf	673
Bologneſer langhaariger	204
- - kurzhaariger	eb.
Bologneſerhündchen	205
Borke des Gehirns	100
Borſten	40
Bos	143
- Bubalis	669
- Taurus	673
Botanik	10
Bouffe	204
Bouc	616
Bouquet	531
Bouquetin	610
Bradypus tridactylus	134
Bräune der Hunde	214
- - der Schweine	766
Brandfuchs	249
Brandhirſch	584
Brandmaus	453
Brebis	632
Bruſt	28
Bruſtbein	eb.
Brüſte Anzahl, Lage,	39
Bruta	133
Buch (Magen)	66
Buchmarder	287. 293
Budel große	203
- kleine	204
Buffle	669
Buffalo	ebend.
Buffon	156
Büffel	669
Bullenbeiſer	196
Buntſing	302

Buſch-

	Seite.		Seite.
Buſchmarder	293	Curshund	208
Buttkopf	785	Cyperkatze	256
Butzkopf	eb.	Dachmarder	287
Camelus Dromedarius	142	Dachs	349
Camera obſcura	53	Dachsbär	367
Campagnol	469	Dachsfinder	209
Canis	137. 189	Dachshund	eb.
- - Alopex	249	Dachskriecher	eb.
- - crucigera	250	Dachsſchleifer	eb.
- - Lupus	223	Dachswürger	eb.
- - Vulpes	234	Därme	33
Capra	616	Dain	584
- - Aegagrus	eb.	Däniſche Tücher	113
- - Ammon	632	Darm krummer	69
Capreolus	589	- - leerer	eb.
Cartheuſerkatze	256	Darmfell	70
Caſtor	140	Darmgicht der Pferde	736
- - Fiber	414	- - des Rindviehs	698
Caſtoreum	425	Daſſelbeulen der Kühe	700
Cat the	252	Daſypus tricinctus	136
Catus	eb.	Dauphin	783
Cavia	140	Delphin	782. 783. 787
- - Porcellus	411	Delphinus Delphis	783
Cavia the reſtleſs	411	- - Orca	785
Cheval	709	- - Phocaena	783
Chevre	616	Diaphragma	67
Chevreuil	589	Didelphis Opoſſum	138
Chien	190	Dog	197
Chriſtwurz	657	Dolphyn the	783
Circulation des Bluts	93	Dondos	131
Citellus	500	Dormouſe the	516
Claſſen der Thiere	21. 23. 123	Drehkrankheit d. Schafe	659
Claſſification der Säugethiere	122	- - - der Ziegen	623
Cobaya	414	Druſe	732
Cochon	756	Drüſe große	71
- - marons	eb.	Drüſen, Beſchaffenheit, Nutzen	78
Cricetus vulgaris	475	Drüſenſäfte	89

Dunſt=

	Seite.
Dunſtſchornſteine	680
Durchfall der Hunde	217
- - der Kaninchen	553
- - des Rindviehs	698
- - der Schafe	660
- - der Schweine	766
Durſt	67
Eckzähne	64
Ecureuil	520
Edelmarder	293
Eichelmaus	516
Eichhorn	141
- - aſchfarbene	530
- - gemeine	520
- - graue	530
- - ſchäckige	eb.
- - ſchwarze	eb.
- - weiße	eb.
Elbthier	302
Elephant	133
Elephas maximus	eb.
Ellenkatze	302
Elske	eb.
Eltis	eb.
Empfindung der Thiere	18
Engerlinge 575. 576.	596. 700
Engliſiren	731
Epaulard	785
Epigeneſie	80
Epiphyſe	61
Equus Caballus	144. 709
Erbsmaus	456
Erdfahren	474
Erdratte	441
Erdſchlüſſel	468
Erdwolf	458
Erdzeiſel	505

	Seite.
Erhitzung der Schafe	657
Erinaceus	139
Erweiterung des Herzens	93
Eſel	745
Eskimos	129
Espenmarder	293
Evolution	80
Europäer	129. 131
Euſtachianiſche Röhre	54
Eyrunde Fenſter im Ohr	54
Fährten	166
Fallow Deer	584
Faltenmagen	66
Familien	123
Fat-ſquirrel the	506
Faulthier	134
Faulthieraffe	132
Federlappen	107
Feldgeis	610
Feldmaus gelbraune	453
- - große	447. 468. 489
- - kleine	469
Feldratte	441
Feldratze	468
Feldwieſel	314
Felis	137
- Lynx	267
- rufa	271
Felſenantilope	610
Felſengeiß	eb.
Fenſter, eyrunde im Ohr	54
- - runde	55
Ferae	136
Ferkelmaus	414
Ferret the	303
Fett	98
Feuer des Rindviehs	697
- der Schafe	657

Feuch=

Seite.
Feuchtigkeiten des Auges 52
- - - gläſerne 53
- - - kryſtallene eb.
- - - wäſſerige eb.
Fichtenmarder 293
Fieber der Hunde 214
Fieldmouſe, ſhort-tailed 469
Field Rat the 447
Filaria 538
Finnen der Schweine 766
Fiſchdieb 329
Fiſchotter 319
- - kleiner 332
Fiſchottermarder 329
Fiſchotternetz 111
Fix 194
Fledermaus 133. 154
- - blaſſe 180
- - gemeine 164. 169
- - große 177
- - großöhrige, gehörnte 164
- - katzenartige 141
- - langöhrige 156
- - nächtliche 177
- - mit der Hufeiſennaſe 181
- - dem Mauſekopf 177
- - weiße 169
Flederratze 169
Fleiſch 26
Fleiſcherhund 197
Flemming 341
Fließwaſſer 91
Flußotter 329
Flußpferd 144
Foina 279

Seite.
Foine 279
Foſſilien 10
Fox the 234
Frauenzimmerpferd 717
Frett 303
Frettchen 305
Frettele 305
Frettmarder eb.
Friſchling 776
Fuchs 234
Fuchsnetz 111
Fuchsſpitz 194
Füße 29. 49
Furo 303
Furet Putois 303
Fußkrankheit der Kühe 695
Gaismelker 624
Galle 32. 91
Gallſucht der Schweine 763
Garden-ſquirrel 509
Gattung 123
Gazelle 599
Gedärme 69
Gefühl 56
Gehirn 99
Gehör 54
Gehörgang eb.
Gehörnerve 55
Geisklee 504
Gekröſe 33. 71
Gekrösdrüſenſaft 90
Gelbſucht der Schafe 660
Gelenke 62
Gelenkſchmiere eb.
Gelſen 765
Gemſe 600
Genus 123
Geruch 55

Seite.
Geſchlecht 80. 123
Geſchmack 56
Geſchmackkörner eb.
Geſchwulſt am Eiter der Kühe 699
Geſicht 52
Geſpenſt 169
Geſtüte 724
Geweihe 562
Gicht der Hunde 215
Gliedmaßen äußere 29
Glires 139
Glis 410. 506
Gluton 344
Gnouzhia 341
Goat domeſtic 616
- wild 610
Goldmarder 293
Goldwolf 191
Gräber 399
Gräving 367
Grampus the 785
Graſebär 344
Gratthier 609
Grauwerk 509. 528. 531.
Grentſch 489
Greûl 509
Grimmdarm 69
Größe der Menſchen 129
Großohr 164
Grutſchel 489
Gürtelthier mit 3 Gürteln 136
Gurgel 76
Haare elektriſche 42
- Farbe, Veränderung 41
- Verſchiedenheit 40

Seite.
Haarſchwänzige Mäuſe 457
Hare the 531
Hände 50
Hängſeil 200
Hals 28
Hammer im Ohr 54
Hamſter gemeiner 531. 141
- - orientaliſcher 505
Hamſtermaus 489
Hamſtermäuſe 475
Harn 103
Haſe gemeiner 531. 141
- gehörnter 544
- weißer eb.
Haſelmaus große 509
- - kleine 455. 516
Haſen engliſche 557
Haſenkönige eb.
Haſenkühlein 554
Haſennetze 111
Haube 66
Hauptjagd 112. 578
Hauseſel 752
Haushund 194 195
Hausmarder 287
Hausmaus 441
Hausmäuſe große 435
Hausratten eb.
Hausratzen eb.
Hausunke 302
Hauswieſel 319
Haut 25
- farbige des Auges 52
- harte eb.
- ſchwarze eb.
Hedge-hog 368
Heerdenmaus 474
Heermännchen 315

Heer-

	Seite.
Heermaus	453
Haidehund	194
Heriſſon	368
Hermann	400
Hermelinmarder	314
Hermelinwieſel	eb.
Hermine	305
Herz	34. 72
Herzbeutel	72
Herzblut	697
Herzkammer, linke, rechte	73
Herzkröte	697
Herzohr, linkes, rechtes	73
Hetzhund	196
Hexe	169
Hinnus	752
Hippopotamus amphibius	144
Hircus	616
Hirſch	143. 558
Hirſchbezoar	576
Hirſchnetze	110
Hirſchruf	107
Hoden	78. 80
Hodenſack	80
Hören	55
Hörner	48
Hofhund	195
Hog the	756
- common	771
Hohlader	74
Honigbär	344
Holzmaus	516
Hordenfütterung	637
Hornhaut	52
Horſe the	709
Hornviehſeuche	694
Huf	50
Hufeiſennaſe große	181. 186

	Seite.
Hufeiſennaſe kleine	186
Hund	137. 189
- angoriſche	205
- eigentliche	190
- engliſche	197
- große däniſche	206
- kleine	eb.
- türkiſche nackte	208
Hundedachs	363
Hundeigel	376
Hundezähne	64
Hündchen ſpaniſches	205
Hühnerhund	202. 206
Hutaufhebung	681
Hutweide	637
Hyſtrix criſtata	140
Jagd, verſchiedene Arten der	105 u. f.
Jagd hohe	115
- mittlere	eb.
- niedere	eb.
Jaghund	198
- - deutſcher	199
- - engliſcher	eb.
- - franzöſiſcher	eb.
- - pohlniſcher	eb.
Jagdpferd	718
Jagdzeug	111
Ibex	610
Igel	139. 367
Ilk	302
Illing	eb.
Iltis	294
Iltismarder	302
Irrgang	54
Juften	704
Jumare	754
Individuum	122

Kak-

Seite.

Kackerlacken 131
Kälberlaus 699
Kälberluchs 278
Kämelgarn 631
Kalender (Magen) 66
Kameel gemeine 142
Kamelgarn 631
Kammerhund 197
Kammern 113
Kampagmol 474
Kanäle, halbcirkelförmige im Ohr 55
Kannickelchen 554
Kaninchen 545
- - angoriſche 554
- - moskowitiſche 557
- - ungariſche eb.
- - wilde 545
- - zahme 550
Kaninchenhaſe eb.
Kaninchenjäger 305
Kaninchenwieſel eb.
Karnützchen 554
Katze 137. 252
- ſpaniſche 256
Katzenluchs 277. 278
Kehldeckel 76
Kehle 28. 76
Kennzeichen 124
- - - der Aehnlichkeit 21
- - - der Verſchiedenheit 22
Keſſeljagd 114
Keuler 775
Kiefermarder 293
Kinn 28
Kinnladen eb.

Seite.

Klopfjagd 110
Klapperjagd eb.
Knochen 27. 59
- - äußerer, innerer Bau 60
Knöchelchen, rundliche im Ohr 54
Knorpel 62
Knotenkrankheit der Hirſche 576
- - - - - der Kühe 694
- - - - - der Rehe 596
Königshaſen 557
Körper künſtliche eb.
- - natürliche eb.
Kopf, deſſen Theile 27
Koppeljagd 115
Kornferkel 489
Kornhamſter eb.
Krebs der Hunde 218
Krebsotter 332
Kreislauf des Bluts 34. 93
Kreutz 28
Kriegspferd 717
Kretſch 489
Kritſch 505
Kropf der Hunde 218
Kröpfe 77
Kröte des Rindviehs 697
Küllen 554
Kuh 673
Kuhbremſe 576
Kutſchenpferd 717
Kryſtalllinſe 53
Labyrinth im Ohr 54
Landbär 333
Landhirſch 561. 584
Landotter 329

Lang=

	Seite.
Langohr	164
Lapin	544
Lappen	130
Lauf	113
Laufhund	202
Laufjagd	114
Leber	32. 68
Leberfäule der Schafe	656
Leithund	199
Lemur Mongoz	132
Lenden	28
Lendenblut des Rindviehs	697
Lendenblut der Schafe	656
Lepus	141
-- Cuniculus	544
-- timidus	531
Lerot	509
Lichtmarder	293
Liebe der Alten gegen die Jungen	85
Liévre	531
Ligamente	63
Linne'	22
Löwenhündchen	205
Loir	506
Loup	223
Loup-Cervier	267
Loutre	319
Luchs	152. 267
Luchskatze	277
Luftröhre	76
Luftröhrenknopf	77
Lunge	75
Lungenblutader	74
Lungenfäule der Schafe	656
Lungenpulsader	74
Lupus	223

	Seite.
Lutra	138
- - minor	330
- - vulgaris	319
Lymphe	92
Lynkur	277
Lynx	267
Mähne	41
Magen	32. 66
Magenſaft	90
Maltheſerhündchen	205
Mager	99
Mannichfalt (Magen)	66
Manis macraura	135
Mark	100
Markhaut des Auges	52
Markſaft	101
Marder	138. 278
Marmot alpine	490
- - earleſs	500
- - german	475
Marmotte	eb.
Marſouin	783
Marte	287
Martin the	279
Maske	186
Maſtdarm	69
Mauleſel	752
Maulſucht des Rindviehs	696
Maulſucht der Schafe	656
Maulthier	752
Maulwurf	139. 376
- - gefleckte	388
- - graue	eb.
- - kleine	399
- - weiße	387
Maulwurfsgrillen zu vertreiben	745

	Seite.
Maus	140
- amphybiſche	468
- braune	453
- gemeine	447
- norwegiſche	441
- pohlniſche	505
- rothe	474
Mauseichhorn	509
Mauſeohr große	165
- - kleine	169
Meerfärdel	414
Meerferkel	eb.
Meerkalb	408
Meerſäulein	414
Meerſchwein	783. 787
Meerſchweinchen	411
Meerſchweinslaus	413
Menſch	128
Methode	124. 811
Metzcherhund	197
Milchadern	71
Milchbehältniß	33. 71
Milchbruſtgang	71
Milchſaft	33. 91
Milz	67
Mineralien	7
Mineralogie	10
Mineralreich	eb.
Miſtbellerle	500
Mißgeburten	88
Mitjagd	115
Mitteltücher	113
Mole the	377
Moll	388
Monda=aigia	341
Mongus	132
Mops	198
Moſchus moſchiferus	142

	Seite.
Mouſe the	441
Mufflons	632
Mühlzähne	64
Mule the	752
Mulet	eb.
- petit	eb.
Mulot	447
Mulus	eb.
Mund	28. 47
Müger	393
Mütze (Magen)	66
Mützer	393
Mures alpini	489
- - buccati	475
- - cunicularii	457
- - lethargici	505
- - myoſuri	427
- - ſoporoſi	489
Murmelmaus	500
Murmelthier	489. 490
- - - ſtraßburgi=ſches	489
Murmeutle	500
Mus agrarius	453
-- amphibius	457. 468
-- arvalis	469
-- avellanarius	516
-- citellus	500
-- cricetus vulgaris	475
-- decumanus	436
-- Daubentonii	394
-- fodiens	eb.
-- Glis	506
-- gregarius	469
-- marmotta	490
-- musculus	441
-- Porcellus	411
-- quercinus	509

	Seite.
Mus rutilus	474
-- ſerocinus	456
-- ſylvaticus	447
-- terreſtris 458.	468
Muſaraigne	389
- - - d'eau	394
Muscardin -	516
Muskel	26
Muſtela	138
- - Erminea	305
- - Foina	279
- - Furo	305
- - Martes	287
- - Putorius	294
- - vulgaris	315
Myrmecophaga jubata	135
Nacken	28
Nachtſchatten	165
Nachtthier amerikaniſches	141
Näthe	41
Nagende Thiere	139
Nager	eb.
Nahrungsbrey	33
Nahrungsſaft	92
Naſe äußere	46
- innere	55
Naſenlöcher	56
Naſenſchleim	102
Nashorn	144
Naturalien	3
Natürliche Körper	eb.
Naturgeſchichte, was ſie ſey?	5
Naturſpiele im Carlsbad	eb.
Nebenhoden	80
Nerven	19
Nervenhaut des Auges	52

	Seite.
Nervenſaft	19
Nervenwärzchen	56
Netz (Magen)	66
Netz	70
Netzhaut	52
Nickhaut	45
Nielmaus	453
Nieren	36
Nießwurz	657
Niſe	787
Noctilio americanus	141
Nölling	302
Nörz	330
Nordkaper	785
Nordländer	130
Nußbeißer	519
Nutzen der Säugethiere	116
Oberleib	28
Ochs 143. 668.	673
Ochſen böhmiſche	675
- - däniſche	eb.
- - fränkiſche	eb.
- - friesländiſche	eb.
- - pohlniſche	eb.
- - ſchweitzeriſche	eb.
- - thüringiſche	eb.
- - ungariſche	eb.
Ochſenbremſe	576
Ohr äußeres	45
- inneres	54
Ohrendrüſen	89
Ohrenſchmalz	102
Opoſſum	139
Opoſſum	eb.
Ordnung	123
Organiſirte Körper, was ſie ſind?	7. 14
- - - Aufenthalt	8

Seite.
Organ. Körper Ernäh-
rung 8. 12
- - - Fortpflanz. 13
- - - Leben 11. 12
- - - Structur 6
- - - Tod 14
- - - Wachsthum 6. 13
Oſteologie 59
Oſtindianer 130
Otter 138. 319
Otter, the leſſer 330
Ovis 632
Ours 333
Ox the 673
Pallas 436
Pancreas 71
Panzen (Maaen) 66
Parforcehund 202
Parforcejagd 114. 578
Parforcepferd 716
Patogonen 129
Pauke im Ohr 54
Pecora 141
Pennant 156
Petit-gris 528
Pferd 144. 709
-- arabiſches 712
-- barbariſches 713
-- däniſches eb.
-- deutſches 714
-- engliſches 713
-- frießländiſches eb.
-- ißländiſches 714
-- neapolitaniſches 713
-- pohlniſches 714
-- rußiſches eb.
-- thüringiſches eb.

Seite.
Pferd türkiſches 714
-- wildes 710
-- für einen Oekono-
men 717
Pferdebär 344
Pferdehirſch 584
Pflanzen 9
Pflanzenreich eb.
Phoca puſilla 409
- - vitulina 127. 402
Phoque 402
Pine-Martin the 287
Pocken der Schafe 657
Polecat 294
Pommer 194
Porcellus 411
Pork 765
Porpes the 783
Pottfiſch 785
Primaten 128
Primates eb.
Prachtpferd 717
Prellnetze 113
Pſalter (Magen) 66
Pürſchen 107
Pürſchhund 208
Pulsader 35. 73. 94
- - große 34. 74
Pulsſchlag 35. 94
Pupille 52
Putois 294
Putorius eb.
Pyrame 205
Querfell 67
Rabbet the 544
Racen 123
Ram the 632
Raſſelmaus 509

	Seite.
Rat	428
- the brown	436
- common	428
- d'au	458
Ratte große, wilde, hüpfende	441
Ratte weiße	516
Ratten	435
Rattenmäuſe	eb.
Rattenſchwänzige Mäuſe	427
Ratz der	302. 509
-- braune	302
Ratze die	428
Raubthiere	136. 189
Raude der Hunde	214
- - - Kaninchen	553
- - - Schafe	658
Regnum animale	9
- - minerale	eb.
- - vegitabile	eb.
Reh	589
Rehblatten	107
Rehbock wilder	589
Rehe der Pferde	736
Reitpferd	717
Renard	234
Rehnetze	111
Rellmaus	509
Rennjagd	114
Retine	52
Reutmaus	394. 468
- - kleine	474
Rhinoceros	144
Ribben	28
Ringelbär	344
Ritter (Hund)	207
Robbe	136. 408
Roe the	589
Rohm	66

	Seite.
Rohrkolben	462
Rolltuch	113
Roquet	206
Roſenack	349
Rosmarus	134
Rothluchs	271
Rotz	733
Rücken	28
Rückenmark	100
Rückgrat	eb.
Rüſſelmaus	456
Ruhr der Rehe	597
Runzeln	99
Rupfhaſen	557
Rupicapra	600
Ruthe (Magen)	66
Ruthe männliche	80
Saamen männlicher	80
Saalhund	408
Sammelbeutel der Milch	71
Sammelkaſten - - -	eb.
Säugethiere thüringiſche	151
Säugethierkalender	789
Saubelleller	197
Sanglier	771
Saufinder	195. 197
Saufiſch	783
Saunetze	111
Saufiſch	783
Saurüden	197
Schaden der Säugethiere	118
Schaf	143. 632
-- engliſches	668
-- ſpaniſches	667
Schafbremſe	660
Schafzecken	661
Schäferhund	915

Seite.

Scharrmaus 388. 468
Scheermaus eb.
Scheidewand des Herzens 73
Schenkel 29. 49
Schlafen 57
Schlafratte 509. 516. 519
Schlafratz 509
Schlag des Herzens 95
Schlagbäume 109
Schleim, netzförmige 56. 129
Schlund 65
Schmelz des Zahns 64
Schmiervieh 658
Schnecke im Ohr 55
Schneidezähne 64
Schnucken 632
Schooshündchen 205
Schulterblatt 29
Schuppenthier 135
Schußpferd 717
Schwangerſchafft 85
Schwanhälſe 108
Schwanz 28
- - Beſchaffenheit 43
- - Nutzen eb.
Schwarzwild 774
Schweif eb.
Schwein 144
- - gemeine 755
- - wilde 771
- - zahme 756
Schweinedachſe 363
Schweineigel 376
Schweishund 201
Schweiß 37. 102
Schwielen 42
Schwimmfüße 50
Schwindſucht der Schweine 767

Seite.

Sciurus 141
- Glis 506
- vulgaris 520
Seal common 402
Seevarken 783
Seehund 137
- - grauer 408
- - kleiner, geöhrter 409
Seekalb 408
Sehen 53
Sehnen 63
Sehnerven 52
Seidenbudel 204
Seidenhaſen 557
Seidenhund 204
Seitenzähne 64
Serum 92
Seuche der Schafe 656
- - der Schweine 765
Sheep hornleſs 668
Shrew mouſe the 389
Siebenſchläfer 506. 519
Simia ſylvanus 132
Sinne bey den Jungen 85
Skelette 121
Sorex 139. 388
- araneus 389
- conſtrictus 400
- Leucodon 399
- tetragonurus eb.
Souris 441
Souslic 500
Spaat der Schweine 766
Spätling 181
Species 123
Speckmaus (große) 174
- - - (kleine) 177
Speichel. 89

	Seite.
Speicherwieſel	319
Speiſeröhre	65
Spielarten	86. 123
Spiegelzeug	113
- - wißbader	eb.
Spitzmaus	139. 388
Spitzzähne	94
Springer	783. 787
Springratte	441
Spürhund	199
Squirrel common	520
Stammvater der Menſchen	132
Stacheln	42
Stachelthier	140
Stänker	302
Stänkerratz	eb.
Stag the	558
Stallfütterung	637. 681
Stegreif im Ohr	54
Steigbügel	eb.
Steinbock	610
Stellung der Säugethiere	122
Steindogge	198
Steineſel	752
Steingeiß	610
Steinmarder	279
Steinziege	610
Stimme	77
Stimmritze	eb.
Stinkthier	137. 302
Stoat the	305
Stockzähne	64
Stoßmaus	468
- - kleine	474
Streifjagd	110
Streifmaus	456

	Seite.
Strengel	736
Sturmfiſch	785
Sumpfotter	332
Sumpfottermarder	eb.
Surmulot	436
Sus	144
-- ſcrofa domeſticus	755
-- - - Aper	771
Symmetrie	29
Synthetiſche Methode	811
Syſtem	124
- - der Natur	126
Talpa	139
Tannenmarder	293
Tannhirſch	589
Tatarn	130
Taupe	377
Taumler	783. 787
Taurus	673
Tellereiſen	107
Tellerfallen	eb.
Teufelskind	302
Thiere	9
-- Anzahl	24
-- mit einem Pferdegebiß	143. 709
-- ohne Schneidezähne	133. 188
Thierreich	9
Thränen	101
Thränendrüſe	eb.
Thränenpunkte	eb.
Tollheit der Hunde	215
Tollwurm	216
Traubenhaut des Auges	52
Träume	57
Treibjagd	110
Trichechus Rosmarus	134

Trifft

	Seite.
Trifft	637
Trommelfell im Ohr	54
Tücher hohe	112
Tücherlappen	107
Tümmler	783. 787
Ulk	302
Umlauf des Bluts	93
Unke	302
Unorganiſirte Körper	
- - - - - Aufenthalt	8
- - - - - Entſtehung	7
- - - - - Ernährung	8
- - - - - Struktur	7
- - - - - Wachsthum	7
Unterleib	28
Urchin	368
Urin	103
Urſus	138
Urſus Arctos	300
-- Gulo	344
-- Meles	349
Vacca	672
Varietäten	123
Vegetabilien	10
Vehe	528
Venen	73
Verfangen der Schweine	767
Verſtopfung der Hunde	218
Vespertilio	133
Viehbremſe	576
Viekebeulen	784
Vielfraß	344
Vielfraßmarder	349
Viehmarder	293
Viverra naſua	138
Vorderzähne	64
Vorjagd	115
Vulpes	234

	Seite.
Wachen	57
Wachtelhund	202. 206
- - - - engliſche	205
- - - - ſpaniſche	204
- - - - - kleine	eb.
Wachthund	196
Währwolf	234
Waldmarder	293
Waldmaus	453. 519
- - rothe	519
Waldratte	453
- - große	441
Waldthier	609
Waldwieſel	314
Wallach	731
Wallfiſch	782
Wallroß	134
Wampe	66
Wanderratte	436
Wanſt	eb.
Wanſtkolik der Schafe	659
Warzen an den Kühen	699
Waſſerhund	202. 203
Waſſerjagd	114. 578
Waſſermaus große	468
Waſſerratte	458
- - große	441
Waſſerratze	468
Waſſerſpitzmaus	394
Waſſerſucht der Schafe	659
Water-Rat	458
Water-ſhrew	394
Weeſel common	315
Weißzahn	399
Wiederkäuende Thiere	66. 141
Wieſel (große)	305
- - kleine	319

	Seite.
Wieſel weiße	305
- - wilde	eb.
Wildmarder	293
Windhund	707
- - kleine	208
- - zottige	eb.
Windſpiel	eb.
Winterſchlaf	57
Winterſchläfer	505
Witterung	106
Wolf	152. 223
Wolfshund	195. 234
Wolfsnetze	111
Wolle	40
Wolverene	349
Wunden der Hunde	218
Wundernaſe	186
Wurm der Pferde	734
Wurmförmige Bewegung	70
Wurzeln der Zähne	64
Wuth der Hunde	215
Zähne	30. 63
Zehen	50
Zeidelbär	344
Zeiſel	505
Zeugungswerkzeuge	29
Ziege	616
-- angoriſche	629
Zieſel	505
Zieſelmarder	eb.
Zieſelmaus	500
- - gelbliche	502
- - geperlte	eb.
- - getiegerte	eb.
- - gewäſſerte	eb.
Zirbeldrüſe	100
Zismaus	393
Zitzen	29. 39
Zoologie	9
Zunge	46. 56
Zungenkrebs des Rindviehs	695
- - - der Schafe	659
- - - - - Schweine	766
Zuſammenziehen des Herzens	93
Zwergfell	32. 67
Zwerch	180
Zwergfledermaus	177
Zwergpudel	204

Ende des erſten Bandes.

Nachricht.

Der auf Tab. I. Fig. 2. befindliche Maasſtab iſt der Leipziger Fuß oder der Sächſiſche und Thüringiſche Werkfuß. Um vorzüglich den Forſtmännern, denen das Pariſer Maas gewöhnlich unbekannt iſt, die Meſſungen zu erleichtern, wählte ich denſelben, und werde mich auch in den übrigen Theilen der Naturgeſchichte deſſelben bedienen.

Verbeſſerungen.

Seite 44 Unter den Augen lies: Ueber den Augen.
— 76 Z. 11. den die Lunge l. Luft.
— 75 Z. 7. über welche l. und über ſie ſind
— 139 Z. 1. Apoſſum l. Opoſſum.
— 238 Z. 8. todgeſchoſſen l. todtgeſchlagen.
— 500 ſtatt Tab. XI. Fig. 3. l. Fig. 2.
— 698 letzte Z. geſalzener l. ungeſalzener.
— 722 Z. 5. trockenes l. grünes.
— 753 am Ende, mehr väterlich als mütterlich l. mehr mütterlich als väterlich.

Da ich vermuthen kann, daß es denjenigen, welche dieſes Handbuch brauchen wollen, einſtweilen, bis die folgenden Bände der übrigen Naturreiche nach und nach vollſtändig erſcheinen, willkommen ſeyn dürfte, wenigſtens aus den noch übrigen Theilen der Naturgeſchichte zahlreiche Materialien, wenn auch nicht ſyſtematiſche geordnet, beſonders zum Behuf des Unterrichts zu erhalten, ſo füge ich hier die Ankündigung unſerer **gemeinnützigen Spatziergänge für Eltern, Hofmeiſter, Jugendlehrer und Erzieher** bey.

Wenn wir voraus ſetzen könnten, daß die eben genannten Claſſen von Menſchen alle, die vortrefliche Abhandlung des Hrn. Stuve über die anſchauende Erkenntniß geleſen hätten: ſo dürften wir ſie nicht erſt um eine Lectüre erſuchen, die ihnen Nutzen und Zweck, der itzt von uns anzukündigenden Schrift unwiderſprechlich einleuchtend machen würde. — Indeß wollen wir uns möglichſt kurz und deutlich darüber zu erklären ſuchen.

1) Spatziergänge nennen wir dieſe Schrift, weil wir beabſichtigen, daß die Kenntniſſe, zu denen ſie Anleitung geben wird, allezeit an Ort und Stelle, mittelſt des Anſchauens alſo gröſtentheils im Freyen oder außerhalb des Zimmers erworben werden ſollen.

2) In unſern Zeiten iſt es doch wohl zu vermuthen, daß in jeder Familie, wo vernünftige Erziehungsgrundſätze überhaupt, folglich auch in Rückſicht der phyſiſchen Ausbildung insbeſondere herrſchen, darauf pflichtmäßig gehalten werde, daß die Kinder täglich einen Gang ins Freye machen. Hofmeiſter pflegen hier die Begleiter zu ſeyn; oft machen ſich aber auch die Eltern ſelbſt das Vergnügen, ſich von ihren Kleinen begleiten zu laſſen.

3) Wir laſſen es auf Beyder Entſcheidung ankommen, ob es ihnen nicht ſehr erwünſcht ſeyn werde, bey dieſer Gelegenheit zweckmäßigen Stoff zur Unterhaltung mit ihren Klei-

Kleinen zu haben, da gewöhnlich entweder gar keine, oder eine todte, langweilige; oder eine unſtäte, mit zu vielerley unbeſtimmten Begriffen überladene, Statt findet — und auch nur Statt finden kann. Dann ſollte ſie zweckmäſſig ſeyn: ſo müßte man ſie vorher haben auswählen, genau beſtimmen, vorbereiten können. Dies iſt nicht leicht — eine wahre Arbeit, die viel Zeit und Mühe erfordert. Beyde, aber Eltern und Hofmeiſter, haben gewöhnlich ſchon den übrigen Theil des Tages im Beruf erſchöpft; ſie gehen ſpatzieren, um ſich zu erholen. Dazu kommt noch, daß es für Eltern, Lehrer, Kinder, welche Jahr aus Jahr ein, beyſammen leben, noch ſchwerer wird, ein intereſſantes Geſpräch zu unterhalten.

4) Wir hoffen nun durch unſere Spatziergänge nicht allein dieſen Nachtheilen abzuhelfen, dieſes Intereſſe wieder zu wecken und herzuſtellen; ſondern auch noch andre Lücken auszufüllen, andere beträchtliche Vortheile zu verſchaffen.

5) Denn der Innhalt dieſer Schrift wird ſo viel möglich gemeinnützig, bedürftig, vorbereitend, intereſſant, faßlich, Geld- und Zeiterſparend, und endlich leicht zu verſinnlichen ſeyn. Daß dies keine Prahlereyen ſind, wird man gleich aus der nähern Erläuterung und nachher am Erfolge ſehen.

6) Gemeinnützig. Weil nur ſolche Gegenſtände vorgetragen werden, die aufs gemeine Leben Einfluß haben, Merkwürdigkeiten der Natur und Kunſt, der Gewerbe, der Haus- und Landwirthſchaft.

7) Bedürftig. In wiefern dieſe Kenntniſſe Kindern vorzüglich Bedürfniß ſind, bedarf es wohl keines Beweiſes. Aber wir verſtehen dieſen Ausdruck vorzüglich in Rückſicht der Eltern und Hofmeiſter, beſonders in Städten, welche ſelten Zeit, Luſt und Beruf haben, ſich gerade um die Dinge, die ihnen zunächſt vor Augen liegen, zu bekümmern; gewöhnlich ohne Einſicht von denſelben, und alſo vorzüglich einer Anleitung bedürftig ſind.

8) Vorbereitend. Weil hauptſächlich einzelne, elementariſche Mittelbegriffe erläutert werden ſollen; welche gewöhnlich fehlen, wenn das Ganze der Wiſſenſchaft, zu welcher ſie gehören, durchgenommen wird und daher oft dunkel und unverſtändlich bleibt. Alle dieſe aber werden

un-

unſere Spatziergänge nach und nach vollſtändig liefern. Sie können alſo im Geſichtspunkt der Erzieher füglich als eine Sammlung von Exempeln, Commentarien, auf die ſich der ſyſtematiſche Lehrer berufen kann; im Geſichtspunkt der Kinder, als eine Erkenntnißcharte angeſehen werden, auf welcher ſie die wichtigſten Flüſſe, Gebirge, Ströme, Oerter, ꝛc. mit den weſentlichſten, merkwürdigen Notizen, vor ſich haben, und wo der ſyſtematiſche Lehrer, nun nur zu ordnen, Gränz- Längen- und Breiten-Linien zu ziehen, zu illuminiren, und die Ueberſicht des Ganzen zu lehren hat. — Vorzüglich gehört dahin auch, daß wir vor der Hand unſer Abſehen nur auf einheimiſche, vaterländiſche Gegenſtände richten. Wer ſiehet nicht ein, daß es nützlicher, vernünftiger, nothwendiger ſey, erſt dieſe kennen zu lernen? Wer ſiehet nicht ein, wie ſehr durch dieſe Vorbereitungen nachher mittelſt der analogiſchen Erkenntniß, die Verdeutlichung fremderer Begriffe von fernern Gegenſtänden ungemein erleichtert werde?

9) Intereſſant. *a)* Findet die größte Mannichfaltigkeit von Gegenſtänden Statt. Heute ein Inſect, morgen eine Pflanze, dann Eis, Fiſch, Jagd, Choccolade, Glas, Blitz, Bier, Erndte, ꝛc. *b)* Wird von einem ſolchen einzelnen Gegenſtande nur ſo viel verhandelt, als wozu der in einem conciſen Styl gedrängte Inhalt eines gedruckten Octavblatts, Anleitung giebt. *c)* Wird jeden Tag größtentheils nur ein ſolcher Gegenſtand gewählt, zu deſſen Erkenntniß irgend eine temporelle Veranlaſſung vorhanden iſt. (Daher eben die äußere Form und Oekonomie dieſer Schrift.) z. B. im Jenner, der Artickel: Schnee, Fährten, Tannenpapagoi ꝛc. *d)* Wird die eben deshalb ſo leicht zu bewerkſtelligende Verſinnlichung dieſen Kenntniſſen einen Reitz geben, den die meiſten von anderer Art ihrer Natur nach nicht haben können und ſollen. — Nun vergleiche man damit den gewöhnlichen Compendiengang, mit welchem der Unterricht angefangen zu werden pflegt.

10) Verſinnlicht. Wir ſetzen nochmals voraus, daß man die Stuviſche Schrift geleſen und beherzigt habe. Wir unſrer Seits wählen in dieſer Rückſicht meiſtens nur einzelne Gegenſtände und ſolche, welche gewöhnlich im

Be-

Bezirke einer halben Stunde etwan überall anzutreffen ſind. Wir ſetzen allemal bey der Art, mit der wir über dieſen Gegenſtand ſprechen, voraus, daß Eltern oder Hofmeiſter die Kinder zu demſelben hingeführt und letztere denſelben zur Anſchauung vor ſich haben.

11) Faßlich. *a*) Wir haben uns überhaupt bemühet, auf eine ſolche Art von dieſen Dingen, bey möglichſter Kürze zu reden, daß jeder verſtändige Erwachſene in den Stand geſetzt werde, alles vollkommen ſelbſt zu verſtehen, es alſo auch Andern wieder zu verdeutlichen. *b*) Ja ſehr viele Artickel ſind von der Art, daß ſie ſechsjährigen Kindern, bey einiger Methode, gar leicht begreiflich gemacht werden können. Wir glauben dies nicht etwa bloß; ſondern wiſſen es gewiß. Denn wir treten hier nicht mit Verſuchen auf, die wir erſt unter Begünſtigung des Publikums machen wollen; ſondern theilen, mit einiger Zuverſicht, Vielen zur Benutzung mit, was wir hier im Stillen ſeit 5 Jahren practiſch bewährt und thunlich befunden haben. Mit dieſen Gegenſtänden und nach dieſer Methode unterrichteten wir mit erwünſchteſtem Erfolge junge Perſonen von 5 bis zu 18 Jahren. Unvermeidlich iſt es, daß nicht bey einem zu erläuternden Hauptbegriffe, nicht kurz zu erklärende, alſo dunkelbleibende Nebenbegriffe mit vorkommen. Dieſe allemal bald möglichſt für einen der folgenden Tage nachzuholen, iſt Hauptgeſetz in unſerem Plan.

12) Geld- und Zeiterſparend. *a*) Mittelſt unſrer Spatziergänge, können eine Menge Bücher, welche gerade in den wiſſenſchaftlichen Fächern, die wir uns in dieſen Spatziergängen zu behandeln vorgenommen haben, die theuerſten und koſtbarſten ſind, erſpart werden; weil wir, wenn uns das Publikum Beyfall und Unterſtützung ſchenkt, in mehrern Jahrgängen, alle aus dieſen Fächern nur wiſſenswürdigen vaterländiſchen Gegenſtände erſchöpfen können, da wir zu unſerm eigenen Bedürfniß beſtändig, das in tauſend Schriften Zerſtreute ſehr vollſtändig geſammelt und geordnet haben. *b*) So lange wir uns, welches mehrere Jahre geſchehen wird, mit einheimiſchen, ſinnlichen Gegenſtänden beſchäftigen, bedarf es auch keiner theuern Abbildungen, weil Natur oder Kunſt im Original vor Augen ſind. *c*) Sind aber unſere einheimiſchen Gegen-

ſtände

ſtände erſchöpft: auch dann werden für die ausländiſchen weit weniger Nachbildungen nöthig ſeyn, da die nun hinlänglich vorbereiteten analogen Vorſtellungen ſehr viele überflüßig machen werden. d) Wir liefern unſere Spaziergänge den uns deckenden Pränumeranten (denn bloße Subſcription ohne Vorausbezahlung wird nicht angenommen), um den wohlfeilen Preiß eines Reichsthalers und zwölf guter Groſchen in Golde für den ganzen Jahrgang. Ein ſolcher Jahrgang enthält für 52 Wochen eben ſo viel Bogen. Jeder Bogen enthält für die 7 Wochentage, eben ſo viel verſchiedene Artickel. Der Ladenpreis wird nachher 2 Rthlr. 6 ggl. ſeyn. *e*) In Abſicht der Zeiterſparniß bemerken wir zweyerley: Einmal, haben wir durch unſere fünfjährige immer fortgehende Vor-Arbeit allen Hofmeiſtern ꝛc. den Zeitverluſt, den ſie ſelbſt auf Auswahl und Zuſammenſuchung der Materialien verwenden müßten, erſparet, indem ſie hier für jeden Tag ihre ausgearbeitete Lection finden. Zweytens, werden ihnen nun einige ſonſt ſehr weſentliche Lectionen im täglichen Stundenplan ganz entbehrlich, die ſie auf eine viel angenehmere und — unſere Erfahrung ſchmeichelt uns — vollſtändigere und zweckmäßigere Art, als ſonſt, auf den bisherigen öden Spaziergängen erſetzen können. —

13) Wir ſagen: auch auf eine vollſtändigere Art; womit aber nicht gemeynt iſt, daß auf eine ſehr unmethodiſche und — da wir uns jedesmal nur den engen Raum eines Octavblattes vorgeſchrieben haben — unmögliche Weiſe, jeder Artikel gleich mit einemmale erſchöpft werden ſolle. — Nein! Er wird und zwar — zu größerem Nutzen — nachdem ſich viel Wiſſenswürdiges von ihm ſagen läßt, zu gelegener Zeit wieder vorkommen. So kann z. B. zur Zeit der Ausſaat, aber auch wieder zur Zeit der Erndte vom Roggen die Rede ſeyn. Da wird es im letztern Fall Veranlaſſung genug geben, das im vorigen Herbſte davon Gelernte zu wiederholen und es mit neuen Begriffen zu ergänzen. Da wir ferner Verſinnlichung und beſonders vorausſetzen, daß der Lehrer das auf dem Octavblatt nicht etwa wörtlich nach einander ableſe, ſondern nur als hinlänglich reichen Stoff brauche, daraus eine Unterredung anzuſpinnen, in welcher gefragt, geantwortet, Zweifel vorgebracht und gehoben, ſchon bekannte mit dem jedesmaligen Hauptbegriffe verknüpfte Nebenbe-

griffe

griffe wiederholt, auch wohl ganz neue Bemerkungen, Zweifel und Fragen gemacht werden ſollen und können, zu welchen wirklich in dem Augenblick der Gegenſtand an Ort und Stelle veranlaßt: ſo ergiebt ſich denn daraus natürlich eine Art der vollſtändigern Supplirung der Begriffe als nimmermehr im Zimmer beym bloßen Buche, ja auch bey Abbildungen möglich iſt. Daher wir auch jedem Beſitzer rathen würden, ſich ſein Exemplar durchſchießen zu laſſen, um alle ſolche ſelbſtgemachte Bemerkungen, Berichtigungen oder locale Abweichungen, z. B in der Landwirthſchaft, einzutragen und — will er gütig und patriotiſch ſeyn — uns für das ganze Publikum mitzutheilen. Endlich gehört zur Vollſtändigkeit noch, daß wir auf beyde Geſchlechter Rückſicht genommen haben, um dieſe Schrift für Familien noch nützlicher zu machen.

14) Ohne der Beſcheidenheit zu nahe zu treten, dürfen wir wohl noch anführen, daß unſre in Begleitung von Kindern geſchehene fünfjährige Selbſtbeobachtung aller vorzutragenden Gegenſtände, uns in den Stand geſetzt hat, gar Manches zu liefern, was man in jedem Buche vergebens ſuchen würde.

15) Ueber einige beſondere Punkte und Vortheile, die ſich Erzieher mittelſt dieſer Schrift ſchaffen können, werden wir zu Anfang derſelben noch einiges ſagen.

16) Da die Jennerſtücke für 1790 im December 1789 ſchon ausgetheilt werden ſollen, damit zu Anfang des Jahrs jeder Erzieher gleich davon Gebrauch machen könne; ſo müſſen die Beſtellungen und Pränumerationsgelder eher franco an die Verlagshandlung, die Braunſchweigiſche Schulbuchhandlung, eingeſandt werden, als dieſer Termin verfloſſen iſt. Der ganze Jahrgang wird in 2 Bänden vertheilt, wovon die noch übrigen 5 Monatsſtücke zum erſten Bande in der Neujahrsmeſſe, und der zweyte in der Oſtermeſſe erſcheinen. Alsdann folgt Oſtern und Michaeli jedesmal ein Band.

Schnepfenthal,
Ende Jenners 1789.

Chr. C. Andre und J. M. Bechſtein.

Bey Siegfried Lebrecht Cruſius in Leipzig, ſind folgende neue Bücher herausgekommen und um beygeſetzte Preiſe zu haben.

Oſter-Meſſe 1788.

Flatt, Joh. Fr., fragmentariſche Beyträge zur Beſtimmung und Deduktion des Begriffs und Grundſatzes der Cauſſalität, und zur Grundlegung der natürlichen Theologie in Beziehung auf die Kantiſche Philoſophie, 8. 12 Gr.

Löſcher, Carl Imman., Angabe einer Schwämmmaſchine, wodurch in einem geringen Zeitraume aus einer beträchtlichen Tiefe eine anſehnliche Menge Waſſer empor gebracht werden kann. Mit 4 Kupfertafeln, gr. 8. 8 Gr.

Lüder, Auguſt Fr., Geſchichte des Holländiſchen Handels. Nach Luzacs Hollands Rykdom bearbeitet, gr. 8. 2 Thlr.

Lycophronis Caſſandra, cum verſione et commentario Guil. Canteri, Paraphraſin, notas, indicem graecum, e ſcholiis auctum, adiecit, ac praefatus eſt H. G. Reichardus, 8. maj. 1 Thlr. 12 Gr.

Müller, Joh. Chr., Anleitung zum Selbſtunterricht auf der Harmonika, 4. 12 Gr.

Ueber die Schädlichkeit der Schnürbrüſte. Zwey Abhandlungen durch eine von der Erziehungsanſtalt zu Schnepfenthal aufgegebene Preißfrage veranlaſſet, davon die eine den Preiß, die andere das Acceſſit erhalten hat, 8. 12 Gr.

Sommers, J. C., Geſchichte einer Zwillings-Kaysergeburt, gr. 8. 4 Gr.

Villaume Geſchichte des Menſchen. Zweyte verbeſſerte Auflage, 8. 20 Gr.

Wanderungen, kleine, auch größere Reiſen der weiblichen Zöglinge zu Schnepfenthal, um Natur, Kunſt und den Menſchen genauer kennen zu lernen, 1s Bändchen, 8. 8 Gr.

Weigel, Chr. Ehrenfr., Einleitung zur allgemeinen Scheidekunſt. 1s Stück. Anfang zur allgemeinen Bücherkunde, gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Fortſezzungen.

Beyer, J. R. G., zur Aufklärung der Volksreligion, ein Beytrag in Predigten, 2r Th. gr. 8. 1 Thlr.

Alle beyde 1 Thlr. 20 Gr.

Beyträge, wöchentl., zur Beförderung der ächten Gottſeligkeit, 17s Bändch., nebſt einem Reg. über die 12 erſten B. 8. 8 Gr.

Alle 17 Bändchen 4 Thlr. 8 Gr.

Bismark, Maria von, oder Liebe und Liebe, ein Gemälde nach dem Leben, zweyte Suite, 8. 10 Gr.

Alle beyde 18 Gr.

Campers, des Hrn. Peter, ſämmtliche kleine Schriften, die Arzney- Wundarzneykunſt und Naturgeſchichte betreffend, 3n Bandes 1s Stück, im Deutſchen mit vielen neuen Zuſätzen und Vermehrungen des Verfaſſers bereichert von J. F. M. Herbel, mit Kupf. gr. 8. 18 Gr.

Das Werk ganz complet 3 Thlr. 8 Gr.

Püttmanni, I. L. E., Adverſariorum juris univerſi liber III. Accedit ejusdem quaeſtionem illuſtrium e jure cambiali decas una cum ordinatione cambiali Jeverana antenae rariſſima, 8. 18 Gr.

Alle 3 Bände complet 1 Thlr. 22 Gr.

Reiſig, M. Joh., freye Nachahmungen des Chryſoſtomus; oder Predigten über die Evangeliſten, in Bandes 5s und letztes Heft. Nebſt einem Anhang von Predigten verſchiedenen Inhalts, gr. 8. 12 Gr.

Roſenmüllers, J. G., Predigten gehalten in der Thomaskirche zu Leipzig, 2te Fortſetzung, gr. 8. 10 Gr.

Alle beyde 20 Gr.

Salzmanns, Chr. Gotth., Carl von Carlsberg, oder über das menſchliche Elend, 6r und letzter Theil, 8. 20 Gr.

Alle 6 Theile mit dem Anh. 5 Thlr 6 Gr.

— Nachrichten aus Schnepfenthal, für Eltern und Erzieher, 2s Bändchen, 8. 16 Gr.

Alle beyde 1 Thlr. 2 Gr.

— Gottesverehrungen, 6r Th. Gehalten im Betſale der Erziehungsanſtalt zu Schnepfenthal, 8. 14 Gr.

Werneri, Paul Chr. Fr., vermium inteſtinalium, praeſertim taeniae humanae, brevis expoſitio, continuatio III. poſt ejusdem mortem à F. L. Fiſchero, 8. maj. c. tab. aeneis illuſtr. 16 Gr.

Das ganze Werk complet 2 Thlr. 1 Gr.

Wolke methode naturelle d'inſtruction propre à accelerer la connoiſſance des mots de chaque langue étrangere, l'acquiſition des nouvelles idées & leur combinaiſon naturelle, practicable par des entrétiens ſur toutes les choſes préſentes

tes aux ecoliers & ſur les objets, qui deſſinés p. Mſr. Chodowiecki pour l'ouvrage elementaire de Mſr. Baſedow, ſe trouvent ſur cent Eſtampes, dont ce livre contient la deſcription. T. II. gr. 8. 12 Gr.
Tous les deux Tomes 1 Thlr. 12 Gr.

Bartholomäi, J. Chr., vom Genus der lateiniſchen Nominum ſubſtantivorum nach Anleitung der Cellarius-Gesnerſchen Grammatik berichtigt, 8. 1½ Gr.

Begebenheiten, ausführliche, der Türken von ihrer Entſtehung an angefangen bis nach dem Vorfall von Kinburn, ſammt den Kriegserklärungen ꝛc. 1r Th. 8. 12 Gr.

Lehmann, Joh. Georg, gründliche und deutliche Anweiſung zum Anbau und zur Zubereitung des Flachſes, 8. 3 Gr.

Bibliothéque à l'uſage des jeunes gens, qui veulent aprendre la langue françoiſe en repetant leur cours de géographie, Tome I. 1 Thlr. 4 Gr.

Thieme, M. K. T., über die Hinderniſſe des Selbſtdenkens in Deutſchland, eine gekrönte Preisſchrift herausgegeben vom Herrn Rath Becker in Gotha, 8. 1 Thlr.

Michaelis-Meſſe 1788.

Berlinismus, der, oder Freundſchaftsgeſpräche über Dr. Stark und ſeine Gegner, ein Auszug aus allen bisher erſchienenen Schriften über den Catholicismus, beſonders aus Dr. Starks Werken, 8. 6 Gr.

Beſchreibung des fürſtl. Anhalt-Deſſ. Landhauſes u. engl. Gartens zu Wörliz, v. Aug. Rode, ohne Kupfer, gr. 8. 16 Gr.

Eben daſſelbe mit fünf groß Folio Kupfern 3 Thlr.

Betrachtungen, freimüthige, über das Edikt vom 9ten Julius 1788, die Religionsverfaſſung in den preußiſchen Staaten betreffend, 1s und 2s Stück, 8. 6 Gr.

Beweis, unumſtößl. daß alle Aufklärer Atheiſten ſind, 8. 6 Gr.

Beyers, J. R. G., Auszug aus dem Handbuche für Kinder und Kinderlehrer über den Katechismus Lutheri, 8. 12 Gr.

Beyers, G. G., Unterricht in der Orthographie für Frauenzimmer und Nichtſtudierende, 8. 6 Gr.

Beyträge zur Verbeſſerung des öffentlichen Gottesdienſtes der Chriſten, von Hermes, Fiſcher und Salzmann, des 2ten Bandes 2tes Stück, 8. 12 Gr.
Das Werk complet 2 Thlr.

Geſchichtserzählung, gründliche, von den Rechten der Erzbiſchöfe alter und neuerer Zeiten zur Erläuterung ihrer Streitigkeiten mit dem römiſchen Hofe, 8. 12 Gr.

Heilwerth, Emanuel, eine Geſchichte aus dem deutſchen Vaterlande, vierter und letzter Theil, 8. 14 Gr.
Complet 2 Thlr. 12 Gr.

Krohne, Joh. Chr. Friedr., Reden und Betrachtungen über Gegenſtände der Natur, der Wiſſenſchaften und Sittenlehre zum Gebrauch junger Leute auf Schulen, 1ſte Sammlung, 8. 12 Gr.

Kupfer zu Salzmanns moral. Elementarbuche, 3tes Heft, 8. 3 Thlr. Alle drey Hefte 8 Thlr. 8 Gr.

Marſhals, Humphry, Beſchreibung der in dem vereinigten Staaten von Nordamerica wildwachſenden Bäume und Stauden, aus dem Engliſchen mit Anmerk. und Zuſätzen, von C. F. Hoffmann, 8. 18 Gr.

Miller, Fr. v., reine Taktik der Infanterie, Cavalerie und Artillerie, 2 Theile, gr. 8. 6 Thlr. 8 Gr.

Eben daſſelbe in franz. Sprache, 2 Th. gr. 8. 6 Thlr. 8 Gr.

Reichard, M. H. G., Nachahmung von Lycophrons Caſſandra, zu mehrerer Empfehlung des Originals, gr. 8. 1 Gr.

Reißig, M. Joh., Hauptſtücke der chriſtlichen Lehre, 8. 4 Gr.

Religionscantaten nach Anleitung der evangeliſchen Feſttexte aufs ganze Jahr, nebſt abwechſelnden Religionsgeſängen und einem Anhange einiger Cantaten beſondern Feyerlichkeiten gewidmet, 8. 6 Gr.

Retzii, Andr. Ioh., Obſerv. botanicae, faſc. V. fol. maj. 16 Gr.

Schiller, Fr., Abfall der vereinigten Niederlande von der ſpaniſchen Regierung, 1r Band, gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Eben deſſelben Geſchichte merkwürdiger Verſchwörungen und Rebellionen aus mittlern u. neuern Zeiten, 8. 18 Gr.

Wolcke, C. H., premieres connoiſſances pour la jeuneſſe, ou deſcription de cent & ſoixante figures gravées en taille-douce à l'uſage des jeunes gens, qui veulent apprendre l'Allemand, le Ruſſe & le François, traduit de l'allemand, gr. in 8. avec des figures enluminées 18 Gr.

Le meme livre avec des figures non enluminées 12 Gr.

Zeitung, deutſche, für die Jugend, herausgegeben von Herrn Rath Becker in Gotha 1788, 4 Quartal, 4. 2 Thlr. —

Annales

Annales litterarii, cura Ch. Aug. Güntheri ad annos 1787. et 1788. 8. Helmſtadii. 8 Thlr.

Oſter=Meſſe 1789.

Anweiſung, praktiſche, zur Kenntniß der Hauptveränderungen und Mundarten der deutſchen Sprache von den älteſten Zeiten bis ins 14te Jahrhundert, in einer Folge von Probeſtücken aus dem Gothiſchen, Altfränkiſchen, oder Oberdeutſchen, Niederdeutſchen und Angelſächſiſchen, mit Sprachserläuternden Ueberſetzungen u. Anmerkungen, gr. 8. 16 Gr.

Bechers, David, neue Abhandlungen vom Carlsbade, mit Kupfern, gr. 8. 1 Thlr. 20 Gr.

Claudius, Georg Carl, neues Wochenblatt für Kinder und Kinderfreunde, 1r Theil, 8. 12 Gr.

Euripidis Cyclops, graece, edidit et perpetua adnotatione illuſtravit M. I. G. Chr. Hoepfner, 8. maj. 1 Thlr.

Hahnemann, Sam., Unterricht für Wundärzte über die veneriſchen Krankheiten, nebſt einem neuen Queckſilberpräparate, 8. 18 Gr.

Handbuch zur Kenntniß des griechiſchen Alterthums, in geographiſcher, mythologiſcher, hiſtoriſcher, genealogiſcher, litterariſcher Rückſicht, zum Gebrauch für die Jugend beim Leſen der Alten bearbeitet, 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Hoffmann, G. Franc., plantae lichenoſae delineatae et deſcriptae. Faſc. I. II. cum 12 fig. coloratis fol. maj. 7 Thlr.

Lehmus, Chr. Balth., kurzgefaßte praktiſche Syntax für angehende Lateiner, neben der größern Bröderiſchen praktiſchen Grammatik zu gebrauchen, gr. 8. 6 Gr.

Lentin, Lebrecht Friedrich Benjamin, Beiträge zur ausübenden Arzneywiſſenſchaft, mit 2 Kupf. gr. 8. 1 Thlr.

Ludwigii, Chr. Frid., Icones Cavitatum thoracis et abdominis a tergo apertarum, cum 2 figg. fol. maj. 16 Gr.

Salzmann, Chr. Gotth., über die Erlöſung der Menſchen vom Elende durch Jeſum, 1r Band, 8. 12 Gr.

Schmidt, Chr. Heinr., Kommentar über Horazens Oden, 1r Band, gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Thieme, K. T., über den ſittlichen Ton in öffentlichen Schulen, gr. 8. 4 Gr.

Villaume Verſuche über einige Pſychologiſche Fragen, 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Briefwechſel der Familie des Kinderfreundes, 9ter Theil. Auf Schreibp. mit Kupf. 8. Pränumerationspr. 20 Gr.

Alle 9 Theile 7 Thlr. 12 Gr.

Eben derſelbe auf Druckpapier und ohne Kupfer, 8. 12 Gr.

Alle 9 Theile 4 Thlr. 12 Gr.

Herchenhahn, Joh. Chr., Geſchichte der Regierung Kayſer Joſeph des I. mit einem Gemälde von dem verſchiedenen Intereſſe der vornehmſten europäiſchen Staaten, bei dem Anfange des 18ten Jahrh., 2r Band, gr. 8. 2 Thlr. 4 Gr.

Alle 2 Theile 4 Thlr. 8 Gr.

Wolckii, Chr. Henr., commentarius in Tabulas centum elementares, aeri inciſas, a Danielo Chodowieco exceptis XVIII, delineatis, rationem continens juventutis doctrinarum et ling. ſcientia ſimul facile et jucunde imbuendae, in latinam linguam converſus, Tom. II. 8. maj. 12 Gr.

Alle Bände 1 Thlr. 12 Gr.

Begebenheiten, die, auf der Jagd, oder über die Unſchuld hält die ewige Vorſicht, eine heroiſche Oper in 3 Aufzügen, vom Verfaſſer des Cornets, 8. 8 Gr.

Meyers, Conr. Bernh., Transparentſpiegel oder Beſchreibung eines neuen ſehr einfachen und nützlichen Inſtruments für Zeichner, Kupferſtecher, Botaniker und verſchiedne Profeſſioniſten, mit 1 Kupfertafel. 2te Aufl. gr. 8. Aurich. 3 Gr.

Reiſen, ſüdliche, 1r Band, gr. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Stübner, Joh. Chriſt., Denkwürdigkeiten des Fürſtenthums Blankenburg und des demſelben incorporirten Stiftsamts Walkenried, 1r Theil. 8. 1 Thlr.

Michaelis-Meſſe 1789.

Anfangsgründe zur Reitkunſt, um ſich mit den höchſt nöthigen Stücken derſelben bekannt zu machen, 8. 2 Gr.

Londner Apothekerbuch nach der neueſten Originalausgabe, überſetzt und mit einigen Zuſätzen und Anmerkungen herausgegeben, von D. Chr. G. Eſchenbach, 8. 16 Gr

Bechſtein, J. M., gemeinnützige Naturgeſchichte Deutſchlands, nach allen drey Reichen. Ein Handbuch zur deutlichern und vollſtändigern Selbſtbelehrung, beſonders für Forſtmänner, Jugendlehrer und Oekonomen, gr. 8. 2 Thlr. 20 Gr.

Buße, Fr. Gottl. erſte Geometrie für Kinder, 8.

Briefe eines amerikaniſchen Landmanns an den Ritter W. S. vom Jahr 1770 — 1781, aus dem Engliſchen ins Franzöſiſche von ***, und jetzt aus dem Franz. überſetzt und mit einigen

gen Anm. begleitet, von J. A. E. Götze, 3r Band, 8. 1 Thl. 4 Gr.
Alle drey Bände 3 Thlr. 12 Gr.

Chriſtiani, Wilh. C. Geſchichte der neueſten Weltbegebenheiten von dem Achner Frieden 1748 bis auf gegenwärtige Zeit, 2r Band, gr. 8.
Der 1e und 2e Band.

Ewalds, J. C. Predigten auf alle Sonn- und Feiertage des Jahrs, zwei Bände, gr. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Fiſchers, C. T. Abhandlung von der ſummariſchen Vernehmung im peinlichen Proceß, 8. 5 Gr.

Fiſcheri, I. L. hiſtoria taeniae hydati genae in plexa choroideo inventae accedunt nonnullae alius argumenti de vermibus inteſtinalibus obſervationes, cum tabula aenea 8. maj. 6 Gr.

Flemmings Geſchichte, ein Denkmahl des Glaubens an Gott und Unſterblichkeit, 1r Theil, 8.

Freeſe, J. C., über die Wehne od. Torfgräbereyen, m. K. gr. 8. 16 Gr.

Franks, Joh. Phil., Syſtem der landwirthſchaftl. Polizey, beſonders in Hinſicht auf Teutſchland nach den beſten Verordnungen, Vorſchlägen und Anſtalten, 1r Th. gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Geſchichte der Römer zur Erklärung ihrer claßiſchen Schriftſteller, 2r Theil, 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Henke, H. Ph. C. Auswahl bibliſcher Erzählungen für die erſte Jugend, 2te Auflage, 8. 4 Gr.

Eben deſſelben Geſchichte der jüdiſchen und chriſtlichen Religion für den erſten Unterricht, 2te Auflage, 8. 6 Gr.

Lehrbuch der Religion nach Grundſätzen der Vernunft und des Chriſtenthums, hauptſächlich zum Unterricht und der Schulclaſſen entworfen, gr. 8.

Ludwigii, Chr. Lud., delectus opuſculorum ad ſcientiam naturalem ſpectantium, 8. maj. 14 Gr.

Allgemeines Magazin für Prediger nach den Bedürfniſſen unſerer Zeit, herausgegeben von Hrn. J. S. G. Beyer, des 1ſten Jahrgangs 1s — 6s St. mit den Bildniſſen der Herren Jeruſalem, Spalding, Teller, Döderlein, Leß u. Seiler, gr. 8. 1 Thl. 12 Gr.

Deutſches gemeinnütziges Magazin, herausgegeben vom Hrn. Prof. Eggers in Coppenhagen des 2n Jahrg. 3s Quart. gr. 8. 20 Gr.
Der 1ſte Jahrgang 3 Thlr. 8 Gr.
Der 2te Jahrgang 3 Thlr. 8 Gr.

Lord Mahons Grundſätze der Electrizität, nach dem Engliſchen überſetzt und mit Anmerkungen begleitet, von J. F. Seeger, mit Kupfern, gr. 8. 20 Gr.

De Marées, S. C. F., ein paar Worte dem oecumeniſchen Büchergericht zu Jena gewidmet, 8. 5 Gr.

De Murées, Abrah., Predigt u. Reden bey der Taufe einer jüdiſchen Familie zu Sandersleben im Anhalt-Deſſauiſchen, 8. 4 Gr.

Des

Des Herrn Abt Millot Univerſalhiſtorie alter, mittlerer u. neuerer Zeiten, aus dem Franz. 11r Theil, mit Zuſätzen, und nun auch mit einer Fortſetzung bis auf gegenwärtige Zeit, von W. E. Chriſtiani, gr. 8.

Müller, J. A., Verſuch einer vollſtändigen Geſchichte der Churſächſiſchen Fürſten- und Landſchule zu Meiſen, aus Urkunden und glaubwürdigen Nachrichten, 2r Band, gr. 8. 1 Thlr. 4 Gr.
Alle beyde Bände 2 Thlr. 4 Gr.

Mund, S. F. G., landwirthſchaftliches Magazin, des 1ſten Jahrgangs 4tes Quartal, mit 1 Kupfer, gr. 8. 10 Gr.
Alle 4 Quartale 1 Thlr. 16 Gr.

Münch, J. J. Wilh., Verſuch über die Gränzen der Aufklärung unter den Römern, gr. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Ouvrier, C. S. de vanitate idealiſmi praeſertim Kantiani, novoque demonſtrationis genere, quo Deum eſſe docetur, 8. 6 Gr.

Planks Geſchichte der Entſtehung, der Veränderung und der Bildung unſers proteſtantiſchen Lehrbegrifs vom Anfang der Reformation bis zu der Einführung der Concordienformel, 3ter Band, 2te Abtheil. gr. 8. 1 Thlr. 10 Gr.
Der 1e u. 2e Bd, ferner der 3te B. 1r, 2r Theil. 4 Thlr. 12 Gr.

Pleßings, Fr. W. L. Verſuche zur Aufklärung der Philoſophie des älteſten Alterthums, 2r Band, gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.
Alle beyde Bände 2 Thlr. 22 Gr.

Remonds, Joh., Verſuch einer Geſchichte des Judenthums, von Cyrus gänzlichem Untergang des jüd. Staats, 8. 8 Gr.

Salzmanns, C. G., Bote aus Thüringen, eine Wochenſchrift, für das J. 1789, 2s, 3s Quartal, 8. Jedes Quart. Präm. Pr. 4½ Gr.
Der 1ſte Jahrgang complet 18 Gr.

Salzmann, C. G., livre elementaire de morale, ouvrage, traduit de l'allemand, Tome IIcond. 8. 1 Thlr. —
Les deux Tomes. 2 Thlr. —

Schmahlings, L. Ch. Nachrichten aus dem Blumenreiche, eine Quartalſchrift, 6s und letztes Stück, gr. 8. 6 Gr.
Alle 6 Hefte 1 Thlr. 12 Gr.

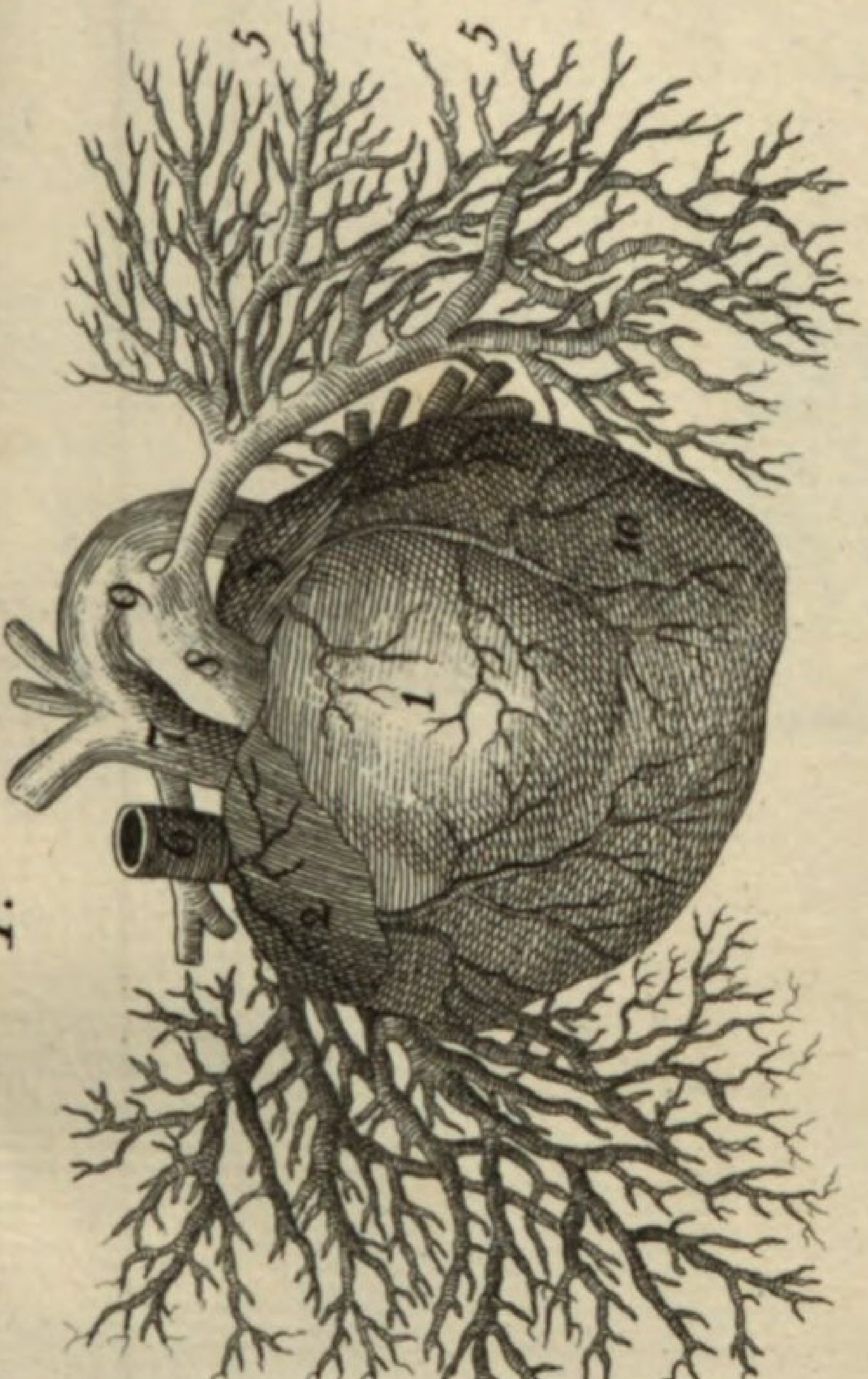
Schmiedlein, Gottfr. Bened. Inſektologiſche Terminologie, oder Grundbegriffe der Inſektenlehre, durch Beiſpiele und Beobachtungen nach dem Syſtem des Ritters von Linne' erläutert, mit Kupfern, 8. 20 Gr.

Verſuch über den Urſprung menſchlicher Seelen allen wahren Pſychologen u. Theologen freundſchaftlich gewidmet, 8. 5 Gr.

Beckers, R. Z., deutſche Zeitung für die Jugend, auf das Jahr 1789, 1s, 2s, 3s Quartal, 4. Jedes Quartal 12 Gr.

Annales litterarii cura Chr. Aug. Güntheri 1789. April — Jun. 8. 1 Thlr.

Tab. I.



1.

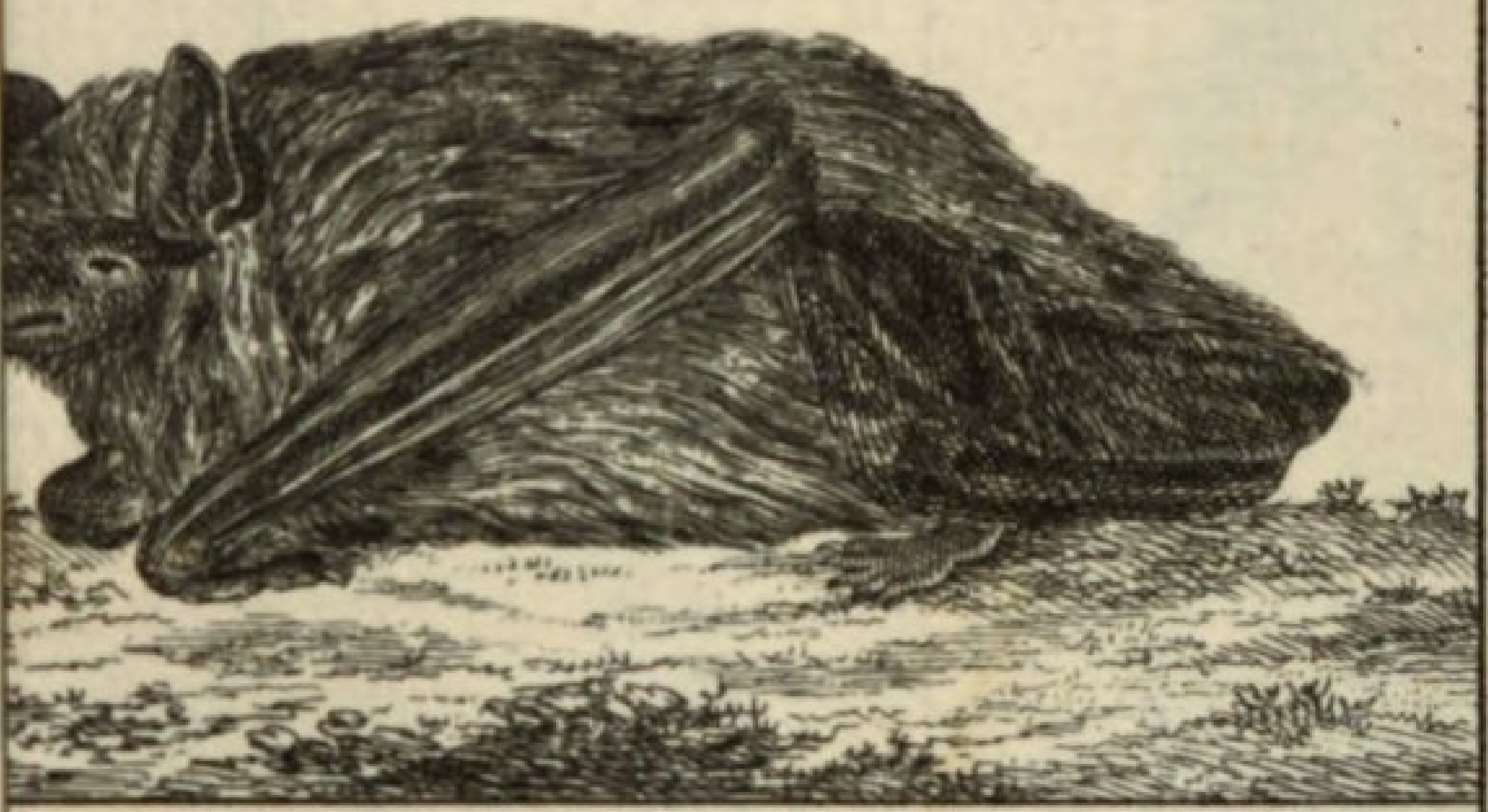
S. 72.

2.

1 2 3 Zoll.

Tab. II.

1.



Pag. 180.

2.

P. 181.

Capieux. ſculps. 1789.

Tab. III.

P. 22

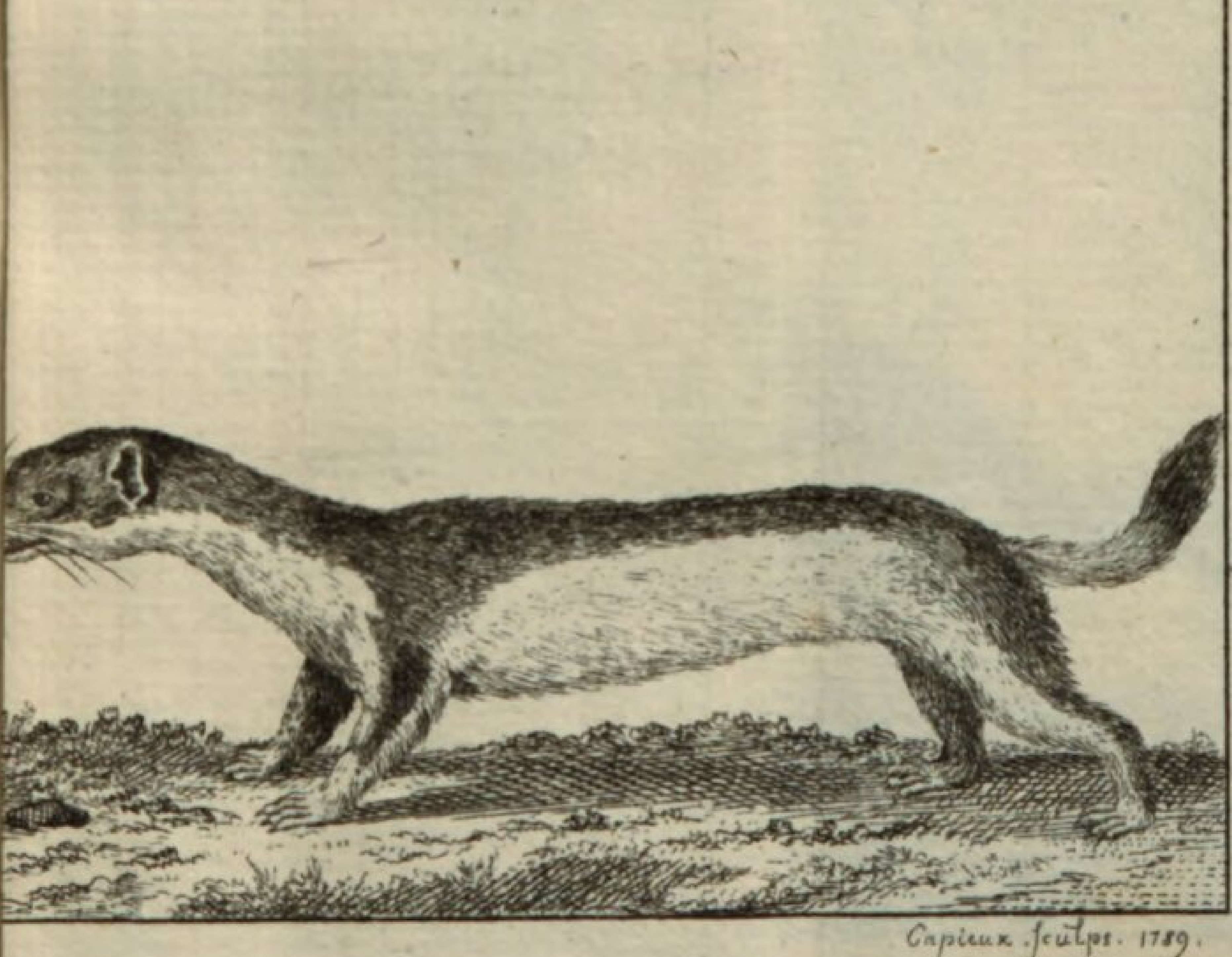
Tab. IV.

P. 267.

Tab. V.

S. 30…

Tab. VI.



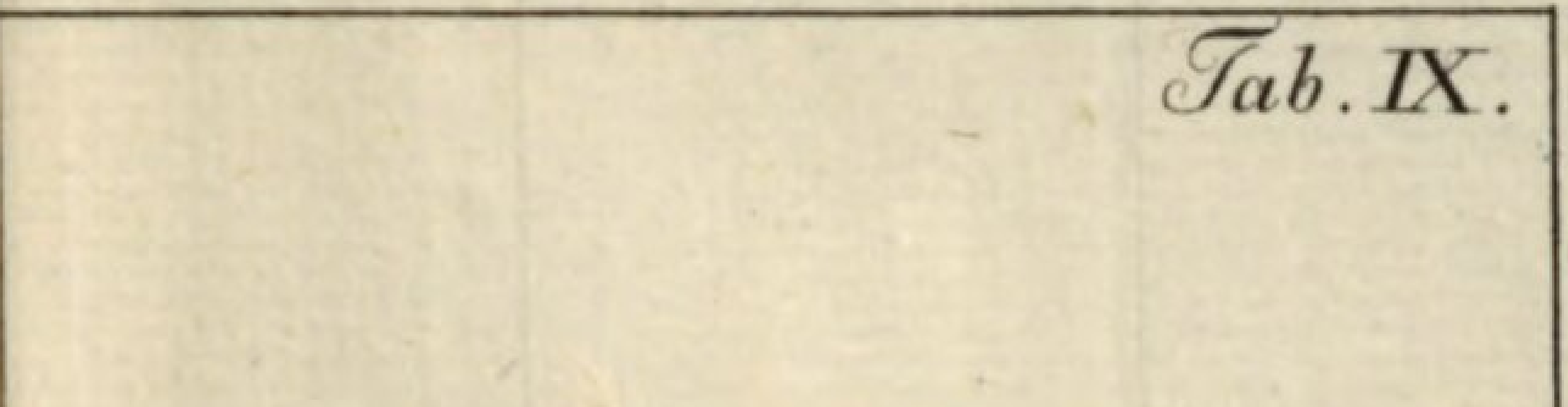
S. 305

Capieux sculps. 1789.

Tab. VII.

Tab. VIII.

Tab. IX.



S. 394.

Tab. X.

S. 436.

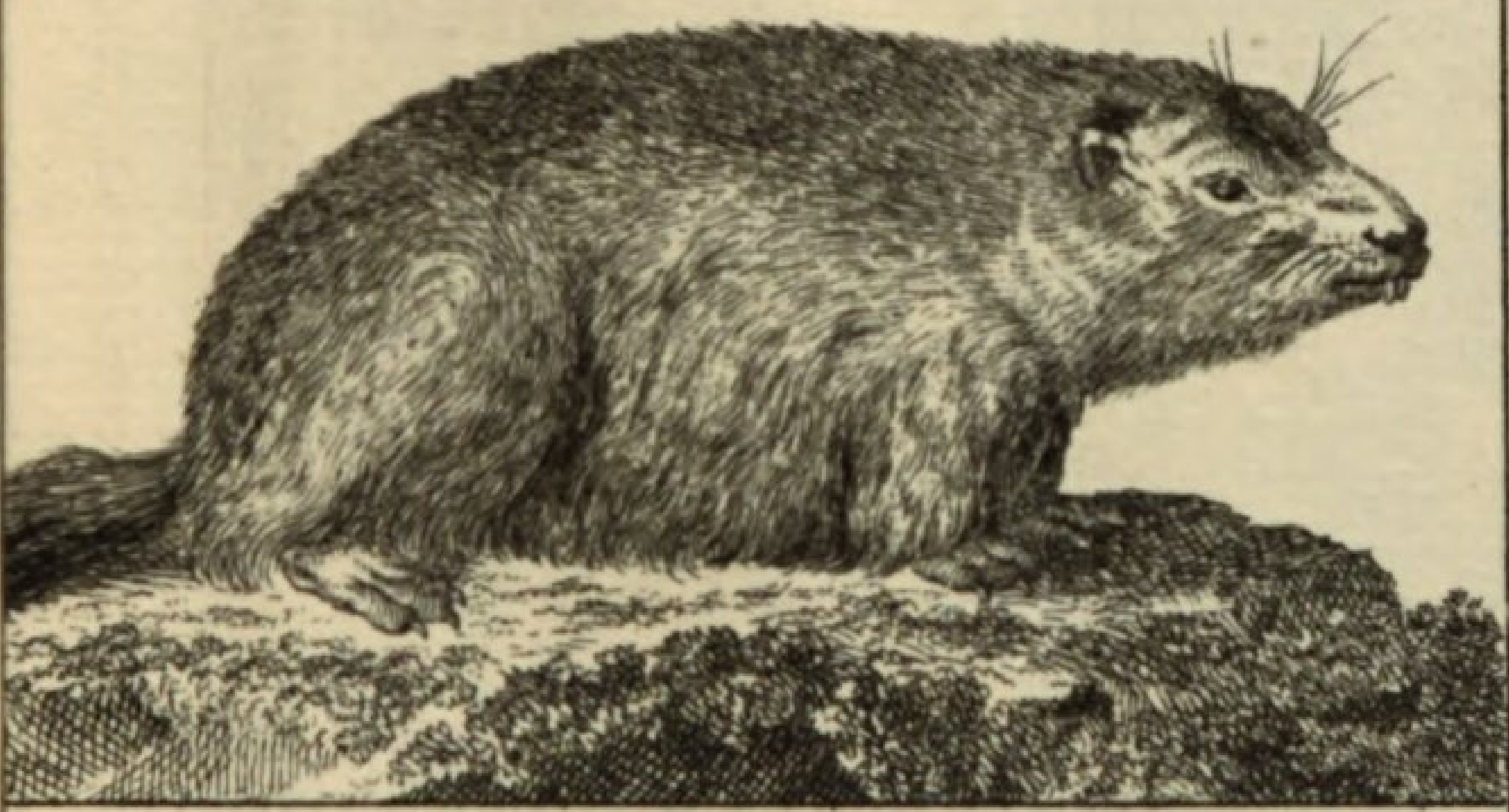
Capieux ſculpſ. 1789.

2. *Tab.* X.

3.

Tab. XI.

1.



p. 490.

2.

p. 500.

Capieux ſculps. 1789.

1. Tab.XII.

S. 506

2.

S. 509

3.

Tab. XII.

Tab XIII.

Capieux. ſculps. 1789.

XIII. b.

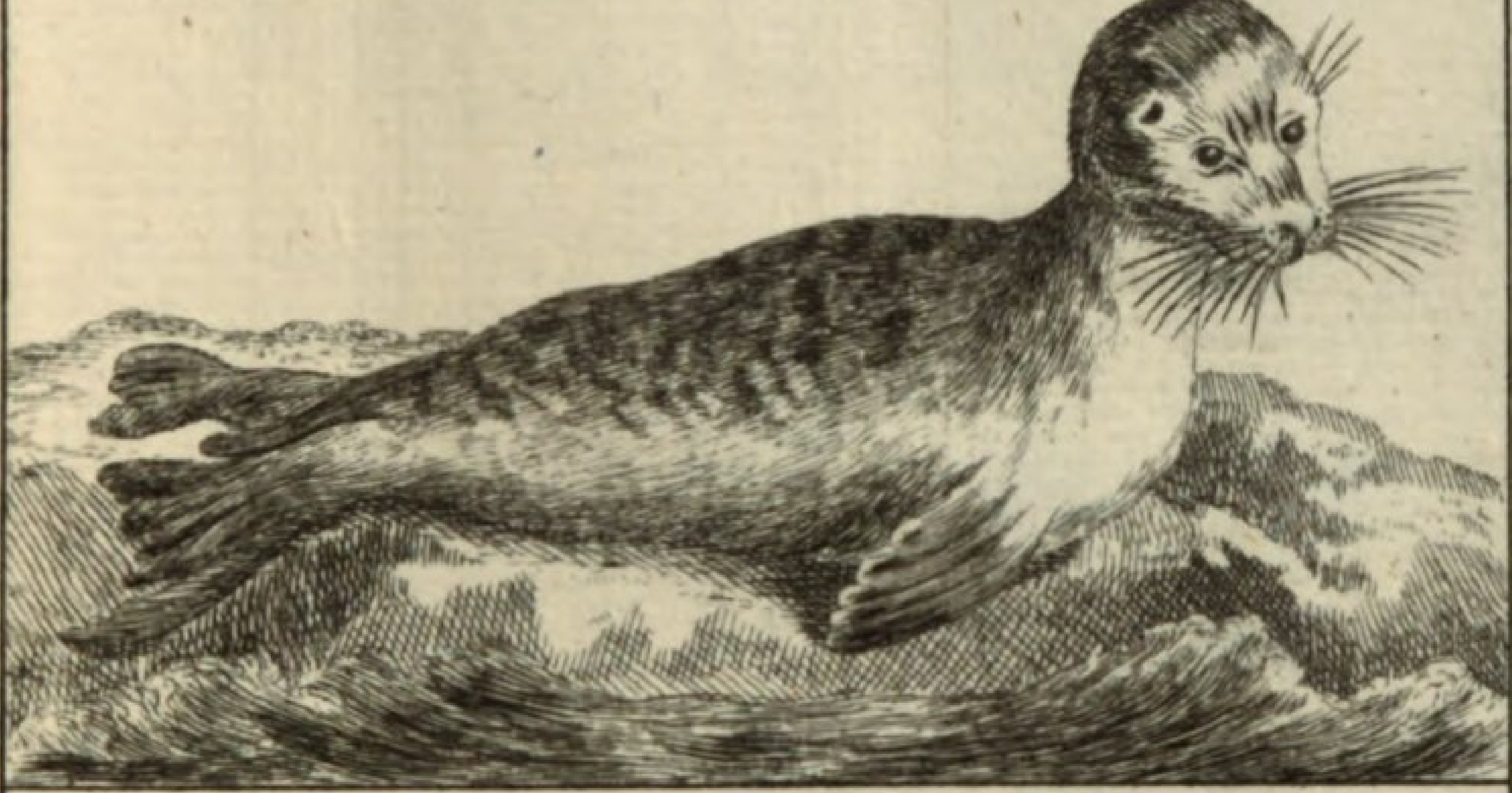
1.

2.

Capieux ſculpt. 1789.

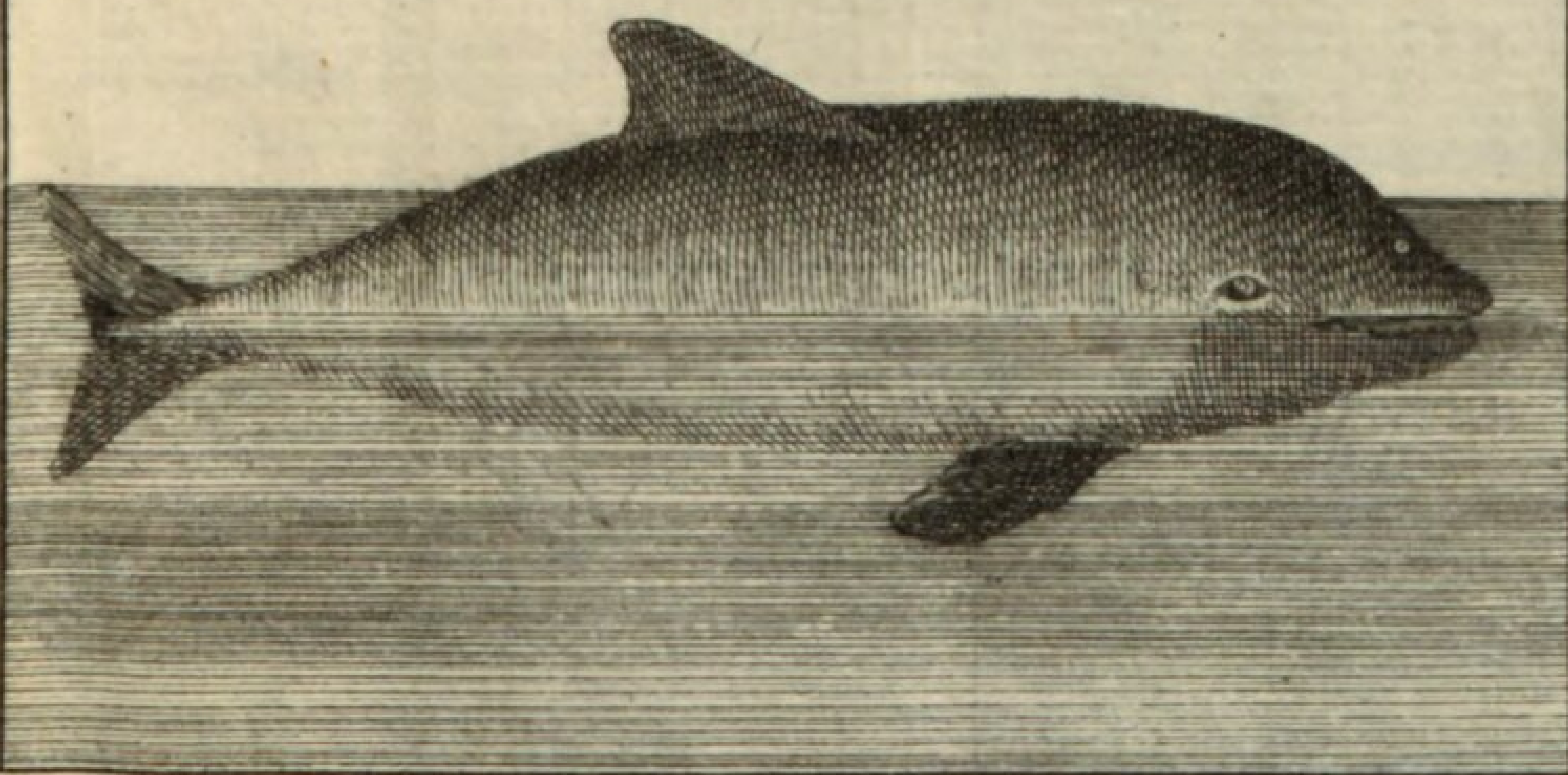
Tab XIII. c

1.

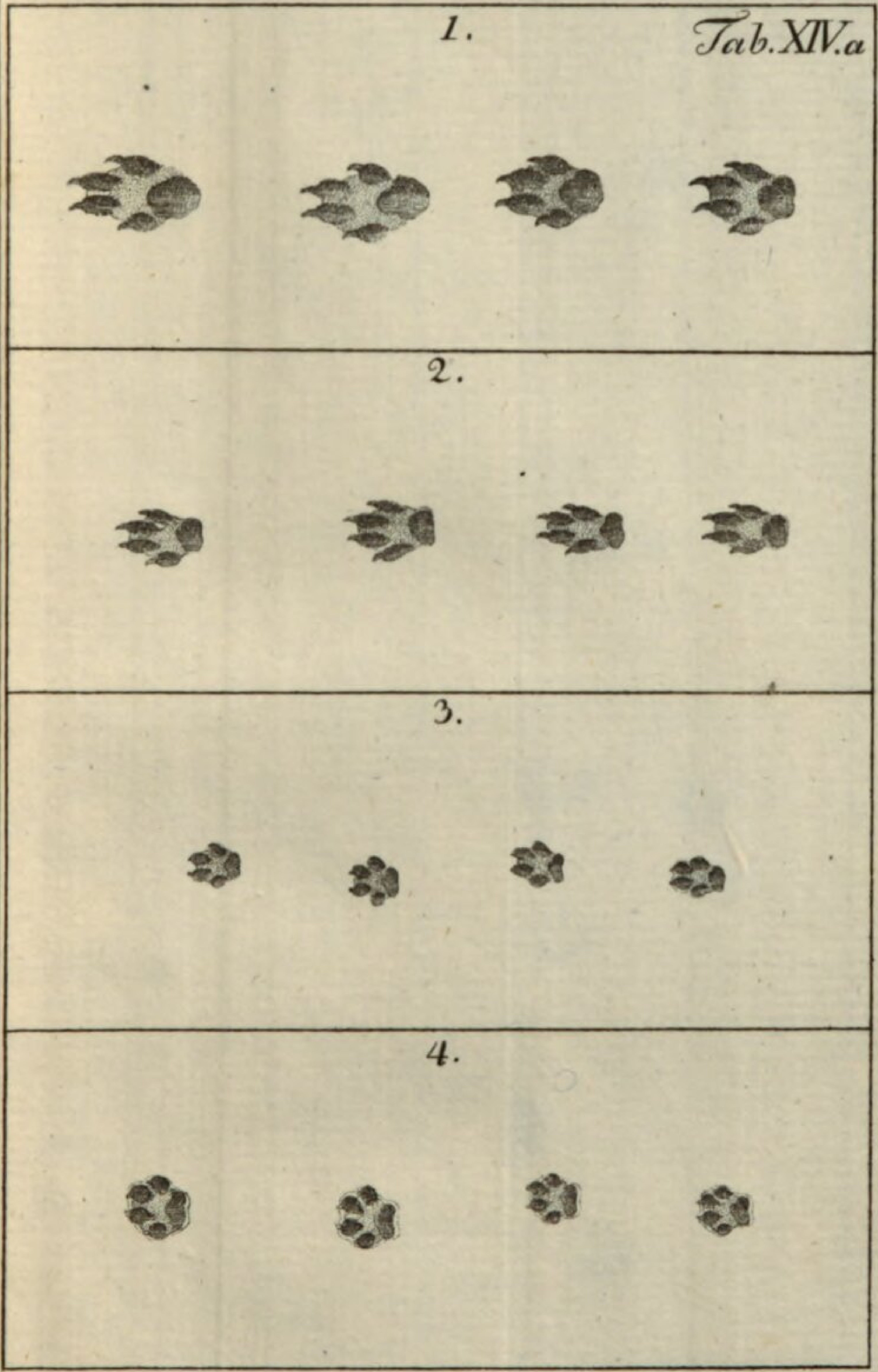


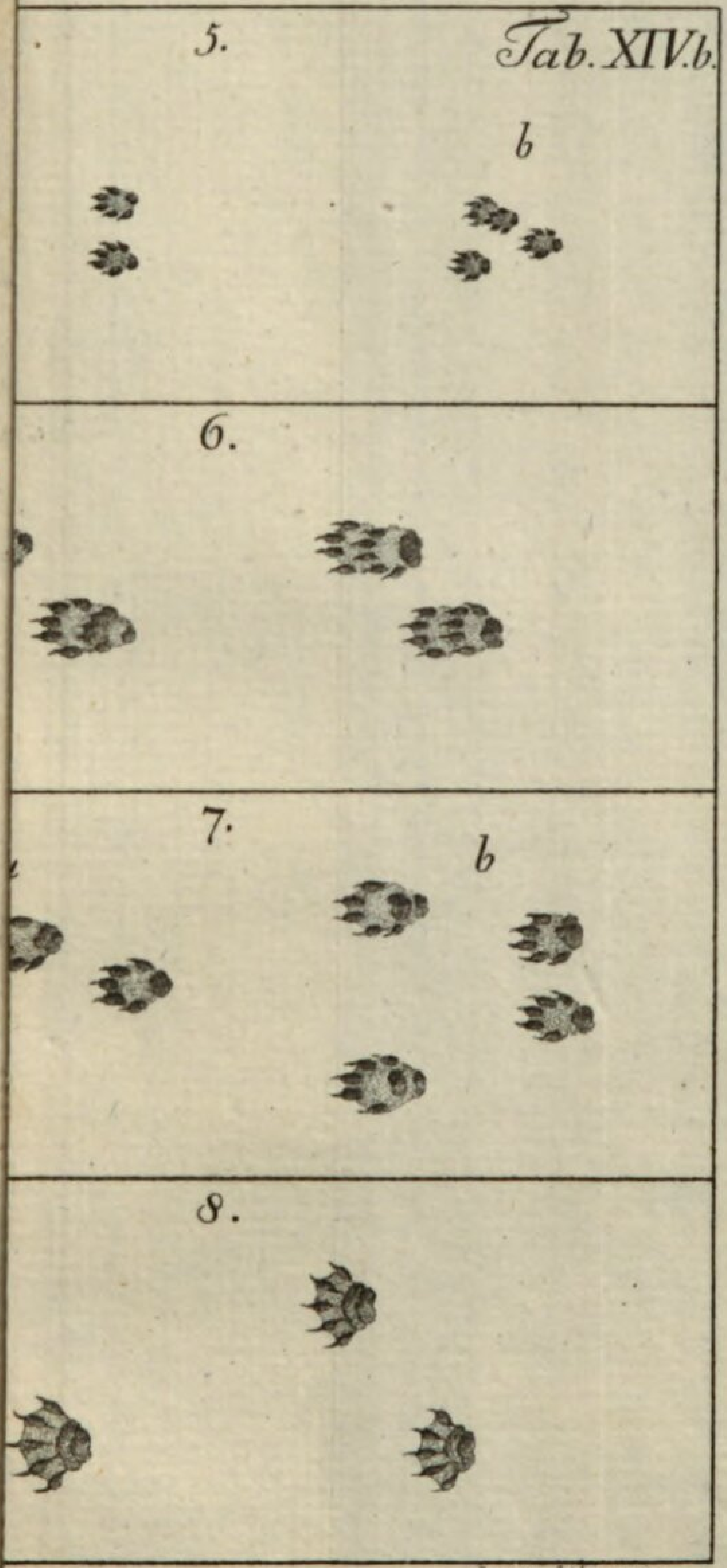
S. 40

2.

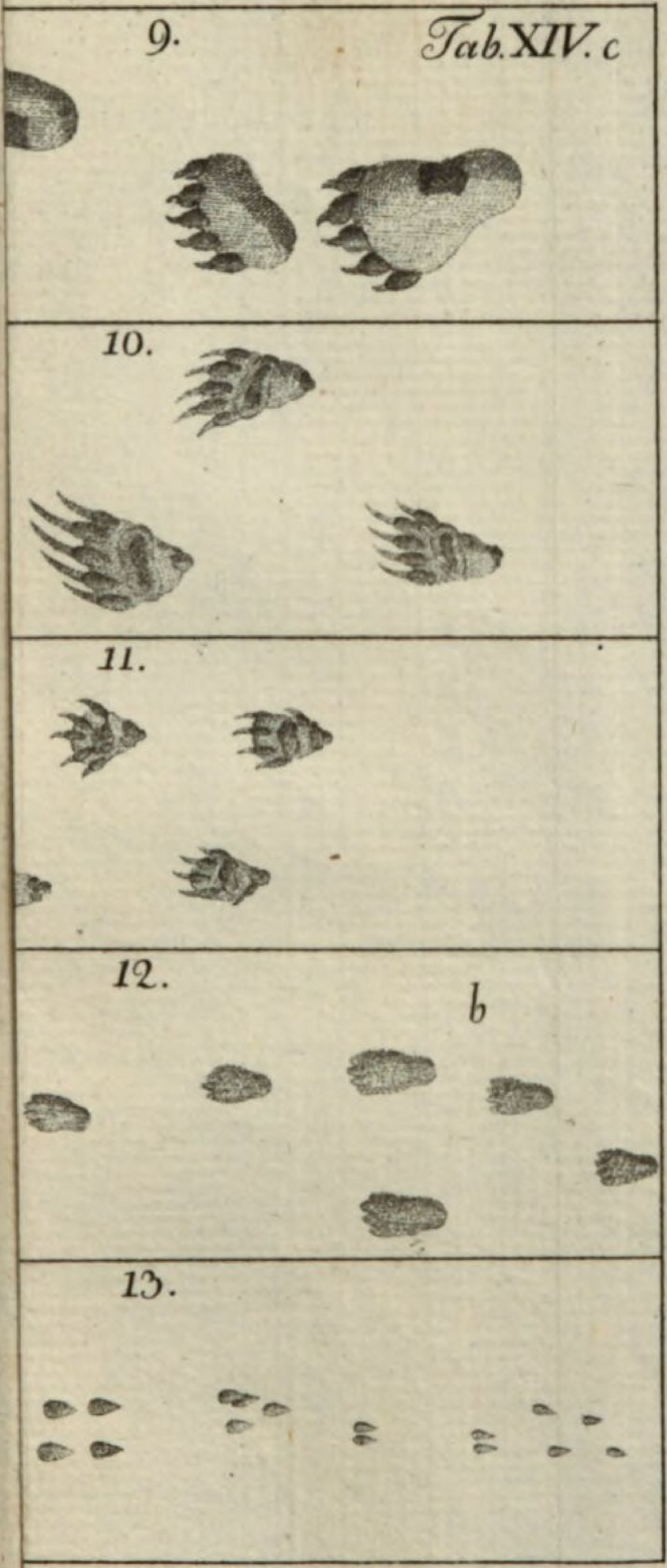


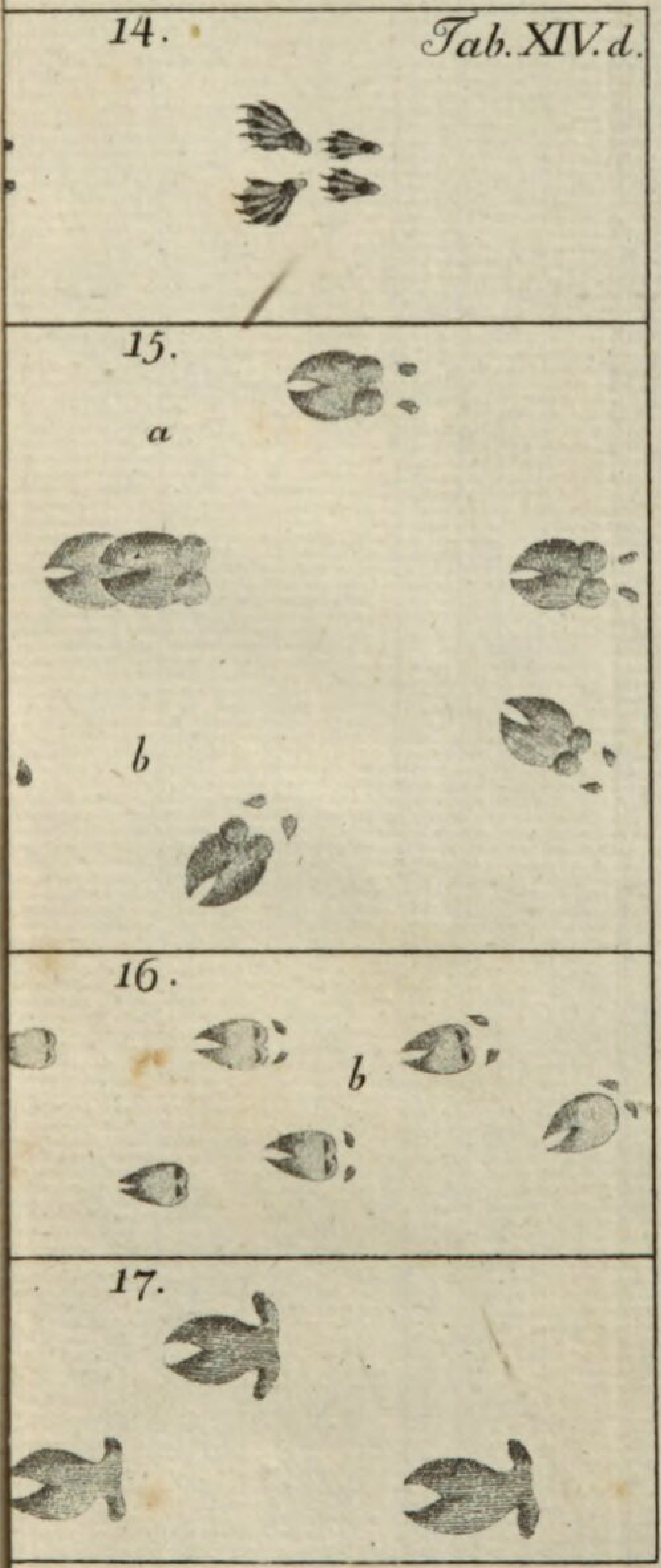
S. 78


Tab. XIV. a
1.
2.
3.
4.



Capieux sculps. 1789.


Tab.XIV.c
9.
10.
11.
12.
b
13.



Capieux. ſculps. 1789.

EIGENTHUM DES COLLEGIUMS ST. ANNA
IN
AUGSBURG

8° Nat.
Bechstein
Bd. 1,

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bechstein, Johann Matthäus,

Gemeinnützige Naturgeschichte Deutschlands nach allen drey Reichen ein Handbuch zur deutlichern und vollständigern Selbstbelehrung besonders für Forstmänner, Jugendlehrer und Oekonomen
Bd.: 1

Leipzig 1789

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Nat 60 -1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11271822-5